

Zur Geschichte

des

Reformations-Zeitalters.

Umrisse und Ausführungen

von

Dr. Georg Weber.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1874.

Vorrede.

Als ich bei der Ausarbeitung des zehnten und elften Bandes meiner „Allgemeinen Weltgeschichte für die gebildeten Stände" meine Collectaneen durchmusterte, die ich vor Jahren über die Reformationszeit angelegt, kamen mir einige Aufsätze in die Hand, welche ich während der Studien zu meiner „Geschichte der Reformation in Großbritannien" Leipzig 1845 und 1853 als Vorarbeiten zu diesem Werke in verschiedenen periodischen Schriften veröffentlicht hatte. Obwohl seitdem drei Jahrzehnte dahingegangen sind, fand ich doch, daß sie geeignet seien auch noch heut zu Tage, und vielleicht in höherem Grade als damals, einiges Interesse zu erregen, zumal da sie, aus der Fülle des einheimischen Quellenmaterials und persönlicher unmittelbaren Eindrücke herausgewachsen, den Charakter einer gewissen Ursprünglichkeit an sich tragen. Sie handeln von Charakteren und Zeitideen, die niemals veralten, die, wenn auch verändert in äußerer Gestalt und Erscheinung immer wieder lebendig in die Menschenwelt, in die Welt der Gegensätze, des Ringens und Haders von Neuem einkehren. Das Reformationszeitalter theilt mit dem Alterthume die Eigenschaft und den Vorzug, daß sie auch den späteren Geschlechtern stets jugendlich und interessant erscheinen; denn wie dort die Gesetze der Kunst erschaffen wurden und das Reich erschlossen, „wo die schönen Formen wohnen"; so suchte man vor drei Jahrhunderten das Problem zu lösen, auf welchem Wege die

Menschheit zu der Welt der Wahrheit und der himmlischen Seligkeit gelangen möge. In beiden Zeitaltern war das Trachten und Streben vorzugsweise den idealen Gütern zugekehrt, und diese bleiben immer gleich neu und nur in so weit näher oder ferner gerückt, als das irdische Streben mehr diesen ewigen Ideen oder mehr der Zeitlichkeit zugewendet ist. Alle die hohen Fragen, welche heute unser Leben durchdringen und bewegen, die Gemüther erregen und spalten, finden im Reformationsjahrhundert ihren Widerschein, ihre verwandten Anklänge.

Wenn die älteren Aufsätze, welche wir in der zweiten Abtheilung zum Wiederabdruck bringen, in fremdländischem Boden wurzeln, obschon von gleichartiger Natur und Beschaffenheit; so führt die erste Abtheilung uns in die heimische Vergangenheit, zu bekannteren Gestalten, in die große ereignißvolle Periode unserer eigenen vaterländischen Geschichte. Nach Beendigung des zehnten Bandes der „Allgemeinen Weltgeschichte" erwachte in mir der Wunsch, einzelne Parthien, die dort nach dem Charakter des Buches zerstreut und mit Unterbrechungen, theilweise auch nur in Umrissen dargestellt werden konnten, in einem andern Zusammenhang, von andern Seiten, in größerer Ausführung zu behandeln. Für denselben Leserkreis, die gebildeten Stände, wie das größere Werk bestimmt, wurden auch hier mehr der allgemeine geschichtliche Gang und die Ergebnisse und Errungenschaften der Arbeiten und Anstrengungen ins Auge gefaßt, als das Detail des geschichtlichen Lebens. Es sollte klar gemacht werden, wie viele gährende Elemente, wie viele Kräfte der Action und des Widerstreites in Wirksamkeit gesetzt wurden und überwunden oder ausgeglichen werden mußten, ehe für die deutsche Nation eine Lebensgemeinschaft gefunden, die Grundlagen des modernen Culturstaats gelegt werden konnten. Zwar haben auch in der Folge noch dieselben Elemente und Kräfte fortgewirkt, und noch oft genug ist der Versuch gemacht worden, das mühsam und schwer Errungene wieder umzustürzen, durch schonungslose Reactionen zu den alten Formen, Institutionen und Vorstellungskreisen zurückzukehren,

aber schließlich scheiterten doch alle retrograden Bemühungen, alle die dunkeln Gewalten des Rückschritts an den Realitäten des Lebens, an der siegenden Macht der Vernunft und des Lichts, an der Nothwendigkeit der Verständigung und Verträglichkeit auf dem gemeinsamen Boden gegenseitiger Rechte und Pflichten. In dem geschichtlichen Zeitraum, den die folgenden Blätter in den wichtigsten Momenten vorführen, ist unter Kämpfen und Wehen der Rechtsstaat geboren worden, dessen Ausbau seitdem das Ziel alles Ringens und Mühens der europäischen Menschheit geworden ist; und wenn auch jedes Geschlecht das Erbtheil der Väter immer wieder von Neuem erringen muß: die Arena, auf welcher die geistigen Kämpfe ausgefochten werden müssen, ist in der Reformationszeit abgesteckt worden, ein anderes Schlachtfeld kann nicht mehr gewählt werden. Es ist oft gezweifelt worden, ob die Geschichte der Vergangenheit den Nachgebornen zur Lehrmeisterin dienen könne, da jedes Zeitalter seine eigene Aufgabe zu lösen habe, im Reiche des Geistigen und Idealen kein Erbrecht bestehe; allein so wahr es bleibt, daß jede Generation nur das als ihr Eigenthum betrachten darf, was sie mit eigener Arbeit und Anstrengung erworben hat, so wenig sinkt der gewonnene Schatz wieder in unsichtbare Tiefen hinab. Er muß nur immer wieder von Neuem gehöben, vermehrt, durch Läuterung werthvoller gemacht werden.

Die geschichtlichen Erscheinungen, welche die folgenden Blätter in Umrissen und Ausführungen darbieten, stehen nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit einander; nicht allein, daß sie in zwei Hauptgruppen zerfallen; die Arbeiten über die englische und schottische Reformationszeit umfassen einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren; aber eben so wenig dürfen sie als einzelne lose Bausteine betrachtet werden, die erst durch die Hand eines Künstlers zusammengefügt werden müßten. Sie sind vielmehr anzusehen wie die farbigen Steine eines Mosaik, wovon jedes Theilchen ein Ganzes für sich bildet, wenn gleich der Hauptwerth aller Glieder erst in der Gesammtform hervortritt. Alle dienen einem und demselben Zweck:

sie zeigen den Menschen im würdigen und edlen Kampfe der Freiheit gegen Zwingherrschaft und Gewalt.

In welchen Zeitschriften die Abhandlungen der zweiten Abtheilung zum ersten Male im Druck erschienen sind, wird bei jeder einzelnen besonders angegeben werden. Aber schon hier will ich nicht unterlassen, den Herren Verlagsbuchhändlern F. A. Brockhaus in Leipzig, Ernst Mohr in Heidelberg, Fr. Andr. Perthes in Gotha und Veit und Comp. in Leipzig meinen innigsten Dank auszusprechen für die freundliche und großmüthige Weise, in der sie mir den Wiederabdruck der in ihrem Verlage erschienenen Abhandlungen der zweiten Abtheilung gestattet haben.

Heidelberg, um Ostern 1874.

Dr. Georg Weber.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Züge aus der deutschen Reformationszeit.

In drei Hauptstücken.

Zweite Abtheilung.

Zur Geschichte Englands und Schottlands während der Reformation und unter den Stuarts.

Erste Abtheilung.

Züge aus der deutschen Reformationszeit.

In drei Hauptstücken.

Erstes Hauptstück.

Lage und Zustände des Reichs bei dem Tode Kaiser Maximilians I. und dem Regierungsantritt Karls V.

Inhalt: Der Reichstag von Augsburg im Jahre 1518. Kaiser und Reich. Der schwäbische Bund. Ritterschaft und Söldnerei. Herzog Ulrich von Würtemberg. Die neue Kaiserwahl. Die Hildesheimer Stiftsfehde und Herzog Heinrich II. von Braunschweig. Deutsche Fürstenhäuser. Luther in Augsburg.

Es war im Spätsommer des Jahres 1518, daß Kaiser Maximilian zum letzten Male die Fürsten und Stände auf dem Reichstag von Augsburg um sich versammelte. Alles beeilte sich, der Einladung Folge zu leisten, theils um dem alten Herrn, der seit einem Vierteljahrhundert des Reichs gewaltet und in ganz Europa sich ein so bedeutendes Ansehen erworben hatte, ein Zeugniß der Ehrfurcht und Hingebung abzulegen, theils weil wichtige Anliegen ihrer Erledigung harrten und noch wichtigere in Aussicht standen. Nicht allein in Deutschland waren die Geister in tiefer Bewegung, in allen Ländern gab sich das Wehen einer neuen Zeit kund, traten Anzeichen zu Tage, daß die jüngeren Geschlechter die morschgewordenen Lebensformen und Einrichtungen der mittelalterigen Welt niederzuwerfen trachteten, um auf ihren Trümmern einen neuen Auferstehungsmorgen zu feiern.

Kaiser Maximilian war freilich nicht der rechte Mann, diese gährende Uebergangszeit zur fröhlichen Entwickelung zu führen; er hat

die Geisterstimme, die durch die Weltgeschichte ging, nicht verstanden, nicht zu würdigen vermocht. Er wird „der letzte Ritter“ genannt, und keine Bezeichnung könnte zutreffender für seinen Charakter sein. Er stand mit seiner ganzen Gedanken- und Empfindungswelt noch im Mittelalter. Neben den praktischen und realistischen Zwecken, die er mit dem gesammten Habsburger Geschlecht gemein hatte, geht ein romantischer Zug durch sein Leben. Seine glückliche Brautwerbung um die schöne Burgunderin, die den Grund zu der welthistorischen Größe des Hauses legte und die er selbst als ritterlicher Dichter und Minnesänger im „Theuerdank“ verherrlicht hat; seine Kämpfe und Kriegsfahrten in Italien, in Burgundien, auf deutscher und wälscher Erde, wo ihm an Tapferkeit und Muth, an Stärke und Gewandtheit Keiner voranstand; seine Unternehmungslust, die weit über seine Mittel und Kräfte ging und oft zu abenteuerlichen Wagnissen führte; das Gefallen an Jagd, an Turnieren, an rauschenden Festlichkeiten; die lebhafte Phantasie, die ohne Rücksicht auf Schwierigkeiten und Hindernisse ihn fernliegende Ziele verfolgen ließ, ihn zu einer planlosen Vielgeschäftigkeit trieb: Dies und Anderes weist auf die Sitten und Lebensgewohnheiten, auf die Gedanken- und Empfindungsweise des fahrenden Ritterthums vergangener Tage hin. Wie vielen Stoff zu romantischen Geschichten hat er als verwegener Waidmann auf den kühnen Bären- und Eberjagden in Tirol, in Oesterreich, im Ardennerwald gegeben! Mit welcher Theilnahme und Bewunderung erzählte man sich in den Kreisen der Landsknechte, wie er mitten im Kampfgewühl als tapferer Kriegsmann es mit mehreren Gegnern zugleich aufnahm, wie er in Noth und Gefahr stets ein treuer Waffengefährte war; und so oft auch die Soldknechte über das Ausbleiben der Löhnung murren mochten, sie folgten doch immer wieder dem Rufe des freundlichen leutseligen Herrn und freuten sich über sein ritterliches Wesen, über seine Kraft und Gewandtheit im Turnier wie in der Feldschlacht. Auch die Bürger der Reichsstädte, an deren Schützenfesten und Freudengelagen Maximilian so gerne Theil nahm, waren dem leutseligen Herrn von stattlicher Gestalt und gesundem kräftigen

Körper gewogen. Aber mit diesen persönlichen Vorzügen und Eigenschaften standen seine fürstlichen Talente nicht auf gleicher Höhe; als Feldherr, als Staatsmann und Regent glänzte er nicht in demselben Grade wie als Ritter: für die treibenden Ideen in Staat und Kirche, die um ihn sich regten, für die Interessen und Ziele des modernen Gesellschaftslebens, das sich unter seinen Augen zu entwickeln und zu gestalten begann, fehlte ihm das Verständniß.

Allerdings hatte das deutsche Reich während Maximilians Waltung bedeutende Ansätze zu einem staatlichen und gesellschaftlichen Organismus gemacht, so daß die anarchischen Zustände, die bei seinem Antritt in erschreckender Weise zu Tage getreten, bei seinem Hingang wenn auch nicht gänzlich gehoben, doch im Verschwinden waren. Allein diese Institutionen waren mehr das Werk patriotischer Männer, unter denen Berthold von Henneberg, Erzbischof von Mainz, vor Allen hervorragte, als des Kaisers selbst, der nur zögernd und mit innerem Widerstreben auf die von der Nation so laut geforderten Reformen einging und nie seine Abneigung dagegen verwinden konnte. Es war ihm wohl recht, daß dem unerträglichen Faust- und Fehdeleben nachdrücklich entgegengetreten wurde, daß in Süddeutschland Fürsten und Bischöfe, Ritter und Reichsstädte zu dem „Schwäbischen Bund" zusammentraten, um durch gemeinsame Anstrengungen den Landfrieden in ihren Territorien zu erhalten, und daß nach dem Vorbilde dieses schwäbischen Bundes die Aufrichtung des Landfriedens durch ein Reichsgesetz für das gesammte Deutschland geboten und allem Faustrecht, aller bewaffneten Selbsthülfe Einzelner, allem Fehdewesen durch ernste Strafbestimmungen gewehrt ward; dagegen waren die übrigen Reformen, die auf eine Stärkung der Reichsgewalt neben dem Kaiser hinzielten, ihm sehr zuwider: erst nach zehnjährigen parlamentarischen Kämpfen am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wurde eine Form gefunden, wonach bei der Handhabung des öffentlichen Lebens die organische Verbindung des monarchischen Hauptes und der in gesetzlichen Rechtssphären sich bewegenden Einzelglieder zu einem gemeinsamen Staatskörper und ein geordnetes Zusammen-

wirken aller Kräfte gesichert und gewahrt werden möchte. Dem von den sieben Kurfürsten gewählten römischen Kaiser deutscher Nation trat ein „Reichsregiment“, ein Collegium von zwanzig Räthen, als permanenter Ausschuß des Reichstages zur Seite, in welchem der Kaiser selbst oder ein von ihm ernannter Stellvertreter den Vorsitz führen und stets einer der Kurfürsten persönlich zugegen sein sollte. War schon dieser Reichsrath eine große Schranke des kaiserlichen Herrscheramtes, da dessen Zustimmung und Mitwirkung bei allen Regierungshandlungen gefordert ward; so erfuhr die oberrichterliche Gewalt des Kaisers eine nicht minder tiefgreifende Beschränkung durch die Aufstellung eines selbständigen gerichtlichen Tribunals, des „Reichskammergerichts“, worin neben einem vom Kaiser ernannten Kammerrichter sechzehn von den Reichsständen bestellte Beisitzer, zur Hälfte ritterbürtiger Abkunft, zur Hälfte Doctoren des Rechts, die oberste Justiz handhaben sollten. Aus Verdruß über die Verkürzung seiner richterlichen Autorität entzog Maximilian die österreichischen Erblande der Competenz des neuen Reichsgerichtshofes, der seinen Sitz zuerst in Frankfurt, dann in Speier und endlich in Wetzlar aufschlug, und unterwarf sie der Gerichtsbarkeit des Reichshofraths in Wien, eine unglückliche Einrichtung, da bei der unsicheren Grenzlinie beider Geschäftskreise dadurch die Pforte zu einer schädlichen Doppeljustiz geöffnet ward.

Doch hatte die Reichsreform im Wendepunkt der beiden Jahrhunderte auch günstige Seiten für den Kaiser. Wurden seine Hoheitsrechte in Beziehung auf Regiment und Gerichtsbarkeit eingeschränkt, so erlangte er dagegen durch eine neue Kriegs- und Steuerordnung eine festere Basis für seine Macht und kriegsherrliche Autorität. Durch den „gemeinen Pfennig“, zu dem sich die Stände nach langem Sträuben verstanden, wurde eine sichere Reichssteuer und ein festes Einkommen für Reichszwecke begründet und durch die Einführung einer Reichswehr mittelst Matricularanschlag eine Militärmacht geschaffen, welche rasch aufgeboten und zu kriegerischen Actionen verwendet werden konnte.

Mit größerem Wohlgefallen als auf die Reichsreformen blickte Kaiser Maximilian auf den schwäbischen Bund. Nicht nur, daß derselbe durch eigene Mittel und Kräfte den Landfrieden in einem großen Theil des Reichs energisch handhabte; er diente auch vielfach den Habsburgischen Zwecken und Interessen. Im J. 1488 zu Eßlingen gegründet, von Zeit zu Zeit verlängert und durch neue Mitglieder verstärkt, bildete die föderative Einung ein staatliches Ganze mit eigener Bundesverfassung und Bundesrath, eigenem Gerichtswesen, eigener Heerorganisation unter einem obersten Feldhauptmann, eigenen Vollziehungsbeamten. Mittelpunkt und Sitz seiner politischen und gerichtlichen Thätigkeit war dasselbe Augsburg, wo gerade jetzt der Reichstag versammelt war. Wenn auch vielfach gespalten und durch Sonderzwecke gelähmt, hat der schwäbische Bund, der über dreißig Glieder aus dem Fürsten- und Prälatenstand, aus der Ritterschaft und den Reichsstädten zählte, fast ein halbes Jahrhundert lang mächtig in die Geschicke des deutschen Reichs eingegriffen, Gesetz und Recht gegen alle Störer der Ordnung kräftig behauptet und in manchen Fällen das schwache Reichsregiment unterstützt oder ersetzt. Mit der Zeit machte sich freilich eine Eifersucht unter einzelnen Gliedern bemerkbar, indem die fürstlichen Häupter es widerwillig ertrugen, daß im Bundesrathe ihre Stimmen nicht mehr gelten sollten, als die der Reichsstädte; aber in den Tagen der Noth, der Rechtsunsicherheit, des Friedensbruches standen die Theilnehmer fest zusammen zur Abwehr aller feindlichen Angriffe und alles gesetzwidrigen Gebahrens.

Es war hohe Zeit, daß man Anstalten traf, dem Wegelagern und Fehdeleben mit Ernst Einhalt zu thun; denn was halfen alle Gesetze und Friedensgebote, wenn ihnen nicht eine starke Executivgewalt Nachdruck verlieh? Die Unsitte des deutschen Adels, alle wirklichen oder vermeintlichen Beleidigungen mit den Waffen zu rächen, der wilden Leidenschaft durch rohe Gewaltthat Luft zu machen, die Ueberfülle der physischen Kraft in der ungezügelten Kampfluft zu befriedigen, trat in der Uebergangsperiode zur Neuzeit noch häufig und verletzend genug zu Tage. Ueber das ganze weite Reich zerstreut lebte auf befestigten

Burgen und Edelsitzen eine zahlreiche Ritterschaft, theils unmittelbar unter kaiserlicher Reichshoheit, theils als Vasallen weltlicher und geistlicher Landesfürsten, welche sich nur mit Widerstreben an ein friedfertiges Leben gewöhnte und stets bereit war, die Schranken gesetzlicher Ordnung mit den Waffen zu durchbrechen, die Selbsthülfe an die Stelle des Staatsschutzes zu stellen. In früheren Jahrhunderten, da es noch wenige Städte gab, trug das ritterliche Burgenleben einen gehobeneren Charakter an sich, wurden noch ideale Güter gepflegt, herrschte noch mitunter auf den grundherrlichen Schlössern eine feinere Geselligkeit, eine edlere Unterhaltung und Beschäftigung; seitdem aber die Reichs- und größeren Landstädte eine höhere Bedeutung gewonnen hatten, durch Handel und Gewerbthätigkeit zu Wohlstand und Reichthum gelangt waren, zog sich das geistige Leben mehr in die bürgerlichen Kreise, wurden die städtischen Gemeinwesen die Sitze der Kunst, der Wissenschaft, edlerer Genüsse und Gesellschaftsformen. Gar manche vom Adel schlugen ihre Wohnsitze in den Städten auf, erwarben das Bürgerrecht und nahmen in den Reihen der „Patriziergeschlechter" Theil an dem Regimente und an den Ehrenämtern. Andere traten in fürstliche Hofdienste. Aber die Mehrzahl setzte das ungebundene Burgleben fort, das jedoch außer der Freiheit wenig Reize darbot. Ohne allen Zwang und Selbstbeherrschung sich den rauhen Sitten und Gewohnheiten der Vorfahren hingebend, verbrachten die Herren der Ritterschaft ihr Leben mit Waffen- und Streithändeln, mit Jagden und Gelagen, mit Reiten, Fechten und Schützenfesten und wurden dadurch den Interessen der Zeit, den Fragen des öffentlichen Lebens, den Fortschritten der Cultur und geistigen Thätigkeit mehr und mehr entrückt. Während die Güter und Schätze des Auslandes in die Städte einwanderten, bürgerliche Wohnhäuser gleich Palästen aufgeführt und mit Gegenständen der Kunst und des Luxus geschmückt wurden, während das gesellige Dasein sich immer eleganter und genußreicher gestaltete; verflossen auf den Burgen und abgelegenen Waldschlössern die Tage in langweiliger Einförmigkeit und nicht selten unter dem Druck der Dürftigkeit. Wohl gab es Gelegenheiten genug zu ehren-

vollem Waffendienst: an der Ostgrenze des Reichs tobte der Türk in grausamer Wuth und drohte der Christenheit Tod und Verderben; nicht blos in Siebenbürgen, in Ungarn, in den Ländern der unteren Donau hatte er mit dem Schwerte seine Herrschaft begründet, bis in die österreichischen Alpenländer streiften die raschen Janitscharen und bald nach Maximilians Hingang erblickte man den Halbmond unter den Mauern von Wien. Auch in der apenninischen Halbinsel war ein reiches Feld für tapfere Kriegsmänner. Nun soll nicht gesagt werden, daß nicht die deutschen Burgherren und Burgmannen diese Gelegenheiten zu kühnen Waffenthaten im ehrlichen Kampfe rechtschaffen benutzt hätten; wie oft ertönte in den ungarischen Blachfeldern die Luft von deutschem Geschütz, von Rossegestampf und Schwerterklang; und die zahlreichen Schlachten in der lombardischen Ebene wurden großentheils von deutschen Landsknechten unter adeligen Feldhauptleuten entschieden; auch in Frankreichs Heerschaaren erblickte man häufig deutsche Fähnlein und Bannerherren. Denn das Nationalitätsgefühl war damals noch wenig entwickelt; ja es traf sich nicht selten, daß deutsche Landsleute in verschiedenen Heerlagern einander feindselig gegenüberstanden und blutig für eine fremde Sache stritten. Deutsche Landsknechte und schweizerische Hellebardiere waren in damaligen Kriegen unentbehrlich; die Werbetrommel übte auf die Alpensöhne und auf die kampflustige deutsche Jugend einen unwiderstehlichen Reiz. Unter den Eidgenossen war die Söldnerei, das „Reislaufen" in fremde Kriegsdienste ein einträgliches Gewerbe und gar mancher Stammherr, Dorfmagnat und Geschlechtshaupt empfing Jahrgelder, damit er den Werbungen Vorschub leiste. Bezog doch selbst Zwingli, der als Feldprediger die Soldknechte aus Glarus mehrmals über die Alpen begleitete, viele Jahre lang von dem Papst solche Jahrgelder, selbst als er schon im Großmünster zu Zürich als Reformator aufgetreten war. So fest und systematisch wie in der Schweiz war in Deutschland das Söldnerwesen nicht organisirt; doch fehlte es auch hier nicht an Gliedern des hohen und niedern Adels und der Ritterschaft, welche gegen namhafte Summen bald diesem, bald jenem Potentaten Mannschaften zuführten und be-

fehligten: namentlich standen viele Grafen und Reichsritter des südlichen und westlichen Deutschland in nahen Beziehungen zu dem französischen Hof; war doch selbst Franz von Sickingen mehrmals Feldhauptmann in Frankreichs Heeren.

Wie viele Herren vom deutschen Adel indessen auch im Feld und Kriegslager einen Theil ihrer Zeit verbringen mochten, gar manche zogen es vor, auf ihren Burgen die Tage zu „verliegen" und in weniger mühevollen und beschwerdereichen Beschäftigungen ihr Leben zu verbringen; und selbst manche Kriegshauptleute lagen zur Zeit des Friedens müßig zu Hause oder trieben sich ziellos und zwecklos in der Nähe umher, denn die Feldzüge, zu denen sie sich verpflichtet hatten, pflegten damals nur von kurzer Dauer zu sein. So gab es denn in den deutschen Gauen eine Menge starker, thatenlustiger Männer, wie sie Goethe schildert:

Sieh diese Senne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt:
Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft in Ruh,
Und du, du Menschenschifflein dort,
Fahr immer, immer zu!

Diese stürmische Kraft wollte sich austoben; die trotzigen Burgherren verachteten die Gebote des Landfriedens, die ihren verwegenen Muth, ihre Streitlust, ihren ruhelosen, mitunter ruchlosen Sinn in die Schranken der Ordnung und des Gesetzes zu bannen suchten. Handfeste Kriegsleute waren leicht zu erlangen: Lebten doch in allen Dörfern und Gemarkungen tausende von verabschiedeten Landsknechten, welche einst über die Alpen und den Rhein gezogen waren und nun die mühsamen Arbeiten eines Bauern und Tagelöhners mit Unlust betrieben: ihnen war das ungebundene Soldatenleben, das neben den Anstrengungen und Strapazen auch manche Genüsse und leichten Gewinn brachte, eine Lust und Freude und sie waren allzeit bereit, unter die Fahne eines adeligen Führers zu treten und ihm mit Treue und Ergebenheit zu dienen, wozu er sie gebrauchen wollte. Nur mußte er

ihnen den Sold richtig bezahlen und bei gefahrvollen Unternehmungen, bei Schlachten und Sturmangriffen für gutes Verhalten den herkömmlichen Lohn entrichten. Darum war Geld das erste Erforderniß bei allen kriegerischen Unternehmungen; darum die Geldgier und Habsucht das Laster der Zeit, der mächtigste Trieb des Handelns. Wie viele Unternehmungen und Pläne wurden vereitelt, wie viele Feldzüge und Kriegsoperationen ihrer Früchte beraubt, weil die Soldzahlungen ausblieben!

Die Ritterzeiten waren wohl auch in alten Tagen nicht so schön, wie die Romantik der jüngeren Geschlechter sie darzustellen liebte; aber im Uebergang vom Mittelalter zu dem modernen Staatswesen war jeder poetische Hauch zerronnen. Wenn in Frankreich das regere Nationalgefühl den eingebornen Herrenstand zum festen Anschluß an Hof und Königthum antrieb, die gelockerten Feudalbande durch das Princip der Loyalität ersetzte und die chevaleresken Impulse zu Stützen und Trägern der legitimen geheiligten Monarchie zu verwenden strebte; so gingen in Deutschland die einzelnen Reichsglieder immer weiter aus einander, so wurde die Idee der nationalen Einheit immer mehr verdunkelt, die verblaßte Lehnstreue durch keinen neuen ethischen Begriff ersetzt. Nur zu häufig wurzelten die Motive der Handlungen und Entschlüsse in den gemeinen Trieben der Menschennatur, in der Selbstliebe, in der Habgier, in der Eigenwilligkeit, in Neid und Eifersucht. Die sittlichen Mächte, die in früheren Jahren noch mitunter der Leidenschaft und Gewaltthätigkeit Einhalt geboten, waren aus den Herzen verschwunden und die modernen Vorstellungen und Gedanken von Staat und Recht, von Ordnung und gesetzlichem Zusammenleben noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen, noch nicht in ihrer Nothwendigkeit frei und willig erfaßt worden. Die Elemente waren noch in der gährenden Bewegung begriffen, die jeder Schöpfung vorangeht, die Geister sträubten sich noch, sich in die zwingenden Formen und Ordnungen zu fügen, ohne welche kein harmonisches Gebilde geschaffen werden kann. Vor Allem war es die Burgritterschaft, welche durch gewaltsames Eingreifen die Gestaltungen und Ordnungen des im Werden begriffenen

modernen Staats- und Gesellschaftslebens zu stören trachtete. Sie haßte die gerichtlichen Institutionen, welche ihrer Willkür Einhalt thun, ihrem eigenwilligen gewaltthätigen Gebahren, ihrer Rachsucht und Selbsthülfe Schranken setzen wollten; sie widerstrebte der Unterordnung unter die größeren Fürstenthümer und staatlichen Organismen, die sich allmählich aus den vielgestaltigen Gliedern und Theilen des Reichskörpers herausgebildet hatten und sich zu consolidiren suchten; sie blickten vor Allem mit Ingrimm und Scheelsucht auf die wachsende Macht und Bedeutung der Städte, auf den Reichthum, die Eleganz, die Bildung der Bürgerschaften. Auf ihren abgelegenen, einsamen Burgen herrschte oft Armuth und Dürftigkeit, war oft Schmalhans Küchenmeister, während die Kaufleute von Nürnberg, Augsburg, Frankfurt nicht selten einen fürstlichen Aufwand machten. Wie verdroß es die Bewohner der Edelsitze, wenn sie die Frauen und Töchter der Stadtbürger in Sammt und Seide, in pelzverbrämten Mänteln einhergehen, die Rathsherren mit schweren goldenen Ketten prangen sahen! Und wie stachen die palastartigen Wohnhäuser im zierlichen Renaissancestil gegen ihre alten baufälligen Schlösser und Erkerstuben ab! Von den Genüssen der Kunst und Wissenschaft, welche dem städtischen Leben Schmuck und geistige Erhebung verliehen, fielen für sie nur dürftige Brosamen ab. Wo es die adeligen Herrschaften versuchten, in Luxus und Aufwand, in Kleidung und Mahlzeiten es den städtischen Patriziern gleich zu thun, hatten die Bauern und gutshörigen Leute dafür zu leiden. Kein Wunder, wenn unter dem Landadel und der Burgritterschaft ein tiefer Groll gegen die städtischen „Pfeffersäcke" Wurzel schlug, und sie ihren Gefühlen und Leidenschaften durch die einzigen Waffen die ihnen zu Gebote standen, physische Kraft und kriegerische Uebung und Erfahrung, Luft zu machen suchten.

Goethe hat in dem dramatischen Gemälde „Götz von Berlichingen" das wilde Treiben dieses Ritterthums gezeichnet, welches die aufstrebende Fürstengewalt und die durch Handel, Verkehr und Geldgeschäfte zu Reichthum und Macht sich emporschwingenden Bürgerschaften der Reichsstädte haßte, jeder stattlichen und gerichtlichen Ordnung widerstrebte

und trotz aller Landfriedenssatzungen stets zu Fehden und zur Selbsthülfe geneigt war, ihre Raubzüge und ihr Wegelagern oft mit einem Schein von Nothwehr und gerechter Vergeltung rechtfertigend oder beschönigend. Es ist dem Dichter gelungen, durch den Reiz seiner Darstellung bei den nachgebornen Geschlechtern eine gewisse Sympathie für das Treiben dieser Raubritterschaft zu erwecken und das geschichtliche Urtheil zu bestechen. Aber so bieder und rechtschaffen, wie Goethe den Ritter mit der eisernen Hand nach dessen eigener Lebensbeschreibung gezeichnet hat, waren jene trotzigen und gewaltthätigen Männer keineswegs, war auch der Berlichingen nicht. So arg trieb er es wohl nicht, wie Hans Thomas von Abtsberg bei Gunzenhausen, welcher den Nürnberger Bürgern, die er gefangen nahm, die Rechte abhieb und ihnen in den Busen steckte; Götz gab den gefangenen Kaufleuten blos Ohrfeigen und Tritte und nahm ihnen ihr Gut weg, und „um sich ein wenig zu rächen“ brannte er nur drei Orte ab. So wenig kümmerte sich die Ritterschaft um die neue Reichsordnung, um das Kammergericht, um den öffentlichen Frieden, daß sie oft die kaiserlichen Räthe, wenn sie zum Regiment oder zum Gerichtshof zogen, überfiel und gefangen hielt, daß oft die Umgegend der Städte, wo der Reichstag abgehalten ward, von bewaffneten Rittersmännern und raublustigen Gesellen durchstreift wurde, daß kein Kaufmannszug ohne starke Bedeckung sich nach einer andern Stadt zu begeben wagte. Die Kriegslust und der Drang nach Waffen war so mächtig in der Ritterschaft, daß sich einige sogar an dem Bauernkrieg betheiligten, obwohl dieser hauptsächlich gegen den junkerlichen Frevelmuth der Burgherren gerichtet war. Manchmal traten die Ritter einzelner Landschaften in Bündnisse zusammen, um den reichsstädtischen oder fürstlichen Wehrmannschaften kräftiger und zahlreicher entgegentreten zu können; dann nahmen die Fehden und Raubfahrten den Charakter von kleinen Kriegen an. Drei Jahre nach Maximilians Tod rief Franz von Sickingen die oberrheinische Ritterschaft, mit welcher er auf einer Tagsatzung in Landau eine Verbrüderung aufgerichtet, zu einer Heerfahrt wider den Kurfürsten von Trier unter die Waffen. Das Unternehmen schlug

fehl; das alte Gemäuer seiner Burg Landstuhl, wo er sich einige Zeit vertheidigte, vermochte dem feindlichen Geschütz nicht zu widerstehen. Eine Kugel aus einer Feldschlange traf ihn in die Seite; schwer verwundet übergab er die Veste; vor den Augen der einrückenden Sieger verschied er im Burggewölbe, der unternehmendste deutsche Ritter, der nach Art eines italienischen Condottiere den Krieg auf eigene Hand geführt hatte. Sein kräftigster Widersacher war der junge Landgraf Philipp von Hessen, kein Fürst von ausgedehnten Besitzungen, aber von überlegener Geisteskraft und Unternehmungslust, der berufen war, in dem großen weltgeschichtlichen Drama der folgenden Jahre, durch Muth, Entschlossenheit und Charakterfestigkeit eine hervorragende Rolle zu spielen und zuletzt einem tragischen Geschick zu verfallen. Als der Landgraf den Sterbenden vorwurfsvoll fragte, warum er sein Land in seinen unmündigen Jahren mit Krieg überzogen habe, antwortete der Reichsritter, er habe jetzt einem größern Herrn Rede zu stehen, und auf die Frage seines Caplans ob er beichten wolle, erwiederte derselbe abweisend, er habe Gott in seinem Herzen gebeichtet.

Sickingens Fall war ein schwerer Schlag für die gesammte Ritterschaft und zugleich für die freigesinnten reformatorischen Männer, die auf der Ebernburg bei Kreuznach ein Asyl und eine Herberge gefunden hatten. Der bedeutendste unter ihnen, Ulrich von Hutten, verließ damals den deutschen Boden. Von dem schüchternen ängstlichen Erasmus in Basel zurückgewiesen, fand er in Zürich bei Zwingli eine Freistätte und bald darauf in der Benediktinerabtei der Insel Ufnau einen frühen Tod (29. August 1523), der erste politische Flüchtling, der in der Schweiz einen Zufluchtsort suchte.

Huttens Name war in der letzten Regierungszeit Maximilians eine Macht, seine Feder ein spitziger Pfeil geworden. Dies zeigte sich besonders in den würtemberger Streithändeln, die dem alten kaiserlichen Herrn so viel Verdruß machten und gerade auf dem erwähnten Augsburger Reichstag ihrer endgültigen Entscheidung harrten. Vor Jahren war Herzog Eberhard wegen Unfähigkeit und schlechten Regiments zur Abdankung gezwungen worden und ehe er noch auf dem einsamen Schloß zu Lindenfels im

Odenwald aus der Welt geschieden war und in der Heilig-Geistkirche zu Heidelberg seine Grabstätte gefunden, hatte Kaiser Maximilian den jungen Neffen desselben, Ulrich, als Herzog von Würtemberg anerkannt und ihn zugleich mit seiner Schwestertochter Sabina von Baiern verlobt. Denn schon seit den Tagen des Ahnherrn galten in dem Habsburger Herrscherhaus Ehebündnisse für das wirksamste Mittel der Politik und des Ländererwerbs. Die Heirath, die im Jahre 1511 vollzogen ward, war nicht nach dem Sinne des jugendlichen Fürsten. Er hätte lieber die anmuthige Elisabeth, die Tochter des Markgrafen Friedrich von Anspach, die er bei ihrer Muhme, der verwittweten Herzogin in Nürtingen kennen gelernt, als Gemahlin heimgeführt. Manchen Abend war er mit einem Zinkenbläser nach Nürtingen geritten, um der Geliebten ein Nachtständchen zu bringen, wozu er selbst ein elegisches Lied gedichtet hatte: „Ich schall mein Horn in Jammers Ton, mein' Freud ist mir verschwunden.“ Die Hochzeit wurde mit unerhörter Pracht gefeiert, denn Ulrich liebte Glanz und reiche Hofhaltung. An der Spitze von dreihundert Rittern in schimmernder Waffenrüstung sah man ihn einst in Constanz zum Reichstag einreiten. Er fehlte bei keinem Turnier und Armbrustschießen; und wenn er die Fürsten und Ritter nach Stuttgart zum Freischießen und Ringelrennen einlud, so drängte eine Festlichkeit die andere, und Spiel und Gelage, erheitert durch Sänger und Musiker, wollten kein Ende nehmen. Nirgends wurden größere Jagdpartheien veranstaltet als im würtemberger Land; aus Spanien, Frankreich, England wurden Hunde zusammengekauft; fast nie sah man den Herzog ohne sein Horn.

Die verschwenderische Hofhaltung mit ihren Festen, Ritterspielen und Jagden steigerte die Ausgaben und trieb die Schuldenlast auf eine „überschwengliche“ Höhe. Von Beschränkung des Aufwandes wollte Ulrich nichts hören. Um weitere Mittel beizuschaffen, schritt er zur Einführung einer Nahrungssteuer, ohne bei den Landständen anzufragen, indem er geringeres Maß und Gewicht einführte. Dies fiel in eine Zeit, da es unheimlich unter dem Landvolk gährte. Auf beiden Seiten des Oberrheins bestand eine geheime Verbindung, der „Bundschuh“ ge-

nannt, von dem Zeichen ihrer Fahne. Die Erkennungsworte der Eingeweihten bestanden in der Frage: „Loset, was ist nun für ein Wesen" und in der Antwort: „Wir mögen vor Pfaffen und Adel nit genesen." Zweck des Bundes war: Befreiung von aller Herrschaft, den Kaiser ausgenommen, und von allen fremden Gerichten, Abschaffung des Grundzinses, des Zehnten, der Zölle und Schatzungen, Einziehung der Klostergüter. Die gefährliche Verbrüderung wurde im Beichtstuhl verrathen. Die erschreckten Fürsten eilten, durch gerichtliche Untersuchungen des Aufstandes vor dem Ausbruch Meister zu werden. In Schlettstadt tagte das Gericht: einige der Schuldigen wurden hingerichtet, aber die Häupter fanden Gelegenheit zur Flucht. Der Bundschuh blieb den Bauern Süddeutschlands tief im Gedächtniß. Auch in Würtemberg hatte er Verzweigungen. Im Remsthale, zu Beutelsbach und Schorndorf lebte die Bauernverbrüderung unter dem Namen „der arme Konrad" (kein Rath) in einer harmlosen Form unter Scherz und Spiel unter Possen und Schwänken Jahre lang fort. Ihr Hauptmann schritt bei Aufzügen in zerfetztem Mantel und grauem Filzhut einher und geberdete sich wie ein kaiserlicher Feldoberster. Die Genossen, lauter arme aber redliche Bauern und Tagelöhner erzählten von den Gütern, die sie auf dem Hungerberg und in Nirgendheim besäßen. Es war die praktische Seite einer Zeitströmung, die damals die gesammte deutsche Literatur, die geistigen Vorstellungskreise des Volkes durchzog. Wir brauchen nur an Till Eulenspiegel, an Reineke Fuchs, an Brants Narrenschiff zu erinnern, um den Charakter jener Zeitbildung anzudeuten. Man liebte es, die Weisheit im Gewande der Thorheit auftreten zu lassen, die unteren Stände den vornehmen Gesellschaftskreisen gegenüber zu stellen, den Mutterwitz und den Bauernhumor und Bauernverstand auf Kosten der altfränkischen überlebten Bildung der höheren Stände zu verherrlichen. Eine scharfe Opposition, vermischt mit Spott, Ironie und Satire gegen alles Ueberlieferte und Hochstehende zog damals durch die Welt. Wir werden bei einer andern Gelegenheit noch dieser plebejischen Volksliteratur mit ihren derben Auslassungen gegen die höhere Gesellschaft und ihre gespreizte Bildung gedenken müssen. Hier soll nur er-

wähnt werden, wie diese Opposition damals ihren Stachel gegen das herzogliche Regiment in Würtemberg kehrte, um die Noth der Zeit, den Steuerdruck, die Beamtenwillkür, die Rechtsverdrehung zuerst durch einen „Schwabenstreich" und Volkswitz kund zu machen und dann praktische Mittel zur Abstellung der Mißstände anzuwenden. Als das falsche Gewicht in das Land kam, zogen die Genossen des „armen Konrad" mit Trommeln und Pfeifen hinaus an die Rems, stellten über dem Wasser eine scherzhafte Probe an und das Gewicht des Herzogs wurde zu leicht befunden. Dies war das Vorspiel zu einer allgemeinen Volkserhebung, die sich bald über einen großen Theil des Landes ausdehnte und wie Ulrich selbst meinte „ein seltsam buntschuhlich Ansehen" gewann. Der Herzog berief die Landstände, Ritter, Prälaten, und städtische Abgeordneten nach Tübingen (1514); diese waren nicht minder beunruhigt über die drohende Volksbewegung als der Fürst selbst, und so einigte man sich denn zu dem „Tübinger Vertrag", worin Ulrich Abstellung der Beschwerden versprach und dem Lande große Rechte und Freiheiten zusicherte, die Stände dagegen die Schulden desselben übernahmen. Die aufständischen Bauern wollten sich mit dieser „papiernen Handfeste" nicht sogleich zufrieden geben und besetzten den Kappelberg bei Beutelsbach; aber die schlechtbewehrten zwieträchtigen Volkshaufen vermochten den Reisigen, die der Herzog und die Landschaft wider sie aussandte, nicht zu widerstehen. Als die letzten Schaaren, im Vertrauen auf freies Geleit, das man ihnen zugesagt, im Abzug begriffen waren, wurden sie überfallen und die Führer und Häupter der „Verschwornen" in Gefängnisse abgeführt, um dem Strafgerichte überantwortet zu werden. Peinliche Verhöre, Folterungen und Bluturtheile vollendeten die Rache, nach welcher die Landstände noch mehr als der Herzog, „ihr gnädiger Herr" dürsteten. Von der Zeit an kamen schlimme Tage über das würtemberger Land. Die Gunst, die Kaiser Maximilian in so reichem Maße über den jungen Fürsten, den Gemahl seiner Nichte, ausgegossen, erfuhr den ersten Stoß, als Ulrich aus dem schwäbischen Bund ausschied. Eine noch größere Entfremdung erzeugten die ehelichen und häuslichen Zerwürfnisse am Stuttgarter Hof. Ulrich lebte

mit seiner baierischen Gemahlin Sabina in Unfrieden. Sie war ein hoffärtiges, zänkisches und störrisches Weib, die ihrem Eheherrn viel Aergerniß schuf. Man erzählte sich von heftigen Scenen, die in den Schloßräumen vorgefallen, von argen Mißhandlungen, zu denen sich der jähzornige Ulrich habe hinreißen lassen. Eifersucht steigerte die Verbitterung. Der schöne, wohlgebaute junge Ritter Hans von Hutten, aus einem angesehenen fränkischen Adelsgeschlechte, hatte sich die Gunst des Herzogs und der Herzogin in hohem Grade erworben. Er war der unzertrennliche Genosse Ulrichs bei allen ritterlichen Uebungen, bei seinen Jagdzügen und Lustbarkeiten, er soll sogar manche Nacht das Lager mit ihm getheilt haben. Der Herzog erhob ihn zu seinem Stallmeister und führte ihm die reizende Ursula Thumb, einzige Tochter des einflußreichen Erbmarschalls, als Gattin zu. Für diese junge Frau faßte nun aber Ulrich selbst eine heftige Leidenschaft. Wie Hans von Hutten aussagte, hat der Herzog ihn einst fußfällig und mit ausgespannten Armen um Gotteswillen gebeten, er möge gestatten, daß er Ursula lieb haben dürfe, denn er könne und wolle nicht von ihr lassen. Diese Rede kam dem Fürsten zu Ohren und reizte seinen Zorn; er war ohnedies schon erbittert und eifersüchtig, weil die Herzogin dem schönen Hofjunker ungewöhnliche Gunst erwies, die ein zärtliches Verhältniß argwohnen ließ. Glaubte doch der Herzog an dem Finger des Ritters den Trauring zu erkennen, den er einst selbst seiner Braut eingehändigt. Bittere Reden waren bereits gewechselt worden, so daß der Vater Hutten dem Sohne rieth, sich mit seiner Gemahlin vom herzoglichen Hofe zu entfernen. Aber sei es, daß Hans von Hutten den Groll des Herzogs nicht für so tief begründet hielt, sei es aus „Trutz und Poch", er verzögerte die Abreise und ließ sich bewegen, an einem Jagdritt in den Böblinger Wald Theil zu nehmen. Hier schickte Ulrich die übrigen Begleiter weg und nachdem er sich von einem Leibdiener Sattelgurt und Sporen hatte fester schnallen lassen, wendete er sich von glühendem Haß erfüllt gegen seinen ehemaligen Liebling, warf ihm Treulosigkeit vor und griff in voller Rüstung den nur mit einem kurzen Degen bewaffneten Ritter an. Der Bedrohte, mehrmals um

ein Gebüsch gejagt, flehte vergebens um Gnade; vorn und im Rücken mit mehreren Wunden bedeckt, stürzte er todt nieder. Darauf schlang der Herzog dem auf dem Boden hingestreckten Leichnam einen Riemen um den Hals, befestigte ihn um ein Schwert und stieß dasselbe neben dem Haupte des Todten in die Erde. Mit diesem sinnbildlichen Hängen wollte er der Tödtung den Schein eines vollstreckten Behmspruchs geben, denn dieses alte heimliche Volksgericht „auf rother Erde" pflegte seine Bluturtheile mit dem schimpflichen Tod des Hängens an einen Baum, in welchen ein Messer gesteckt wurde, zu vollziehen. Die Jagdgenossen fanden den Leichnam; sie ließen ihn zuerst auf einem Gut des Schwiegervaters Thumb beisetzen, bis er in die Familiengruft nach Franken gebracht werden konnte. Die blutige That, am 7. Mai 1515 in dunkler Waldeinsamkeit vollbracht, trug dem Herzog schlimme Früchte. Der Ermordete gehörte einem der angesehensten Adelsgeschlechter an, das mächtige Gönner und zahlreiche Blutsverwandte zählte. Ein Vetter desselben war der uns bereits bekannte Ulrich von Hutten, neben Reuchlin das bedeutendste Haupt der deutschen Humanisten. Dieser trat nun in vier von Zorn und Rachsucht durchglühten Reden als Wortführer des gekränkten Geschlechts gegen ruchlose Gewaltthat auf und richtete wider den fürstlichen Mörder so scharfe Pfeile, daß der Name des Getroffenen bei den Zeitgenossen zum sprichwörtlichen Ausdruck für einen Tyrannen ward. Die beleidigte Familie setzte bei dem Kaiser alle Hebel in Bewegung, um ein strenges Strafgericht auszuwirken. Maximilian ließ den ersten Sturm vorübergehen, er entzog dem Beklagten, der persönlich in Augsburg seine Verzeihung suchte, nicht sofort seine alte Gunst, er beförderte die Ausgleichungsversuche, welche des Herzogs Freunde mit den Hutten einleiteten. Bald verschlimmerte sich aber Ulrichs Stellung durch die Flucht der Herzogin. Sabina, welche fünf Tage nach der Blutthat im Böblinger Wald im unteren Schlosse zu Urach ihr zweites Kind, den nachmaligen Herzog Christoph, geboren hatte, zeigte seit dieser Begebenheit die größte Abneigung gegen den Gemahl. Wie viel Eifersucht auf Huttens Wittwe, die im Lande blieb, dabei im Spiele war, oder ob der Ermordete ihrem

Herzen so nahe gestanden, wer kann das wissen? Sie hat in der Folge ihrem Eheherrn arge Mißhandlungen Schuld gegeben; er sollte sie mit Sporen geritten, Hunde an sie gehetzt, ihr das Schwert, womit er Hutten erschlagen, vorgehalten haben; er sollte die Absicht gehabt haben, ein „verheimset und versperrtes Gemach" für sie einrichten zu lassen. Am 24. Nov. 1515 entfloh sie mit Zurücklassung ihrer beiden Kinder heimlich von Nürtingen nach München zu ihrer Mutter und ihren Brüdern, mit deren Hülfe sie den Kaiser zur Bestrafung des verhaßten ruchlosen Mannes zu bestimmen suchte. Zornvolle Flugschriften von Seiten der Hutten-baierischen Partei, begleitet von bildlichen Darstellungen der verbrecherischen That in Holzschnitten steigerten die Erbitterung und machten die Sache zu einem Anliegen der ganzen Nation. Gegenschriften suchten die Anklage zurückzuweisen und die That als ein im Volksrecht begründetes Vehmgericht zu rechtfertigen, so wenig auch der ganze Hergang mit den gesetzlichen Formen dieses damals schon im Untergang begriffenen Instituts sich vertrug. Alle Vermittelungsversuche scheiterten. Schon wurden kriegerische Rüstungen gemacht.

Lange widerstand der Kaiser dem Drängen der Hutten-baierischen Partei. Im September 1516 ordnete er einen Gerichtstag in Augsburg an „zu gütlichem Verhör und Einigung"; allein Ulrich leistete der Vorladung keine Folge, sondern ließ sich durch zwei seiner Räthe vertreten. Der Spruch lautete auf sechsjährige Suspension und Einsetzung eines „verordneten Regiments". Ulrich verwarf das Urtheil, vertrauend auf die Stimmung des würtemberger Volks, das unter einem solchen vielköpfigen Herrenregiment schlimme Tage befürchtete. Da sprach der Kaiser die Acht und Aberacht über den Herzog aus, entband die Prälaten, Ritter und Landschaft ihres Eides und untersagte Jedermann, dem Geächteten Hülfe und Beistand zu gewähren. Jetzt schien der Krieg unvermeidlich; in Baiern, Franken und Schwaben wurden Reiter und Fußvolk unter die Waffen gerufen. Dem Kaiser kam jedoch die Sache ungelegen, ein gütlicher Vergleich wäre ihm lieber gewesen. Er verschob daher die „Schärfe" der Acht und ertheilte dem Cardinal-Bischof von Gurk Vollmacht zu neuen Verhandlungen. Dieser

gewandte Diplomat brachte den Vertrag von Blaubeuren zu Stande. Nach diesem sollte der Herzog im Lande bleiben dürfen, sich aber aller Regierungshandlungen enthalten und ein Sühnegeld an die Hutten entrichten. Der Herzogin Sabina sollte ein standesmäßiger Unterhalt ausgesetzt werden.

So schien sich das Ungewitter zu verziehen. Aber Ulrich von Hutten hörte nicht auf, seine scharfen Geschosse gegen den neuen „Phalaris" zu schleudern und hielt die Gemüther in steter Aufregung. Selbst die Wittwe des Ermordeten, die ihre Thränen bald getrocknet zu haben scheint, wurde als Helena und Buhlerin gebrandmarkt. Was der Dichter bezweckte, wurde durch den Herzog selbst gefördert. Erbittert über die Angriffe und Beleidigungen, die von allen Seiten auf ihn einstürmten, ließ er sich zu grausamen und gesetzwidrigen Handlungen hinreißen. Er wüthete mit Folter und Beil gegen alle Räthe, die nicht unbedingt auf seiner Seite standen; an dem Ritter Dietrich von Spät, welcher die Herzogin auf ihrer Flucht begleitet hatte und bei derselben in hoher Gunst stand, rächte er sich durch Zerstörung seiner Schlösser und Dörfer. Den Kaiser erfaßte großer Unmuth; er schalt den Herzog einen wortbrüchigen Verräther und gedachte nun an ernste Bestrafung des ruchlosen Mannes. Ulrich von Hutten wurde in Augsburg von dem hohen Herrn selbst zum Ritter geschlagen und von Peutingers schöner Tochter Constantia mit dem Dichterlorbeer geschmückt (12. Juli 1517). Aber auch jetzt noch verging ein volles Jahr, ehe eine endgültige Entscheidung getroffen ward. Erst auf dem erwähnten Reichstag von Augsburg sollte unter vielen andern Angelegenheiten auch die würtembergische Frage gelöst werden. Ulrich war zur Verantwortung vorgeladen worden, als er sich nicht stellte, wurde zum zweiten Mal die Acht über den Friedensbrecher ausgesprochen und der schwäbische Bund zur Vollstreckung aufgeboten.

Ulrich war entschlossen, sich dem Vollzug der Acht mit Gewalt zu widersetzen. Er hatte zu dem Zweck seine Rüstungen ausgedehnt und in der Schweiz Werbungen veranstalten lassen. Ganz Süddeutschland war in erregter Spannung, wie sich die Dinge im würtemberger Land

gestalten würden. Da drang die Kunde in die Welt, Kaiser Maximilian sei mit Tod abgegangen. Schon in Augsburg hatte er sich unwohl gefühlt. Er war stets gesund gewesen, Unpäßlichkeiten, die hier und da eintreten mochten, hatte er durch starke Leibesübungen und anhaltendes Wassertrinken zu überwinden gesucht. Dieser Gewohnheit gemäß, hatte er auch jetzt die Berge von Tirol und Niederösterreich aufgesucht, um durch Jagen sich zu stärken. Aber in Wels erkrankte er und schon am 11. Januar 1519 schied er aus dem Leben.

Es war ein wichtiges Ereigniß in einem kritischen Moment. Maximilians ganzer Sinn war auf die Hebung und Machtvergrößerung seines Hauses, auf die Errichtung einer Habsburger Universalherrschaft gerichtet gewesen, und diesem Ziele war er nahe genug gekommen. Durch glückliche Heirathen waren die Niederlande, waren Spanien und die italienischen Nebenländer Habsburgische Besitzungen geworden, durch glückliche Heirathen war die Verbindung der böhmisch-ungarischen Königreiche mit Oesterreich angebahnt. Den Habsburgern war durch Maximilian eine Weltstellung erworben worden, wie sie Karl der Große nicht besessen. Aber diese Macht wäre unsicher und unvollständig geblieben, wenn nicht das deutsch-römische Kaiserthum seinem Stamme für alle Zukunft zu Theil ward. Darum war es seit Jahren und vor Allem auf dem letzten Reichstag sein eifrigstes Anliegen gewesen, die deutschen Kurfürsten zu bestimmen, daß sie seinem erstgebornen Enkel Karl von Burgundien, welcher kurz vorher sein mütterliches Erbreich in Spanien angetreten hatte, bei der künftigen Kaiserwahl ihre Stimmen geben möchten. Die meisten hatten ihre Zusage gegeben, nur Kursachsen und Trier hatten damit zurückgehalten. Das gute Einvernehmen, das so lange zwischen den Häusern Habsburg und Wettin bestanden, hatte in den letzten Jahren einen Stoß erlitten, als Maximilian, besorgt über den wachsenden Einfluß der sächsischen Herrscherfamilie die Hoffnung auf Erwerb der herzoglichen Lande von Kleve-Berg vereitelt hatte. Wäre es ihm gelungen, noch während seines Lebens den Enkel zum römischen König wählen zu lassen, wie er beabsichtigt hatte, so wäre die Nachfolge in der Kaiserwürde leichter von Statten gegangen;

nun aber, da er so plötzlich und unerwartet dahingegangen war, änderte sich die Sachlage, namentlich da sich König Franz I. von Frankreich ernstlich um die Kaiserkrone bewarb. Jetzt konnten die Stimmen, für welche Maximilian schon manche Opfer gebracht hatte, aufs Neue vortheilhaft verwerthet werden. Denn von jeher waren bei der Kaiserkur die „Handsalben" von großem Einfluß gewesen. Mancherlei Ursachen wirkten zusammen, um die Aussichten des französischen Bewerbers günstig erscheinen zu lassen. Papst Leo X., mit dem Franz im Jahre 1515 ein Concordat geschlossen, welches beiden Oberhäuptern große Rechte und Vortheile über die gallicanische Kirche gewährte, begünstigte den französischen Monarchen. Schon zu Lebzeiten Maximilians hatte er gegen die Wahl Karls zum römischen König geltend gemacht, daß nach der seit den Tagen der Hohenstaufen befolgten Politik die Krone Neapels nicht dem Herrscher des deutschen Reiches zu Theil werden könne, so daß der Kaiser sich sogar eine Zeit lang mit dem Gedanken trug, die Regierung in den deutschen Erbstaaten niederzulegen und seinen Sitz nach Neapel zu verlegen. Nun traten die Sympathien des mediceischen Papstes für den französischen Bewerber noch offener hervor und fanden in Deutschland da und dort Anklang. Die jungen Fürsten Karl und Ferdinand waren fern und Niemand kannte noch ihren Charakter und ihre Fähigkeiten, während der ritterliche König Franz I., der Sieger von Marignano als der geschickteste Führer in dem drohenden Türkenkriege erschien und für die Ehre der römischen Kaiserkrone reichlichen Lohn zu spenden bereit war. Schon das Mittelalter hatte ja Beispiele geliefert, daß fremde Herrscher mit der Kaiserwürde geschmückt wurden. Sank das Kaiserthum zu einem bloßen Titel herab, so hatte der Ehrgeiz und die particularistische Autonomie der deutschen Fürsten um so weiteren Spielraum. Und war denn der burgundisch-spanische Habsburger, der kein Wort Deutsch verstand und die Sprache in seinem ganzen Leben nicht lernte, weniger ein Fremdling, als der französische Monarch? Die Ansichten waren getheilt; bald hatte die Wagschale der einen, bald die der andern Partei die Oberhand. An eine rasche Entscheidung war nicht zu denken; daher mußte

man zur Besorgung der laufenden Geschäfte eine provisorische Anordnung treffen. So wurde denn die Reichsverwesung für den Norden und Osten dem Kurfürsten von Sachsen, für den Süden und Westen dem Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein übertragen, zweien Fürsten, die für Oesterreich nicht gerade wohlgesinnt waren.

Fünf Monate dauerte dieser provisorische Zustand, während welcher Zeit die rivalisirenden Parteien alle Hebel in Bewegung setzten, um die Entscheidung nach der einen oder der andern Seite zu lenken. Wenn Franz seinen Vertrauten, den Admiral Bonnivet mit großen Geldsummen über den Rhein sandte, um in der Pfalz, in Köln, in Trier eine günstige Stimmung zu erwecken und durch Versprechungen aller Art Freunde zu erwerben, so war Margaretha, Maximilians Tochter, die kluge und gewandte Statthalterin der Niederlande, nicht minder thätig, mit Hülfe des Hauses Fugger die Habsburgische Partei zu mehren und anzufeuern.

Diese Wendung der Dinge kam dem Herzog Ulrich von Würtemberg sehr erwünscht. Der interimistische Zustand ließ keine Execution befürchten, und wenn, wie es den Anschein hatte, der ihm befreundete und verbündete König Franz Maximilians Nachfolger ward, so konnte sich Alles günstig für ihn gestalten. In diesem Hochgefühl wohnte er am 19. Januar 1519 in Stuttgart der Todtenfeier des Kaisers an, als ihm gemeldet ward, zwei Reutlinger Handwerker hätten in einem Wirthshaus seinen Achalmer Burgvogt im Streit erstochen. Schon lange trug er dieser Reichsstadt, die dem schwäbischen Bund angehörte, bösen Willen. Reutlinger Bürger hatten manchmal in seinen Forsten gejagt, in seinen Weihern gefischt. Jetzt schien die Stunde der Rache gekommen. Alsbald ward zum Aufbruch geblasen; nach achttägiger Belagerung und Beschießung mußte sich die Stadt ergeben. Auf dem Markte nahm der Herzog die Huldigung der Bürgerschaft entgegen, verwandelte die kaiserliche Reichsstadt in eine würtembergische Landstadt unter einem Obervogt und sicherte die neue Erwerbung durch eine starke Besatzung.

Die Vergewaltigung einer Reichs- und Bundesstadt war ein

schwerer Landfriedensbruch, der nicht unvergolten bleiben durfte. Herzog Wilhelm von Baiern-München, Sabina's Bruder, rüttelte den schwäbischen Bund aus seiner Saumseligkeit; die Reichsstädte erkannten in Reutlingen ihre eigene Sache und waren thätig und opferwillig; die fränkische und schwäbische Ritterschaft dürstete schon lange nach Rache und Sühne für den hingemordeten Standesgenossen. So kam in Kurzem ein beträchtliches Bundesheer zusammen, dem unter Oberleitung des Herzogs von Baiern berühmte kriegskundige Führer vorstanden, wie Georg von Frundsberg, „der Vater der Landsknechte", wie Georg Truchseß von Waldburg, wie Johann von Schwarzenberg, gleich ausgezeichnet als Staatsmann, Humanist und Rechtsgelehrter. Bald zog auch Franz von Sickingen, damals kaiserlicher Feldhauptmann, vom Rhein her den Bündischen zu Hülfe, begleitet von Ulrich von Hutten, der sich voll Eifer dem Rachezuge gegen den „Tyrannen" anschloß. Aber auch der Herzog war wohlgerüstet; zu seinen eigenen Kriegsmannschaften hatte er 12,000 schweizer Soldknechte in Dienst genommen; andere Zuzüge erwartete er von Hessen, von der Pfalz, von Frankreich. Aber seine Hoffnungen schwanden bald dahin: die Schweizer verließen seine Fahne oder kehrten auf dem Marsche um, als die Eidgenossenschaft, auf die Beschwerden Oesterreichs und des Bundes, die Reisläufer abrief; der Pfalzgraf bei Rhein war durch seine Reichsstellung abgehalten, dem Geächteten beizustehen, König Franz wollte nicht durch offene Parteinahme seine Bewerbung um die Kaiserkrone in Gefahr setzen. So kam es, daß das würtemberger Land ohne namhaften Widerstand in die Hände der Bündischen fiel. Am 7. April 1519 capitulirte Stuttgart; am 13. ergab sich Reutlingen sammt der Achalm. Mit Bestürzung vernahm der Herzog im Tübinger Schloß die raschen Erfolge der Gegner: er gedachte einmal, seine Sache „auf eine Schlacht und ein Glück in Gottes Namen" zu setzen; aber sein Kriegsrath mahnte ihn ab, sein ungeübtes Bauernheer den bündischen Truppen entgegenzustellen. Da empfahl er seine Kinder der Obhut seiner Getreuen und ritt von 20 Reisigen begleitet aus der Veste weg der Pfalz zu, und schon um Ostern ergaben sich Stadt und Burg Tübingen vertragsweise

den Bündischen. Im Laufe des Mai capitulirten auch die Besatzungsmannschaften von Hohenneufen und Hohenasperg, als man ihnen freien Abzug gewährte; am Ende des Monats war das ganze würtemberger Land im Besitz des schwäbischen Bundes, und die Herzogin Sabina konnte wieder mit ihrem Paladin Dietrich von Spät in Urach einziehen.

Dieser Verlauf der Dinge in Würtemberg zu Gunsten der habsburger Partei blieben nicht ohne Rückwirkung auf die Kaiserwahl. Die bündischen Kriegsmannschaften, die Franz von Sickingen nach der Flucht des Herzogs in der Nähe von Frankfurt in einem Lager versammelte, wirkten nicht minder nachdrücklich auf die Kurfürsten, die sich im Juni in der Mainstadt einfanden, als die Geldsummen des Fuggerschen Bankhauses und manche persönliche Motive, welche die österreichisch-burgundischen Agenten in das Treffen zu führen verstanden. Frankreich war doch ein gar zu starker Nachbar und der despotische und kriegerische Franz I. ein zu gefährliches Haupt für die Freiheit und Selbständigkeit des Reiches, für die „uralte deutsche Libertät". Auch die Einmischung des päßtlichen Legaten zu Gunsten des fremden Monarchen erregte Bedenken. Das habsburger Geschlecht hatte in so manchen wichtigen Momenten das Reichsbanner geführt, sollte man es jetzt, da so viele große Entscheidungen zu treffen waren, aufgeben und eine neue Dynastie herbeirufen? Diese und andere Erwägungen gaben den Ausschlag. Auf dem Wahltag zu Frankfurt am 28. Juni 1519 wurde Erzherzog Karl von Oesterreich und Burgund, Beherrscher der spanischen Monarchie, von allen Kurfürsten zum deutschen Kaiser gewählt. König Franz hatte nicht eine einzige Stimme. Doch war man zugleich bedacht, in einer Wahlcapitulation oder Handfeste der kaiserlichen Gewalt bestimmte Schranken zu ziehen, die Rechte des Reichs und die Mitwirkung der Fürsten und Stände im Regimente und Gericht sicher zu stellen und fremdes Kriegsvolk von deutschem Boden fern zu halten.

Unter diesen Verhältnissen konnte ein neuer Versuch des Herzogs Ulrich, mit Hülfe einiger tausend geworbener Landsknechte und im Vertrauen auf die der fremden Herrschaft abgeneigte Stimmung des würtemberger Volkes sich wieder in den Besitz des Herzogthums zu setzen

und den schwäbischen Bund, der sich jetzt der besonderen Gunst Oesterreichs und des neuen Kaisers erfreute, zu verdrängen unmöglich gelingen. Die anfänglichen Erfolge, als er Mitte August 1519 über die Grenzen einbrach und seinen Einzug in Stuttgart hielt, zerrannen bald, als die Bündischen mit gesammelter Heeresmacht ins Feld rückten. Nach einigen unbedeutenden Gefechten verließ Herzog Ulrich zwei Monate später (15. Oktober) abermals als Flüchtling das Land seiner Väter, um bald da, bald dort, meistens in der Schweiz und in seiner burgundischen Grafschaft Mömpelgard am Juragebirg oder auf seiner Schwarzwälder Burg Hohentwiel, nach neuen Gelegenheiten zur Rückkehr zu spähen, indeß die Bündischen wieder in Stuttgart einzogen und ein neues Regiment aufrichteten.

Aber wie sollte der vielköpfige Bund, dem es zunächst nur um Wiedererstattung seiner Kriegskosten und seines Aufwandes zu thun war, das eroberte Land auf die Dauer verwalten und sichern können? Es fiel daher den habsburgischen Parteigängern und Unterhändlern nicht gar schwer, den Bundesrath zu bewegen, daß er in einem am 6. Febr. 1520 zu Augsburg aufgerichteten Vertrag, dem neuen Kaiser Karl V. das Herzogthum Würtemberg zur Verwaltung und freien Verfügung überließ, wogegen dieser versprach, die Glieder des Bundes für die aufgelaufenen Kriegskosten zu entschädigen, die Schulden des Landes zu übernehmen, der Herzogin und ihren Kindern sowie den übrigen Angehörigen der herzoglichen Familie einen anständigen Unterhalt anzuweisen und die Huttenschen, sowie alle durch Ulrich zu Schaden gekommenen Edlen zufriedenzustellen.

So kam Würtemberg an das Haus Oesterreich. Christoph, Ulrichs Sohn, wurde zur Erziehung nach Insbruck gebracht und unter die Aufsicht eines Hofmeisters gestellt. Im August 1520 nahm Karl V. als „Herzog" und „Erbherr des Fürstenthums" Besitz von der Landschaft Würtemberg und fügte sie dem schwäbischen Bunde bei. Im nächsten Jahr wurde auf dem berühmten Reichstag zu Worms das Herzogthum Würtemberg nebst den übrigen deutschen Besitzungen Oesterreichs dem Erzherzog Ferdinand als „Gubernator und Statthalter" überwiesen und

die über Ulrich ausgesprochene Acht erneuert. Im Frühjahr 1522 hielt der erzherzogliche Statthalter Ferdinand an der Spitze des schwäbischen Adels seinen Einzug in die bekränzte und geschmückte Hauptstadt Stuttgart, von der Bürgerschaft im Festgewand empfangen und mit dem Rufe begrüßt: „Hie Oesterreich Grund und Boden!“ Er bestätigte die Landesrechte und empfing darauf von Prälaten und Landschaft die Huldigung, die Ritterschaft dagegen verhielt sich gegen die neue Ordnung fremd und spröde.

Am Tage der Frankfurter Kaiserwahl wurde auch im nördlichen Deutschland durch die Schlacht auf der Soltauer Haide in der sogenannten „Hildesheimer Stiftsfehde“ ein Streit ausgefochten, der an der französisch-habsburgischen Parteistellung seinen Hinterhalt hatte. Das welfische Haus in Braunschweig und Hannover war am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in verschiedene Linien getheilt, die weit entfernt von einträchtigem Zusammenstehen und gemeinsamer Hauspolitik vielfach mit einander in Hader lagen und nach verschiedenen Richtungen steuerten, zum großen Nachtheil der Dynastie und des Landes. Neben den Hauptlinien Braunschweig-Lüneburg und Braunschweig-Wolfenbüttel, von welcher letzteren wieder Kalenberg mit Göttingen als besonderes Landesgebiet abgezweigt war, bestand auch noch in Grubenhagen eine welfische Herrschaft und mehrere norddeutsche Bisthümer, Paderborn, Osnabrück, Münster, Minden, Bremen und Verden, waren in den Händen von Geschlechtsgenossen; die Prälatenstühle wurden fast als erbliche Privilegien des Welfenhauses angesehen. Unter solchen Umständen hätte eine einträchtige und folgerichtige dynastische Politik den kleinen Theilfürsten einen gewissen Einfluß auf die öffentlichen Dinge des Reiches verschaffen müssen. Diesen Einfluß verscherzten sie jedoch durch Feindschaft und Hadersucht unter einander. Noch zu Lebzeiten Maximilians standen die Herzoge von Lüneburg und von Wolfenbüttel-Kalenberg gegen einander unter den Waffen. Als nämlich Bischof Johann von Hildesheim die Stiftsgüter des Bisthums, welche unter den früheren geistlichen Herren durch Pfandschaft größtentheils in die Hände des Adels gekommen waren, wieder mittelst Abtragung der mei-

stens geringen Pfandsummen, dem bischöflichen Stuhle zurück erwerben wollte, schlossen fünfundsechzig ritterschaftliche Gutsbesitzer des Hildesheimer Bisthums, welche diese Güter bereits als Familieneigenthum zu betrachten sich gewöhnt hatten, einen Bund, um der ihnen drohenden Beeinträchtigung mit den Waffen entgegenzutreten und stellten sich unter den Schutz von Wolfenbüttel und Kalenberg, wogegen der Bischof die Bundesgenossenschaft des Herzogs Heinrich von Lüneburg erwarb.

Stifter und Haupt der Kalenberger Linie war Herzog Erich, ein ritterlicher streitbarer Fürst, der sich in den Kriegen Maximilians rühmlich hervorgethan, gegen Türken und Franzosen, gegen Lombarden und Venetianer tapfer gefochten hatte; in Wolfenbüttel herrschte seit 1514 Herzog Heinrich II., ein Fürst von hervorragender Kraft und despotischer Natur, der ganz geschaffen war, in der tiefbewegten Zeit der bürgerlichen und religiösen Kämpfe und Unruhen der nächsten Jahrzehnte eine bedeutende Rolle zu spielen, durch Leidenschaft, Streitsucht und gesetzverachtendes, rücksichtsloses Gebahren das Parteileben und Fehdewesen unaufhörlich zu entflammen. Seinen Bruder Wilhelm, welcher gegen das Hausgesetz der Untheilbarkeit und Primogenitur Rechte an das väterliche Erbe erhob, ließ er zwölf Jahre lang in Gefangenschaft schmachten, bis derselbe seinen Ansprüchen entsagte und das Hausgesetz anerkannte. Ein Hoffräulein Eva von Trotta aus einer angesehenen hessischen Familie hielt er viele Jahre in seinem Schloß Stauffenberg verborgen, nachdem er zu Gandersheim an ihrer Stelle ein hölzernes Bild hatte begraben und ihren angeblichen Tod durch Seelmessen und Vigilien hatte feiern lassen. Auch bei dem Justizmord des Lübecker Bürgermeisters Wullenwever, dessen wir später gedenken werden, hat er mitgewirkt. Wir werden dem Herzog Heinrich II. in den Stürmen der Reformationszeit noch mehrmals begegnen. Im Gegensatz zu den meisten übrigen Gliedern des welfischen Hauses und der Bürgerschaft der mit hohen fast reichsstädtischen Rechten und Freiheiten ausgestatteten Hauptstadt Braunschweig hielt er an der römisch-katholischen Kirche fest, wodurch während seiner langen Regierung mancherlei Schicksale, Wechselfälle und Abenteuer über ihn und das Land kamen.

Bald Sieger und Kriegsheld, bald Flüchtling und Gefangener hat er durch sein Leben und Lieben ein geschichtliches und persönliches Interesse erregt, so daß, trotz seiner Ruchlosigkeit ein romantischer Schimmer auf der ritterlichen Gestalt des Herzogs ruht, den selbst die Schmähungen, welche Luther, in der derben Flugschrift „wider Hans-Worst" über ihn ausgoß, nicht zu verwischen vermochten.

Gerade als der Tod Maximilians jeden Rechtsschutz wankend und unsicher machte, fiel der Lüneburger mit Fußvolk und Reisigen in das Kalenberger Gebiet ein, ohne zuvor einen Absage- und Fehdebrief ausgehen zu lassen, ohne Recht zu fordern oder Austräge zu versuchen. Er hielt offen zu dem König von Frankreich, von dem er Beistand erwartete. „Sein Glück ist mir lieb", sagte er in einem Brief, „sein Unglück ist mir leid, er liege oben oder unten, so bin ich der seine." Dagegen stand die Wolfenbüttler-Kalenberger Linie fest auf Oesterreichs Seite. Für die Verwüstungen im Kalenbergischen übten Erich und seine Verbündeten Vergeltung in den Besitzungen der Gegner. Nach der wilden Sitte der Zeit gingen sie grausam zu Werke: „Auf ihrem Weg sah man auf einmal fünfzig Dörfer brennen, sie schonten keine Kirche; an ihres Vetters Schloß zerstörten sie das eigene Welfische Wappen; reiche Beute führten sie mit sich fort. Sie waren von stolzem Muthe, sagt ein gleichzeitiges Lied, sie hatten Silber und rothes Gold, gingen in Sammet mit goldenen Ketten, sie führten zweitausend Wagen mit sich." Die Wolfenbüttler und Lüneburger forderten einander zur Schlacht heraus. „Sie sollten ihr Geschütz zurücklassen", ließ der Herzog von Lüneburg seinem Stammesgenossen Heinrich von Wolfenbüttel vermelden, „damit man sehen könne, wer durch seine Mannhaftigkeit das Feld behaupte." Die Entscheidung zog sich hinaus, weil der Lüneburger berittene Hülfsmannschaft von dem Herzog von Geldern, seinem Verwandten erwartete. Diese traf endlich ein, und nun kam es zu der erwähnten Schlacht auf der Soltauer Haide, in welcher die Lüneburger und Hildesheimer einen vollständigen Sieg davontrugen. Wie tapfer auch Erich von Kalenberg, kenntlich an seinem weißen Helmbusch, in den Reihen der Feinde sich herumtummelte und seinen alten Kriegs-

ruhm aufs Neue glänzend bewährte, er mußte sich endlich einem Gelderuschen Reiter ergeben und wurde nebst seinem Vetter Wilhelm und 120 Rittern in Gefangenschaft abgeführt. Dem waffengeübten Erich, der in zwölf Schlachten gekämpft und zwanzig Burgen erstürmt hatte, ging dieser Unfall tief zu Herzen. Er schaute mit seinem siegreichen Gegner zum Fenster heraus, als seine eroberte Fahne vorbeigetragen ward. Triumphirend fragte Heinrich, wem nun das Banner gehöre? Da brach der Gefangene in helle Thränen aus.

Wäre die Frankfurter Kaiserwahl vom 28. Juni zu Gunsten des französischen Königs ausgefallen, so hätte dieser Ausgang dem Wolfenbütteler-Kalenbergischen Fürstenhaus schlimme Früchte getragen. Durch einen schiedsrichterlichen Austrag, bei dem mehrere gegnerisch gesinnte Fürsten die entscheidende Stimme führten, wurde Erich zur Abtretung seiner besten Schlösser und zu andern schweren Verpflichtungen verurtheilt. Aber nach seiner Freilassung am 24. Juli wandte er sich an den neugewählten Kaiser Karl V., daß er den ungerechten Schiedsspruch niederschlagen möge. Zugleich griff der kriegerische Herzog Heinrich II. von Wolfenbüttel von Neuem zu den Waffen und richtete im Hildesheimschen großen Schaden an. Umsonst versuchten mehrere benachbarte Fürsten zu vermitteln; er ritt nächtlicher Weile von Zerbst weg und erklärte, daß er die Streitsache allein der kaiserlichen Entscheidung unterwerfe. Zu diesem Behuf reiste er in Begleitung von Erichs Gemahlin nach Brüssel und erwirkte ein kaiserliches Mandat, kraft dessen die Gefangenen sofort „betagt", d. h. vorläufig in Freiheit gesetzt und der ganze Streithandel auf dem nächsten Reichstag entschieden werden sollte. Gegen diese Entscheidung legte die andere Partei Verwahrung ein und bestand auf der Ausführung des schiedsrichterlichen Spruchs. Als der Kaiser zu dem Wormser Reichstag nach Deutschland zog, suchten der Herzog von Lüneburg und sein Verbündeter, der Bischof von Hildesheim, persönlich die kaiserliche Bestätigung des fürstlichen Schiedsurtheils zu erlangen. Aber Karl vergaß ihnen nie ihre französischen Sympathien; er änderte nichts an seinem ersten Befehl. Vergebens drangen in Worms die Bevollmächtigten von Lüneburg auf rasche Er-

ledigung; sie wurden mehrere Wochen hingehalten, so daß Herzog Heinrich die Regierung seinen beiden Söhnen Otto und Ernst übertrug und sich nach Frankreich begab, um dort gegen Habsburg zu wirken, oder, was wahrscheinlicher ist, weil ihn Anna von Campen dazu beredete, denn „der gute Fürst war mit der leichtfertigen Plage der Beischläferinnen behaftet“. Durch diese Kundgebung seiner französischen Gesinnung erbitterte der Lüneburger Fürst den Kaiser noch mehr. Gegen Ende des Wormser Reichstags ließ er daher am 27. Mai 1521 ein strenges Mandat ausgehen, worin beiden Theilen bei Verlust ihrer Regalien und Reihslehen und unter Androhung der Acht und Aberacht geboten war, „alle eroberten Städte, Schlösser, Flecken und Güter innerhalb eines Monats in des Kaisers Hand zu geben, alle Gefangenen loszulassen und sich in Betreff des Lösegelds und anderer Forderungen dem Urtheile der vom Kaiser ernannten Commissarien zu fügen“. Als solche wurden ernannt: die Grafen Philipp von Hanau und Eberhard von Königstein, denen noch der Offizial von Trier beigeordnet ward. Diesem Befehl kamen aber weder die Lüneburger Fürsten noch der Hildesheimer Bischof nach, vielmehr schlossen sie die „eingemahnten“ Gefangenen, die das Lösegeld nicht zahlten, in feste Kerkermauern ein. Der Kaiser sprach daher am 24. Juli die Acht über die Ungehorsamen aus und übertrug die Vollziehung derselben dem König Christian II. von Dänemark-Holstein und den Herzögen von Wolfenbüttel und Kalenberg. Nun nahm die Hildesheimer Stiftsfehde einen schärferen Charakter an. Die beiden Herzöge, denen bei der Vielgeschäftigkeit des Dänenkönigs die Bestrafung der Geächteten hauptsächlich überlassen war, verfehlten nicht, an ihren Gegnern blutige Rache zu nehmen. Sie fielen sengend und brennend über die Länder her, und da ihnen weder das Reichsregiment noch die benachbarten Fürsten Einhalt zu thun wagten, so eroberten sie einen Landestheil nach dem andern, bis durch sächsische Vermittelung zwischen den hadernden Linien des stammverwandten Hauses eine Aussöhnung zu Stande kam. Die Gefangenen wurden ohne Lösegeld in Freiheit gesetzt, die Kriegsschäden ausgeglichen, die Erbverträge erneuert. Länger dauerte der Kampf im Hildesheimischen. Unter-

stützt von Geldern und von Münster, setzte Bischof Johann den Kampf fort, bis Kapitel und Landstände ohne sein Zuthun sich endlich in dem Quedlinburger Vertrag vom Jahre 1523 mit den Herzögen von Wolfenbüttel und Kalenberg dahin verglichen, daß der größere Theil des eroberten Landes den Vollstreckern der Acht überlassen ward und nur noch die Stadt Hildesheim nebst den drei Aemtern Peine, Steuerwald, Marienburg Stiftsland blieb. Kaiser Karl bestätigte das Uebereinkommen von Quedlinburg und belehnte die Herzoge mit den gewonnenen Territorien. Auch der Papst gab seine Zustimmung. Fortan hieß das Bischofland von Hildesheim „das kleine Stift". Ein späterer Versuch des Bischofs, auf Grund einer streitigen Auslegung der Vertragsworte und mit Hülfe des Papstes die verlorenen Territorien wiederzugewinnen, scheiterte an der Unthätigkeit des Reichskammergerichts. Wie gern auch in der Folge, als Wolfenbüttel und Kalenberg der evangelischen Lehre beitraten, der Kaiser den Ausspruch des Papstes bestätigt hätte, so vermochte er doch nicht durchzubringen, da die Entschädigungskosten für die Achtvollstreckung, die den Herzogen nicht verweigert werden konnten, auf drei Millionen berechnet wurden. So blieben die Stiftsländer bei Braunschweig, bis der dreißigjährige Krieg auch in dieser Sache Wandlung schuf.

Die Kurfürsten, welche die Frankfurter Kaiserwahl vollzogen, waren die Häupter, und Vertreter der angesehensten Dynastengeschlechter Deutschlands. Böhmen führte zwar damals noch eine eigene Stimme, unabhängig von Oesterreich; aber Anna, die Schwester des jungen Königs Ludwig, der die böhmische und ungarische Krone trug, war Ferdinands Gemahlin und Ludwig selbst mit einer Habsburgerin vermält; es war daher natürlich, daß der Bruder, nachdem er von der eigenen Bewerbung zurückgetreten war, für den burgundischen Verwandten stimmte. Als König Ludwig sechs Jahre später auf dem Schlachtfelde von Mohacs sein tragisches Ende nahm, der letzte der Jagellonen, gewann der Erzherzog selbst mit der Krone von Böhmen auch die deutsche Kurstimme, die von da an dem Habsburger Geschlechte verblieb.

Die übrigen weltlichen Kurfürsten gehörten den drei mächtigsten

Fürstenhäusern an: den Wettinern in Sachsen, den Wittelsbachern in der Rheinpfalz und in Bayern und den Hohenzollern in den beiden Brandenburg. Als Kaiser Maximilian aus dem Leben schied, regierte Friedrich der Weise, das Haupt der Ernestinischen Linie, in dem Theil von Sachsen-Thüringen, auf welchem die Kurwürde ruhte, indeß sein Verwandter Georg von der Albertinischen Linie den Meißnischen Theil mit Dresden und Leipzig als Herzogthum Sachsen beherrschte. Jener, ein friedliebender wohlwollender Fürst von Bildung und Verstand, der gern baute, Künste und Wissenschaft ehrte und beförderte und nicht müde ward, seine Schloßkirche mit Reliquien zu bereichern, hatte seinen Sitz in Wittenberg, wo die von ihm gegründete Universität den Impuls zu der welterschütternden religiösen Bewegung gab. Sowohl in Friedrich selbst und seinem trefflichen Bruder Johannes, der in Liebe und Herzensgemeinschaft jenem zur Seite stand und dann sein Nachfolger ward, als in dem Sohne des letzteren, dem aufrichtigen, frommen und gewissenhaften Johann Friedrich hatte Luther standhafte Beschützer und die Kirchenreformation eifrige Anhänger und Förderer, indeß Herzog Georg in Dresden sein ganzes Leben lang ein energischer Verfechter der römisch-katholischen Religionsform blieb. Er war der Ansicht, daß die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben ohne Mitwirkung der eigenen Werke die Sittlichkeit gefährde und die Menschen gleichgültig mache gegen Sünden und Laster, und nahm es sehr übel auf, daß sein Bruder Heinrich, für welchen ein kleines selbständiges Fürstenthum mit den Schlössern und Städten Freiberg und Wolkenstein abgezweigt worden war, und dessen Gemahlin Katharina von Mecklenburg sich dem neuen Glauben zuwandten und ihre Söhne Moriz und August dieselben Wege führten. Der strenge, energische Georg, der sein Herzogthum nicht nur bei der alten Kirche festhielt, sondern auch ein strammes Regiment mit Gesetz und guter Ordnung führte, schalt den Bruder oft aus, daß er leichtsinnig in den Tag hineinlebe, über seine Mittel und Einkünfte den Freuden und Genüssen der Tafel und des Bechers nachjage und seine willensstarke Gemahlin zu frei schalten und walten lasse; aber während er selbst von seinen Kindern eines

um das andere begrub, wuchsen die Söhne des Bruders kräftig und hoffnungsvoll heran. Moriz vermälte sich in der Folge mit einer Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen, eine Verbindung von großer historischen Bedeutung.

In dem Wittelsbacher Regentenhaus entstand mit der Zeit eine ähnliche confessionelle Spaltung, welche die in diesem Fürstenstamme seit alten Tagen herrschende Feindseligkeit und Zwietracht von Neuem anfachen sollte. Kurfürst Ludwig V. von der Pfalz, welcher während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts im Schlosse zu Heidelberg kräftig und verständig regierte und bei der Frankfurter Kaiserwahl mitwirkte, hielt sich mit kluger Mäßigung von jeder entschiedenen Parteistellung fern, bewirkte aber durch diese Haltung, daß der Boden zur Aufnahme der neuen Lehre bestellt werden konnte, die dann unter der nächsten Generation sich befestigte. Sein Bruder und Nachfolger Pfalzgraf Friedrich, der seine beste Lebenszeit dem Dienste des Hauses Habsburg widmete und manchen Kriegszug unter Oesterreichs Panier unternahm, erhielt in seinen späteren Mannesjahren, als Haar und Bart schon grau wurden, die Hand der dänischen Königstochter Dorothea, einer Nichte des Kaisers. Aber die Hoffnung nach der Vertreibung des Schwiegervaters Christian II. die Krone von Dänemark zu erlangen, ging nicht in Erfüllung. Friedrich selbst, obwohl im Herzen der Reformation zugeneigt, beobachtete wie der Bruder eine kluge Zurückhaltung; die Kurfürstin aber und die Hofleute empfingen in der Kirche zu Heilig-Geist in Heidelberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt.

Im Gegensatz zu den Pfälzer Verwandten nahmen dagegen die bayerischen Herzoge des Wittelsbacher Hauses, sowohl Wilhelm von München als sein Bruder Ludwig von Landshut, welche die Curie durch Verleihung von Hoheitsrechten über die Geistlichkeit und von Einkünften aus den kirchlichen Instituten ihres Landes, zu gewinnen wußte, ihre Stellung auf der römisch-papistischen Seite, so daß sie in Verbindung mit dem dritten Bruder Ernst, welcher den Bischofssitz von Passau im Laufe der Zeit mit dem erzbischöflichen Stuhle von Salzburg vertauschte,

der Verbreitung der Reformation am schärfsten sich entgegenstellten, an Eifer nicht selten das Habsburger Brüderpaar übertreffend. Es gab eine Zeit, da die Wittelsbacher sogar der Hoffnung lebten, mit Hülfe der Papisten und Malcontenten die deutsche Kaiserkrone an ihre Familie zu bringen. Die bayerische Universität Ingolstadt, wo Doctor Johannes Eck, der in Disputationen und Redeturnieren gewandte Vorfechter des Romanismus, eine wichtige Stellung behauptete, war eine der thätigsten Pflanzstätten des alten Glaubens.

Wie die Wittelsbacher im Süden, die Wettiner in Mitteldeutschland an Macht und Territorialbesitz hervorragten, so im Norden die Hohenzollern. Zwei Glieder des Hauses saßen auf kurfürstlichen Stühlen, Joachim I. in Brandenburg und sein Bruder, Cardinal Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, Administrator des Bisthums Halberstadt. Beide blieben der alten Kirche treu: Kurfürst Joachim I., ein auf Hebung der Wissenschaften und Verbesserung der Rechtspflege bedachter Herr, der die Universität Frankfurt an der Oder gründete und die „Joachimschen Constitutionen“ anfertigen ließ, war ein eben so eifriger Verfechter der römisch-katholischen Kirchenform, als Herzog Georg vom Meißnischen Sachsen. Seine Gemahlin Elisabeth, eine Schwester des Dänenkönigs Christian II., sah sich zur Flucht nach Sachsen genöthigt, um ihres Glaubens leben zu können; seinen beiden Söhnen, welche mit katholischen Fürstentöchtern verheirathet waren, Joachim mit einer polnischen Prinzessin, Johann (Hans) mit der Tochter des uns wohlbekannten Heinrich II. von Braunschweig, nahm er das Versprechen ab, bei dem katholischen Bunde und Glauben auszuharren. So gedachte er sein Land noch über seinen Tod hinaus bei der alten religiösen und politischen Ordnung zu erhalten. Allein er vermochte so wenig wie sein Gesinnungsgenosse in Dresden den Gang des Schicksals zu hemmen. Die Ansichten der Mutter waren auf die Söhne übergegangen. Bald nachdem Kurfürst Joachim I. das Zeitliche gesegnet (1535) trat der jüngere, Johann von Küstrin, ein willenskräftiger entschlossener Fürst, dem die Neumark mit Crossen und Cottbus zugefallen, dem Schmalkaldischen Bunde bei und führte die Reformation

in seinem Lande ein. Länger bedachte sich der ältere Bruder Joachim II., dem zwei Drittel des Gebiets sammt der Kurwürde zu Theil geworden, ein friedliebender Herr von gemäßigter Gesinnung, der an einer glänzenden Hofhaltung, an einem heiteren genußreichen Leben, an Bauen und Jagen Gefallen fand, ohne jedoch darüber die wichtigeren und ernsteren Anliegen aus dem Auge zu lassen. Aber auch er gab bald den Wünschen und Bitten des Adels, der Geistlichkeit und der Landschaft nach und empfing in der Nicolaikirche zu Spandau das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Doch behauptete Joachim II. fortwährend eine eigene unabhängige Stellung. In der Brandenburger Kirchenordnung wurden noch manche Gebräuche aus der alten Kirche beibehalten, welche die andern Augsburger Confessionsverwandten entfernt hatten.

Kurfürst Albrecht von Mainz, der meistens in dem bischöflichen Schlosse zu Halle seine Residenz hatte, theilte mit seinem Bruder Joachim I. das Interesse für die Cultur und das geistige Leben seiner Zeit, und gehörte zu den bedeutendsten und angesehensten Regenten. Sein Name ist in den protestantischen Geschichtsbüchern der Folgezeit oft arg geschmäht worden. Denn er war es ja, der die Ablaßbulle des Papstes Leo X. in Deutschland zur Anwendung brachte. Davon abgesehen besaß der geistliche Herr auf dem Kurstuhl zu Mainz manche löbliche Eigenschaften, nicht unähnlich dem kirchlichen Oberhaupte aus dem Mediceischen Hause, das damals die pontificale Krone trug. Er war ein Freund der humanistischen Bildung, der Künste und Wissenschaften liebte und förderte, an glänzender Hofhaltung und einem genußreichen Leben Gefallen fand. Ulrich von Hutten hatte in ihm einen Gönner und Beschützer, so lange der geistige Kampf sich noch in gewissen Schranken hielt, noch nicht den aggressiven Charakter gegen Rom und die Kirche annahm. Albrecht hatte für das Pallium hohe Summen nach Rom entrichten müssen, die über seine Kräfte gingen und ihn nöthigten, bei dem Bankhause Fugger eine Anleihe zu machen. Diese sollte aus den Indulgenzgeldern getilgt werden, daher war der Dominicanermönch Tezel, der in den zu Albrechts geistlicher Jurisdiction gehörenden Gebieten von Magdeburg und Halberstadt seine Ablaßbude

aufschlug, stets von Agenten des Augsburger Wechslerhauses begleitet, welche die eingehenden Gelder in Empfang nahmen. In späteren Tagen, als die Parteistellung schroffer wurde, als man in den katholischen Ländern die Neuerung durch Druck und Verfolgung und durch blutige Ketzergesetze zu zertreten begann, gehörte der Cardinal-Erzbischof Albrecht von Brandenburg zu den milderen und gemäßigteren Landesfürsten. Und wenn er auch in der Toleranz und in den reformatorischen Neigungen nicht so weit ging wie Hermann von Wied, der kurz vor Maximilians Tod den erzbischöflichen Stuhl in Köln bestiegen und in Frankfurt an seiner Seite seine Stimme demselben Habsburger Bewerber gab, der ihn in der Folge seiner Kölner Kurwürde beraubte, so kehrte er doch bei vielen Gelegenheiten solche Seiten hervor, die seinem Gegner Martin Luther stets einiges Vertrauen zu dem hervorragenden Kirchenfürsten einflößten. Gab er ihm doch einst den Rath, nach dem Beispiel seines Verwandten im Ordenslande Preußen in den ehelichen Stand zu treten und seine geistlichen Territorien in ein erbliches Fürstenthum zu verwandeln.

Den Fall des freisinnigen, ehrwürdigen und patriotischen Amtsgenossen Hermann erlebte Albrecht nicht mehr. Kurz ehe die Reformation durch Melanchthon und Buzer in den Kölner Landen auf gemäßigter Grundlage begonnen ward, mit deren Unterdrückung dann in aufgeregter Kriegszeit Hermanns Sturz verbunden war, hatte Albrecht auf seinem Schloß in Aschaffenburg seinen Lebensodem ausgehaucht (1545).

Aber nicht blos in Brandenburg und auf dem Mainzer Erzstuhl herrschten Glieder des Hohenzollernschen Hauses, auch im alten fränkischen Stammlande, in den obern Maingegenden und am Fichtelgebirg saßen Brandenburgische Fürsten in ihren Schlössern zu Ansbach, Culmbach, Bayreuth. Es waren die Söhne des Markgrafen Friedrich, welche ihren Vater wegen leidenschaftlicher Heftigkeit und Geistesstörung auf der Plassenburg zu Culmbach in Gewahrsam hielten und an seiner Stelle das verschuldete Land regierten. Und gerade diese jüngere Linie des Hauses Brandenburg zeigte frühzeitig eine ausgesprochene Hinnei-

gung zu der kirchlichen Reformation. Schon Casimir, der älteste der Söhne und der eigentliche Regent und Verwalter des Fürstenthums, war der reformatorischen Bestrebung, die von Nürnberg aus sich über das ganze Frankenland verbreitete, nicht entgegen, wenn gleich dem waffenfrohen Fürsten, der unter Oesterreichs Fahnen stritt, Politik und Krieg näher lagen als die geistigen und religiösen Interessen und sein früher Tod in Ofen auf einem Feldzug gegen die Türken (Sept. 1527) eine entscheidende Kundgebung seiner Ansichten abschnitt. Einige Jahre vor seinem Hingang hatte ihm zu Anspach seine bayerische Gemahlin Susanna einen Sohn geboren, dem er den Namen seines berühmten Ahnherrn Albrecht beigelegt. Dies ist der bekannte Albrecht von Brandenburg-Culmbach, genannt Alcibiades, dem wir in der Folge noch öfter begegnen werden. Casimirs Bruder und Nachfolger Georg, welcher Anfangs die Herrschaft Jägerndorf in Schlesien inne hatte, trat offen auf die Seite der Evangelischen; auf dem Augsburger Reichstag vom Jahre 1530 machte seine treuherzige Erklärung, daß er lieber das Leben verlieren als von seinem Glauben lassen wolle, tiefen Eindruck auf Kaiser Karl V. Der dritte Sohn Albrecht führte den Ordensstaat Preußen, zu dessen Großmeister er gewählt worden, der Reformation zu und wurde der erste weltliche Herzog. Auch standen mehrere kleinere Fürstenhöfe des nördlichen Deutschlands in verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Brandenburger Herrscherhaus der Hohenzollern.

Als Kaiser Maximilian auf dem erwähnten Reichstage zu Augsburg im Jahre 1518 die Fürsten und Stände zum letzten Male um sich versammelt sah, war die religiöse Bewegung erst im Werden und Niemand vermochte noch deren Tragweite und Wirkung vorauszusehen. Maximilian, dessen Anschauungen ganz und gar in den mittelalterigen Lebensordnungen und Gedankenweisen wurzelten, hätte bei längerem Leben dem Wittenberger Augustinermönch und seiner reformatorischen Thätigkeit schwerlich mehr Theilnahme und Anerkennung gezollt als seine beiden Enkel. Damals aber gab er dem Kurfürsten Friedrich den Rath, er möge Luther „fleißig bewahren". Sollte der Papst in seiner gegnerischen Haltung beharren und die politischen Pläne des Habsbur-

gers durchkreuzen, so konnte man die deutsche Reformbewegung als Hebel gegen ihn gebrauchen.

Noch nie war ein päpstlicher Botschafter mit solcher Ostentation und Prachtentfaltung in Deutschland aufgetreten als Thomas de Vio von Gaeta, gewöhnlich Cajetanus genannt, der Cardinallegat Leos X. bei der Augsburger Versammlung. Die Anmaßung und das aufgeblasene Wesen des Kirchenfürsten, der sich auf seine scholastische Gelehrsamkeit ungemein viel einbildete und zu den eifrigsten Verfechtern der päpstlichen Allgewalt gehörte, war ganz geeignet, den satirischen Geist eines Hutten zu reizen. Der Cardinal gedachte, durch imponirendes Auftreten und äußerlichen Glanz die kirchliche Opposition im Keime zu ersticken, die vermessenen Geister in Deutschland durch die Majestät des Pontificats zum Schweigen und zur Demuth zu zwingen. Er hatte neben seiner politischen Mission auch noch den Auftrag, gegen Luther vorzugehen. Denn bereits hatte man in Rom den Entschluß gefaßt, den Wittenberger Augustinermönch, welcher es gewagt hatte, durch seine Thesen wider den Ablaß öffentlich gegen eine päpstliche Anordnung aufzutreten, durch kirchliche Zwangsmittel in die Schranken des Gehorsams und der Unterwürfigkeit zu weisen. Luther sollte zur Verantwortung nach Rom vorgeladen werden, wo man ihn dann sicher untergebracht haben würde, oder im Falle er sich weigerte, der Ladung Folge zu geben, sollte ihn der Bannfluch treffen, sollte er als Ketzer von der christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen sein. Der Verwendung des sächsischen Kurfürsten während des Reichstags gelang es, den Cardinallegaten zu bewegen, daß er selbst mit Luther ein Verhör vornehme, von der Vorladung nach Rom abstehe und mit der Excommunication zurückhalte. Das Gesuch des hohen Herrn, den der päpstliche Stuhl damals bei guter Stimmung zu erhalten wünschte, konnte nicht wohl versagt werden und so erfolgte dann als Nachspiel des Reichstags Luthers Verhör durch Cajetan in Augsburg, am 12. Oktober des Jahres 1518. Der stolze Kirchenfürst, der gelehrte Schüler des Thomas von Aquino, hoffte mit dem Wittenberger Theologen, der in unscheinbarer Mönchskutte vor ihm erschien und demüthig das Knie

beugte, bald fertig zu werden; aber er irrte sich. Drei Tage lang versuchte er vergebens denselben zum Widerruf und zur Unterwerfung zu bringen, Luther wußte seine Ansichten mit Gelehrsamkeit und Geschick zu vertheidigen. Dem Cardinal machte der deutsche Mönch „mit den tiefen glitzernden Augen" und den wunderlichen Speculationen Grauen. Nach der dritten Unterredung befahl er demselben fortzugehen und nicht wieder vor sein Angesicht zu treten, bis er widerrufe. Zwei demüthige Briefe, die Luther an den folgenden Tagen an den Cardinal richtete, vermochten den scharfen Spruch nicht zu ändern. Da beschloß Bruder Martin die unsichere Stätte zu räumen. Nach Abfassung einer „Appellation von dem schlechtunterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden" entfloh er am 20. Oktober in großer Hast aus Augsburg unter dem Beistande einiger Freunde, die ihm ein Pferd verschafft hatten, geschützt durch das Dunkel der Nacht und kam todtmüde nach Wittenberg zurück.

Zweites Hauptstück.

Populare und revolutionäre Bewegungen.

Inhalt: Polemische und satirische Volksliteratur. Die Sickinger Fehde. Thomas Münzer und der Bauernkrieg. Restauration und Reformation in Würtemberg. Die Wiedertäufer unter dem Kreuz der Verfolgung. Das blutige Schauspiel zu Münster. Die Mennoniten. Jürgen Wullenweber und Marcus Meyer in Lübeck.

1. Die Opposition in der Volksliteratur.

In Deutschland trug die Literatur und die allgemeine Zeitbildung im sechzehnten Jahrhundert einen ganz andern Charakter als in den romanischen Ländern. Während man in Italien nach den Mustern und Vorbildern des Alterthums schöne Kunstformen schuf, die dann in Frankreich und in der pyrenäischen Halbinsel nachgeahmt und als Gesetze und Normen des guten Geschmacks aufgestellt wurden, herrschte in dem deutschen Schriftwesen ein plebejischer Ton, hatten die Kundgebungen und Organe des geistigen Lebens, der Gedanken- und Gefühlswelt ein volksthümliches oft derbes und rohes Gepräge mit vorherrschender Richtung zur Ironie, zum Humor, zur Polemik. Es wurde schon früher angedeutet, daß sich das Zeitbewußtsein hauptsächlich in der Opposition gegen das Bestehende und Herkömmliche offenbarte, daß man der überlieferten und überlebten Bildung der höheren Stände die Ursprünglichkeit des Volkes, den conventionellen Formen die Rechte einer ungebundenen Natur, der vornehmen Weisheit den Mutterwitz und den praktischen

und realistischen Verstand der Bauern und Handwerker gegenüber stellte, daß man in dem was der Welt als Thorheit erschien die höhere Weisheit und Wahrheit erblickte. Hofnarren und Schalksnarren, fahrende Leute, Landstreicher, Bauern, der „Kunz und der Fritz" galten als die Repräsentanten der Einsicht und Klugheit des Volkes. So mächtig war diese Geschmacksrichtung, die Vorliebe für Narren- und Schnurrenbücher im Charakter des Eulenspiegel, daß alle Schriftsteller, welche auf die Zeitgenossen einwirken, sie belehren und unterhalten wollten, die volksthümliche Form und Sprache wählen mußten. So kam es, daß gefeierte Humanisten wie Hutten, wie Erasmus, wie Brant die Gebrechen der Zeit, die Schäden der Gesellschaft im humoristischen oder satirisch-ironischen Gewande darstellten und züchtigten; daß alle Belehrungen, alle Ermahnungen zur Tugend und Wahrheit, zur Sittlichkeit, Zucht und Ehrbarkeit in Schwänken und Histörchen, in Schnurren und Anekdoten, in Narren- und Schelmenbüchern vorgetragen wurden, nicht selten mit derben Nuditäten und Rücksichtslosigkeiten, in anstößiger Offenheit und Ursprünglichkeit. Mit besonderer Vorliebe befaßte sich diese satirische Volksliteratur mit den Gebrechen der Kirche, mit den Fehlern und Lastern der Hierarchie und des Klerus. Wer erinnert sich nicht der Scene in Reineke Fuchs, wo dieser dem Begleiter in einer Beichte schildert, wie es an den Höfen und in Rom hergehe: Der König und seine Barone raubten und mordeten und Niemand wage ihnen die Wahrheit zu sagen; kleine Diebe hänge man, die großen verwalteten Land und Schlösser. Eben so schlimm sehe es in der Kirche aus: die Prälaten suchten ihre unehelichen Kinder zu erhöhen und zu bereichern, in den Klöstern herrsche Wohlleben und Scheinheiligkeit; überall heiße es: Gebt mir das Eure und laßt mir das Meine! Sie treffen Martin, den Affen, der im Begriff ist, nach Rom zu reisen; er verspricht Reineken seine Fürsprache und Beistand, daß er von dem Banne gelöst werde, und verweist ihn an sein Weibchen Riechgenau, welche bei der Königin und dem König viel gelte. Unterdessen werde er in Rom, wo Geld Alles vermöge, wo Cardinal Nimmersatt alle Macht in Händen habe, sein Schreiber Johann Partei und der päpst-

liche Notar Krümmsrecht sammt den Richtern Moneta, Nummus und Denarius im Namen des alten und schwachen Papstes das Recht sprächen und an seinem Oheim Simon und an einer Freundin des Cardinals einflußreiche Gönner besitze, Reineke's Sache zu einem guten Ende zu führen.

Neben den größeren Werken lief eine Menge von „Pasquillen und Satiren“ durch die Welt, die unter der Hand verbreitet für die unteren Volksklassen berechnet waren und in heftigen Invectiven gegen Rom, gegen die kirchlichen Mißbräuche, gegen Klerus und Mönchthum sich Luft machten. Indem sie die materiellen Nothstände des Volkes mit den Erpressungen und Bedrückungen der Hierarchie in Zusammenhang brachten, setzten sie weltliche und geistliche Interessen in Bewegung, gaben sie mächtige Impulse zu aufregenden Willensäußerungen, riefen Geister wach, die nicht so leicht mehr zu bannen waren. Das Volk wurde belehrt, daß es sowohl um sein weltliches Glück als um seine Seligkeit betrogen werde. Zum erstenmal trat damals in Deutschland die geheimnißvolle Volkskraft zu Tage, die man als öffentliche Meinung bezeichnen darf. Und standen ihr auch noch nicht die Organe zu Gebote, die heute das Volksleben durchdringen und beherrschen, so dienten fliegende Blätter und Flugschriften, Spottgedichte, sprichwörtliche Reden, satirische Ausfälle und Dialoge, meistens mit charakteristischen Holzschnitten illustrirt, zur Fortpflanzung und Verbreitung der Ansichten und Grundsätze, von denen die Gemüther erfüllt waren. Sie begleiteten insonderheit alle Vorgänge der Reformation, Luthers Auftreten und Kämpfe und geben den Beweis, daß dieses hochwichtige Ereigniß von den Zeitgenossen nicht nur in Beziehung auf Religion und Kirche, sondern auch in Beziehung auf Staat, Leben und Gesellschaft aufgefaßt ward. Da wird geklagt, daß unwissende und unwürdige „Curtisanen und Pfründenfresser“ die besten Beneficien und Kirchenämter davontrügen, daß Ordensleute durch Uneinigkeit, Streitsucht und sittenloses Leben Gottes Gebot schändeten, daß der Papst in Rom die Schäflein nicht weide, sondern mit seiner Tyrannei unterdrücke. Alle nehmen Partei für Luther und die kirchliche Neuerung und verfolgen die Gegner mit Spott und satirischem Muthwillen.

Einige Monate nach Kaiser Maximilians Tod hat die berühmte Disputation in der Pleißenburg zu Leipzig zwischen Luther und Eck stattgefunden (Juli 1519). Der Streit drehte sich hauptsächlich um den Primat des Papstes und die Unfehlbarkeit der Kirche. Der Ingolstadter Kampfheld führte einen gewandten Fechterstreich aus, indem er Luther in Eine Linie mit Huß stellte und diesen zu dem kühnen Ausspruch drängte, in den durch das Costnitzer Concil verdammten Sätzen von Huß fände er viele gottselige und echt evangelische Lehren, womit er die Unfehlbarkeit der Concilien in Zweifel zog. Eck wußte, welchen schlimmen Eindruck diese Zusammenstellung in Sachsen, wo man die zerstörenden Einfälle der Hussiten noch in gutem Gedächtniß hatte, hervorbringen müßte. Auch rief der Herzog Georg, welcher der Disputation anwohnte, kopfschüttelnd und die Arme in die Hüfte gestemmt mit lauter Stimme: „Das walt die Sucht!“ und verließ den Saal. Wir wissen, wie heftig und energisch er seitdem der Reformation entgegentrat. Und noch einen andern Triumph feierte der Ingolstadter Professor. Es ist ja bekannt genug, daß er sofort nach Rom eilte und durch seine Darstellung wesentlich beitrug, daß die Bannbulle gegen Luther erlassen und ihm selbst die Bekanntmachung derselben in Deutschland übertragen wurde. Bei allen diesen Begebenheiten sprach sich die öffentliche Meinung, wie sie in der Volksliteratur, auf Markt und Straße hervortrat, so entschieden für Luther aus, stellte sich die Nation empört über das parteiische Vorgehen der Curie gegen den Angeklagten so rückhaltlos auf die Seite des muthigen Vorkämpfers religiöser Freiheit und nationaler Unabhängigkeit, daß der Wittenberger Reformator, durch diese Kundgebung begeisterter Volkssympathien gehoben, den kühnen Schritt wagte, der ihn durch eine unübersteigliche Kluft von der römischen Kirche trennte. Er zog an der Spitze der ganzen Studentenschaft und vieler Bürger Wittenbergs vor das Elsterthor und warf dort zur Vergeltung für die Verbrennung seiner Schriften die Bannbulle nebst dem kanonischen Rechtsbuch in die Flammen, indem er ausrief: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer.“ (10. December 1520.)

Alle diese Vorgänge setzten das deutsche Volk in die höchste Aufregung und boten der Volksliteratur reichen Stoff zu Spott und Satire. Besonders waren die drei Gegner Luthers Eck, Murner und Emser der Gegenstand solcher satirischen Angriffe. Thomas Murner, ein Franziscanermönch, der in mehreren Gedichten („Narrenbeschwörung"; „Schelmenzunft", „Gauchmatt") seinen Landsmann Sebastian Brant von Straßburg nachgeahmt, dann aber aus Neid und Eifersucht auf den wachsenden Ruhm des Augustinermönchs in Wittenberg mehrere Schmähschriften gegen Luther und seine Gesinnungsgenossen verfaßt hatte („von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Doctor Murner beschworen hat" u. A.) und dann in der Schweiz, in Deutschland, in England mit der Zunge und mit der Feder die Reformatoren zu verunglimpfen und ihr Werk zu stören suchte, wurde in lateinischen und deutschen Satiren stark mitgenommen. Zu den verbreitetsten Volksschriften, die diesem wetterwendischen, charakterlosen und schmähsüchtigen Klosterbruder zu Leibe gingen, gehörte der Dialog „Karsthanns". In dem beigefügten Holzschnitt erscheint Murner in der Mönchskutte mit einem Katerkopf, Karsthanns in Bauerntracht, den Karst auf der Schulter. Auch im Gespräch selbst wird Murner mit einer Katze verglichen, die voll Falschheit und Tücke aus dem Hinterhalt ihre Sprünge mache. Karsthanns meint, Murner wolle wohl auch wie Eck durch seine Angriffe gegen Luther sich „fünfhundert Ducaten erschmarozen". Als Luther eintritt, macht sich Murner davon. Der Sohn, ein Student, ermahnt den Vater, dem Doctor kein Gehör zu geben, denn die Dominicaner in Köln hätten ihn für einen Ketzer erklärt und seine Bücher verbrannt. Darüber geräth Karsthanns in Zorn und droht jedem „Gauch von Rom", der Gewalt vor Recht gehen läßt, mit dem Flegel. Die Päpste und Bischöfe seien das Widerspiel von Christus und seinen Jüngern. Er fordert Luther auf, deutsch zu schreiben für den gemeinen Mann, dann wollten sie ihn schon erretten von der Gewalt des Papstes und der breiten Hütträger; aber Luther lehnt solche Hülfe ab; um seinetwillen soll Niemand fechten oder todtschlagen, man solle die Wahrheit erforschen und annehmen. Nach Luthers Abgang läßt sich Karsthanns von

dem Studenten Murners Buch vom Papstthum vorlesen, aber schon bei dem Titel, der den Papst die „höchste Oberkait des christlichs glaubens“ nennt, meint der Bauer, Christus sei die einzig „Oberkeit“, der rechte Bräutigam der Kirche, an ihn und sein Wort müsse man sich halten. Der Student hält ihm entgegen, Christus habe der Braut ein leiblich Haupt gegeben, und zählt dann alle „geheime Stücke“ auf, welche die Kirchenlehrer dem Papst beigelegt. Der Bauer aber meint, Christus habe nicht blos Einen, sondern alle Apostel zu dem Lehramt berufen; „über und außerhalb der götlichen geschrift hat weder bapst noch bischof ein gwalt als wenig als ain stain“. Luther habe die Unwissenheit der einfältigen Laien aufgehellt und als einer der „läutert“ führe er seinen Namen mit Recht. Am Ende des Gesprächs sucht der Student Murner nochmals zu rechtfertigen; Karsthanns sagt jedoch, „er sei eine böse Katze, die vorne lecke und hinten kratze“. Neben dem „Karsthanns“ war der „gehobelte Eck“ oder Eccius dedolatus, am meisten gelesen, eine satirische Volksschrift lateinisch und deutsch, für deren Verfasser der gelehrte Nürnberger Patrizier Wilibald Pirkheimer gehalten ward. In derselben werden alle Sünden und Laster, deren man Eck beschuldigte an einer Krankheitsgeschichte vorgeführt: seine geschlechtlichen Ausschweifungen, seine Liebe zu Wein und Bier, seine Disputirlust, die ihn verleitet, gleich einem gewissenlosen Advocaten selbst den Wucher der Reichen zu vertheidigen. Die Krankheit sitze im Herzen und unter dem Schädel und könne nur durch eine scharfe Cur gehoben werden. Dazu wird ein Arzt aus Leipzig geholt, denn dort seien noch „solide“ Leute (er sagte zuerst stolidi statt solidi). Ein Bock (Emser führte einen Steinbock im Siegel) bringt ihn und seine Begleiter nach Ingolstadt, wo die Cur vor sich gehen soll. Ehe sich Eck derselben unterzieht, soll er beichten. Er beginnt mit Aufzählung aller seiner Titel und Aemter, worauf ihn der Beichtvater anfährt: „Das ist ja geprahlt und nicht gebeichtet“, er solle seine Sünden und Laster bekennen und was ihn gegen Luther so aufgebracht habe. Nun folgt das Geständniß, daß er von den Leipzigern und den Dominicanern aufgestiftet worden und nur aus Neid und Ruhmsucht und durch die Aussicht auf einen Cardinals-

hut und auf Gewinn wider denselben aufgetreten sei, daß er im Herzen mit Luther übereinstimme, aber die alte Regel befolgt habe, daß man anders reden als handeln müsse. Er benutze den Aberglauben und die Dummheit des Volkes, um Geld zu erwerben. Durch Prügel wird er dann von seinen Ecken und Unebenheiten gehobelt; das Haar wird ihm geschoren, um die Sophismen, Syllogismen, Propositionen, Corollaria, Porismata und dergleichen dummes Zeug aus dem Kopf zu verjagen. Ein Purgirmittel bringt dann seine Schriften, seinen Doctorhut des kanonischen Rechts, die Ablaßgalle, das empfangene Geld und ein Heer von Lastern, Ränkesucht, Hochmuth, Eigenliebe, Schwelgerei, Heuchelei, Betrügerei, Neid u. A. zum Vorschein. — Das Uebel, unter welchem der gemeine Mann in jener Zeit furchtbar zu leiden hatte, war der Wucher. Auch von diesem hoffte er durch die Reformation befreit zu werden. Das Haus Fugger stand in dieser Beziehung nicht im besten Ruf; und es blieb unvergessen, daß einst Dr. Eck, um den Geldherren zu gefallen und zugleich seine Disputirkunst zu zeigen, in Bologna den Wucher öffentlich in Schutz genommen. Wenn nun Luther und seine Freunde dieses Uebel bekämpften, so zeigt sich auch hier ein Gegensatz der alten scholastischen und der neuen evangelischen Richtung. Diese Parteistellung tritt besonders zu Tage in einem Gespräch aus dem Jahr 1520: „Von der Gült. Hie kompt ein beuerlein zu einem reichen burger. So kompt ein pfaff auch dazu und ein münch. Gar kurzweilig zu lesen.“ Der Bauer meint, die Gült (der hohe Geldzins gegen Unterpfand) sei ein „subteiler name“ für Wucher, der nur dem Juden zieme, nicht dem Christen. Der Bürger rechtfertigt sein Verfahren und wird dabei von dem Pfaffen unterstützt; der Bauer aber meint: „ir hapt einen andern got dann wir armen; wir haben unsern Herrn Jesum Christum, der hat solichs gelt leihen verboten umb genuß.“ Der Mönch will ihn auch eines Besseren belehren; aber der Bauer bleibt dabei, daß das Geldleihen auf Pfand eine betrügerische Uebervortheilung sei und daß „Gült immer mer wucher bleibt“.

Am 18. April 1521 stand Luther zu Worms vor Kaiser und Reich. Es war sein siegreiches Schlacht- und Ehrenfeld, wenn er schon

mit der Acht belegt von dannen zog. Die Worte, womit er nach einer alten Ueberlieferung seine Rede schloß: „Hie stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.“ blieben im Herzen des deutschen Volkes tief eingegraben. Trotz mancher dagegen erhobenen Zweifel haben sie wie der berühmte Ausspruch Galilei's bei der Nachwelt Glauben und Geltung gefunden. Dieses welthistorische Ereigniß flößte der Volksliteratur, der bittern Satire, wie der ernsten Rüge, neues Leben ein: In einer Schrift „Doctor Martin Luthers Passion“ werden die Vorgänge in Worms mit Christi Leidensgeschichte zusammengestellt. Entsprechend dem Einzug Jesu in Jerusalem wird Luthers Einzug in Worms kurz angeführt und darauf die Versammlung und Berathung der Bischöfe unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Mainz als „Kaiphas“ berichtet. Diener des Papstes werden als versuchende Pharisäer dargestellt, die Luther zu einem Gespräch einladen sollen, dieser will aber nur öffentlich disputiren. Unter den Pharisäern sind in erster Linie die beiden Nuntien zu verstehen, Carraccioli und Hieron. Aleander (der „Jud“ genannt, weil man behauptete, er sei von jüdischer Herkunft). Neben dem „Kaiphas“ erscheint „Annas“ in der Person des Cardinals von Gurck, der den Rath gibt, es sei nütze, daß ein Mensch sterbe für die Päpstlichen, „daß ir buberei nit offenbar werd und daß nit die römisch schalkheit abneme“. Der Kurfürst von Sachsen tritt als „Petrus“ auf, der seinen Herrn verleugnet; Johannes Sabula (Cochläus?) und der trierische Offizial Johannes von Eck legen falsch Zeugniß ab. Bei der Verhandlung am zweiten Tag tritt der Bischof von Trier als „Pilatus“ auf, er will Luther freigeben, aber die Papisten verhindern es, obschon die deutsche Nation als das „Weib des Pilatus“ Fürbitte einlegt. Die Papisten rufen aus: „er werde verbrant, er werde verbrant! merk du: lassest du den ledig, so bist du nit ain Freund des römischen Bischofs; er wirt dir hilf thun wider Frankreich!“ Darauf übergibt Pilatus Luthers Bücher und Bildniß den Papisten. Ein Dominicanermönch verbrennt die Schriften und Bilder von Luther, Hutten und Karlstadt. Aber Luthers Bildniß wollte nicht Feuer fangen, bis man es in einem

verpichten Faß in die Flammen warf. Die das mit ansahen, riefen verwundert: „fürwar, das ist ain christ“.

Von der inneren Gemüthsstimmung des deutschen Volks gibt ein allegorisches Gespräch Zeugniß: „Dialogus oder gesprech des Apostolicums, Angelica und anderer spezerei der apoteken antreffen Doctor M. Luther ler und sein Anhank“. In der Unterredung der Apothekerpflanzen über die alte und neue Lehre wird in humoristischer Weise dargethan, daß „die neue wohlriechende, tiefgegründete, tiefgewurzelte Bewegung durch die zwingende Macht der Gründe einen vollkommenen Sieg erringen müsse über die alte abgestandene, übelriechende Kirche, die einer Erneuerung und Erfrischung bedarf“. Wenn hier die Erneuerung der Lehre und des Glaubens den Hauptgesichtspunkt bildet, so wird in einem andern Gespräch mehr die praktische Seite, die Organisation eines neuen kirchlichen Lebens in der Gemeinde, die Ordnung des Cultus, die Stellung der Geistlichen zu und in der Gemeinde u. A. in Betracht gezogen. Der Titel lautet: „Ain schöner Dialogus und strafred von dem schultheiß von Gaißdorff mit seinem Schüler wider den Pfarrer daselbst und seinen helfer, in beiwesen der fierer und etlich nachbauern des Dorfs, antreffend allen mangel und geiz geistlich und weltlich standes“. — Unter den früheren Flugschriften war der erwähnte „Karsthanns“ am bekanntesten bei dem Volke. Aus diesem Grunde wählte der Verfasser einer andern Flugschrift, die wohl von dem Hutten'schen Kreise ausging, den Titel „Neukarsthans“ für ein Gespräch zwischen Franz von Sickingen und einem Bauer. Sickingen fragte den Karsthanns um die Ursache seines ernsten Aussehens, worauf ihm dieser sagt, er sei wegen einer Kleinigkeit von dem geistlichen Sendgericht gebüßt und mit dem Banne belegt worden. Es müßte mit den Pfaffen zur Abrechnung kommen, hätten sie nur einen Hauptmann, so würde es schon gehen. Sickingen mahnt zur Ruhe: man solle es auf friedlichem Wege durch Gütigkeit versuchen, denn noch gebe es unter den Geistlichen viele redliche Leute. Versuche man es aber mit Gewalt, so sei Gefahr, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen leide: „denn du und dein hauf schlahent mit unvernunft drein“. Beide stimmen aber darin überein,

daß der Hochmuth der Geistlichen noch zu einem Einschreiten mit Gewalt zwingen werde; und Karsthanns meint, Sickingen werde ihr Anführer sein; auf ihn setzten alle Bauern ihr Vertrauen, da er fest zu Luther halte und auch den Hutten vor Vergewaltigung des Papstes und der Geistlichen schütze. Sickingen gesteht, daß er Luthers Schriften gelesen und sie nicht anders als christlich erkenne, sollte demselben nun um der göttlichen Gerechtigkeit und Wahrheit Gewalt und Unrecht widerfahren, so würde er ihm beistehen. Die Zeit sei nahe, daß die falschen Geistlichen, die das heilige theure Wort und die göttliche Wahrheit unterdrückt hätten, gezüchtigt werden würden; wolle ihn Gott dazu gebrauchen, so sei er bereit, sein göttlich Gebot zu erfüllen. Mag auch Huttens Autorschaft zweifelhaft sein, so standen doch die literarischen Gäste der Ebernburg der Abfassung des Gesprächs, worin im Verlauf der Unterredung die Wahl evangelischer Geistlichen durch die Gemeinde, die Abstellung der kirchlichen Gebräuche, die Aufhebung der Klöster und Stifter angerathen wird, nicht fern. Würde ein Feldhauptmann wie Sickingen die Führerschaft übernehmen, so könnte durch das deutsche Volk das Reich des Antichrists zerstört werden. Man erkennt in diesen Flugschriften schon die Vorzeichen der Sickinger Fehde und des Bauernkriegs.

Bei solcher Stimmung der deutschen Nation wäre es von unberechenbaren Folgen gewesen, wenn die Schilderhebung Sickingens, deren wir früher gedachten, einen glücklichen Fortgang gehabt oder länger gedauert hätte. Eine Vereinigung der Ritterschaft und des Landvolks hätte zu einer völligen Umgestaltung aller Lebens- und Staatsformen führen können. Der Tod des unternehmenden Feldhauptmanns auf der Burg von Landstuhl und die Unterwerfung der ritterlichen Theilnehmer zerstörte die Verbindung, ehe sie ins Leben treten konnte. So ging jeder Theil seinen Weg für sich und fand jeder allein seinen Untergang, „die Ritterschaft wie ein Heer von Offizieren ohne Soldaten, die Bauern wie ein Heer von Gemeinen ohne Führer“.

2. Scenen aus dem Bauernkrieg.

Die große Volksbewegung, bekannt unter dem Namen des Bauernkriegs, ging von gar mannichfachen Motiven aus und verfolgte verschiedenartige Zwecke. Religiöse, politische und sociale Ursachen wirkten zusammen, um die furchtbare Sturmfluth zu erzeugen, die mit der zermalmenden Gewalt aufgeregter Naturkräfte über das deutsche Land sich ergoß und in wenigen Monaten über tausend Klöster und Ritterburgen, die Schöpfungen des Mittelalters, die Symbole der hierarchischen und feudalen Gebundenheit, vom Erdboden wegfegte.

Die Erinnerungen an den „Bundschuh" und den „armen Konrad" waren noch nicht verwischt, als der Ruf der Freiheit und Unabhängigkeit, der seit Luthers Auftreten durch die deutschen Lande zog, auch den Bauernstand mit neuen Wünschen und Hoffnungen erfüllte. Die „evangelische Freiheit", von der ihm gesprochen und gepredigt wurde, war ihm gleichbedeutend mit der Abschüttelung aller drückenden Lasten und Einrichtungen, die ihm das Leben zur Qual machten. Die Reformation hat den Bauernkrieg nicht erzeugt, wie ihr von gegnerischer Seite nachgesagt wird; aber sie hat der Bewegung einen mächtigen Impuls, eine neue Richtung gegeben; sie hat den zeitlichen Nothständen geistliche Elemente beigefügt, sie hat die lokalen und persönlichen Interessen durch höhere und allgemeine Zwecke, durch nationale und religiöse Ideen gehoben, sie hat den gemeinen Trieben einen sittlichen Halt verliehen, das Streben nach Abstellung des materiellen Elends, das zu den bisherigen Aufständen geführt, mit edleren Zielen, mit göttlichen Geboten in Verbindung gesetzt. Die Reformation war das große Zeitereigniß, welches das Volksgemüth in seinen untersten Tiefen aufregte, neue Anschauungen und Kräfte hervorrief, eine neue Auffassung vom Wesen des Staats und der menschlichen Gesellschaft schuf. Alles was die Zeit auf dem Herzen hatte, legte sich daher naturgemäß in die Eine große That. Man lauschte den Predigern, die am lautesten und entschiedensten von der evangelischen Freiheit redeten; man forschte in der heil. Schrift, die Luther in der Muttersprache dem Volke in die Hand ge-

geben und verglich die patriarchalischen Zustände des alten Testaments mit der Gegenwart. Zum erstenmal durchzuckte die Herzen eine Ahnung von Menschenrechten. Hatte denn nicht Christus durch sein heiliges Blut alle Menschen frei gemacht? Heißt es denn nicht im Evangelium, daß Alle Brüder seien, daß zwar in der Welt die Herren herrschen und die Großen Gewalt üben, daß es aber in der christlichen Gesellschaft nicht so gehalten werden solle, in welcher vielmehr einer dem andern zu dienen verpflichtet sei? Zum erstenmal berief man sich auf ein „göttliches Recht", wie es in der heil. Schrift, nicht wie es auf Gesetz und Herkommen beruhte. Als in Rom ein neues Jubiläum ausgeschrieben wurde, hörte man da und dort auf der Kanzel das alte mosaische Jubeljahr in Erinnerung bringen, in welchem jeder wieder zugelassen werden sollte zu seinen verkauften Erbgütern; das wäre das wahre Jubiläum.

Diese unter dem Volke herrschende Aufregung erhielt einen mächtigen Impuls durch ein neues Element, das bald eine tragische Rolle in dem großen Reformationsdrama durchführen sollte — in der wiedertäuferischen Religionsschwärmerei. Während Luther auf der Wartburg, wohin ihn Kurfürst Friedrich auf der Rückreise von Worms hatte bringen lassen, unter dem Namen Ritter Georg ein verborgenes Leben führte; sahen die Wittenberger eine Schaar fremder Männer in auffallender Tracht einziehen, welche ganz absonderliche Reden führten. Sie kamen von Zwickau, wo ein Tuchmacher, Claus Storch in Verbindung mit Thomas Münzer und einem andern Prediger eine neue Kirchengemeinde gegründet hatten, welche losgelöst von Geschichte und Ueberlieferung bald ins Schrankenlose ausschweifte und den Stadtrath veranlaßte, ihre Ausweisung anzuordnen. Nicht aus der Bibel, lautete ihre Lehre, sondern aus dem Geiste müsse die wahre Christuslehre geschöpft werden, durch himmlische Offenbarungen gebe sich der Wille Gottes kund; was sie in ihren Versammlungen verkündeten, das sei Gottes Stimme, die ihnen durch Inspiration mitgetheilt werde. Vor Allem verwarfen sie die Kindertaufe, weil Unmündige keinen Glauben haben könnten; erst in den Jahren des Verstandes und der geistigen

Reife sollte die Taufe als der wichtigste Act der Lebenserneuerung vorgenommen werden. Davon erhielten sie mit der Zeit den Namen „Wiedertäufer“ oder „Anabaptisten“. Sie verkündeten den bevorstehenden Untergang der verderbten Welt, worauf das Reich Gottes eintrete, Eine Taufe und Ein Glaube sein und die „Auserwählten“ in ewiger Herrlichkeit fortleben würden. Das Auftreten der „Zwickauer Propheten“, wie man die Wortführer der Sekte nannte, vermehrte die Aufregung in Wittenberg, die schon durch die voreiligen Neuerungen des Doctor Karlstadt, eines Amtsgenossen von Luther, in den Gemüthern erzeugt worden war. In einigen Kirchen wurden Bilder und Meßgewänder zerstört, Mönche und Nonnen traten aus dem Ordensverband; das Wort Gottes sollte „freigelassen“ werden, lautete die Losung. Alles was sie lehrten und vorschlugen erhärteten sie mit Schriftstellen. Melanchthon gerieth in Verlegenheit, er verstand sich nicht auf die Prüfung der Geister. Da hatte Luther keine Ruhe mehr auf der Wartburg. Er eilte nach Wittenberg zurück, predigte eine Woche lang täglich gegen die voreiligen lieblosen Neuerungen, wies die Zwickauer Schwärmer zurück und gewann die Gemüther für eine ruhige Entwickelung der Reformation.

Aber die wiedertäuferischen Lehren, die mit der inneren Lebenserneuerung auch tiefgreifende Umgestaltungen der bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnungen bezweckten, hatte für die Volksphantasie zu viel Bezauberndes, als daß sie rasch und ohne Kämpfe hätten aus der Welt geschafft werden sollen. Noch fast zwei Jahrzehnte lang durchzogen sie die Welt nach allen Richtungen, um das Reich Gottes, das neue Jerusalem, wie sie sich dasselbe dachten und ausmalten, zur Herrschaft zu bringen, bis die tragische Katastrophe von Münster die Fluthen der Schwärmerei eindämmte und zu einer nüchterneren Gestaltung ihrer Doctrinen führte.

Zu den merkwürdigsten Persönlichkeiten dieser gährenden Zeit gehört der erwähnte Prediger Thomas Münzer, ein agitatorischer Vorkämpfer excentrischer Ansichten mit großer demagogischer Begabung. Von leidenschaftlicher Natur mit hervortretender Neigung zur Sinnlichkeit,

erregbar, beweglich und redegewandt war der kleine schwarze Mann mit dem feurigen Blick ganz geschaffen, in einer so durchwühlten unruhigen Zeit eine Rolle zu spielen. Man erzählte sich später, die Grafen von Stolberg am Harz, wo er geboren war, hätten seinen Vater am Galgen sterben lassen, darum habe der Sohn den tiefsten Haß gegen den Adel gefaßt. Schon frühe zeigte sich bei ihm ein Hang zum Wandern, zur Geheimbündlerei, zu abenteuerlichen phantastischen Plänen. Nach der Auflösung der Zwickauer Sektengemeinde hatte er sich nach Prag gewendet; bald nachher finden wir ihn als Prediger in Allstädt, wo er in Verbindung mit Karlstadt, der in dem nahen Orlamünde eine Pfarrstelle erlangt hatte, die destructiven Tendenzen der reformatorischen Stürmer und Eiferer verfolgte, und zugleich in einer Winkelpresse die Wittenberger Reformatoren wegen ihres leisen behutsamen Auftretens angriff und schmähte. Er gründete eine geheime Gesellschaft „zur Verwirklichung des Reiches Gottes in Freiheit, Gleichheit und Lauterkeit“, deren Genossen sich durch eigene Tracht und lange Bärte kenntlich machten, und erneuerte die Zwickauer Lehre von der göttlichen Eingebung und himmlischen Erleuchtung mit einer eigenthümlich düstern Färbung. Es soll ein Geist tiefer Betrübniß, innerer Angst und Zerknirschung in der Seele sein, wenn sie die Offenbarung erhält. Nur wenn die Seele von aller Sinnlichkeit und fleischlichen Lust losgebunden ist, kann sie zur rechten Furcht Gottes kommen und der Gnade von Oben theilhaftig werden. Als sich zu Anfang des Jahres 1524 Kurfürst Friedrich und sein Bruder Johann im Allstädter Schloß aufhielten, wurde Münzer aufgefordert, eine Predigt vor ihnen zu halten. Wenn diese wirklich so lautete, wie er sie in seiner „Außlegung des andren unterscheyds Danielis deß propheten“ hat drucken lassen, so ist sie ein merkwürdiges Zeugniß, wie weit die lutherische Reformation bereits von der revolutionären Richtung überflügelt war. Nicht die Bibel, nicht das geschriebene Wort oder „gedichtete Evangelium“ soll den Glauben bestimmen, sondern die unmittelbare Gemeinschaft des Menschen mit Gott, die unvermittelte Offenbarung, „das klare Wort Gottes, das der Mensch in der eigenen Seele vernommen hat“. Gott

verkünde sein „Gezeugniß“ durch „Figuren, Gleichniß, Gesichte und Träume“, diese müsse der Mensch in seinem Leben erforschen. Um diese auszulegen, müsse „ein neuer David kommen mit dem Bluteifer des Königs Jehu“. Von dem Satze ausgehend: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ forderte er die anwesenden Fürsten auf, die Gottlosen, die das Evangelium verhinderten, wegzuthun und abzusondern, wo nicht so werde ihnen Gott ihr Schwert nehmen. Christus hat befohlen: Nehmet meine Feinde und würget mir sie vor meinen Augen. Christus sagt: Ein jeglicher Baum, der keine guten Früchte trägt, soll ausgerottet und ins Feuer geworfen werden. Darum lasset die Uebelthäter nicht länger leben, die uns von Gott abwenden. Die Gottlosen haben kein Recht zu leben, allein was ihnen die Auserwählten wollen gönnen. Gott hat durch Moses befohlen: Ihr sollt euch nicht erbarmen über die Abgöttischen, zerbrecht ihre Altäre, zerschmeißt ihre Bilder, verbrennet sie, auf daß ich euch nicht zürne. Diese Lehre hat Christus nicht aufgehoben, sondern er will uns helfen sie erfüllen. Mögen auch „Bruder Mastschwein und Bruder Sanftleben“ solche Ansichten verwerfen; „ich weiß fürwahr, daß der Geist Gottes jetzt vielen auserwählten frommen Menschen offenbart eine treffliche, unüberwindliche zukünftige Reformation, die wird von großen Nöthen sein, und es muß vollführt werden, es wehre sich gleich ein jeglicher wie er will“.

Noch in demselben Jahr erfolgte seine Ausweisung aus Allstädt. Er wandte sich zuerst nach Mühlhausen, wo kurz zuvor unter der Führung eines verlaufenen Mönchs Heinrich Pfeifer das Stadtregiment in demokratischem Sinn umgestaltet und die Reformation der Kirche in Angriff genommen worden war. Allein bald darauf erlangte die „Ehrbarkeit“ wieder die Oberhand und Münzer mußte abermals das Weite suchen. In Nürnberg veröffentlichte er die fulminante Flugschrift: „Hochverursachte Schutzrede und Antwort wider das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg, welches mit erklärter Weise durch den Diebstahl der Heil. Schrift die erbärmliche Christenheit also ganz jämmerlich besudelt hat“, worin er nicht nur den „Doctor Lügner“, den „Wittenberger Papst“,

den „Vater Leisetritt", der die Kleinen ausschelte und die Großen gewähren lasse, aufs Giftigste angriff, sondern auch gegen die Dieberei und Räuberei der Herren und Fürsten, die den gemeinen Mann schinden und plagen, im Tone des Aufruhrs loszog. Ein neuer David müsse kommen, um auszuführen, was Saul begonnen.

Der Nürnberger Rath duldete den leidenschaftlichen Mann nicht lange in seinen Mauern; Münzer mußte von Neuem zum Wanderstab greifen. Er begab sich nach Basel und besuchte dann die Gegenden im südlichen Schwarzwald, wo es bereits unheimlich unter dem Landvolk gährte. In Waldshut fand er einen Gesinnungsverwandten in dem Prediger Balthasar Hubmaier, einem streitfertigen Anhänger wiedertäuferischer und demokratischer Grundsätze, der in der Folge nach einem an Leiden und Verfolgungen reichen Leben im fernen Mähren ein kurzes „Emaus" fand und in Wien den Feuertod erlitt. In dem Münzer-Hubmaierischen Kreise wurden ohne Zweifel die „Zwölf Artikel" entworfen, das Programm der Bauernaufstände, die vom südlichen Schwarzwald, vom Hegau, Klettgau und dem Quellgebiet der Donau ausgehend sich bald über die Landschaften des Ober- und Mittelrheins auf beiden Stromufern, über das Allgäu und das südliche Schwaben ergossen, und in Ostfranken, am Main und Neckar Nachahmung fanden. Diese zwölf Artikel, das „Manifest des gemeinen Mannes" erhielten keine übertriebenen Forderungen: Kirchliche Freiheit und Predigt des Evangeliums, Abschaffung drückender Feudallasten, Entfernung einiger neuaufgelegten Beschwerungen, Rechte und Strafen, Freiheit der Jagd, der Fischerei, der Holzung. Nur von Abstellung harter Vorrechte der privilegirten Stände, nicht von Umsturz gesellschaftlicher Ordnung war die Rede und die religiöse Freiheit wurde als Christenpflicht in Anspruch genommen. Es währte nicht lange, so sammelte sich alles Volk von der Wutach bis zur Dreisam um Hans Müller von Bulgenbach, einen stattlichen Mann von guter Rede, der früher als Landsknecht wider Frankreich gefochten. Mit rothem Mantel und rothem Barett zog er an der Spitze der sich stets mehrenden mit ländlichen Waffen bewehrten Volkshaufen von Flecken zu Flecken; auf einem mit Laub und Bän-

dern geschmückten Wagen wurde die Haupt- und Sturmfahne in Schwarz-Roth-Gold hinter ihm hergefahren. Müller nannte sich „Hauptmann der großen christlichen Bruderschaft im Schwarzwalde“; seine Aufforderung zum Anschluß erließ er im Namen einer christlichen Vereinigung und evangelischen Brüderschaft.

Es kann nicht unsere Absicht sein, der wilden Volksbewegung nachzugehen, die in stürmischem Laufe zermalmend und zerstörend über die deutsche Erde dahin fuhr, Burgen und Klöster und die Denkmäler mittelalteriger Vorzeit der Verwüstung preisgebend; wie im Naturleben die Elemente die Gebilde der Menschenhand hassen und vernichten, so werden auch im Menschenleben, sobald die elementaren Kräfte aus der Tiefe hervorbrechen und zur Herrschaft, zum Bewußtsein ihrer Macht gelangen, nur Spuren von Zerstörung und Gewaltthat ihr Dasein und ihren Gang über die Stätten der Cultur bezeichnen. Glücklich wenn man über die Scenen des Gräuels und des Schreckens, wie sie Schlag und Gegenschlag, Action und Reaction stets mit sich führen, eilenden Schrittes dahingehen darf!

Am meisten Aussicht auf Erfolge hatte der Bauernaufstand im südlichen Schwaben und im Herzogthum Würtemberg. Der geächtete Herzog Ulrich, der „Mann von Hohentwiel“ setzte sich mit den Allgäuer Bauern in Verbindung und nahm Reisläufer in Sold, wozu ihm König Franz das Geld vorstreckte. Ihm sei es gleichgültig, sagte er, wer ihm die Oesterreicher aus dem Lande vertreiben helfe, „ob Schuh oder Stiefel“, Bauer oder Ritter. Er unterschrieb wohl seine Briefe mit „Uz Bur“. Auch rückte er wirklich schon im April über die Grenze und zog auf Stuttgart los. Er zählte noch viele Anhänger im Lande, während die österreichische Regierung wenig Freunde hatte. Aber gerade dies spornte den schwäbischen Bund zur Thätigkeit. Wie gering auch im Anfang die Streitkräfte waren, mit denen der Bundeshauptmann Georg Truchseß von Waldburg wider die Aufständischen ins Feld zog; die militärische Zucht und Disciplin gab seinen Truppen bald Vortheile über die ungeordneten Schaaren, die mit wilder Zerstörungswuth ziellos umherschweiften. Am 14. April wurde bei Wurzach der

„Baltringer Haufen“ in die Flucht geschlagen und gegen Fünftausend niedergestoßen. Zwietracht und Insubordination mehrten die Unordnung und Planlosigkeit in den Reihen der Bauern und beraubten die popularen Elemente ihrer einheitlichen Kraft.

Um dieselbe Zeit war der Sturm an allen Orten losgebrochen; Wüsteneien und Brandstätten bezeichneten die Spuren der rasenden Haufen. Vor Allem waren die fränkischen Landschaften, die Gegenden am Neckar, am Main und im Odenwald der Schauplatz heftiger Auftritte. Auch hier ging der Anstoß zunächst von Männern aus, die wie der Wirth Georg Metzler von Ballenberg und der Raufbold und Spieler Jäcklein Rohrbach aus der Gegend von Heilbronn nur rohe Kraft und verwegenen Muth einzusetzen hatten; aber neben und hinter ihnen standen geschicktere Führer und klügere Leute. Es ist ja bekannt genug, daß der Ritter Götz von Berlichingen halb gezwungen, halb freiwillig sich den Aufständischen anschloß. Man sah ihn an der Seite Metzlers als Hauptmann der wilden Schaaren durch Amorbach gen Würzburg ziehen. Neben ihm war Florian von Geier, ein ritterlicher Mann von edlem Geschlechte der angesehenste Führer. Seine „schwarze Schaar“ aus handfesten Bauern des Odenwaldes gebildet, that sich überall hervor. Aber die Seele des Ganzen war Wendelin Hippler, ehedem Kanzler der Grafen von Hohenlohe, „ein feiner geschickter Mann und Schreiber“ wie ihn Götz von Berlichingen nennt. Wegen zweideutiger Handlungen aus den gräflichen Diensten entlassen suchte er sich an seinen ehemaligen Herren zu rächen. In Franken stand den Aufständischen keine geschlossene Kriegsmacht gegenüber, wie der schwäbische Bund in Wirtemberg, daher hatte hier der Aufruhr ungehemmten Fortgang. Die kleinen geistlichen und weltlichen Herrschaften, die in jener Gegend in überreicher Zahl vorhanden waren, vermochten keine nachdrückliche Gegenwehr zu leisten; in einigen Reichsstädten wie Rotenburg und Heilbronn, sympathisirte die niedere Bürgerschaft mit den Insurgenten und es gelang ihr in diesen und andern Orten den rathsherrlichen Geschlechtern, den „Ehrbarkeiten“ das Regiment aus der Hand zu winden. So auch in Mühlhausen, wo unter der Leitung des erwähnten

Heinrich Pfeifer eine demokratische Zunftherrschaft aufgerichtet ward und der aus dem Schwarzwald zurückgekehrte Thomas Münzer als Volksredner und Demagoge das Ansehen eines Propheten erlangte. Nur in den größeren Reichsstädten, vorab in Nürnberg, behaupteten sich die conservativen Geschlechter gegen den popularen Andrang und vereinigten sich mit den Brandenburger Markgrafen und den geistlichen und weltlichen Herren zum Widerstand. In Heilbronn wurde im Mai der „Bauernconvent“ abgehalten, in welchem eine Reichsreform entworfen wurde, die weit über die zwölf Artikel hinausging. Mittelst einer durchgreifenden Säcularisation der geistlichen Güter sollten neue Einkünfte geschaffen werden, damit die grundherrlichen Feudalrechte und Bodenzinse gegen Entschädigung abgelöst, die Zölle und drückenden Auflagen aufgehoben und die für das Reichsregiment und die allgemeine Wohlfahrt erforderlichen Ausgaben in minder beschwerender Weise beschafft werden möchten. Eine neue Gerichtsordnung auf Grund der altdeutschen Volks- und Landgerichte sollte ins Leben treten und in den Stadt- und Dorfgemeinden eine kirchliche Reform eingeführt werden „nach göttlichem und natürlichem Rechte und christlicher Freiheit“. Dieser dem „Bauernparlament“ in Heilbronn vorgelegte Entwurf einer Reichsreform wurde dem Wendelin Hippler und Friedrich Weigand von Miltenberg zugeschrieben.

Aber die Ereignisse trieben einem raschen Ausgang entgegen und erstickten alle Reformpläne im Keime. Besonders waren es die Vorgänge in Weinsberg, welche alle besonnenen Männer und insbesondere Luther auf die Seite der conservativen Autoritäten führten und einen Umschwung begründeten. Graf Ludwig von Helfenstein, einer der tapfersten Ritter im Dienste Oesterreichs, hütete mit etwa achtzig Reisigen die berühmte Veste „Weibertreu“ und verhinderte die Bauern der Umgegend sich den Aufständischen anzuschließen; vereinzelte Schaaren wurden überfallen, niedergemacht, zersprengt. Auf zwei Herolde, die wegen Uebergabe unterhandeln sollten, wurde vom Schloß aus geschossen. Da rückten die „hellen christlichen Haufen“ von ihrem Lager vor Neckarsulm gegen Weinsberg. Die Burg wurde erstürmt, und Alles, was

sich nicht in die Stadt zu retten vermochte, niedergemacht. Dietrich von Weiler, der stärkste und schönste Ritter, erreichte den Kirchthurm und rief um Erbarmen. Hohnlachend schlugen die Bauern ihre Büchsen auf ihn an und schrieen: „Rache! Rache! für Wurzach." Er stürzte nach Innen. Da rannten sie den Thurm hinauf und warfen den Sterbenden von der Höhe hinab. Darauf wurde die Stadt nach heftiger Gegenwehr unter Beihülfe einiger Gesinnungsgenossen eingenommen. Die Ritter und Knechte, die in der Kirche Schutz gesucht, wurden niedergestoßen; denn die Bauern hatten geschworen, was Stiefel und Sporen trage, müsse sterben. Noch schlimmer war das Loos derer, die man beim Durchsuchen der Häuser gefangen nahm. Vor Weinsberg liegt ein freier Platz, damals eine Wiese, jetzt Gartenland. Dorthin brachten die Bauern am andern Tag um Sonnenaufgang den Grafen von Helfenstein mit den Rittern und Knechten. Vor ihm her ging Melchior Nonnenmacher, sein ehemaliger Pfeifer, und spielte lustig auf der Sackpfeife, indem er höhnisch sagte: „hab ich dir einst so oft zur Tafel gepfiffen, so spiel ich dir nun billig zu einem andern Tanze auf." Nach dem Verlesen des Todesurtheils bildete sich eine Gasse von Bewaffneten. Ein gräulicher Lärm von Trompeten und Schalmeien erhob sich. Hans, der Knecht des Konrad von Winterstetten, begann den Reigen durch die Spieße. Ihm folgte sein Herr. Nun kam die Reihe an den Grafen von Helfenstein. Vergebens bot er 30,000 Gulden Lösegeld. „Und wenn du uns zwo Tonnen Goldes geben würdest, du müßtest doch sterben," war die Antwort. Vergebens warf sich seine Gemahlin, eine natürliche Tochter Maximilians, die nebst ihren Frauen auf die Richtstätte gefolgt war, den Hauptleuten zu Füßen und flehte um das Leben des Gatten, ihr zweijähriges Knäblein in die Höhe haltend. Die Wüthenden mißhandelten sie und das Kind. Wie der Graf kein Erbarmen sah, stürzte er in die Spieße und wurde mit vielen Wunden getödtet. Ihm folgten die übrigen. Noch mit den Leichen trieben die Rasenden ihren Muthwillen. Jäcklein von Rohrbach nahm den Koller. Die Gräfin wurde auf einem Bauernwagen gen Heilbronn gefahren, begleitet von schreienden Weibern und

Männern, welche hohnlachend ausriefen: „in einem goldenen Wagen bist du zu uns gekommen, in einem Mistwagen fährst du weg!“ Was sich an Gold und Kostbarkeiten im Schloß und in den öffentlichen Kassen vorfand, wurde vertheilt.

In diesen stürmischen Tagen waren Aller Augen auf Luther gerichtet. In seiner Hand lag damals das Schicksal Deutschlands. Stellte er sich auf die Seite der Bewegung, wer hätte den Strom zu hemmen vermocht? Das Geschrei der Papisten: „dieser Bauernhandel hat seinen Ursprung aus lutherischer Lehre“ hätte ihn wohl reizen und in das Heerlager der Insurgenten führen können, welche ihm die zwölf Artikel zugeschickt und demüthig seinen Rath begehrt hatten. Eine „Ermahnung zum Frieden“ war seine Antwort. Er hielt den Fürsten und Herren ihre Gewaltthätigkeiten vor, schalt auf die blinden Bischöfe und tollen Pfaffen, die das arme Volk durch Schinden und Schatzen zur Verzweiflung trieben und richtete zugleich eine scharfe Strafrede an die Bauern: sie sollten der Obrigkeit unterthan sein mit Furcht und Ehren; es sei Christenpflicht, nur nach dem Evangelium zu trachten und zeitliche Güter und Leben hintanzusetzen. Die Worte des Friedens verhallten unter dem Toben wilder Leidenschaften; der Sturm brauste dahin; der Aufruhr drohte das göttliche Gesetz umzustürzen; die „Mordpropheten und Rottengeister“ erhoben allenthalben ihre Stimmen, in Thüringen wüthete Thomas Münzer, der Erzfeind der Wittenberger. Da tauchte Luther seine Feder in Blut und schrieb die schreckliche Schrift: „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern“ worin er die Obrigkeit aufforderte, mit dem Schwerte drein zu schlagen und keine Barmherzigkeit zu üben. So lange sie eine Ader regen könne, solle sie mit gutem Gewissen stechen, schlagen und würgen. Denn die Bauern verübeten nicht blos Treubruch, Mord und Plünderung, sondern sie nenneten sich auch christliche Brüder und deckten ihre gräulichen Sünden mit dem Evangelium, während sie dem Teufel dieneten. Als in der Folge wegen der heftigen Schrift tadelnde Stimmen laut wurden, rechtfertigte er sein Verfahren in einem Sendschreiben, welches die Härte jener noch überbot. „Die Bauern wollten nicht hören, da mußte

man ihnen die Ohren aufknäufeln mit Büchsensteinen, daß die Köpfe in die Luft gesprungen. Wer Gottes Wort nicht hören wolle mit Güte, der müsse den Henker hören mit der Schärfe." Auflehnung gegen die gesetzliche Obrigkeit war in Luthers Augen das größte Verbrechen.

Waren schon die Fürsten und Heerführer aller Orten aufgebrochen, um die Volkserhebung, welche alle bestehenden Gewalten und Ordnungen umzustürzen drohte, mit der Schärfe des Schwerts niederzuschlagen, so wurden sie durch die Kriegstrommete von Wittenberg noch in ihrem Vorhaben bestärkt und zur Eile getrieben. Unter den ersten, die gegen die Aufrührer ins Feld rückten, waren die beiden Fürsten, die zu Luther hielten, der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen. Sie rückten in Thüringen ein, wo Thomas Münzer vom Wort zur That übergegangen war. Unter einer weißen Fahne, darin ein Regenbogen stand, war er mit seinen Getreuen ausgezogen gegen die „Behausungen des Baal und Nimrod", um den Streit des Herrn auszufechten. „Lasset euer Schwert nicht kalt werden" rief er den Mansfeldschen Bergleuten zu, „schmiedet Pinkepanke auf dem Amboß Nimrod, werft ihm den Thurm zu Boden. Dran, dran, dran, dieweil ihr Tag habt, Gott geht euch vor, folget!" An den Grafen von Mansfeld schrieb er: „Hast du nicht gelesen in der Schrift, wie Gott alle Vögel des Himmels fordert, daß sie sollen fressen das Fleisch der Fürsten, und die unvernünftigen Thiere sollen saufen das Blut der großen Hansen? Meinst du, daß Gott nicht mehr an seinem Volk, denn an euch Tyrannen gelegen?" Er unterzeichnete sich „Thomas Münzer mit dem Schwerte Gideonis". Von seinen Reden angefeuert zerstörte das Volk in roher Wuth Schlösser, Klöster und Denkmäler der Vorzeit. Auf den Trümmern der alten Welt wollte der fanatische Demagog ein neues christliches Reich gründen, wo alle Menschen gleich sein und jeder Unterschied zwischen Arm und Reich, Vornehm und Gering verschwinden sollte. Da zogen die vereinten hessischen und sächsischen Truppen in das Thüringer Land. Am 15. Mai gelangten sie nach Frankenhausen, wo sich Münzer und seine Bauernhaufen auf einer Anhöhe aufgestellt und mit einer Wagenburg geschützt hatten. Der Führer feuerte zum

Kampf an; der Regenbogen am Himmel sei ein Zeichen, daß ihnen Gott beistehen werde; er wolle alle Büchsensteine, welche der Feind gegen sie schieße, in seinem Aermel auffassen. Der Kampf war kurz. Das fürstliche Kriegsheer erlangte einen leichten Sieg über die schlechtbewehrten ungeordneten Bauernhaufen, die singend und betend die himmlischen Heerschaaren erwarteten. Bald stürzte Alles in wilder Flucht davon, verfolgt und niedergemacht von den berittenen Reisigen. In dem erstürmten Frankenhausen wateten die Krieger im Blut der Erschlagenen. Münzer wurde aus einem Versteck hervorgeholt und nach Mühlhausen geführt, wo das siegreiche Heer am Himmelfahrtstag seinen Einzug hielt. Die Aufregung und die Torturen, die man gegen ihn anwandte, raubten ihm alle Besinnung. Als man ihm vorhielt, daß er so viele arme Menschen ins Verderben gestürzt, antwortete er hohnlachend: „sie haben es nicht anders haben wollen!“ Vor der Stadt wurde das Hochgericht aufgeschlagen, bei dem der „Prophet“ von Thüringen nach entsetzlichen Folterqualen sein blutiges Ende nahm. Auch Pfeifer wurde enthauptet; er starb ohne ein Zeichen der Reue. Ihre Köpfe wurden auf den nahen Anhöhen aufgepflanzt. Ueber Mühlhausen erging ein schweres Strafgericht. Drei Tage vorher hatte der Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, Graf Georg Truchseß von Waldburg die aufständischen Bauern des Südens bei Böblingen aufs Haupt geschlagen; neuntausend sollen in der Schlacht und auf der Flucht gefallen sein. Am Abend hörte der Truchseß, daß der Pfeifer, welcher einst bei der Weinsberger That aufgespielt, in Sindelfingen verborgen sei. Da ritt er vor die Stadt und forderte mit Drohen die Auslieferung. Der Unglückliche wurde in das bündische Lager geführt. Dort band man ihn mit einer anderthalb Klafter langen Kette an einen Pfahl „daß er möchte umlaufen“; dann legte man im Kreise Holz um ihn herum; der Truchseß selbst und etliche andere vom Adel sollen Scheiter hinzugetragen haben. Endlich wurde der Holzkranz angezündet; der Pfeifer machte allerhand Sprünge „zur wahren Kurzweil der Herren“, bis die Gluth so stark wurde, daß er „langsam gebraten“ niederstürzte.

Während dieser Vorgänge lag das fränkische Bauernheer unter

Götz von Berlichingen, Metzler und den andern Führern vor dem Würzburger Schloß, um in Verbindung mit der Stadtbevölkerung, die sich den Aufständischen angeschlossen und ihren Bischof zur Flucht genöthigt hatte, die hochgelegene Festung auf dem Frauenberg zu erobern. Dazu reichten aber die Kräfte nicht hin. Unter der Leitung des kriegskundigen Befehlshabers Sebastian von Rotenhan leistete die Besatzung entschlossenen Widerstand und schlug alle Stürme und Angriffe muthig zurück. Wochenlang dauerte die Belagerung. Am Tage der Frankenhäuser Schlacht wurde der Hauptsturm gewagt; er dauerte bis Mitternacht. Die Angreifenden gelangten bis in den Graben und legten Leitern an die Mauern des Schlosses; aber das schwere Geschütz und die Pechkränze, Feuerkugeln und Schwefelkrüge, die aus den Fenstern herabgeschleudert wurden, richteten in den Reihen der Stürmenden solche Verheerungen an, daß zum Rückzug geblasen werden mußte. Von der Stadt aus gesehen schien das Schloß in Flammen zu stehen. Graben und Schanzen waren von Leichenhaufen bedeckt. Kurz nachher traf Wendelin Hippler im Lager vor Würzburg ein mit der Schreckensbotschaft, der Truchseß von Waldburg habe bei Böblingen eine Schlacht gewonnen und sei im Anmarsch gen Franken. Vergebens suchte er die Bauernführer zu bereden, von der Belagerung abzulassen und mit gesammter Heeresmacht dem Feind entgegenzurücken. Man konnte zu keinem einmüthigen Entschluß kommen; und so geschah es, daß der Truchseß, dessen Heer noch durch Kriegsvolk aus der Pfalz und dem Trier'schen bedeutend verstärkt ward, mit leichter Mühe die feindlichen Haufen, die ihm den Weg verlegten, einzeln schlug und zersprengte. Am 19. Mai wurde Jäcklein Rohrbach bei Neckargartach besiegt und zu demselben schmerzhaften Tod verdammt, wie früher der Pfeifer Melchior Nonnenmacher. Zehn Tage nachher erfolgte das Treffen bei Königshofen, wo die fliehenden Bauernhaufen „wie auf einer Schweinshatz" verfolgt und niedergemacht wurden. Unter den ersten Fliehenden war Georg Metzler; man sah ihn auf raschem Pferd über die Haide sprengen; seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Götz von Berlichingen war kurz vor der Schlacht mit zehn Begleitern wegge-

ritten, weil seine Vertragszeit abgelaufen sei. Einen ähnlichen Ausgang nahm am 4. Juni ein anderes Gefecht bei dem Dorfe Ingolstadt. Als Alles in wilder Flucht begriffen war, sah man eine kleine Schaar von etwa 600 Mann wohlgerüstet mit Büchsen, langen Spießen und Hellebarden in guter Ordnung auf den schwachansteigenden Höhen gegen Schloß und Dorf Ingolstadt sich bewegen; es war der Rest des Rotenburger „schwarzen Haufens" unter Florian von Geier. Von dem Pfalzgrafen Ludwig mit 1200 Rittern und Reisigen angegriffen, leisteten sie die heldenmüthigste Gegenwehr. Als ihr Pulver verschossen war, vertheidigten sie sich mit Steinen, die sie aus den Schloßruinen ausbrachen. Sie kämpften und fielen bis auf den letzten Mann. Auch Florian fand einen ehrlichen Soldatentod. Er hatte sich mit einigen Begleitern nach Limpurg durchgeschlagen, um dort den Aufstand zu erneuern, wurde aber in der Nähe des Schlosses, auf dem „Speltich" überfallen und mit den letzten Anhängern erstochen. Das war das Ende der schwarzen Heerschaar.

Noch immer war das Würzburger Schloß von zahlreichen Insurgentenhaufen belagert und lange hätte sich die Besatzungsmannschaft aus Mangel an Lebensmitteln nicht mehr zu halten vermocht. Da brachte ein Reiter durch ein kühnes Wagstück den Eingeschlossenen die frohe Botschaft, daß das Bundesheer im Anmarsch sei. Der Thürmer blies das Lied: „Hat dich der Schimpf gereut, so zeuch du wieder heim." Daraus erkannten die Bauern, daß die Burgmannschaft mit der Lage der Dinge vertraut sei; sie verließen massenhaft das Lager und warfen sich in die Berge. Drei Tage nachher rückte das vereinigte Fürstenheer in Würzburg ein, und nun begann das Werk der Rache und der Blutgerichte. Wochenlang wüthete das Richtbeil im Würzburgischen und im ganzen Frankenland. Hunderte wurden hingerichtet und die Brandschatzungen, Gütereinziehungen und Bedrückungen wollten kein Ende nehmen. Wendel Hippler wurde in Speier, als er bei dem Kammergericht eine Klage auf Rückgabe seines eingezogenen Vermögens erhob, überfallen und starb in einem pfalzgräflichen Gefängniß. Von dem Markgrafen Casimir wird erzählt, er habe sieben-

undfünfzig Bürgern von Kitzingen die Augen ausstechen lassen, weil sie einmal gerufen hatten, sie wollten keinen Markgrafen mehr sehen. In den meisten Reichslanden wurden den Bauern wieder alle früheren Lasten aufgebürdet und hartherzige Edelleute sprachen wie einst Rehabeam: „Unsere Väter haben Euch mit Peitschen gezüchtigt, wir aber wollen Euch mit Scorpionen züchtigen.“

Wie der Anfang des Bauernkrieges rohe Gewaltthat war, so war sein Ende ein Act der blutigsten Rache, ein ruhmloser Sieg der staatlichen Ordnung ohne innere Heilung. Aus der Zerstörung entkeimte kein neues Leben. Nur wenige Fürsten und Grundherren waren so billig, einige Erleichterungen zu gewähren. Ganze Landschaften waren verödet; die Spaltung der Nation war vergrößert, die Reformbewegung geknickt, das politische Leben lahm gelegt, eine reiche Saat des Mißtrauens und der Verdächtigung gestreut.

Mit der Unterdrückung der Bauernaufstände zerrannen auch die Hoffnungen und Aussichten des Herzogs Ulrich auf Wiedergewinnung des würtemberger Landes. Vom Hohentwiel aus mußte er zusehen, wie man seine Anhänger bedrückte und verfolgte, evangelische Prediger mit Strang und Richtschwert oder durch Ausschneiden der Zunge strafte und die allgemeine Reaction zur Befestigung der österreichischen Herrschaft und der katholischen Kirche verwerthete. Ein altes Lied sagte: „Wer ein Wörtlein von ihm redt, so war das Stroh im Thurm sein Bett und war die Wag (Folter) ihm zubereit.“ Einige Zeit nachher übergab der „Mann vom Twiel“ seine burgundischen Besitzungen seinem jüngeren Bruder Georg in Verwaltung und folgte einer Einladung des Landgrafen von Hessen, seines Verwandten im dritten Geschlecht. In Marburg suchte und fand er Trost im Evangelium, in welchem er schon zu Mömpelgard durch Wilhelm Farel, den späteren Reformator des Waadtlandes, Unterweisung empfangen. Er vertiefte sich in das Studium der heil. Schrift; bei dem Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli im Jahre 1529 saß er an der Seite der streitenden Theologen, die seinen Verstand und seine Einsicht bewunderten; oft disputirte er mit dem bibelfesten Landgrafen über das Sacrament des Abend-

mahls. Die religiösen Ideen der Zeit durchdrangen mehr und mehr seine Seele und machten ihn ruhiger und besser. Die Wiedereinsetzung in sein Land konnte er indessen nicht erlangen, so oft auch Philipp Fürbitte für seinen Gast bei dem Kaiser einlegte. „So er sein Land verloren hab'", lautete der Bescheid, „mit dem Schwert sollt' er's gewinnen." Sein Sohn Christoph, der mittlerweile in den österreichischen Staaten, meistens in Insbruck lebte, kärglich gehalten aber von Michael Tifernus gut unterrichtet, mußte auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 dem großen Belehnungsact beiwohnen, in welchem die Fahnen von Würtemberg und Teck von dem Kaiser selbst in Ferdinands Hand gelegt wurden. Man wollte ihn nach Spanien führen; er entfloh aber mit seinem Hofmeister zu seinem Oheim nach Baiern, um „seine Gerechtigkeit in Deutschland zu verfechten". (Oktober 1532.) Aber wie oft er auch Kaiser und Reich um seine Wiedereinsetzung anging; das Herzogthum war vermöge seiner günstigen Lage den Habsburgern ein zu wichtiger Besitz, als daß sie das erworbene Land hätten aufgeben sollen. Bald jedoch kamen mehrere Umstände zusammen, welche die Wiedereinsetzung Ulrichs und seiner Dynastie im Lande der Väter begünstigten und ermöglichten. Der Hergang dieser Restauration, die Rückführung des Herzogs Ulrich und die Besitznahme Würtembergs unter der thätigen Mithülfe des kriegsmuthigen Landgrafen Philipp von Hessen, steht mit dem Inhalte dieses Abschnitts nicht im Zusammenhang; denn wenn auch das würtemberger Volk, das die früheren Unbilden vergessen und dem alten Stammhause stets Treue und Sympathie bewahrt hatte, die Wiederherstellung freudig begrüßte und den Herzog mit dem bekannten Horn nach vierzehnjähriger Verbannung mit offenen Armen aufnahm, so war doch die Katastrophe selbst nicht das Werk einer Volkserhebung, sondern das Resultat eines Fürstenbundes und eines glücklich durchgeführten Handstreichs. Der Truchseß von Waldburg war schon im Jahre 1531 dreiundvierzig Jahre alt zu seinen Vätern versammelt worden; der schwäbische Bund war nach Ablauf des Vertragstermins im Februar 1534 nicht wieder erneuert worden; Inland und Ausland blickten mit Sorge und Unruhe auf die öster-

reichische Vergrößerungspolitik; in Würtemberg selbst war das fremde Regiment, das alle patriotischen und reformatorischen Regungen argwöhnisch überwachte und durch Strenge und Gewalt niederzudrücken suchte, tief verhaßt; die Truppen die dem österreichischen Statthalter und Oberfeldherrn zu Gebote standen, waren nicht zahlreich und die Besatzungsmannschaften und Befehlshaber der Landesfestungen nicht entschlossen oder todesmuthig. So konnte es kommen, daß nach der unbedeutenden Schlacht bei Laufen am Neckar in den Maitagen des Jahres 1534 das ganze Herzogthum Würtemberg in wenigen Wochen von Ulrich und dem Landgrafen erobert, die Festungen Hohenurach, Hohentübingen, Hohenneufen und Hohenasperg übergeben und die österreichische Herrschaft abgeworfen ward. Christoph vereinigte sich mit dem Vater und das Volk sang fröhliche Lieder, daß nun das würtemberger Land wieder seine angestammten Herren habe. Der Erzherzog Ferdinand gab den Gedanken, das Verlorene mit dem Schwert zurückzuerobern bald auf; in dem Frieden, der in dem böhmischen Grenzstädtchen Kaden an der Eger im September desselben Jahres 1534 zum Abschluß kam, vereinigten sich die Parteien dahin, daß Würtemberg dem Herzog Ulrich als österreichisches Afterlehen übertragen werden sollte, doch so daß durch diese Beschränkung seines erblichen Fürstenrechts seine Stellung im Reich nicht beeinträchtigt würde. Dafür wurde Ferdinand als römischer König und Mitregent seines kaiserlichen Bruders in Deutschland anerkannt. Der Kurfürst von Sachsen bewirkte jedoch als Preis seiner Zustimmung, daß dem Friedensinstrument ein Artikel beigefügt wurde, wonach Herzog Ulrich in Sachen des Glaubens „unverstrickt bleiben" und Gewalt haben solle, „christliche Ordnung mit seinen Unterthanen vorzunehmen". Die Bedeutung und Tragweite dieses Artikels trat bald zu Tage: Durch Schnepf, Blaurer und Brenz wurde die evangelische Glaubenslehre und Kirchenform, wie sie im Jahre 1530 durch die Augsburger Confession festgestellt worden, im ganzen würtemberger Land zur Einführung gebracht. Die Universität Tübingen, welche der Herzog mit einem Theil des eingezogenen Kirchenvermögens ausstattete, wurde bald eine Leuchte für das südwestliche Deutschland, eine blühende Pflanzstätte protestantischer Gelehrsamkeit.

3. Die Wiedertäufer.

In dem Bauernkrieg waren da und dort wiedertäuferische Doctrinen zu Tage getreten: Thomas Münzer in Mühlhausen, Hubmaier in Waldshut und andere demagogische Prediger huldigten den schwärmerischen Lehren von einem unmittelbaren Hereinragen des göttlichen Geistes in die Menschenwelt, von einem Fortleben der prophetischen Kraft des alten Testaments in den gläubigen Gemüthern, von einem ekstatischen Ergriffenwerden mittelst höherer Inspirationen, die insbesondere bei dem Acte der Lebenserneuerung durch die Taufe in reiferen Jahren eintreten sollten. Mit den religiösen Schwärmereien waren vielfach Ansichten und Lehren verbunden, die auf subjectiver Deutung und Auslegung biblischer Aussprüche beruhend durch praktische Anwendung in das bürgerliche und sociale Leben tiefe Risse und Einschnitte gemacht, den bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnungen die größten Erschütterungen bereitet hätten. Die wiedertäuferische Auffassung der göttlichen und menschlichen Weltordnung war das auf die Spitze getriebene Princip des subjectiven Religionsbegriffs, daß der Mensch durch innere Glaubensthätigkeit in unmittelbare Verbindung zu Gott trete. Indem sie dabei den Sacramenten und allen äußerlichen Religionshandlungen geringen oder keinen Werth beilegte, bildete sie die schroffste Gegenseite zum Katholicismus, der in den Gnadenmitteln der Kirche den einzig sicheren Weg zur Seligkeit erblickt; und während der letztere in der folgerichtigen Entwickelung der Autoritätslehre bei der Infallibilität der Kirche und endlich sogar ihres Oberhauptes anlangte, ging jene in ihren extremsten Ausläufen bis zur Verwerfung aller äußeren Bande und Institutionen, welche den Verkehr der Seele mit dem Göttlichen in ihren Augen weniger vermittelten als hemmten und ablenkten.

Es war daher natürlich, daß die katholischen Obrigkeiten die wiedertäuferischen Lehren ganz besonders haßten und verfolgten, daß während sie mit den Augsburger Confessionsverwandten, bei denen sie immer noch eine gemeinsame autoritative Grundlage erkannten, Friedensverträge eingingen, sie den Wiedertäufern und „Sacramentirern“ jede Handreichung versagten. Und mit welcher erbarmungslosen Härte und

Grausamkeit schritt man in den österreichischen, salzburgischen, baierischen Landen gegen die Häupter und Glieder solcher Sekten vor! Sie wurden einzeln oder in Gemeinschaften bei lebendigem Leibe langsam verbrannt, nachdem man sie gemartert oder verstümmelt hatte. Alle Qualen der Hölle glaubte man gegen sie anwenden zu müssen. Wie geringfügig erschienen die Märtyrerleiden aus den Zeiten des Heidenthums gegenüber den entsetzlichen Todesstrafen und Verstümmelungen, welche der religiöse Fanatismus christlicher Barbaren gegen andersdenkende Mitchristen verhängte! In Tirol und Görz schätzt Kirchmayr die Zahl der Hinrichtungen bereits im Jahre 1531 auf tausend. Zu Ensisheim, am Sitz der vorderösterreichischen Regierung, zählt Seb. Franck deren sechshundert. Zu Linz wurden in sechs Wochen dreiundsiebenzig getödtet. In Salzburg hat man das Haus angezündet, als sie gerade ihre Versammlung hielten. „Die haben", sagt ein gleichzeitiger Bericht, „jämmerlich unter einander geschrieen, zuletzt ihr Leben aufgegeben, Gott helfe ihnen und uns allen." Am weitesten ging Herzog Wilhelm von Baiern, der die schreckliche Vorschrift gab: Wer widerruft, wird geköpft, wer nicht widerruft, wird verbrannt. — Durch den größten Theil Oberdeutschlands dehnte sich die Verfolgung aus wie eine wilde Jagd. Der schwäbische Bund stellte sogar eigene Streifschaaren auf, um Wiedertäufer zu fangen und die Gefangenen ohne Urtheil und Recht auf der Stelle zu tödten. „Das Blut der Armen floß wie Wasserbäche, daß sie aufschrieen zu Gott, warum er sie nicht schütze. In dieser Verfolgung gingen die meisten Urheber und Häupter der täuferischen Kirche zu Grunde." Man sah viele heiteren Antlitzes und Psalmen singend zum Richtplatz schreiten.

Aber auch die Reformatoren konnten nicht Ansichten aufkommen lassen, welche die Grundlagen jeder kirchlichen und gesellschaftlichen Organisation erschütterten. Die wiedertäuferische Richtung war die demokratisch-republikanische Seite der Reformation, die auf dem Wege der Revolution einherschritt und mit einigen der heil. Schrift entnommenen christlichen Lehren Satzungen verband, die theils gegen Gesetz, Sitten und Herkommen verstießen, theils in das weite Gebiet nebelhafter Ge-

dankenschwärmerei und Mystik ausschweiften. Die wiedertäuferischen Sekten strebten nicht nur nach einer Reformation der christlichen Kirche in Lehre und Gottesdienst, wie die Lutheraner, nicht nur nach Verbesserung der Sitte und Verfassung, welche die Zwinglianer und Calvinisten als Hauptaufgabe ansahen, ihr Ziel war vielmehr die Gemeinschaft der Heiligen, „die Sammlung aller wahrhaft Gläubigen und Wiedergebornen aus der großen verderbten Kirche in eine neue heilige Gemeinde, welche dazu berufen sei, das Reich Gottes und seine Entwickelung, so wie seine Verherrlichung auf Erden in einem sichtbaren (tausendjährigen) Reiche vorzubereiten und auszuführen". Sie entwickelten also Luthers Lehre von dem allgemeinen Priesterthume aller Christen in der Folgerichtigkeit, daß sie die kirchlichen Dinge durch Laienversammlungen wollten entschieden, die Priester durch die Gemeinden wollten gewählt haben. In diesem Bunde der Gläubigen, in den man durch die Wiedertaufe eintrete, sollte alles Weltliche und Sündliche durch christliche Zucht und Bann ferne gehalten, die christlichen Grundsätze wahrer Bruderliebe durch Gemeinschaft der Güter und durch ein waffen- und racheloses Leben zur wirklichen Ausführung gebracht werden; kein solcher durch die Wiedertaufe geheiligter Christ dürfe ein obrigkeitliches Amt bekleiden, das Schwert brauchen, einen Eid schwören u. A. m. Wie wir aus den früheren Blättern wissen, legten die Wiedertäufer den größten Werth auf die göttliche Inspiration, auf das innere Wort und die unmittelbare Offenbarung im Geiste gegen das geschriebene Wort Gottes, daher die Verwerfung des Priesteramtes und des geistlichen Lehrerstandes, durch den das göttliche Wort der Gemeinde zugeführt und der Sacramente, durch welche das Göttliche dem Menschen vermittelt werde; als ein Bund der Auserwählten und Heiligen glaubten sie alle gleicher Gnade theilhaftig zu sein und mieden in strengem Separatismus jede engere Verbindung mit Unbekehrten und jede Einmischung in die irdischen und bürgerlichen Verhältnisse. Das Fest des „Brodbrechens" war der Mittelpunkt ihrer kirchlichen Lebensgemeinschaft. Sie feierten es zum Gedächtniß des Todes Christi, zugleich aber auch zur Erneuerung des Bundes mit Gott und zur Bekräftigung

der Liebe unter den Brüdern. Die Verachtung der Ehe und Gestattung der Vielweiberei, die in einzelnen Erscheinungen zu Tage trat, war eine auf der Uebertragung alttestamentlicher Verhältnisse in die christliche Welt beruhende Entartung des wiedertäuferischen Wesens, keineswegs ein allgemein gültiger Grundsatz. Solche, die christliche Sitte verhöhnende und die bürgerliche Gesellschaft gefährdende Auswüchse welche die gährende Zeit der ersten reformatorischen Bewegung an die Oberfläche trieben, wurden von den Gegnern mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, um die Verfolgung und Unterdrückung zu rechtfertigen.

Theils durch die Verfolgungen, denen die Wiedertäufer allenthalben ausgesetzt waren, theils durch das Gebot des Herrn, die Völker zu lehren und durch das Vorbild der apostolischen Reisen wurden die Ansichten in alle Länder getragen und wirkten durch das Geheimnißvolle und Verbotene um so nachdrücklicher auf die Phantasie. Nicht blos die Häupter, die wir zum Theil bereits kennen gelernt haben, tauchten bald da bald dort als Flüchtlinge und Verfolgte auf, auch die geringeren Glieder, meistens wandernde Handwerker, zogen in die deutschen Städte ein. „Es sind nur wenige Namen aus diesen dunkeln Schichten zu allgemeinerer Kunde gelangt, aber die Zahl ihrer ungenannten Genossen ist groß und ihre Wirksamkeit umfassend und tiefgreifend gewesen. Denn sie waren durch Sprache, Denkart, Beruf mehr als andere in der Lage, auf den gemeinen Mann Eindruck zu machen, und gerade die Armen und Niedrigen waren es ja vorzugsweise, an welche die neue evangelische Botschaft sich richtete."

So lange die Wiedertäufer sich still verhielten, nur da und dort in Conventikeln sich versammelten, entgingen sie in den evangelischen Ländern der Verfolgung; besonders hat Landgraf Philipp sie stets gegen Gewaltsamkeiten zu schützen gesucht. Sie fanden den meisten Anhang in den gewerbreichen Städten des Rheins, von Basel und Straßburg bis Holland; auch in Schwaben, wo die Schwenckfeld'sche Sekte verwandte Seiten darbot. In Straßburg wirkte Hans Denck aus Baiern, ein schriftgelehrter Mann, dessen Werke durch theologische Tiefe, wie durch mystische Innigkeit großen Eindruck machten, für die wiedertäuferische

Sache; neben ihm Michael Sattler, der lange zu S. Peter im Schwarzwald gelebt hatte, ein Mann von bibelfester Beredsamkeit und mit der Andachtsglut eines todesmuthigen Bekenners. Die äußere und innere Lage der Stadt, wo kein Reformator erster Größe das geistige Leben beherrschte, wo einer der namhaftesten Prediger, Capito, selbst dahin neigte, und das ganze evangelische Kirchenwesen einen unbestimmten, schwankenden Charakter zeigte, machte die Rheinstadt zu einer geeigneten Pflanzstätte wiedertäuferischer Lehren, namentlich als Melchior Hofmann, ursprünglich ein Kürschner aus Schwäbisch-Hall, der in Livland, in Stockholm, in Holstein und Ostfriesland das neue Evangelium mit feuriger Beredsamkeit verkündet, bald im Gefängniß schmachtend, bald im Umgang mit Fürsten, in Straßburg seinen Aufenthalt nahm und Gläubige um sich sammelte. In Worms und andern Orten lehrte Krauß, ein junger Prediger in demselben Sinn; in Franken und Baiern trugen Hut, in Thüringen Melchior Rink, beide aus Münzers Schule hervorgegangen, in Schrift und Rede das neue Evangelium empfänglichen Seelen vor und gewannen viele standhafte Bekenner, die vor den Gefahren der Folter und des Todes nicht zurückschreckten. In Augsburg, wo zwei ehemalige Klosterbrüder, Dachser von Ingolstadt und Salminger von München zusammen mit dem Kürschner Jacob Groß für die wiedertäuferische Sache thätig waren und ab und zu die Hauptprediger sich aufhielten, bildete sich eine Brüdergemeinde, die selbst unter dem Patriziat Anhänger zählte.

So entstand ein Netz evangelischer Sekten, das vom Elsaß bis Breslau, von Hessen bis nach dem Etschlande reichte. Sie hielten regelmäßige Versammlungen in bestimmten Häusern. Da wurden Lehrpunkte berathen, Beschlüsse gefaßt, Apostel verordnet und ausgesandt, Sendschreiben an die Brüder in die Ferne geschickt. Diese neuen Apostel begannen ihr Bekehrungswerk mit dem Ruf zur Buße und mit der Verkündung der nahen Ankunft des Herrn; dann werde das Weltgericht hereinbrechen und die Gottlosen vernichten, für die Auserwählten aber würde ein neues glückseliges Leben beginnen. Die evangelischen Landeskirchen thaten ihnen so wenig Genüge, als die katholische.

klagte doch schon Ambrosius Blaurer über den Mangel an religiöser Strenge und Innerlichkeit, wodurch viele ernstere Naturen den Täufern zugeführt würden; auch Sebastian Franck, der bekannte Volksschriftsteller, dessen Herz nach mystischer Vertiefung verlangte, rügte das äußerliche Kirchenwesen der Evangelischen: „Ein Jeder glaubt der Obrigkeit zu lieb und muß den Landesgott anbeten. Stirbt ein Fürst und kommt ein anderer Anrichter des Glaubens, so wechselt auch bald das Gotteswort.“

Die wiedertäuferischen Sendboten kamen in unscheinbarem Gewand, „arm wie die Apostel, demüthiger Haltung“. Mit dem Gruß des Friedens betraten sie die Hütten, sprachen von den Werken der Liebe und der Verderbniß der Welt, lasen aus der heil. Schrift, erklärten und lehrten. Die Leiden, Verfolgungen und Drangsale, die sie ohne Widerstreben über sich ergehen ließen, erhöhten die Wirkung ihrer Worte. Ihre Größe bestand im Ertragen von Trübsal und Bedrängniß; zum Ordnen und Aufbauen fehlte ihnen Geschick; die Unfähigkeit, den eignen Willen unter das Gesetz zu beugen, sich einer Gesammtheit einzufügen, bewiesen sie auch bei ihren religiösen Sektenbildungen.

Durch Melchior Hofmann, der im unablässigen Bibellesen sich immer mehr in mystische Vorstellungen von der Natur Christi, von dem Wort, das Fleisch geworden vertiefte, und an der Hand apokalyptischer Auslegung die nahe Ankunft des Herrn und seine Einbildungen über die letzten Dinge und über die von der göttlichen Gnade Auserwählten in die Mitte der täuferischen Gedankenwelt rückte, kam die neue Botschaft nach den Niederlanden, wo sie in dem Handwerkerstand der volkreichen Städte einen besonders günstigen Boden fand. Hofmanns wiedertäuferische Lehren voll mystischer Ueberschwenglichkeit, mit Visionen, Zungenreden, prophetischen Inspirationen machten in Amsterdam, Leyden, Harlem u. a. O. rasche Fortschritte, denen die zahlreichen Hinrichtungen keinen Einhalt zu thun vermochten. Und gerade in dieser mystischen phantastischen Gestalt sollte die wiedertäuferische Schwärmerei in das westfälische Land eindringen und in Münster ein Feuer anzünden, „vor dessen Glühen die Welt erschrak“.

In Westfalen hatte in mehreren Städten die Reformation Eingang gefunden, nachdem zuvor die rathsherrlichen Geschlechter durch die niedere Bürgerschaft aus dem Alleinbesitz der städtischen Aemter verdrängt, die aristokratischen Ehrbarkeiten durch ein demokratisches Zunftregiment ersetzt worden waren. In einigen Orten, wie in Paderborn und Soest war diese kirchliche und bürgerliche Umgestaltung mit Gewaltthätigkeiten und blutigen Auftritten verbunden. Die Soester Rathsherren hatten fünf Männer, die bei den „Gemeinen" in großem Ansehen standen und als die Führer der reformatorischen Partei galten, wegen geringen Vergehens zum Tode verurtheilt. Unter ihnen befand sich der Wollenweber Johann Schlachtrop. Niemand glaubte, daß das Urtheil vollzogen werden würde; als aber dennoch die Vorbereitungen zur Hinrichtung getroffen wurden, entstand eine große Aufregung unter den Evangelischen; sie umstellten den Richtplatz in großer Menge, das blutige Schauspiel erwartend. Schlachtrop, der das erste Opfer sein wollte, ließ sich ruhig entkleiden und erwartete den Todesstreich. Allein der Scharfrichter schlug fehl; anstatt den Hals zu durchschneiden, traf er die Schulter, und als er zu einem zweiten Streich ausholen wollte, setzte sich der andere zur Wehr. Obwohl auf den Tod verwundet, entriß er dem Büttel das Richtschwert und schwang es mit solcher Kraft, daß weder der bestellte Nachrichter, noch ein zweiter ihm zu Hülfe eilender Genosse seiner Meister werden konnten. So dauerte der Kampf vor den Augen der entsetzten Zuschauer fort, bis einige Umstehende hinzustürzten, und den Unglücklichen, der den Strick mit seinen Zähnen zerbissen, den Händen der Henker entrissen. Man brachte ihn nach Haus, wo er jedoch am folgenden Morgen starb. Dieses schreckliche Ereigniß verschaffte der lutherischen Kirche den Sieg in Soest. Schlachtrop wurde als Märtyrer betrachtet; an seinem Leichenbegängniß nahm die ganze Stadt Theil. Der Rath sah sich genöthigt, als ein langer Zug von Männern und Frauen unter Führung des Superintendenten ein Bittgesuch überreichte, die vier andern Verurtheilten zu begnadigen und die neue Kirchenordnung zu gestatten. Und so unsicher fühlten Bürgermeister und Ehrsamen ihre Lage, daß

sie nach zwei Monaten heimlich die Stadt verließen. Nun wählten die Soester einen neuen Rath und vollendeten die Organisation der evangelischen Kirche unter der Leitung eines Superintendenten, den ihnen Luther zugesandt.

Dies war im Frühjahr 1533. Um dieselbe Zeit war in Münster Bernhard Rottmann (Rothmann), der Sohn unbemittelter Eltern aus Stadtloen Caplan und Prediger von S. Moriz vor der Stadt, ein junger lebhafter Mann von anregender Beredsamkeit, humanistischer Bildung und gewinnendem Wesen. Alles strömte zu seinen Predigten, so daß die Kirche bald die Zuhörermenge nicht mehr zu fassen vermochte und eine Kanzel im Freien errichtet werden mußte. Die Domherren entdeckten bald in den Predigten, worin er gegen die Mißbräuche und Menschensatzungen der herrschenden Kirche eiferte und lehrte, daß der Seele Heil allein aus dem Glauben fließe, reformatorische Doctrinen und bewirkten, daß der Bischof ihm alles Predigen untersagte und das freie Geleit kündigte. Dies hatte zur Folge, daß Rottmann in der Stadt Münster selbst, wo die evangelischen Ansichten unter der niedern Bürgerschaft bereits Wurzel gefaßt, seinen Wohnsitz aufschlug, geschätzt von seinen Freunden und Gesinnungsgenossen. Denn die eigentliche Stadt, die wie ein Mantel den weiten Domplatz mit dem Bischofshof und den Curien der Domherren umgab, war unabhängig von dem Capitel und wahrte unter ihren Vorständen, den Erbmännern des Raths und den Gildemeistern der Gemeinheit eifersüchtig ihre Gerechtsame. Wurde doch noch alljährlich der Tag von Varlar, an welchem ein Angriff der Bürgerschaft von den Capitelsleuten zurückgeschlagen worden, dort als Trauergedenktag, hier als Siegesfest mit Glockengeläute gefeiert! Bei St. Lambert, der prachtvollen Kirche, welche die Bürger selbst im belebtesten und volkreichsten Theile ihrer Stadt aufgeführt hatten, nahm Rottmann seine Wohnung. Unter seinen Anhängern erlangte der reiche, einem angesehenen Geschlechte angehörige Bernhard Knipperdolling, der in Lübeck und anderwärts das lutherische Kirchenwesen kennen gelernt und gegen Capitel und Klerus alten Groll hegte, bald eine hervorragende Stellung: „ein stattlicher Mann, noch

jung von Jahren, mit schönem Haar und Bart, tapfer, freimüthig und von kräftigem Wesen in Aussehen, Geberden und Handlungen, voller Anschläge, geschickt zur Rede und rasch zur That"; aber auch voll Hoffahrt und Eitelkeit, der gern die Blicke der Menschen auf sich zog und am Ungewöhnlichen Gefallen fand. Bald gesellte sich eine ansehnliche Gemeinde, aus popularen und neuerungssüchtigen Elementen zusammengesetzt um Rottmann, der ein im Ganzen gemäßigtes Glaubensbekenntniß bekannt machte mit dem Erbieten, dasselbe in einer öffentlichen Disputation zu vertheidigen. Niemand trat gegen ihn auf. Dadurch wuchs die Zahl und die Zuversicht seiner Anhänger; Gilden und Gemeinheit, die Oldermänner wie die Meisterleute, fielen ihm größtentheils zu und selbst unter den Rathsherren zählte er Freunde. Zuerst errichtete man eine Kanzel auf dem Lambertskirchhof, dann geleitete man ihn in das Gotteshaus selbst. Seitdem gehörte die angesehenste Kirche der evangelischen Gemeinde, die nun neben Rottmann noch andere lutherische Prediger anstellte. Die Erledigung des bischöflichen Stuhles durch den unerwarteten Tod Erichs am 14. Mai 1532 war den Evangelischen förderlich. Anstatt dem Befehl des neuen Bischofs Franz von Waldeck, jede Neuerung zu unterlassen, bis von Reichs wegen eine christliche Ordnung aufgerichtet werde, Folge zu leisten, wählten die Gilden einen Bürgerausschuß, um die Reformation durchzuführen (11. Juli): denn da von der Geistlichkeit Niemand die von Rottmann aufgestellten Thesen angefochten habe, so seien sie als das wahre Wort Gottes anzusehen. Der Stadtrath, von dem Ausschuß im Namen der Gemeinheit aufgefordert, die Glaubenslehre und Gottesdienstordnung nach den neuen Doctrinen einzuführen, hatte nicht Kraft und Muth genug, den Antrag zurückzuweisen; einzelne Mitglieder waren von denselben Ansichten durchdrungen. Dem popularen Druck nachgebend ertheilte er den katholischen Geistlichen der Stadt den Befehl, die mit dem Worte Gottes unvereinbaren Ceremonien abzustellen und den evangelischen Predigern den Platz zu räumen. Am 10. August wurden die Kirchen und Pfarrwohnungen den neuen Prädicanten, welche Rottmann aus protestantischen Ländern herbeigerufen, eingeräumt und die evangelische Kir-

chenform eingeführt. Die Altgesinnten des Raths und Klerus verließen die Stadt oder zogen in das Capitel; dadurch kam das Regiment in die Hände der Neuerer. Umsonst hoffte Bischof Franz von Waldeck, mit Hülfe der Ritterschaft und der Capitelsleute die alte Ordnung zurückzuführen, die Bürgerschaft, nun vollständig für die evangelische Lehre gewonnen, gab einen schroff abweisenden Bescheid. „Es sei für Christen erträglicher, Gut, Leib und Leben durch Gewalt zu verlieren, als von Gottes Wort abzustehen und gegen Gott und Gewissen zu handeln.“ Man errichtete eine mit Söldnern untermischte Bürgerwehr und rüstete sich zur Vertheidigung. Für den Fall eines Angriffs sah man sich bei den Evangelischen Niedersachsens um Hülfe um. Die gegenseitige Erbitterung steigerte sich, als die Stiftsherren, die Ritterschaft und die Münsterischen Exulanten die Stadt umstellten, die Zufuhr abschnitten, Zinsen und Renten zurückhielten, Kaufmannsgüter wegnahmen und eine Art Belagerungszustand verhängten. Dafür rächten sich die Bürger auf empfindliche Weise. Sie hörten, daß der Bischof und die Häupter des Capitels und der Aristokratie in Telgte, zwei Stunden von Münster, während der Weihnachtsfeiertage mit einigen Abgeordneten der Landschaft neue Berathungen pflegten. Da beschloß man einen Ueberfall. Sechshundert Bürger und dreihundert Kriegsknechte rückten um Mitternacht mit Handgeschütz und einigen kleinen Kanonen in aller Stille aus; die von den Bischöflichen ausgesandten Späher waren in der Winterkälte umgekehrt, sie glaubten genug gethan zu haben, wenn sie die Weserbrücke zerstörten. Die Münsterleute stellten sie wieder her und gelangten in früher Morgenstunde nach Telgte. Der Bischof war am Tag vorher weggeritten, aber alle andern, Domherren, bischöfliche Räthe, Ritter und geflüchtete Erbmänner wurden in ihren Zimmern und Betten überrascht, auf mitgebrachten Wagen nach Münster geführt und unter Hohngeschrei und Drohungen in die Gefängnisse gelegt. Die Abgeordneten der kleineren Städte ließen sie laufen. Sie mochten hoffen, einst Verbündete in ihnen zu erlangen.

Nun schien der Krieg unvermeidlich, und der Bischof säumte nicht, sofort den gesammten Stiftsadel aufzubieten, Söldner zu werben, die

benachbarten Fürsten um Hülfe anzugehen. Aber war denn nicht ein feindseliges Vorgehen der sichere Untergang der Gefangenen? Die Verwandten und Angehörigen derselben beschworen ihn, die Unglücklichen doch nicht durch einen übereilten Schritt der Rache des ergrimmten Volkes preiszugeben. Zudem war die Landschaft nicht geneigt, durch Geldbewilligungen oder Darlehen die Kriegspläne des geistlichen Herrn zu fördern, und auf eigene Hand Söldnertruppen zu unterhalten, dazu reichten seine Mittel nicht hin. Aber auch in der Stadt erhoben sich gemäßigte Stimmen, daß man die Sache nicht auf die Spitze treiben, nicht alle Brücken der Verständigung abbrechen sollte. Unter Vermittelung des Landgrafen von Hessen wurden Verhandlungen eingeleitet, die endlich zu dem Vertrag vom 14. Februar 1533 führten. Der Bischof verpflichtete sich, die Straßensperre aufzuheben und den evangelischen Gottesdienst in den Stadtkirchen nicht zu verhindern; dafür versprachen die Bürger Bischof, Domcapitel und Collegien bei ihrer Religion unbekümmert und für sich leben zu lassen, die Gefangenen frei zu geben und die ausgewanderten Erbmänner wieder aufzunehmen. Aber mit der Herrschaft der „Ehrbarkeit" war es seitdem in Münster vorbei. In den neuen Stadtrath wurden fast lauter Männer aus dem bürgerlichen Mittelstand und von evangelischer Gesinnung gewählt. Von den alten Geschlechtsherren, die sonst die Plätze fast ausschließlich eingenommen, blieb nur ein Einziger.

Es schien, als ob diese Wendung in Münster für die ganze niederrheinisch-westfälische Kirchenprovinz den Anstoß zur Reformation geben sollte. Denn nicht nur in Soest und Herford, in Minden, Osnabrück und Wesel bestanden evangelische Gemeinden mit kirchlichen Organisationen; das Beispiel von Münster wirkte auch auf die Nachbarstädte Aalen, Coesfeld, Warendorf, Beckum u. a. zurück; selbst in der alten Klosterstadt Corvei waren Abt und Stiftsherren nicht vermögend, den neuen Doctrinen den Eingang zu verschließen.

Diese Vorgänge fielen in die Zeit, da die evangelischen Fürsten und Stände des Reichs, welche den Schmalkaldener Bund auf Grund der Augsburger Confession zum Schutze ihres Glaubens gegen jeden

feindlichen Angriff geschlossen, durch die Friedenseinigung von Nürnberg und Kadan eine mächtige Stellung erlangt hatten. Es wäre ein Schritt von unberechenbaren Folgen gewesen, wenn nun die reiche Stadtgemeinde Münster diesem Bunde beitrat. Dies war aber nur möglich, wenn die Augsburger Confession dort zum reinen Ausdruck kam, wenn insbesondere die beiden Sacramente, in denen Luther die Symbole christlicher Lebensgemeinschaft erkannte, Taufe und Abendmahl, in der durch die Bekenntnißschrift festgesetzten Weise zur Geltung und Anwendung gebracht wurden. In den westfälischen Städten war die neue Religionsform im Kampfe wider die bestehenden Obrigkeiten unter dem Schutze der demokratischen Bürgerklassen in die Höhe gekommen und hatte sich im Gegensatz zu den herrschenden Gewalten festgesetzt. Dadurch war ein Geist popularer Opposition in die evangelischen Gemeinden eingedrungen, der bald ein mächtiges Uebergewicht erhalten sollte. In Münster sollte die schwärmerische Ueberspanntheit, die wir bei Thomas Münzer kennen gelernt, in neuer Gestalt und tragischer Wirkung zur Erscheinung kommen.

An der politisch-religiösen Reform in Münster hatte Rottmann den größten Antheil genommen; was war daher natürlicher, als daß die Organisation der neuen Kirche in seine Hände gelegt ward. Der Rath, die Gilden, die gesammte Bürgerschaft ehrten ihn als den Befreier von Papstthum und Hierarchie. Seine hohe Begabung hatten schon Melanchthon und Luther erkannt, als er früher einige Zeit in Wittenberg verweilte, aber auch ein gewisses Mißtrauen gegen ihn nicht zu überwinden vermocht. Während eines längeren Aufenthalts in Straßburg hatte er dann im Umgang mit Capito nicht nur für die Abendmahlslehre der Schweizer, sondern auch für manche wiedertäuferische Ansichten eine Neigung gefaßt. Vorsichtig und klug hielt er sie jedoch lange verborgen. Es scheint nicht, daß die von ihm ausgearbeitete neue Kirchenverfassung Anstoß erregt hat, wenn schon anzunehmen ist, daß er dabei mehr die Straßburger als die Wittenberger Kirche im Auge gehabt habe.

Aber ehe die neue Kirchenordnung festen Boden gewinnen konnte,

erhoben sich tiefgreifende Streitigkeiten unter den Bekennern selbst. Der neue Rath und vor Allen der aus Bremen herbeigerufene Syndicus van der Wieck strebten nach dem Anschluß an die übrigen lutherischen Städte und Confessionsgenossen Niederdeutschlands, um auf Grund des abgeschlossenen Vertrags in einem gesicherten Friedenszustand mit Bischof und Capitel das städtische Gemeinwesen in geordnete ruhige Verhältnisse zu führen. Sie erschraken daher nicht wenig, als mehrere der neuberufenen Prediger nicht nur das Abendmahl nach Zwingli's Vorschrift feierten, sondern auch das andere lutherische Sacrament, die Kindertaufe verwarfen, und auch Rottmann ihren Ansichten beistimmte. Vergebens traten Rath und Syndicus der Neuerung entgegen, welche die Stadt von der gemeinsamen evangelischen Sache zu trennen und abermals inneren Erschütterungen entgegenzutreiben drohte; Rottmann stützte sich auf die Gilden und die Gemeinen, wo die popularen Elemente die Oberhand hatten und seine Stimme entscheidend war, und richtete mit Hülfe anderer gleichgesinnten Prädicanten, die er um sich sammelte, den Gottesdienst nach seiner Weise ein. Er bestritt der weltlichen Gewalt, die nach dem lutherischen System bei der Gestaltung des Kirchenwesens die Leitung haben und die Aufseher bestellen sollte, die Befugniß, in religiösen Dingen zu entscheiden oder mitzuwirken. Und auch hierin hatte er die demokratischen Richtungen der Zunftleute, welche die Macht des Raths immer noch zu groß fanden, auf seiner Seite. So kam das Regiment mehr und mehr in die Hände der wiedertäuferischen Prediger und der von ihnen geleiteten Klassen der Handwerker und Kleinbürger. Die Gemüther waren in steter Aufregung, die Stadt unruhig, das gesellschaftliche Leben gestört. Weder ein Religionsgespräch, das van der Wieck durch Herbeirufung eines Marburger Professors veranstaltete, noch die Abmahnungen lutherischer Städte und Reformatoren vermochten die Neuerer abzubringen; mittelst der wiedertäuferischen Grundsätze hofften Prädicanten und Gildenleute die aristokratischen und conservativen Elemente aus den obrigkeitlichen Stellen vollends zu verdrängen und das weltliche und kirchliche Regiment in die Gewalt der Gemeine zu bringen.

Diese Streitigkeiten, die den ganzen Sommer und Herbst des Jahres 1533 andauerten, erfüllten auch die Klerikalen mit neuen Hoffnungen. Bischof und Stiftsherren, Ritterschaft und verbannte Erbmänner machten neue Anstrengungen. Es kam sogar zu kriegerischen Rüstungen. Der Rath hatte eine unsichere schwankende Stellung zwischen den Radicalen der Stadtgemeinde und den hierarchischen und aristokratischen Kreisen des Capitels und der Landschaft.

Im November schien sich der Sturm zu legen. Es wurde der Beschluß gefaßt, einige der unruhigsten Prädicanten aus der Stadt zu weisen und Rottmann von der Kanzel fern zu halten. Zwei hessische Prediger, die der Landgraf nach Münster sandte, sollten im Sinne einer Versöhnung wirken. Wenn es gelang, Rottmann von der abschüssigen Bahn abzulenken, auf die er sich mehr durch fremde Einwirkungen als durch eigene Ueberzeugung hatte drängen lassen, so konnte noch immer ein Ausgleich erzielt werden. Denn Bernhard Rottmann, versichert Cornelius, war weder Apostel noch Schwärmer, sondern ein nüchtern verständiger Mensch von kühlem Herzen und klarem Blick. Die außerordentliche Stellung in Münster verdankte er seiner vielgewandten formenmächtigen Redekunst und dem Bunde mit den Leidenschaften des Volks, nicht der Gedankenfülle und Willenskraft eines gewaltigen Geistes oder dem hinreißenden Schwung eines tiefergriffenen Gemüthes. Solche Naturen aber sind nicht fähig, in den hohen Angelegenheiten der Menschheit eine selbständige Leitung zu übernehmen: indem sie zu führen glauben, dienen sie Andern als Werkzeuge.

In der That wurde Rottmann Schritt für Schritt vorwärts getrieben, bis er gefesselt und willenlos der dunkeln unheimlichen Macht religiöser Schwärmerei anheimfiel. So unbegreiflich war selbst den Zeitgenossen der Fall eines Mannes, der so lange als Anhänger Luthers gegolten, daß man nach persönlichen Motiven forschte, daß die Sage Glauben finden konnte, er sei in die Netze einer schönen Frau von leidenschaftlicher Sinnlichkeit gerathen, die zuerst durch Vergiftung ihres Eheherrn Raum für eine zweite Verheirathung geschaffen und ihm dann

ihre Hand gereicht; darauf habe er durch einen zur Schau getragenen Religionseifer und asketische Rigorosität seinen Ruf wieder herzustellen, seinen Einfluß zu erhalten gesucht. Die Erzählung war wohl nur ein Rückschluß, den die Gegner aus der Lehre von der geistlichen Ehe machten. Aber gewiß ist, daß gegen Ende des Jahres in Münster das düstere Drama angelegt wurde, das mit einer schrecklichen Katastrophe endigen sollte. Rottmann selbst hatte trübe Ahnungen. Einem befreundeten Amtsbruder, der ihn um eine Pfarrstelle anging, rieth er nach Lemgo zu gehen, „denn es will hier nicht gut werden".

Um diese Zeit wurde Melchior Hofmann von dem Straßburger Rath ins Gefängniß geworfen. Mit freudestrahlenden Augen betrat er die Zelle, denn nach seiner prophetischen Voraussagung sollte seine Verhaftung der Anfang des Weltgerichts sein, das die Gottlosen vernichten, das Häuflein der Auserwählten zur himmlischen Glückseligkeit führen würde. Nun wurde es in den niederländischen Städten lebendig unter seinen Anhängern, die Taufe, die längere Zeit ausgesetzt gewesen, wurde wieder vorgenommen, und Hunderte ja Tausende unterzogen sich der Weihe. In Amsterdam trat Jan Matthys, ein Bäcker aus Harlem als Prophet und neuer „Henoch" auf und verschaffte sich Ansehen. Er ging weit über Hofmann hinaus. Schöpfte dieser seine Aussprüche aus der heil. Schrift, aus fremden Prophezeiungen, so behauptete jener, durch unmittelbare Inspiration, durch göttliche Stimmen und Gesichte die Wahrheit zu empfangen. Er verstieß seine alternde Frau und schloß mit einer jungen schönen Glaubensgenossin eine geistliche Ehe; und wenn Hofmann ein friedliches Verhalten und ruhiges Ertragen von Leiden und Drangsalen geboten, so empfahl Matthys das Schwert sowohl zum eigenen Schutz als zur Vertilgung der Gottlosen. Er sandte Apostel aus in alle Städte, wo Gläubige lebten, um die Taufe vorzunehmen: ein Schuß bezeichnete den Anfang der Gnadenhandlung. Alle die sich dem Taufact unterwarfen entsagten den Lastern und dem heidnischen Wesen der Welt; sie versprachen einander zu lieben wie Brüder und Schwestern, ihren irdischen Besitz als gemeinsames Gut zu betrachten, keine Zinsen zu nehmen, in schlichter Kleidung ohne

allen Schmuck einherzugehen, mit Heiden und Gottlosen keine Gemeinschaft zu pflegen u. s. w. Auch nach Münster kamen Apostel, unter ihnen ein junger Mann von schöner Gestalt und beredter Zunge, Jan Bockelsohn (Bockold) von Leyden.

Er war der Sohn eines Schulzen vom Haag und einer Leibeigenen aus dem Münsterschen, die dieser losgekauft und geehelicht hatte. Jan hatte das Schneiderhandwerk gelernt, als Wandergeselle Portugal, England und Norddeutschland bereist und sich dann in Leyden niedergelassen. Das Gewerbe, das er hier anfänglich betrieb, sagte ihm nicht lange zu. Er errichtete mit seiner Frau eine Schankwirthschaft, wo es lustig und weltlich genug herging und er sich durch muntere Unterhaltungsgabe hervorthat. Bald verstieg sich sein Ehrgeiz höher: er trat in die Kammer van Rhetorike oder Sängerzunft in Leyden ein, einen jener poetischen Vereine, wie sie damals in allen niederländischen Städten bestanden und die gleich den deutschen Meistersängerschulen Dichtkunst und Schauspielwesen übten und pflegten. „Jan's Verse flossen am leichtesten; in den Schauspielen, die er entwarf spielte er wohl selbst eine Rolle; schon da mag er sich mit dem Geist der Opposition gegen die Kirche durchdrungen haben, der den rhetorischen Kammern überhaupt eigen war.“ Bald kam er mit den Wiedertäufern in Verbindung und vertiefte sich in das Lesen der Bibel, die er mit mystischem Geiste auffaßte und auslegte. Als die Kunde von den Fortschritten ihrer Sache nach Leyden drang, machte er eine Reise nach der alten Heimath seiner Mutter, um die „tapferen Prediger“ zu hören. Dies mochte den „Propheten“ Matthys, mit dem Bockold bekannt geworden war, bestimmt haben, ihm jetzt die Mission eines „Apostels“ in derselben Stadt zu übertragen.

Mit Bockold zogen noch viele andere Wiedergetaufte aus Holland, Friesland und vom Niederrhein in die Hauptstadt Westfalens ein. Denn wenn der Tag erscheinen würde, „an dem die Tenne gereinigt werde“, sollte Münster das „neue Jerusalem“ sein. Fremde Gestalten in wunderlicher Tracht und Haltung durchstreiften die Stadt; jede Nacht hörte man den Schuß, der den Anfang des Taufacts verkündigte; auch

Rottmann und seine Amtsbrüder traten in die gläubige Schaar; die aus Hessen gekommenen Prädicanten, die nicht zu ihnen halten wollten, verließen die Stadt. „Ohne Aufruhr schmolz vor diesem dunkeln Wesen des Rathes Macht und Ansehen dahin wie Schnee vor der Südluft.“ Endlich wurde der Beschluß gefaßt, den Propheten selbst herbeizurufen. Jan Matthys folgte der Einladung und schlug seine Wohnung im Hause Knipperdollings auf (Januar 1534). Von allen Seiten strömten Gleichgesinnte nach; denn es waren Sendschreiben ausgegangen, die Gläubigen sollten sich retten vor der Strafe Gottes über Babylon, indem sie nach Münster zögen, welches bestimmt sei, die Heiligen am Leben zu erhalten. Die lutherisch gesinnten Einwohner geriethen in Sorge: die geheimen Zusammenkünfte der Täufer in den Häusern steigerten die Aufregung; in den Straßen wurde Wehe gerufen über die Gottlosen, zur Buße ermahnt, mit der Rache des himmlischen Vaters gedroht. Besonders zahlreich drängten sich Frauen und Jungfrauen herzu; wer Schmuck und Geschmeide besaß, opferte es der gemeinsamen Sache; auch ehemalige Nonnen fanden Gefallen an Lehren, die ein heilig-sinnliches Leben in nahe Aussicht stellten.

Im Februar kam es zu einem Auflauf, der einen Straßenkampf erwarten ließ. Der Rath und die Evangelischen besetzten Marktplatz und Thore und stellten das städtische Geschütz auf. — Manche meinten, man solle die Taufgesinnten, ohnedies der Mehrzahl nach Fremde, gewaltsam aus der Stadt entfernen. Aber es wurde geltend gemacht, daß es unrecht sei, Waffen anzuwenden gegen Leute, welche ein friedfertiges Leben als eine ihrer ersten Grundlehren aufgestellt und bisher nur in Visionen, in prophetischen Aussprüchen, in Verzückungen und wunderlichen Reden und Geberden ihre excentrische Seelenstimmung kund gegeben hätten. Durch solche innere Kämpfe würden Bischof, Capitel und Aristokraten wieder in die Höhe kommen. Vielleicht daß auch Gesinnungsverwandte in den Bürgerreihen waren. Genug, man knüpfte Unterhandlungen an und schloß eine Uebereinkunft, daß Jedermann bei seinem Glauben bleiben dürfe, aber Friede halten und in weltlichen Dingen der Obrigkeit gehorchen solle.

Mit Recht erblickten die Täufer in diesem Ausgang einen Sieg ihrer Sache. Allenthalben waren sie bisher mit Ketten und Beil verfolgt worden; jetzt zum erstenmal gewährte man ihnen Duldung. Kein Wunder, daß Münster auf alle schwärmerische Seelen eine wunderbare Anziehungskraft übte, daß dem Rufe Matthys' und Rottmanns an die Glieder des „christlichen Verbunds“, mit Weib und Kind nach Münster zu kommen, um das heilige Jerusalem und Zion zu sehen und den Tempel Salomos und den wahren Gottesdienst aufrichten zu helfen, mit Begeisterung gehorcht ward; war ihnen ja doch für alles was sie verlieren würden zehnfacher Ersatz verheißen. Auch die Schrift Rottmanns, „die Restitution“, eine Darstellung der in Münster herrschenden Lehre und Lebensgestaltung und der wunderbaren Gründung und Erhaltung der Gemeinde, die bald nachher verfaßt und nach allen Orten versandt ward, gab Zeugniß von dem Siegesgefühl, das von der Zeit an die Schaar der Gläubigen erfüllte.

Und wie sollte nicht ihr Vertrauen wachsen, wenn sie täglich aus allen Städten des Niederrheins, aus Holland, aus Friesland, aus Westfalen selbst Brüder und Schwestern einziehen sahen, während die andersgesinnten Bürger, Katholische wie Evangelische in bangem Vorgefühl der kommenden Dinge die Vaterstadt verließen! Kurz nachher musterten Matthys und Rottmann ihre Reihen; und da sie fanden, daß die Mehrheit auf ihrer Seite sei, veranstalteten sie eine neue Rathswahl, „mehr nach dem Geist als nach dem Fleisch“. Aus dieser gingen lauter „erleuchtete“ Handwerker und Gildenmänner hervor, welche nunmehr die städtischen Aemter mit ihren Glaubensgenossen besetzten. So kam das Regiment der Stadt Münster in die Hände der Wiedertäufer. Knipperdolling wurde Bürgermeister. Damit gelangten sie auch in den Besitz von Waffen. Ein ähnlicher Umschwung stand in Warendorf und Coesfeld zu erwarten.

Und nun sollte in Münster Ernst gemacht werden mit der Vernichtung der Gottlosen und der Aufrichtung des Reiches Christi. Noch wehte eine winterliche Luft und Schnee bedeckte die Erde, als die Wiedertäufer, von Fanatismus und Habgier angetrieben, in die Häuser der

andersgesinnten Bürger drangen und alle welche sich keiner zweiten Taufe unterwarfen, nicht dem „christlichen Verbund" beitreten wollten, hülflos und ohne Erbarmen aus den Thoren trieben. Ihre fahrende Habe wurde auf Befehl des Propheten nach dem Rathhaus geschafft und als Gemeingut der Heiligen von sieben Diaconen verwaltet. Die geistlichen Gebäude wurden den verschiedenen Landsmannschaften angewiesen, was von kirchlichen Gegenständen noch vorhanden war, Bilder, Orgeln, Schnitzwerk zerstört, alle Bücher mit Ausnahme der Bibeln vernichtet oder verunreinigt. Wie manche herrliche Bilder, wie manche werthvolle alte Drucke und Handschriften, die einst Rudolf von Langen, der größte Förderer humanistischer Bildung in Westfalen gesammelt, wurden damals auf dem Marktplatze zu Münster feierlich verbrannt! Selbst die Werkzeuge der Tonkunst, Flöten, Cithern, Geigen und zeitverkürzender Spiele wurden vernichtet. Auf den Trümmern aller Künste und Wissenschaften, aller Dinge, die das Leben erheitern und verschönern, sollte das neue Jerusalem errichtet werden. Die Bürger des himmlischen Reiches sollten alle ihre Gedanken auf Erbauung ihrer Seelen lenken.

So hatten die Wiedertäufer eine gemeinsame Wohnstätte errungen und konnten sich anschicken, ihre Träume von einem Gottesstaat, von einer Gemeinschaft der Heiligen, worin Alle gleich, Alles gemein sei, zu verwirklichen. Aber die Häupter setzten ihr Vertrauen nicht allein auf die himmlischen Herrschaaren, die das heilige Zion beschützen würden; sie mußten sich auch nach irdischen Hülfsmitteln und Kräften umsehen. Denn die „Heiden und Gottlosen" hatten die Waffen ergriffen, um die christliche Republik in Münster zu stürzen und ihr Eigenthum und ihre früheren Rechte wieder zu erringen. Der Bischof, die Ritterschaft, die katholischen Verbannten machten Rüstungen, die Kleinodien der Kirchen wurden zu kriegerischen Zwecken verwendet.

Sie wären indessen wohl schwerlich zum Ziel gekommen, hätten nicht die benachbarten Fürsten, der Erzbischof von Köln, der Herzog von Cleve, der Landgraf von Hessen, beschlossen, ihnen Hülfe zu leisten, damit nicht das verführerische Wesen wuchernd um sich greife. Denn

weit und breit waren die Wiedertäufer in Bewegung. Rottmann und Matthys hatten das Gebot, wornach die Brüder ein waffenloses friedfertiges Leben führen sollten, verworfen und zum Kampfe aufgefordert: „Wir ermahnen die Brüder," schrieben sie, „daß sie nicht säumen, an dem Bund des Herrn sich theilhaftig zu machen. Der Herr will das Banner seiner göttlichen Gerechtigkeit, zur Rache über die Babylonische Tyrannei und zur Herrlichkeit all seiner Heiligen fliegen lassen, wer getreu will geachtet sein, stelle sich darunter, lasse unbesorgt die apostolischen Waffen liegen und nehme den Harnisch Davids zur Hand, denn der Herr, wie er durch seine Propheten und Apostel verheißen hat, den Stuhl Davids dem zukünftigen wahren friedensreichen Salomon zu bereiten, hat das Reich bei uns aufgerichtet." „Gott wird den Gottlosen erschrecken und ihm die Macht benehmen. David wird er die Hand stärken, seine Finger zum Streit lehren; er wird seinem Volke eherne Klauen machen und eiserne Hörner; Pflugeisen und Hacken sollen sie zu Schwertern und Spießen machen. Einen Hauptmann werden sie aufwerfen, das Fähnlein fliegen lassen und in die Posaune stoßen. Ein wildes unbarmherziges Volk werde sie über Babylon reizen und doppelt vergelten, was es vorher gethan hat." „Seid unverzagt, Gut, Weib, Kind und Leben in die Schanze zu schlagen; denn so ihr freien Muthes und willig verlasset, werdet ihr nichts verlieren; aber wollt ihr halten und nicht wagen, so müßt ihr doch verlassen und verlieren. Aller Weisheit Anschläge, Klugheit und Manier müßt ihr euch wohl bedienen, den gottlosen Feinden Gottes Abbruch zu thun und das Banner Gottes zu stärken. Gedenket, alles was sie euch gethan haben, könnt ihr ihnen wiederum thun; ja mit demselben Maß, damit sie gemessen haben, soll ihnen wieder gemessen werden. Habt Acht darauf, und macht euch keine Sünde, wo keine Sünde ist. Seid auch nicht weiser als Gott in seinem Worte selber ist."

So lautete der Ruf der „Rache", die Losung zum Krieg. Achtundzwanzig Apostel trugen die Schriftstücke zu Tausenden nach allen Himmelsgegenden. Die Stillen im Lande sollten „die demüthigen Waffen der Apostel zum Leiden" vertauschen mit dem „herrlichen Harnisch Da-

vids zum Rächen". Und wirklich sah man aus allen Städten des Niederrheins, Ostfrieslands und Hollands Männer mit Waffen ausziehen; „ein groß Volk" zu Wasser und zu Land erhob sich, um sich zu den Brüdern nach Münster zu begeben.

So lange blos die bischöflichen Streiter die Stadt in weiten Kreisen umstellt hielten, gelang es Vielen sich durchzuschleichen und die Schaaren der Heiligen zu mehren; als aber die fürstlichen Hülfsmannschaften die Einschließung vervollständigten und alle Wege und Zugänge abschnitten, wurden die Züge von Außen verhindert, einzelne Haufen überwältigt, niedergemacht, zersprengt. Die Gemeinde der Heiligen somit an sich selbst gewiesen. Aber sie verloren den Muth nicht. Sie errichteten ein religiös-kriegerisches Gemeinwesen, worin nach Art eines socialistischen Phalanstere's, alles Besitzthum für Gemeingut erklärt, alle Aemter und Geschäfte unter die Gemeindeglieder vertheilt, die Mahlzeiten gemeinschaftlich hergerichtet und genossen wurden. Nach Geschlechtern getrennt nahmen die Brüder und Schwestern Speise und Trank schweigend ein, während ein Capitel aus der Bibel verlesen ward.

Das wichtigste Anliegen war zunächst der Krieg, denn die Stadt wurde immer mehr bedrängt. Alles mußte Hand anlegen, selbst die Knaben übten sich im Bogenschießen. Matthys war der Feldhauptmann, er vereinigte mit dem Amte eines Propheten die Gewalt eines königlichen Kriegsobersten im Geiste der Makkabäer. Aber schon nach wenigen Wochen fiel er im Kampfe, als er mit dem schwärmerischen Muthe eines Gottesstreiters einen kühnen Ausfall anordnete und leitete. (Ostern 1534.) An seine Stelle trat Jan Bockelsohn, der durch den Eindruck seiner stattlichen wohlgefälligen Persönlichkeit, wie durch seine feurige Beredsamkeit und seinen hochfliegenden phantastischen Geist bei der Gemeinde großes Ansehen erlangt hatte. Er rühmte sich göttlicher Offenbarungen und alle seine Gebote, Handlungen und Unternehmungen führte er auf diese heilige Urquelle aller Wahrheit zurück. Eine Stimme von Oben, behauptete er, habe ihm den Tod des Propheten im Voraus verkündet und ihn zum Nachfolger bestimmt. Die Sicher-

heit seines Auftretens, der imponirende Eindruck, den jede religiöse Schwärmerei erzeugt, vielleicht auch die eigene Ueberzeugungstreue und der Glaube an sich selbst mehrte und stärkte seinen Anhang.

Als Prophet anerkannt führte nun Johann von Leyden den theokratischen Staatsbau, wie er in seiner lebhaften Einbildungskraft denselben aus Stellen und Aussprüchen der heil. Schrift sich ausgesonnen, seiner weiteren Vollendung entgegen, wobei religiöser Fanatismus und alttestamentliche Vorstellungen mit Leidenschaften und sinnlichen Begierden zusammenwirkten. Auf dem dunkeln Hintergrunde des Wahnglaubens und der Schwärmerei tummelten sich menschliche Triebe, sündhafte Regungen, vielleicht sogar bewußte Heuchelei. Zuerst suchte er dem Gottesreich eine organisch gegliederte Gestaltung zu geben. Nachdem er einige Tage geschwiegen, „weil Gott seinen Mund verschlossen", erklärte er, daß wie das alte Israel in zwölf Stämme getheilt gewesen, so sollte das neue Israel von zwölf Aeltesten regiert werden, welche nach Innen „Gottes Recht" und die christlichen Sittengebote in Anwendung bringen, nach Außen die Feinde abwehren sollten.

Als Rottmann dem Vorschlage zustimmte, wurden zwölf Männer zu Vorstehern und Richtern gewählt, welche alle Uebertreter göttlicher Gebote, alle Sünder und Missethäter auf Grund einer neuen aus biblischen Vorschriften zusammengestellten „Gesetzestafel" bestrafen sollten. Ihre Aussprüche sollte der Prophet der Gemeinde verkündigen; ihre Todesurtheile Knipperdolling mit dem Schwerte vollziehen. Zugleich ging ein Manifest aus, worin alle Völker, „welche Münster, die christliche Stadt des höchsten Gottes belagern", ermahnt werden von ihrem bösen Vorhaben abzulassen, da sie nichts anders suchten als das Reich Christi.

Bald jedoch trat eine neue Richtung hervor, was im Geist geboren war, wurde im Fleisch vollendet. Der neue Prophet trug nicht nur Verlangen nach dem Amte, sondern auch nach der schönen Wittwe des Vorgängers; und da er bereits verheirathet war, gab ihm der Geist Gottes ein, daß wie im alten, so auch im neuen Jerusalem jedem Manne gestattet sein sollte, „zur Erzeugung eines heiligen Samens"

mehrere Frauen zu nehmen. Die große Zahl weiblicher Gläubigen, weit stärker als die der Männer, erwarb dem Vorschlag viele Gönner. Auch Rottmann und andere Prädicanten gaben nach einigen Bedenklichkeiten ihre Zustimmung und predigten drei Tage nach einander auf dem Domplatze, daß die neue Lehre von der Ehe die rechte sei.

Aber noch befand sich ein Rest von Bürgern in der Stadt, welche, gemäßigter in ihren Ansichten, an dieser Verhöhnung christlicher Sitte Aergerniß nahmen. Sie verabredeten den Plan, die schwärmerischen Prediger sammt dem Propheten gefangen zu nehmen, die evangelische Lehre wieder herzustellen, die Ausgewanderten zurückzurufen. Anfangs schien das Unternehmen zu gelingen; zweihundert Bürger sammelten sich um einen Schmied, Namens Mollenhök, und schritten in der Nacht zur Ausführung ihres Anschlags. Allein die Zahl der fanatischen Wiedertäufer, zum großen Theil Fremde, war überwiegend; am Morgen wurden die Gegner der Vielweiberei zurückgedrängt. Sie flüchteten sich in das Rathhaus; als man aber Kanonen wider dasselbe richtete, reichten sie die Hüte zu den Fenstern heraus und ergaben sich. Sie fielen in die Hände der schlimmsten Fanatiker, die nach Rache dürsteten. Einige wurden an Bäume gebunden und mit Hakenbüchsen erschossen, wobei man den Propheten ausrufen hörte: „Wer den ersten Schuß thut, erweist Gott einen Dienst.“ Andre wurden von Knipperdolling enthauptet; noch andere dienten Bogenschützen zur Zielscheibe.

Durch solche Gräuelscenen wurde die Vielweiberei eingeführt, die nun in Münster zur Anwendung kam. Jeder Widerspruch war mit Ausrottung aus dem Volke Gottes bedroht. Von vier Trabanten begleitet durchzog Knipperdolling die Straßen, das bloße Schwert in der Hand, um alle Uebertreter des göttlichen Wortes sofort wegzuräumen.

Aber die theokratische Idee blieb unvollständig, so lange nicht ein monarchisches Haupt als Stellvertreter Gottes an der Spitze stand. Es genügte dem Propheten nicht, der Vorsteher der zwölf Aeltesten zu sein, er wollte allein herrschen, als priesterlicher König einen geheiligten Charakter tragen. Seinen Wünschen kam ein anderer Prophet, Johann Dusentschuer, ehedem Goldschmied aus Warendorf, zu Hülfe.

Dieser erklärte, es sei ihm eine göttliche Offenbarung zu Theil geworden, daß Jan Bockold als „König des neuen Israel“ über den ganzen Erdkreis herrschen und den Stuhl Davids wieder aufrichten solle. Kaum waren diese Worte gesprochen, so schrie der Genannte, von prophetischem Geist ergriffen, aus, daß auch er eine solche Offenbarung erhalten, und bat Gott um Weisheit, das Volk zu regieren. Der Vorschlag, von den Prädicanten gut geheißen, erhielt die Zustimmung der ganzen Gemeinde, die während dieses Vorgangs in inbrünstigem Gebet auf den Knien lag. Nun umgab sich der neue König mit einem Hofstaat. Mit Hülfe seiner Getreuen ernannte er Amtleute und Richter, die seinen Willen vollstrecken sollten; Rottmann, welcher ganz in die schwärmerisch-fanatischen Ideenkreise eingehend, die Namen der Erwählten von einem Blatte ablas, stand als „Wortführer“ an der Spitze des geheimen Raths, der aus den namhaftesten Führern und Prädicanten gebildet ward und in dem neben ihm Knipperdolling als Statthalter und Krechting als Kanzler die hervorragendsten Mitglieder waren. Wie König Salomo errichtete Johann von Leyden ein Frauenhaus, in welchem neben Divara, der Wittwe des Propheten Matthys, die mit dem Rang einer Königin geziert ward, noch sechzehn andere Frauen nach und nach Aufnahme fanden. Wollust, Prunksucht und Grausamkeit waren die Götzen dieses aus dem Staube emporgestiegenen Herrschers, der sich den Titel beilegte: „Johann von Gottes Gnaden, König in dem neuen Tempel Gottes, ein wahrhaftiger Diener der Gerechtigkeit aus Kraft der Stadt Münster.“ Angethan mit den Insignien der Herrschaft, der Krone und einer an goldener Kette hängenden Weltkugel und gekleidet in Pracht und Herrlichkeit hielt er Gerichtssitzungen auf dem Marktplatze, wo der „Stuhl Davids“ aufgerichtet stand, und führte ein fanatisch tyrannisches Regiment ein, in welchem geistlicher Hochmuth mit fleischlicher Sinnenlust, mystisch-religiöse Hingebung und Selbstaufopferung mit blutdürstiger Rohheit und niedriger Genußsucht aufs Widerlichste gepaart waren. „Wenn er durch die Stadt ritt, gingen zwei Knaben neben ihm, der eine mit dem alten Testament, der andere mit dem bloßen Schwert; wer ihm begegnete, fiel auf die Knie.“

Zwei Züge sind besonders geeignet, das theokratische Tyrannen-regiment in seiner ganzen Häßlichkeit zu bezeichnen: Im Oktober feierte die Gemeinde ein Liebes- und Abendmahl auf offenem Markte in fratzenhafter Nachahmung altchristlicher Gebräuche. Viertausendzweihundert Personen, mehr Frauen als Männer saßen an Tischen und wurden von Johann und seiner Gemahlin Divara bedient. „Sie nahmen Weizenkuchen," so erzählt Ranke die Begebenheit, „genossen zuerst davon und gaben ihn den andern, der König das Brod, die Königin den Wein „Bruder, Schwester nimm hin: wie die Weizenkörnlein zusammengebacken, und die Trauben zusammengedrückt, so sind auch wir eins." Darauf sangen sie das Lied: „Allein Gott in der Höh sei Ehr." Bei diesem Abendmahl nahm der König unter den Seinen einen Fremden wahr, der „kein hochzeitliches Kleid anhatte". Er bildete sich ein, das sei der Judas, ließ ihn hinausführen, ging selbst und enthauptete ihn; er glaubte einen Befehl Gottes dazu in sich empfunden zu haben; um so fröhlicher kam er zu dem Gelage zurück."

Mag dieser Vorfall noch einige Entschuldigung finden in dem Umstande, daß hie und da Späher und Kundschafter aus dem bischöflichen Lager sich unter wiedertäuferischer Hülle in die Stadt einschlichen, so trägt dagegen ein zweiter Vorfall ganz das Gepräge einer orientalisch-despotischen Zwingherrschaft: „Es war zu Münster ein Weib," erzählt Ranke weiter, „das sich gerühmt, kein Mann werde sie bändigen können; aber dies hatte den Jan von Leyden gereizt, sie unter die Zahl seiner Weiber aufzunehmen; aber nach einiger Zeit war sie seines Umgangs überdrüssig und gab ihm seine Geschenke zurück. Der wiedertäuferische König hielt dies für das größte aller Verbrechen, führte sie selbst auf den Markt, enthauptete sie da, und stieß den Leichnam mit den Füßen von sich. Hierauf stimmten seine übrigen Weiber das Lied an: Allein Gott in der Höh' sei Ehr."

Dieses Zerrbild eines communistischen Despotenstaats in biblischem Gewande hätte bald an der eigenen Ueberspanntheit und Phantasterei zu Grunde gehen müssen, wäre es nicht durch die Erwartung auswärtiger Hülfe und durch den Kampf gegen das Belagerungsheer zusam-

mengehalten worden. Die Sendboten, von denen einzelne der Wachsamkeit der Feinde und dem drohenden Henkertod zu entkommen wußten, reizten die Gesinnungsgenossen in den Städten Hollands und Ostfrieslands auf, den Brüdern in Münster zu helfen. Allenthalben gährte es; in Amsterdam besetzten sie in einer Nacht das Rathhaus; vom Niederrhein bis nach Preußen, von der Donau bis zur Nordsee zeigten sich da und dort wiedertäuferische Regungen. Wir wissen ja, welche Hoffnungen sie in ihrer schwärmerischen Seele trugen. Sie wollten nicht träge gefunden werden, wenn das Reich Gottes heranbräche; sie wollten nicht gleich den thörichten Jungfrauen die Ankunft des Bräutigams verschlafen. Fort und fort gingen von Münster Schriften aus, worin mit biblischen Zeugnissen, besonders mit apokalyptischen Aussprüchen dargethan war, daß aus der verderbten Welt sich das Häuflein der Getreuen um den Heiland sammeln und dann ein tausendjähriges Reich mit ununterbrochener Glückseligkeit beginnen werde. Ein Weib aus Friesland wollte das Beispiel der Judith nachahmen, indem sie sich reich geschmückt in das feindliche Lager begab, um den Bischof zu tödten. Sie büßte ihr Vorhaben mit dem Tode.

Diese Hoffnung auf auswärtige Hülfe stärkte den Widerstand in der Stadt, und die von der Belagerungsarmee drohenden Gefahren zwangen zum einträchtigen Zusammenhalten unter dem despotischen Regiment Johanns von Leyden. Mochten auch Einzelne innerlich über das heuchlerische Gaukelwerk voll Wollust und Grausamkeit spotten und mit zweifelndem Unglauben auf das tolle Gebahren blicken, sie ließen darum nicht nach, die Stadt aufs Kräftigste zu vertheidigen. Als im August 1534 der Bischof seine Landsknechte zum Sturm gegen die Mauern führte, wurden sie mit Verlust zurückgeschlagen; selbst Knaben und Frauen waren bei der Gegenwehr thätig. „Da blieb so mancher Landsknecht todt, zu Münster unter den Mauern“, heißt es in einem alten Volkslied. König Johann selbst hatte sie angeführt; der Sieg erhöhte sein Selbstvertrauen und seine Hoffahrt: er schrieb an den Landgrafen wie an seines Gleichen und redete ihn „Lieber Lips“ an; er ernannte zwölf seiner Genossen zu Herzögen und theilte ihnen das

Rhein- und Weserland zu. Denn des Herrn Wille hatte ja durch des Propheten Mund gesprochen, daß der neue König in Israel herrschen solle über den ganzen Erdkreis, über alle Fürsten und Gewaltige und den Stuhl Davids behaupten, bis Gott das Reich wieder von ihm fordern werde. Die Namen aller Mitglieder des neuen Bundes wurden in ein Buch eingeschrieben.

Nach einem solchen Unfall war für den Bischof wenig Aussicht, die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen; die Landsknechte hatten Muth und Kriegslust verloren. Man mußte sich mit der Errichtung von Schanzen und Blockhäusern begnügen, in der Hoffnung, durch Sperrung der Zugänge und Abhaltung der Lebensmittel die Uebergabe zu erzwingen. Aber Münster war mit Vorräthen aller Art versehen; die Geldmittel und Streitkräfte des Bischofs reichten nicht weit; die Hülfe, welche Köln und Cleve in Darlehen und Mannschaften leisteten, waren unzulänglich; auch die Unterstützung, welche die Stände der rheinisch-westfälischen Kreise auf einer Tagsatzung in Coblenz im December genehmigten, ließ keine schleunige Bewältigung der zum äußersten Widerstande entschlossenen, von Fanatismus und religiöser Schwärmerei begeisterten Wiedertäufer erwarten.

So hätte denn der Belagerungskrieg sich noch lange hinziehen müssen, wäre nicht endlich von Seiten des Reichs ein nachdrückliches Einschreiten beschlossen worden. Ein längeres Zuwarten konnte die Aufstände mehren und die öffentliche Sicherheit in allen deutschen Landen gefährden. Wie zur Zeit des Bauernkriegs waren die popularen Elemente allenthalben in Gährung; die politisch-demokratischen Richtungen liefen mit den religiösen zusammen; Befreiung vom Regimente der „Pfaffen und Herren“ war das gemeinsame Ziel, war die Losung in Stadt und Land. In Holland und Friesland konnten die wiedertäuferischen Erhebungen nur mit großen Anstrengungen niedergehalten und unterdrückt werden.

Da glaubte denn König Ferdinand nicht länger zögern zu dürfen. Die Uebereinkunft von Kadan hatte ihn nicht blos in seiner Würde befestigt; er hatte auch alle Sacramentirer und Wiedertäufer von dem

Frieden ausgeschlossen; die rheinisch-westfälischen Kreise hatten die Reichshülfe angerufen. So wurde denn auf einer Versammlung in Worms im April 1535 der Beschluß gefaßt, das Belagerungsheer von Reichswegen zu verstärken und den Feldhauptmann Graf Wirich von Daun, der bisher vor Münster den Oberbefehl geführt, als Reichsfeldherrn anzuerkennen und ihm sechs Kriegsräthe an die Seite zu geben. Aber auch jetzt wagte man noch nicht zum Angriff überzugehen, der verzweifelte Widerstand vom August vorigen Jahres hatte in den Reihen der Landsknechte ein unheimliches Gefühl von Furcht und Schrecken erzeugt; man begnügte sich, die Stadt durch einen enggezogenen Belagerungsgürtel von der Außenwelt gänzlich abzuschneiden. Dies hatte die Folge, daß die Vorräthe allmählich dahinschwanden und der Hunger zu wüthen begann.

Johann von Leyden wollte aber nichts von Uebergabe hören; er zählte auf himmlische und irdische Hülfe. „Gott der Herr kann uns wohl erretten," läßt ihn ein altes Volkslied sagen, „so wir bei einander stehen und wenn wir auch noch so viele Feinde hätten." Auch hatte er sich rechtzeitig vorgesehen, daß er selbst und seine Umgebung keinen Mangel litt. Er feierte mit seinen Weibern, mit seinen Getreuen, mit auserwählten Gästen manches schwelgerische Mahl, indeß die geringen Leute verzweiflungsvoll nach Brod schrien. Zu Skeletten abgemagert versuchten die Unglücklichen einzeln und in Haufen aus der Stadt zu entkommen; aber die Kriegsleute ließen sie nicht durch; sie mußten zurück oder sich an den Graben und Wällen lagern, wo dann mitleidige Landsknechte hie und da einen Bissen reichten. Münster war nun wirklich ein Jerusalem geworden, aber nicht das Jerusalem der Glorie und Herrlichkeit, sondern das Jerusalem des Titus. Und auch an todesmuthiger Tapferkeit und fanatischer Selbstaufopferung standen die Wiedergetauften den israelitischen Eiferern jener schicksalsschweren Tage nicht nach. Mauern und Thore wurden sorgfältig bewacht und in den Vertheidigungsanstalten keine Lässigkeit nachgesehen; die letzten Kräfte wurden angestrengt.

Wer weiß, wohin die Verzweiflung noch geführt hätte, wäre nicht

Verrätherei den Belagerern zu Hülfe gekommen. Wie mühselig und beschwerdevoll den Landsknechten der Kriegs- und Wachedienst in den Blockhäusern auch sein mochte, gegen die ausgehungerten Fanatiker wagten sie nicht vorzugehen. Erst als zwei Ueberläufer dem Feldobersten versprachen, gegen Zusicherung des Lebens, den Kriegsleuten einen Weg nach der Stadt zu zeigen, wurde ein neuer Angriff beschlossen. In der Johannisnacht des Jahres 1535 überschritten einige hundert Soldknechte, begleitet von Hauptleuten und Adeligen, mit Hülfe der beiden Verräther die äußern Graben und überstiegen auf mitgebrachten Leitern die Wälle und Mauern, wo sie am niedrigsten waren. Mit der Losung der Wiedertäufer bekannt täuschten sie die Wachen und stießen sie nieder. Darauf erbrachen sie ein Thor, bemächtigten sich eines Bollwerks am Zwinger und drangen nach dem befestigten Domhof vor. Von dem Lärm aufgeschreckt stürzten die Einwohner aus den Häusern und sammelten sich zur Gegenwehr. Ein wüthender Kampf entspann sich in den Straßen, Todte und Verwundete deckten den Boden; erst als durch die geöffneten Thore von Außen neue Kriegsmannschaften zuströmten, wendete sich die Entscheidung zu Gunsten der Angreifenden. Aber noch immer stritten die Wiedertäufer mit dem Muthe der Verzweiflung und viele Herren vom Adel, die in den ersten Reihen standen, erlagen den Hakenbüchsen und dem Geschütze. Da soll sich Rottmann, um dem Hohne der Gefangenschaft zu entgehen, in das dichteste Kampfgewühl gestürzt und muthig streitend einen ehrlichen Soldatentod gefunden haben. Nach einer andern Nachricht entkam er nach Rostock und lebte dort unter falschem Namen in der Verborgenheit. Johann von Leyden dagegen, der sich in das festeste Bollwerk zurückziehen wollte, wurde mit seinen Räthen und Dienern gefangen genommen und in Ketten gelegt. Eine kleine Schaar vertheidigte sich hinter einer Wagenburg so hartnäckig, daß man sie gegen Niederlegung der Waffen dem Schutz des Bischofs zu überlassen versprach. Kaum aber waren sie abgezogen, so stürzten die über die großen Verluste ergrimmten Landsknechte nach und ermordeten sie in ihren Häusern.

Als jeder Widerstand überwältigt war, erfolgten die Strafgerichte.

Von den gefangenen Wiedertäufern wurden viele in den nächsten Tagen enthauptet, unter ihnen die „Königin" Divara und das Weib Knipperdollings; die Minderschuldigen und die meisten Frauen wurden vertrieben, die Verdächtigen mit Geldbußen belegt. Die Ausgewanderten kehrten zurück und bildeten den Kern der neuen Bevölkerung, die kaum ein Drittel der früheren betrug. Die städtischen Freiheiten und Rechte wurden vernichtet. Es half wenig, daß die Fürsten von Hessen, Cleve und Köln, welche sich für die Stadt verwendeten und Herstellung der alten Gerechtsame empfahlen, da ja die Eroberung durch das Reich geschehen sei; Bischof, Capitel und Ritterschaft betrachteten sich als die Sieger und suchten die Lage zur Vernichtung der städtischen Selbständigkeit und der evangelischen Lehre und zur Förderung ihrer eigenen Interessen auszunutzen. Der Stadtrath sollte in Zukunft nur im Einvernehmen mit Capitel und Ritterschaft ernannt werden; die Herrschaft der Hierarchie und des Adels wurde hergestellt, der Katholicismus in aller Form und Strenge wieder eingeführt, die evangelischen Kirchen sämmtlich dem katholischen Cultus zurückgegeben; und um die Reaction für alle Zukunft gegen einen möglichen Umschlag sicher zu stellen, wurde beschlossen, daß innerhalb der Stadt auf Kosten der Bürgerschaft eine Festung errichtet werde, deren Befehlshaber der einheimischen Ritterschaft angehören sollte.

Noch bleibt zu erwähnen, welches Schicksal dem „König" Johann von Leyden und seinen beiden Räthen Knipperdolling und Krechting zu Theil geworden. Anfangs versuchte der Landgraf, sie durch zwei seiner Theologen zu einem reuigen Bekenntniß ihrer Schuld zu bewegen. Sie beharrten aber fest und trotzig bei ihrem Glauben und besonders entfaltete Johann in den Gesprächen große Bibelkunde; er wußte seine Ansichten über Taufe, über die Natur Christi, über Vielweiberei und Gütergemeinschaft mit Sprüchen der heil. Schrift tapfer zu vertheidigen. Später ließ er verlauten, wenn man ihm das Leben schenke, wolle er mit Melchior Hofmann alle Wiedertäufer zum Schweigen und Gehorsam bringen. Als dies Anerbieten nicht angenommen wurde, kehrte sein Trotz zurück; noch im Angesicht des Todes, als er dem

Caplan des Bischofs Reue über seine Uebelthaten bezeugte, bestritt er die Kindertaufe.

Der Richterspruch war im Charakter der Zeit. Nachdem die drei Gefangenen längere Zeit von Ort zu Ort herumgeführt worden, ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung, wurden sie verurtheilt, auf dem Markte mit glühenden Zangen gemartert und dann langsam vom Leben zum Tod gebracht zu werden. Als das Urtheil verkündet ward, rief Johann von Leyden aus: „Habe er auch gegen den Fürsten gesündigt, so sei er doch unschuldig vor Gott, da er nichts gethan, als was der Geist Gottes in ihm geredet." Am 23. Januar 1536 wurde die entsetzliche Todesstrafe im Angesichte des Bischofs und einer unermeßlichen Menge Volks vollzogen. Und selbst die Leichen der Uebelthäter sollten noch als Schaustücke dienen. „Als die Strafe an den verbrecherischen Menschen verübt war," erzählt ein Zeitgenosse, „wurden sie in Körben von Eisengittern eingeschlossen und hoch oben an dem Thurm von St. Lamberti befestigt, so daß sie weithin sichtbar waren und allen unruhigen Geistern zur Warnung und zum abschreckenden Beispiele dienen möchten. Dies war der Ausgang der bösen Tragödie."

In einem historischen Volkslied bei Liliencron (IV, 121) heißt es:

Ein schneider Johann von Leiden,
der sich ein König nant,
got dank, sein vermaint reiche
ist bliben ganz unbekant,
sein gulden kron und ketten,
gülden sporn und auch schwert
darzu hat er vil ringe
hat sich in eisen verkert.

Die Katastrophe von Münster hemmte die Entwickelung der wiedertäuferischen Sekte. Wohl lebte der Glaube an ein tausendjähriges Reich, worin sie die „Auserwählten" sein würden, noch lange in einzelnen Gemeinden fort; aber unter dem Druck der Verfolgung, die von allen weltlichen Obrigkeiten über sie verhängt wurde, fanden sie keinen Raum mehr zur Entfaltung ihrer schwärmerischen Prinzipien; ihre weltliche Rolle war ausgespielt. Niedergebeugt und zerspalten zerstreuten sie sich nach allen Ländern; vom Continent vertrieben suchten

und fanden sie ein Asyl in England. Es haben sich noch manche Lieder erhalten, die Zeugniß geben von der Bedrängniß, unter der die Brüder in Westfalen und am Niederrhein in der nächsten Zeit zu leiden hatten, aber auch von der fortdauernden Zuversicht, daß Gott seine Kinder erretten werde und von dem festen Glauben, daß sie auf dem Wege zum ewigen Heil wandeln, daß wenn auch das Fleisch bluten müsse, doch die Seele in die ewige Herrlichkeit eingehen werde. Im Gefängniß sehen sie sich von Engeln behütet und stärken sich an dem Beispiele so vieler christlichen Märtyrer, und wenn sie aus dem Vaterlande vertrieben werden, getrösten sie sich mit dem Gedanken, daß ihre wahre Heimath bei Gott sei.

Dem Bischof Franz, einem milden leutseligen Herrn, der einige Jahre später gleich dem Kurfürsten von Köln sogar mit Reformationsideen umging, mochte es schwer ankommen, der hierarchisch-aristokratischen Reaction im Münsterlande seinen Arm zu leihen, mit den wiedertäuferischen Auswüchsen auch zugleich die Keime und Ansätze des evangelischen Lebens in den westfälischen Städten unterdrückt zu sehen; aber die Rache des Klerus und der Ritterschaft verlangte ihre Opfer. Die adeligen Herren und die rathsherrlichen Geschlechter in den Städten vereinigten sich mit Capitel und Geistlichkeit zum Kampf wider die Neuerer in der Kirche, wie in Staat und Gesellschaft, und es gelang ihren vereinigten Bemühungen, die Reformation des westfälischen Landes in ihrem Wachsthum zu knicken und die jungen Pflanzen auszurotten. Wie einst der Bauernkrieg im Süden so hat der wiedertäuferische Aufruhr zu Münster im Nordwesten der katholischen Reaction Vorschub geleistet und zum Sieg verholfen.

Es wurde früher bemerkt und geht aus unserer Darstellung zur Genüge hervor, daß in den wiedertäuferischen Lehren auch echtchristliche Ideen enthalten waren, die in der heil. Schrift wie im Leben der ersten Christengemeinden ihre Gewährschaft hatten. Diese erlangten mehr und mehr die Oberhand und verdrängten die sitten- und staatsgefährlichen Grundsätze, welche bei einem Theil der Melchioriten zur Ausbildung gekommen und in den Religionsschwärmereien zu Münster in ihrer

ekstatischen Höhe hervorgetreten waren. Wir wissen, daß das Princip der Friedfertigkeit, eines waffenlosen Lebens unter den Doctrinen der Täufer stets in erster Linie gestanden und daß es nur mühsam durch die Kriegspredigten eines Matthys und Rottmann niedergekämpft werden konnte. Wie harmlos war das unschuldige Dahinleben der Salzburger Gartenbrüder, die sich ohne Widerstand von dem Fanatismus katholischer Dogmeneiferer hinmorden ließen! An diese und ähnliche Grundlehren knüpfte Menno Symons, ein ehemaliger Priester in Ostfriesland, die Reform des wiedertäuferischen Wesens, indem durch seine fromme Thätigkeit und Betriebsamkeit die Taufgesinnten in kleine Gemeinden versammelt wurden, die abgeschieden von der Welt und gesondert von der Kirche ein stilles Leben als Pächter und Landbauern in christlicher Gemeinschaft führten. Geächtet und verfolgt, oft durch heimlichen Aufenthalt sich vor der Wuth und den Nachstellungen seiner Feinde bergend, hat Menno als Hirt der zerstreuten Heerde im Geiste der alten Apostel in seiner Heimath, am ganzen Niederrhein und an den Gestaden der nördlichen Meere als Reiseprediger gewirkt und den Grund zu der Organisation der brüderlichen Gemeinschaften gelegt, die ohne Sacramente und Priesterschaft aber mit strenger Sittenzucht sich in Deutschland und den Niederlanden als Mennoniten, in England und Amerika als Baptisten bis auf den heutigen Tag erhalten haben und in den Quäkern Glaubensverwandte besitzen. In den Jahren der geistigen Reife durch die Taufe in den Bund aufgenommen führen die Mennoniten als Separatisten ein stilles arbeitsames Leben mit einer besonderen einfachen Tracht ohne Schmuck, enthalten sich der Waffen, leisten keinen Eid und vermeiden gerichtliche Klagen. Aber ihre Verwandtschaft mit den Münsterischen Doctrinen hat auch unter den Mennoniten viele Märtyrer geschaffen; auch die Geschichte der Taufgesinnten ist mit Blut und Thränen geschrieben. Die Lehren von der Taufe und vom Eide und die Absonderung von den Andersgesinnten richteten eine Scheidewand auf, die sie von Katholiken und Evangelischen trennte. Haß, Mißtrauen und Verachtung war ihr Erdenloos.

4. Lübeck und Jürgen Wullenwever.

Das düstere Nachtstück von Münster warf dunkle Schatten über die ganze reformatorische Welt. Wie der Bauernkrieg war auch die wiedertäuferische Bewegung ein Mehlthau, der manche Pflanze und Keime des neuen Lebens vergiftete und erstickte. Die politische und kirchliche Reaction benutzte die Münsterischen Extravaganzen als Schreckbild gegen jede Neuerung und reformatorische Regung. Selbst in den nördlichen Hansastädten machte sich der Rückschlag fühlbar; in Lübeck wurde das Gespenst der wiedertäuferischen Ketzerei heraufbeschworen, um einen Mann zu Falle zu bringen, dessen unternehmender Geist und kühne Politik die conservativen Kreise in Schrecken und Unruhe versetzte, der den hochfliegenden Plan hegte, die Wirren der Zeit in der nördlichen Welt zu patriotischen Zwecken zu gebrauchen, um seiner Vaterstadt eine Machtstellung zu erwerben, wie die großen italienischen Seerepubliken des Mittelalters hie und da sie besessen hatten, wie sie aber dem monarchischen absolutistischen Zeitalter des sechzehnten Jahrhunderts nicht mehr entsprach.

Auch in den Handelsstädten des nördlichen Deutschlands war die Einführung der Reformation mit bürgerlichen Verfassungskämpfen verbunden, in deren Folge die Macht und Herrschaft der alten rathsherrlichen Geschlechter gebrochen und neue Menschen, die unter den früheren Verhältnissen in dunkler Verborgenheit geblieben wären, auf die Höhe des öffentlichen Lebens emporgetragen worden waren. Hie und da hatten Unordnungen und Unregelmäßigkeiten im Haushalt oder in der Verwaltung des städtischen Gemeinwesens von Seiten der Magistratsherren der neuerungssüchtigen niederen Bürgerschaft in die Hände gearbeitet und ihr Waffen zum Angriff geliefert. So war in Lübeck dem aristokratischen und conservativen Geschlechterrath ein Bürgerausschuß von vierundzwanzig und ein zweiter größerer Ausschuß von hundert zur Seite gesetzt, dann der Rath selbst durch neue Mitglieder vermehrt worden. Die beiden Bürgermeister Plönnies und Brömse, der religiösen Neuerung wie der popularen Nebenregierung gleich abgeneigt,

hatten die Stadt verlassen und weilten in der Fremde; andere Patrizier waren ihrem Beispiele gefolgt.

Schon bei diesen Bewegungen spielte Jürgen Wullenweber eine hervorragende Rolle. Die Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes, der wie ein Meteor vorüberzog und nach kurzem Leuchten tragisch unterging, hat von jeher das Interesse gefesselt, so daß Geschichtschreibung und Dichtung das Leben und die Schicksale desselben zum Gegenstand ihrer Darstellung gewählt haben. Neben einer warmen Ueberzeugung von der Wahrheit der evangelischen Lehre besaß er einen lebendigen an Entwürfen fruchtbaren Geist und eine hohe Gabe volksthümlicher Beredsamkeit. Bald war er der einflußreichste Wortführer im Bürgerausschuß. Wo es hinfort etwas zu verhandeln und durchzusetzen gab, daheim und in der Fremde, überall war er thätig. Viele eifrige Anhänger der kirchlichen Reformation standen ihm zur Seite, unter ihnen der reiche Harmen Israhel, der einst dem Gustav Wasa eine Zufluchtsstätte gegeben.

Es währte nicht lange, so zeigte sich für Wullenweber eine neue Gelegenheit, in der Volksgunst zu steigen. Trotz des vermehrten Einflusses der popularen Elemente auf die Verwaltung des Gemeinwesens hatte der Stadtrath immer noch einen aristokratischen Charakter, der auch von den conservativen lutherischen Predigern, insbesondere von dem Superintendenten Bonnus begünstigt ward. Selbst noch katholische Männer befanden sich in demselben, wie Joachim Gerken, ein Mann von Talent und schlauem Wesen, klug und wohlberedt. Wullenweber fand ein Mittel, diesen conservativen Senat zu zersetzen. In früheren Zeiten wurde es für eine Last angesehen, als Rathsherr an den Regierungsgeschäften mitzuwirken; es war daher gestattet, wenn Einer zwei Jahre dem öffentlichen Wesen gedient, so dürfe er im dritten zurücktreten. Seitdem hatten sich die Ansichten sehr geändert, Niemand wollte mehr freiwillig die Ehre eines Rathsherrn aufgeben. Nun bewirkte aber Wullenweber durch willkürliche Auslegung des alten Statuts, daß das Gesetz aufgestellt ward, kein Rathsherr dürfe länger als zwei Jahre seinen Sitz behaupten. So kam ein rascherer Wandel in das

Collegium, indem dasselbe alle Jahr zum dritten Theil erneuert ward. Zum Dank für diese geschickte Deutung wählte die Bürgerschaft Wullenwever zum Rathsherrn und bald darauf zum Bürgermeister, März 1533.

Zu Wullenwevers Freunden und Gesinnungsgenossen gehörten zwei Männer von hervorragenden Eigenschaften, Hamburger von Geburt, Johann Oldendorp und Marcus Meyer. Der erstere, ein Rechtsgelehrter, der lange Syndicus in Rostock gewesen, bis ihn Wullenwever in seine Nähe gezogen, war ein Mann von hohem Verstand, aber wenig Gewissenhaftigkeit, eben so gewandt mit der Feder als in mündlicher Rede, klug, verschlagen und beweglich, „ein aufrührerisches unstilles Gemüth" wie ihn ein Zeitgenosse schildert, Wortführer der populären Partei und entschiedener Vorkämpfer protestantischer Lehrmeinungen. Marcus Meyer, früher Ankerschmied in Hamburg, der als Lübeckscher Hauptmann im letzten Krieg ein Fähnlein geführt und sich durch glückliche und kühne Thaten ausgezeichnet hatte, war ein Glücksritter im Geiste eines italienischen Condottiere. „Er gefiel sich, wie Emporkömmlinge pflegen, in Luxus und Prunk," so schildert ihn Waitz, „hielt schöne Pferde, zahlreiche Knechte. Prahlerisch und reich geschmückt, mit goldenen Ketten und Ringen, ging er einher. So fand er Gnade vor den Augen der Weiber. Vornehme Frauen buhlten um seine Gunst; eine der angesehensten in Lübeck, zum zweiten Mal Wittwe von dem jüngst verstorbenen Bürgermeister Lunte, erwählte sich den stattlichen Kriegsmann zum Gatten. Mit allem Pomp ward die Hochzeit gefeiert. Die Lübecker Berichte verschweigen nicht, daß Meyer dann, als er bald darauf nach Kopenhagen kam, wenig an die junge Frau in der Heimath dachte: in prunkendem Aufzug, zwei Trommler und zwei Pfeifer voran, ließ er sich ins öffentliche Frauenhaus geleiten. Aber das Kriegshandwerk kannte er aus dem Grunde. Kühn, gewaltsam, wie seine Natur war, liebte er gewagte Unternehmungen, ergriff begierig weitaussehende phantastische Projekte."

In der skandinavischen Halbinsel waren große politische Ereignisse eingetreten, die dem Bürgermeister Wullenwever und seinen Freunden

und Gesinnungsgenossen den Gedanken eingaben, die daselbst herrschende Parteiung und Verwirrung als Folie zu benutzen, um einen protestantisch-republikanischen Föderativstaat unter Lübecks Hegemonie ins Leben zu rufen. König Christian II., ein leidenschaftlicher, rachsüchtiger und wankelmüthiger Fürst, hatte in Schweden durch das Stockholmer Blutbad eine allgemeine Entrüstung hervorgerufen, so daß die Union des Landes mit Dänemark aufgelöst und Gustav Wasa auf den schwedischen Thron erhoben wurde. Auch in Dänemark hatte sein Streben nach unumschränkter Königsmacht und Mehrung seiner Kroneinkünfte Abfälle und Aufstände hervorgerufen, in Folge deren er zur Flucht in das Ausland genöthigt und sein Oheim, Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein zur Herrschaft in dem dänisch-norwegischen Königreich berufen worden war (1523).

Ohne religiöse Ueberzeugung trat nun der vertriebene Christian II., der bisher sich der evangelischen Lehre günstig gezeigt, zu der katholischen Kirche zurück, um von dem Papste und von Kaiser Karl V., dessen reiche Schwester Isabella er in die Ehe genommen, zur Wiedererlangung der verlornen Krone Hülfe zu erhalten, wogegen Friedrich, ein Verwandter des sächsischen Fürstenhauses, der Reformation freien Einzug in seine Staaten gewährte. Dadurch entfremdete sich der Letztere die Bischöfe und die Altgesinnten in Dänemark und Norwegen und erzeugte Unzufriedenheit und den Wunsch nach einem neuen Thronwechsel. Im Vertrauen auf diese Stimmung wagte Christian II. einen Einfall auf das norwegische Küstenland, in der Hoffnung mit Hülfe der altgläubigen Partei bald Herr von Seeland und Kopenhagen zu werden. Da schloß Friedrich einen Bund mit Lübeck, mit den Wendenstädten, mit Gustav Wasa von Schweden, die alle ein Interesse hatten, daß die katholische Sache und der habsburgisch-burgundische Einfluß nicht neue Kräfte gewinne. Zu den religiösen und politischen Fragen gesellten sich commercielle Rücksichten: die niederländischen Städte und die Seefahrer der „Waterlande“ machten schon lange dem „stolzen Volke der Osterlinge“ starke Concurrenz im Handel; die Rivalität führte zur Feindschaft. Wenn nun mit Unterstützung der ersteren Christian II. wieder

in sein Reich eingesetzt ward, so kamen die westlichen Handelsstädte in die Höhe, so beherrschten ihre Schiffe den Sund und die Wasserstraßen. Deshalb drängten die Lübecker zur Entscheidung. Im Mai 1532 erschien eine Bundesflotte im Skagerack und bedrängte Opslo (Christiania). Der königliche Flüchtling gerieth bald in Noth. Er knüpfte Unterhandlungen mit dem Oheim an; auf einer persönlichen Zusammenkunft, wozu ihm freies Geleit zugesichert ward, sollte ein Vergleich getroffen werden. Zu dem Zweck schiffte er sich im Juli 1532 mit kleinem Gefolge ein, um nach Kopenhagen gebracht zu werden. Aber schon hatte man den Plan gefaßt, den unruhigen Mann in Verwahrsam zu nehmen. Er durfte nicht die Hauptstadt betreten, nicht den Oheim von Angesicht zu Angesicht schauen. Man hielt ihn so lange an Bord, bis über sein Schicksal entschieden war. Jürgen Wullenwever, der einflußreichste Bevollmächtigte der Lübecker Bürgerschaft wie der dänische Reichsrath und die schleswig-holsteinische Ritterschaft waren einig in dem Entschluß, daß man den ehemaligen König der Möglichkeit berauben müsse, die nordischen Staaten noch ferner zu schädigen und zu gefährden. Die Staatsraison galt damals mehr als Manneswort; vergebens suchte man mit zweideutigen sophistischen Ausreden den Vertrags- und Geleitsbruch zu beschönigen; keine Schutzrede war durchschlagend; der Vorwurf blieb ungeschwächt auf allen Theilnehmern lasten. Als einzige Rechtfertigung konnte geltend gemacht werden, daß Christian in ihrer Lage ebenso gehandelt hätte, daß auch er sein ganzes Leben lang Meineid, Verrath und Trug geübt und daß er somit in denselben Schlingen treuloser Staatskunst gefangen ward, die er so oft Andern gelegt hatte. Der Gefangene wurde nach Schloß Sonderburg gebracht und unter die Aufsicht von vier dänischen und vier schleswig-holsteinischen Räthen gestellt. Er sollte als gemeinschaftlicher Gefangener aller Verbündeten gelten. Von seinem Gefolge wurde ihm nur ein Zwerg zur Gesellschaft gelassen, vier andere getreue Diener stellte Friedrich zur Aufwartung und Aufsicht. Das Schloß wurde mit Mannschaften wohl verwahrt, jeder Zugang abgesperrt, in seiner Stube nur ein einziges Fenster offen gelassen. Bald nachher starb Christians

einziger Sohn Johann; dadurch wurde die Erbfolge im Hause Friedrichs und die Vereinigung der Herzogthümer und des dänischen Königreichs in einer Familie für alle Zeiten festgestellt. Seine Tochter Dorothea wurde in der Folge, wie erwähnt, mit dem Pfalzgrafen Friedrich bei Rhein vermält. Siebenundzwanzig Jahre verbrachte Christian II. im Gefängniß, dessen Härte erst in späteren Jahren gemildert ward.

König Friedrich hatte in dem Vertrag von Kopenhagen die Hülfe der Lübecker durch große Zugeständnisse in Betreff des Ostseehandels erkaufen müssen; die niederländischen Städte sollten von den Fahrten durch den Sund ausgeschlossen sein. Dadurch wäre der ganze nordische Handel in die Hände der Lübecker und der bundesverwandten Hansastädte gekommen. Als nun die Kriegsgefahr vorbei war, trug der dänische König Bedenken, den Kopenhagener Vertrag in seiner ganzen Strenge in Anwendung zu bringen. Die Lübecker wollten aber ihren Vortheil nicht fahren lassen. Sie rüsteten eine Flotte aus und trafen Anstalten zu einem Krieg gegen Holland. Aber ehe derselbe zum Ausbruch kam, starb König Friedrich I. auf Schloß Gottorp (1533), ein Ereigniß, das zu großen politischen Bewegungen Anlaß gab. Zunächst handelte es sich um die Nachfolge in Dänemark. Von Friedrichs Söhnen war nur der Erstgeborne, Christian, volljährig; der zweite, Johann, stand noch in jugendlichem Alter. Die Reichsstände, stets beflissen ihr Wahlrecht geltend zu machen, hatten kein bindendes Versprechen gegeben, welchem von beiden sie die Krone zuwenden wollten und dadurch ein weites Feld für Wahlumtriebe geschaffen. Christian, der in den deutschen Herzogthümern, wo er schon seit Jahren das Herrscheramt für den Vater geführt, die lutherische Lehre angenommen hatte und als eifriger Anhänger der Reformation galt, hatte die Altgläubigen gegen sich; namentlich wollten die dänischen Bischöfe die Gelegenheit benutzen, um die katholische Kirche für alle Zukunft sicher zu stellen. Sie suchten die Wahl auf den jüngeren Königssohn zu lenken, der in Kopenhagen wohnte und vermöge seiner Jugend durch eine entsprechende Erziehung zu ihrem Zweck herangebildet werden konnte. Dar-

um verschoben sie die Wahlhandlung auf Johanni des folgenden Jahres, damit sie mittlerweile ihre Pläne schmieden und selbst das Regiment führen möchten. Und um die Entscheidung noch schwieriger zu machen, kamen auch deutsche Bewerber in Vorschlag, in erster Linie Friedrich von der Pfalz, der sich der Gunst und Unterstützung des burgundischen Hofes erfreute. Und lebte denn nicht der ehemalige König Christian II. als Gefangener in Sonderburg? Bürger und Bauern gedachten seiner noch immer mit Wohlwollen.

Bei solcher Zerfahrenheit der politischen Dinge in Dänemark konnte ein so unternehmender Mann wie Wullenwever leicht zu dem hochfliegenden Plan geführt werden, seine Vaterstadt zum gebietenden Haupt des Nordens zu erheben, Dänemark zu einem Vasallenstaat unter Lübecks Oberherrlichkeit zu machen und die Monopole der Kaufmannsstadt auf Seeland und in der ganzen skandinavischen Halbinsel aufzurichten. Religiöse, politische und volkswirthschaftliche Elemente wirkten zusammen, um die dänische Succession zu einer hochwichtigen Angelegenheit zu gestalten; und da sich das habsburgisch-burgundische Herrscherhaus aus verwandtschaftlichen, kirchlichen und mercantilen Interessen einmischte, so erhielt die Frage einen europäischen internationalen Charakter. Denn nun wollten auch England und Frankreich mitreden. Heinrich VIII., dem es nicht gleichgültig sein konnte, wenn Kaiser Karl Einfluß in den nordischen Staaten gewann, wurde von Marcus Meyer, der einst mit einigen Schiffen an die englische Küste verschlagen und Anfangs in Haft genommen, dann aber mit Ehren und Auszeichnung behandelt worden war, für den Plan gewonnen. Er versprach nicht nur selbst die Hansastädte zu unterstützen, sondern auch den König von Frankreich dafür zu stimmen.

Unter so veränderten Verhältnissen hatte nun der zwischen den niederländischen und wendischen Städten eingeleitete Krieg keinen Zweck mehr; leicht konnten darüber die monarchischen Staaten die Seeherrschaft gewinnen. Wullenwever suchte daher eine Verständigung zu bewirken. Auf einem Städtetag in Hamburg im März 1534 wurde ein Abkommen in Friede und Freundschaft getroffen, durch welches Lübeck die Hände in den holstein-dänischen Angelegenheiten frei bekam. Wie glänzend

traten da die Häupter der Travestadt auf! In voller Rüstung zogen sie ein, „einen Trompeter voraus, sechzig Stadtdiener in blanken Harnischen hinter sich her, Marcus Meyer mit einer goldenen Kette geschmückt, die ihm Englands König zugleich mit dem Ritterschlag verliehen hatte".

Wäre Herzog Christian willig gewesen, in die untergeordnete Stellung einzutreten, welche Wullenweber dem künftigen Dänenkönig zugedacht, so hätte sich dieser leicht mit ihm verständigt. Allein der vorsichtige Fürst verschmähte das angebotene Bündniß. Denn wenn gleich er selbst und die Mehrzahl des schleswig-holsteinischen Adels mit der Kaufmannsstadt in religiösen Ansichten übereinstimmten, so trugen sie um so größere Abneigung gegen die demokratischen Elemente, die mehr und mehr das Regiment an sich rissen und ihr mächtiges Haupt, dem die Bürgerschaft unbedingt ergeben war. „Was er thue so oder so, solle gethan sein" lautete ein Antrag an die Volksgemeinde. Die Eingriffe der Stadt in die Gerechtsame des Bischofs und Capitels, die Aneignung vieler Stiftsgüter und Einkünfte, welche zum Theil von den Vorfahren der edlen Geschlechter der Kirche zugewendet worden waren, die Monopole und Handelsvorrechte, die sich die Kaufmannschaft zu verschaffen gewußt und andere Dinge hatten manche bittere Gefühle geweckt. Die Umgebung des Herzogs, besonders der adelsstolze Hofmeister Johann Rantzau, der evangelischen Eifer und Sinn für Bildung und Wissenschaft mit Geschicklichkeit im Rath und Tapferkeit im Felde vereinigte, und sein Verwandter Melchior Rantzau, Marschall von Holstein, welche beide neben dem deutschen Kanzler Wolfgang von Uttenhoven den größten Einfluß auf den bestimmbaren, unschlüssigen Fürsten übten, war dem Führer des demokratischen Gemeinwesens wenig geneigt. Sie suchte vielmehr ein Bündniß mit dem burgundischen Hof zu bewirken und dadurch die Freundschaft des Kaisers zu erlangen. Von dieser Stimmung konnte sich Wullenweber auf einer Reise nach Gottorp bald überzeugen. Christian, entschlossen den Ausgang der Königswahl in Dänemark ruhig abzuwarten, ohne persönliche Hebel zu seinen Gunsten einzusetzen, wies die angebotene Unterstützung der Lübecker entschieden zurück.

Um so thätiger gingen nun Wullenweber und seine Parteigenossen an die Ausführung ihrer Pläne. Zunächst wurden aus dem Lübecker Rath die noch vorhandenen älteren Mitglieder entfernt und durch neue Männer ersetzt; der lutherische Superintendent Bonnus, der die Maßregel bekämpfte, erhielt seinen Abschied. Darauf traf Wullenweber Verabredungen mit den Bürgermeistern von Kopenhagen und Malmöe, Ambrosius Bogbinder und Jürgen Kock, als Münzmeister des Königs gewöhnlich der Mynter genannt, beide Deutsche von Geburt, die von gleichem Haß gegen Adel und Hierarchie und von gleichem Eifer für die Reformation erfüllt waren. In Bogbinders väterlichem Hause hatte einst Christian II. einen Theil seiner Jugend verbracht, daher auch die Söhne noch Neigung für den Gefangenen von Sonderburg im Herzen trugen; auch Kock der Mynter war in nahen Beziehungen zu demselben gestanden. Beide stimmten darin überein, daß man Christian II. befreien und wieder als König einsetzen müsse; dafür würden auch die Bürgerschaften ihrer Städte und das Landvolk sich gewinnen lassen. Wullenweber stimmte ihnen bei, so wenig Vertrauen er auch in den wankelmüthigen zweideutigen Fürsten setzen mochte. Er gedachte denselben im Fall der Befreiung nach Lübeck zu verbringen, wo er von der Bürgerschaft abhängig sich allen Bedingungen würde fügen müssen; unterdessen könne man die dänischen Städte der Conföderation der Hanseaten beifügen, die Verfassung im demokratischen Sinne umgestalten und die Reformation durchführen. Auch auf Schweden dehnten Wullenweber und seine Vertrauten ihre revolutionären Pläne aus. Gustav Wasa, erzürnt daß die Lübecker bei der Abtragung der Schulden ihre Forderungen über Gebühr und Recht gesteigert, suchte sich von der Abhängigkeit der eigensüchtigen Kaufmannsstadt loszumachen und ihre Handelsherrschaft zu brechen; darum war er auch mit dem dänischen Reichsrath und mit dem Holsteiner in nähere Verbindung getreten.

Zu diesen weitreichenden Unternehmungen bedurfte man kriegskundiger Führer und Soldknechte. Und auch dafür fanden sich die geeigneten Männer. Graf Christoph von Oldenburg, ein Verwandter des dänisch-holsteinischen Fürstenhauses, war als nachgeborner Sohn für

den geistlichen Stand bestimmt worden und hatte in Köln eine Präbende erhalten; aber während eines Aufenthalts am Hofe Philipps von Hessen hatte er Liebe für die evangelische Lehre gewonnen und beschäftigte sich seitdem eben so viel mit den Schriften der Reformatoren, wie mit den Werken des Alterthums. Selbst auf seinen Kriegszügen trug er den Homer und Melanchthons loci communes bei sich. Aber er liebte auch Wein, Weiber und Waffen; in mancher Fehde hatte er als Rottenführer tapfer gestritten, bald unter der Fahne des Kaisers, bald im Dienste des Landgrafen; die Confession machte ihm wenig Bedenken; jetzt war er auch bereit den demokratischen und protestantischen Bürgerschaften der Dänen und Niederdeutschen seinen Arm zu leihen zur Befreiung seines königlichen Vetters.

Dasselbe Verfahren schlug man auch in Schweden ein. Hier sollte der junge Svante Sture, Sohn des ehemaligen Reichsverwesers, den Meyer mit Gewalt nach Lübeck geführt, dem Wasa entgegengestellt werden; als dieser aber weder durch Versprechungen noch durch Drohungen sich zu der ihm zugedachten Rolle bewegen ließ, gewannen die Lübecker den Grafen Johann von Hoya, der Gustavs Schwester geheirathet, sich aber mit dem Schwager entzweit hatte und landesflüchtig geworden war. So war die „Grafenfehde" eingeleitet. „Nun läuft das Stundenglas auf unserer Seite über die beiden nordischen Reiche," schrieb ein Vertrauter Wullenwevers; eine gewaltige Aufregung durchzog damals die ganze nordisch-germanische Welt, nicht unähnlich dem Bauernkrieg, der ein Jahrzehnt zuvor den Süden durchtobt hatte. Lübeck, das Haupt der ganzen Sachsenzunge, stand an der Spitze der Bewegung, deren Ausgang und Tragweite Niemand berechnen konnte. Die wichtigsten Anliegen sollten durch die „Grafenfehde" entschieden werden: „ob die demokratischen Strebungen der Städte oder ein aristokratisch-monarchisches Regiment, ob die Reformation der Kirche oder die noch nicht vollständig besiegte katholische Lehre, ob das frühere Uebergewicht der Hansa oder der freie Handel auch der westlichen Nationen und eine selbständige Entwickelung der nordischen Reiche obsiegen würde."

Nachdem sich die Lübecker und Graf Christoph durch einen Vertrag gegenseitig verpflichtet, rückte das Soldheer in Holstein ein. Christian II. sollte befreit und in die Hände der Stadt gestellt werden. Als der Herzog erklärte, nicht er, sondern Dänen, Schweden und Lübecker hätten die Haft verhängt und könnten sie allein lösen, besetzten Christoph und Meyer Trittau und Eutin, Besitzungen des Hochstifts, welche die Stadt an sich zu bringen gedachte, und schritten zur Belagerung von Schloß Segeberg. Im Siegesjubel feierte man am 25. Mai 1534 zu Lübeck Pfingsten, wobei die Schmiedgesellen einen Schwertertanz aufführten. Dem Herzog kam der Einfall ganz unerwartet; aber durch den Eifer der Ritterschaft die zu ihm hielt, war er bald im Stand, die Angreifer zurückzutreiben, Eutin wieder zu nehmen und Segeberg zu entsetzen. Es hatte überhaupt den Anschein, als hätten ihn die Lübecker entgelten lassen wollen, daß er in ihrem Streit sich auf die Seite der Niederländer geneigt.

Der Hauptschlag mußte in Dänemark geführt werden. Dahin ging Graf Christoph am 19. Juni mit 21 Orlogschiffen in Travemünde unter Segel. Vor seiner Abfahrt verpflichtete er sich durch einen neuen Vertrag, den König Christian II., sobald seine Befreiung gelungen sein würde, in die Hände der Lübecker zu liefern; alle Freiheiten und Privilegien, welche die Stadt in den Königreichen inne habe, zu erhalten und zu mehren, Helsingborg in Schonen und Helsingör auf Seeland nebst dem Sundzoll als Unterpfand bis zum Ersatz aller Kriegskosten in ihre Gewalt zu geben und ihnen zum Besitz von Segeberg und Trittau zu verhelfen, so wichtig für den Verkehr mit Hamburg. Auch sollte ohne Zustimmung des Raths kein König in Dänemark gewählt werden dürfen. Was die Lübecker dafür dem Grafen zugesagt ist nicht bekannt geworden; wahrscheinlich haben sie durch mündliche Versprechungen seine Seele mit stolzen Hoffnungen erfüllt.

Die Abfahrt der Flotte erzeugte eine fieberhafte Aufregung; nicht nur die betheiligten Staaten, auch die niederdeutschen Fürsten und Städte, auch die Häupter des schmalkaldischen Bundes, selbst England und Frankreich nahmen Partei, leisteten Hülfe, suchten zu vermitteln.

Zwei große Principien Evangelium oder Messe, Demokratie oder Aristokratenherrschaft traten in Kampf mit einander. Aber keines sollte vollständig zum Sieg kommen. Wenn der holsteinische Adel und der dänische Reichsrath sich nunmehr fester an den Herzog anschlossen und seine Erhebung auf den Thron seines Vaters aus allen Kräften betrieben; so war damit zugleich stillschweigend die Zustimmung zu der Reformation im ganzen Königreich verbunden; denn Christian stand entschieden zu der evangelischen Sache; und wenn in einigen niederdeutschen Städten und Ländern, wo man sich in religiösen Dingen bisher noch zuwartend und schwankend gehalten, durch den Impuls der popularen Volksklassen die kirchliche Neuerung zum Sieg gelangte, so waren dagegen die demokratischen Mächte nicht vermögend, sich in der Herrschaft zu behaupten. Zu diesen religiösen und politischen Fragen gesellten sich noch verwandtschaftliche Beziehungen: während Albrecht von Mecklenburg, mit einer Schwester Christians II. vermählt, für Lübeck Partei nahm, hielt Herzog Albrecht von Preußen, Friedrichs I. Schwiegersohn, hielten die pommernschen Fürsten Barnim und Philipp zu dem holsteinischen Anverwandten, um ihm in einer Sache zu helfen, „welche männiglich zu Aergerniß und dem fürstlichen Stande und adlichen Wesen zum großen Verderben gereiche". Auch die Glieder des Welfenhauses waren in ihren Sympathien getheilt. Doch beschränkten sie und die übrigen Reichsfürsten ihre Mitwirkung auf die Verhinderung gewaffneter Durchzüge.

Wenn den Lübeckern von Fürsten und Adel nur wenig Vorschub geleistet wurde, so standen die Bürgerschaften der Städte und die Bauernschaften um so eifriger auf ihrer Seite. Als Graf Christoph im Juni an Malmöe vorbeisegelte, empfing er die Nachricht, daß der Bürgermeister Mynter die Stadt frei gemacht und die Citadelle in seine Hände gebracht habe. Auf Seeland gab die Erscheinung der Lübecker Flotte vor Kopenhagen die Losung zum Aufstand, so daß der auf Johanni angesagte Reichstag nicht abgehalten werden konnte. Die Bürgerschaften und der kleine Adel erklärten sich für den Grafen; die Reichsräthe waren Anfangs zurückhaltend; als aber da und dort die

Bauern sich erhoben, die Edelhöfe verwüsteten und sich für die lange Unterdrückung zu rächen suchten, da schlossen auch die adeligen und geistlichen Herren Frieden und Freundschaft, um durch ihn vor dem Untergang gerettet zu werden. Sogar der stolze Bischof Joachim Rönnow von Rothschild, dem man nachsagte, er habe einst selbst nach der dänischen Krone und nach der Hand einer burgundischen Fürstentochter getrachtet, trat auf Christophs Seite. Der Sundzoll wurde auf das Lübeckische Admiralschiff verlegt; Kopenhagen und das belagerte Schloß am 25. Juli zur Ergebung gezwungen. In Ringstedt empfing der Graf als Vertreter Christians II. die Huldigung. In Schonen und auf den meisten Inseln folgte man dem Beispiele von Seeland; Bürger und Bauern brachten die Schlösser durch List oder Gewalt in ihre Hände und nöthigten so die Großen zur Unterwerfung. Auf Fühnen siegten die Bauern über den heimischen Adel und die holsteinische Ritterschaft, welche Graf Rantzau zu dessen Hülfe hingeführt. Prinz Johann, Friedrichs zweiter Sohn, der auf der Insel unter der Leitung eines dänischen Erziehers lebte, wurde nach Alsen geflüchtet. Auch in Jütland trat der Bauernstand gegen die Gutsherren unter die Waffen.

Mittlerweile strengten die Lübecker alle Kräfte an, das begonnene Werk durchzuführen. Nicht nur, daß sie fort und fort Schiffe und Mannschaften ausrüsteten, von allem Gut und aller Nahrung in- und außerhalb der Stadt den hundertsten Pfennig erhoben, sie suchten auch die übrigen Wendenstädte zu Bündnissen und Hülfeleistungen heranzuziehen: Hamburg und Lüneburg waren zurückhaltend, desto eifriger zeigten sich Rostock, Wismar und Stralsund, wo Oldendorp als Abgesandter Lübecks wirkte. Auf seine Anregung wurde in diesen und den meisten andern Stadtgemeinden Mecklenburgs und Pommerns das bisherige Regiment in popularem Sinne geändert, indem man dem Rathe bürgerliche Ausschüsse zur Seite stellte, die alten conservativen Rathmannen und Bürgermeister durch neue Männer des Fortschritts ersetzte, von den reicheren Bürgern Geldbeiträge zu kriegerischen Rüstungen eintrieb; dem Herzog Albrecht von Mecklenburg stellte Oldendorp

in Aussicht, er könne Regent und Gubernator in Dänemark oder auch König in Schweden werden, wenn er aufrichtigen Herzens sich dem reinen Evangelium zuwende und allen papistischen Lehren und jeder Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe entsage. Auch die freien Bauerschaften in Dithmarschen versprachen dem demokratisch-evangelischen Bunde Hülfe und Beistand gegen Ritterschaft und Hierarchie. In Stockholm wollte man einer Verschwörung auf die Spur gekommen sein, die von Lübeck angestiftet die Ermordung des Königs und die Uebergabe der Hauptstadt an die Verbündeten herbeiführen sollte. Selbst die beiden Brüder Petri, die Begründer der Reformation, wurden als Mitschuldige oder Mitwissende genannt und entgingen nur durch die Gnade Gustavs der gerichtlichen Bestrafung. In Schonen und den benachbarten schwedischen Landschaften drohten die Bauern, sie würden den ganzen Adel todtschlagen und vertilgen. Mit dem König von England unterhielten Wullenwever und Marcus Meyer lebhafte Verbindungen. Nicht allein gegen den römischen Stuhl wollten sie gemeinschaftliche Sache mit ihm machen, wenn er der Stadt Hülfe und Beistand leisten würde; ihm sollte auch die Entscheidung über die dänische Krone anheimgegeben werden.

Man sieht, wie weit die Demagogen von Lübeck ihre Fäden ausspannen; selbst mit den Wiedertäufern in Münster sollen Verhandlungen gepflogen worden sein. Aber gerade an dieser Vielseitigkeit mußte das Unternehmen scheitern. Auf die Opferwilligkeit der Stadt war nur so lange zu rechnen, als Aussicht zum Gelingen war; ein äußerer Umschlag führte auch nothwendig eine Umstimmung der Gemüther herbei. Die Ziele waren zu unbestimmt, die Interessen zu sehr getheilt; an einer See- und Handelsherrschaft, wie sie Wullenwever seiner Vaterstadt zu erringen gedachte, konnten die übrigen Betheiligten kein Gefallen finden; die revolutionären Bahnen, auf denen die Führer einherschritten, trieben alle conservativen Kräfte in das feindliche Heerlager. Und da war es denn von entscheidendem Gewicht, daß ein Mann wie Herzog Christian vorhanden war, an den sie sich anschließen konnten. Von seltener Gewissenhaftigkeit hatte es dieser zurückhaltende be-

dachtsame Fürst vermieden auf den dänischen Reichsrath einzuwirken, durch Versprechungen die Königswahl zu seinen Gunsten zu lenken, den Handfesten früherer Jahre vorzugreifen: aber eben so entschieden hatte er auch die angebotene Hülfe der Lübecker zurückgewiesen. Nur auf dem Wege des Rechts und der Ordnung wollte er zum Ziele gelangen; und dieses Ziel hatte er fest ins Auge gefaßt: der dänische Thron sollte ihm als Staffel dienen, um vermittelst der Reformation eine Wiedergeburt des Reichs, eine Befestigung der monarchischen Autorität ins Leben zu rufen. Denn an seiner evangelischen Ueberzeugung konnte man nicht zweifeln: er war durchdrungen von dem religiösen und moralischen Elemente der deutschen Reform. „Die lutherischen Lieder sang er so eifrig wie irgend ein ehrsamer Handwerksmeister in einer Reichsstadt. Den Eidbruch belegte er mit neuen geschärften Strafen. Die Bibel zu lesen, Historien zu hören, bei Tische einen Gottesgelehrten und Staatsmann zu sprechen, den astronomischen Entdeckungen zu folgen, war sein Vergnügen." Der schleswig-holsteinische Adel, dem er sein ganzes Vertrauen zuwandte und der ihm dafür mit voller Hingebung vergalt, war fest entschlossen, dem Herzog zur Krone von Dänemark zu verhelfen. Es wird erzählt, daß alle Männer und Frauen sich erboten hätten, ihre Baarschaften und Kleinodien herzugeben, damit der Lübecker Wille und Vorhaben vereitelt werde. Weniger günstig war man Anfangs in Dänemark und Norwegen gestimmt: aber die demokratischen Gewalten, die Graf Christoph in den Kampf rief, bewirkten auch dort eine Sinnesänderung. Nur im Anschluß an einen Fürsten von so festem Willen, dem die geheimnißvolle Macht einer legitimen Autorität zur Seite stand, konnten die Reichsräthe hoffen, ihre bevorrechtete Stellung zu wahren. So kam es, daß die Ritterschaft in Jütland und auf den Inseln vereinzelt, da kein Reichstag möglich war, dem Herzog Christian ihre Huldigungen darbrachten und ihn als König anerkannten. Selbst in Norwegen legte sich der Widerstand gegen den evangelischen Fürsten.

Und bereits war Christian kriegerisch gegen Lübeck vorgegangen. Er hatte seine Streitmacht durch Zuzüge aus Deutschland, namentlich

aus Hessen wesentlich verstärkt, so daß er im September 1534 2000 Reiter und 5000 Knechte an die Trave führen konnte. Ein Angriff der städtischen Truppen unter Marcus Meyer wurde mit schweren Verlusten für die Stadt bei Stockelsdorf zurückgeschlagen (10. Oktober). Dieser Unfall erzeugte große Bestürzung bei der Einwohnerschaft. In dem Augenblick, da man über den dänischen Thron zu verfügen gedachte, war Lübeck belagert und durch die Besatzung auf der neugeschlagenen Travebrücke von der See abgeschnitten. Umsonst beschwor man den Herzog von Mecklenburg, die Wendenstädte, den Grafen Christoph, der Stadt zu Hülfe zu eilen: sie waren entweder nicht gerüstet oder durch eigene Schwierigkeiten zurückgehalten. Schon jetzt murrte die städtische Bevölkerung, sang Spottlieder auf die Demagogen, nöthigte den Bürgerausschuß zum Rücktritt und setzte die alten Räthe wieder ein. Wullenwever sah sich genöthigt, mit dem Herzog in Friedensunterhandlungen zu treten, um die Aufhebung der Belagerung zu erlangen. Am 18. November 1534, wurde eine Uebereinkunft getroffen, kraft deren die Lübecker Eutin und alles was sie in Holstein sich angeeignet herausgaben; die dänischen Angelegenheiten sollten aber davon nicht berührt werden; hier durfte also der Kampf zwischen den beiden Parteien fortgeführt werden. Gern hätte Wullenwever einen allgemeinen Frieden gemacht, aber Doctor Oldendorp soll denselben verhindert haben. Und doch hätte sich gerade damals der billige und gerechte Fürst leicht bestimmen lassen, den Lübeckern günstige Bedingungen zu gewähren, um ungehindert seine größeren Pläne in Dänemark selbst ins Werk zu setzen. In dem Hauptpunkte, Begründung der Reformation, stimmten ja beide überein. Auch die Handelsvorrechte wollte er ihnen zugestehen, wie sie zu seines Vaters Zeiten bestanden, und in eine mildere Behandlung seines Vetters hat er in der Folge aus freien Stücken gewilligt.

Aber der Bürgermeister war bereits nicht mehr Herr der Situation: die Männer, die er als Werkzeuge hatte gebrauchen wollen, gingen ihre eigenen Wege. Während Lübeck belagert ward, weilte Christoph auf Seeland und ließ den Hülferuf unbeachtet; man sagte

ihm nach, „die Buhlen seien ihm zu lieb gewesen". Er unterhandelte mit allen Parteien, um sich einen großen Anhang zu verschaffen; denn er gedachte für sich selbst wo nicht die Krone doch die Statthalterschaft in Dänemark zu gewinnen; ein gewandter Unterhändler, Stephan Hopfensteiner, führte seine Sache am burgundischen Hof. Durch die Unterstützung des Kaisers hoffte er mehr zu erzielen, als durch die selbstsüchtige Bürgerschaft, die er beschuldigte, daß sie ihn nicht gehörig unterstütze. Der rasche Erfolg auf den Inseln war ihm zu Kopf gestiegen. Als Christian, der im December mit ansehnlichen Mannschaften nach Norden vordrang, durch seinen Feldherrn Rantzau Aalborg in Besitz nahm, den jütischen Bauernaufstand niederschlug und über die Schuldigen, Führer wie Gemeine, ein strenges Strafgericht verhängte, wurde Graf Christoph zu einer Besprechung nach Kolding eingeladen. Bei dieser Gelegenheit aber benahm er sich so trotzig und übermüthig, daß von der Zeit an von einer Ausgleichung und Versöhnung keine Rede mehr sein konnte. Die dänischen Edelherren, welche auf des Herzogs Seite getreten, wurden grausam verfolgt, ihre Güter auf Christophs Weisung von den Bauern verwüstet.

Mit dem neuen Jahr erreichte die Aufregung den höchsten Grad. Um die Interessen der Stadt zu fördern, begab sich Wullenweber nach Kopenhagen, Marcus Meyer nach Schonen. Sie fanden die Stimmung und die Situation sehr verändert. Christian, fast allenthalben schon als König anerkannt, hatte sich mit Gustav Wasa, mit den Herzogen von Preußen und Pommern, mit mehreren deutschen Fürsten zu gemeinschaftlichen Maßregeln geeinigt, um Lübeck zu hindern, „daß es nicht mit den hochberühmten Königreichen wie ein Krämer mit seinem Knapsack handeln möge". Wie Christian in Jütland, so wurde der Wasa in Schonen Meister der Bewegung. Marcus Meyer wurde in Haft genommen; doch fand der kühne und gewandte Mann bald Mittel, das Schloß Warburg in Holland, wo er gefangen saß, in seine Hände zu bringen und zum Stützpunkt für neue Unternehmungen zu machen. Der Adel erholte sich aus seiner anfänglichen Betäubung und stärkte die Macht der Fürsten; auch zur See trat man den Lübeckern ent-

gegen. In demselben Maße verdoppelte nun auch Wullenweber seine Anstrengungen. Es gelang ihm, den Herzog Albrecht von Mecklenburg zu offener Theilnahme zu bewegen. Am 8. April 1535 schiffte sich dieser in Rostock mit 40 Reitern und einem Fähnlein Knechte nach Seeland ein. Als ob er auf einer Lustfahrt sein neues Königreich besuchen und seinen dauernden Aufenthalt daselbst zu nehmen gedächte, führte er seine Gemahlin, die ihrer Niederkunft nahe war, ihr weibliches Gefolge „das ganze Frauenzimmer“ und anderes Hofgesinde mit sich, auch Pferde und Koppelhunde, um in den Waldungen des Insellandes der Jagd sich zu erfreuen. Wullenweber hatte ihn abgeholt; er hoffte, die offene Theilnahme des Fürsten werde in Kopenhagen und in den andern dänischen Städten neuen Kriegsmuth und einen frischen Aufschwung erzeugen. Auch lag jetzt nicht mehr die ganze Last der Unternehmungen auf Lübeck allein. Auch Graf Hoya kam mit einigen Verstärkungen aus Schonen herüber.

Graf Christoph empfing den Herzog, in dem er einen Rivalen erblickte, voll Mißgunst und duldete nicht, daß er das Schloß bezog. Jeder trieb Politik auf eigene Hand, am burgundischen Hof, in England, bei dem Grafen von Geldern waren ihre Agenten thätig. Wie oft verwünschte damals Wullenweber, daß er die Sache angefangen. Erst die Nachricht, daß Christian III. auf Fühnen gelandet und als König anerkannt worden sei, führte zu einer Verständigung und zu gemeinschaftlichen Maßregeln. Albrecht setzte mit dem größen Theil des städtischen Heeres nach der Insel, um die Schleswig-Holsteiner zum Abzug zu bringen: aber das Treffen am Ochsenberg bei Assens am 11. Juni, wo der tapfere Johann Rantzau mit überlegener Reiterei und schwerem Geschütz den Feind unverweilt angriff, entschied gegen die Verbündeten; Graf Hoya, der den Oberbefehl führte und sein Freund, Graf Tecklenburg wurden getödtet; mehrere adelige Herren aus Deutschland verloren Leben und Freiheit; auch der bekannte Gustav Trolle, einst Erzbischof von Upsala, gerieth schwer verwundet in Gefangenschaft. Fühnen und Odense wurde unterworfen und hart gestraft. Zugleich erfocht der Däne Peter Skram einen Sieg über die Bundesflotte im Belt und nahm neun feindliche Fahrzeuge weg.

Vier Wochen später setzte der Holsteiner nach Seeland über, um die feindliche Bundesgenossenschaft im Herzen zu treffen. Er wurde von dem Adel mit Jubel empfangen und als König begrüßt. Ohne Schwierigkeit näherte er sich der Hauptstadt Kopenhagen, wo nunmehr die ganze städtische Streitmacht concentrirt war, und begann im Juli die Belagerung. Aber die feste mit Lebensmitteln und Besatzung wohl ausgerüstete Seestadt leistete tapfern und hartnäckigen Widerstand. Vor ihren Mauern mußte sich entscheiden, ob in Dänemark die Reformation in Verbindung mit monarchisch-aristokratischen Institutionen oder mit bürgerlich-demokratischen Elementen zum Durchbruch kommen sollte. Denn daß die evangelische Kirche fortan die Herrschaft in den nordischen Reichen haben würde, daran war nicht mehr zu zweifeln. Der Sieg mochte sich auf die eine oder die andere Seite wenden, die kirchlichen Reformen waren unvermeidlich; nur ob damit eine politische Umwälzung, eine Umgestaltung der überlieferten socialen Lebensstellungen verbunden sein würde, harrte noch der Entscheidung.

Um dieselbe Zeit, da Christian III. nach Seeland übersetzte, wurde in Lüneburg ein großer Städtetag abgehalten, zu dem alle Glieder der Hansa und viele Fürsten ihre Boten entsandt hatten. Hier konnten nun die Abgeordneten von Lübeck, Oldendorp an der Spitze, bald die Wahrnehmung machen, daß der Vorort der Städtevereinigung nicht mehr das gebieterische Ansehen besitze, wie in alten Tagen. War die Stimme der lübischen Bürgerschaft einst vermögend gewesen, alle Glieder zu gemeinsamen Unternehmungen wider die skandinavischen Könige fortzureißen und über Krieg oder Frieden zu bestimmen; so war dies nun anders geworden. Schon seit dem holländischen Krieg hatte ein tiefes Mißtrauen Wurzel geschlagen und Spaltungen erzeugt: jetzt hielten nur einige Ostseestädte zweiten Ranges, wie Rostock, Wismar, Stralsund zu dem alten Bundeshaupt, während die größeren Hansestädte, vor Allen Bremen, Hamburg, Danzig, Lüneburg auf eine friedliche Ausgleichung mit Christian III. hinstrebten. „Es sei dem Kaiser und andern Potentaten eine wunderliche Sache," bemerkte Braunschweig, „daß man sich um so hohe Dinge bekümmere wie Könige zu setzen und

zu entsetzen; dies könne nur dahin führen, daß die Städte immer ärmer würden und die staatliche Ordnung in denselben ganz zu Grunde gehe." Von einer Bundeshülfe, welche die Lübecker so dringend verlangten, wollten sie nichts wissen. Seit den Vorgängen in Münster waren die conservativen und streng lutherischen Gesinnungen in die Höhe gekommen. In Bremen wurde eine demokratische Bewegung rasch unterdrückt, der Rath führte dort wieder allein das Regiment mit strenger Hand, und vermerkte es mit Unwillen, daß einige flüchtige Volksführer in Lübeck Aufnahme fanden; Danzig nahm offen Partei für den Herzog von Holstein und erklärte, „daß man an der Lübecker unbilligem und unbesonnenem Vornehmen kein Gefallen habe". In Rostock und Wismar waren wiedertäuferische Regungen zu Tage getreten, welche die lutherischen Städte mit tiefem Argwohn erfüllten, insbesondere da auch Oldendorp und Wullenweber im Verdacht standen, solchen Ansichten nicht fern zu stehen. In Lübeck selbst wohin der Hansetag im August verlegt ward und wo man neben andern Verhandlungen auch scharfe Beschlüsse gegen Wiedertäufer, Sacramentirer und andere Irrlehrer faßte, war die alte conservative Rathspartei wieder zu Geltung gekommen, der Superintendent Bonnus wieder in seine Stelle eingetreten. Und wenn auch Wullenwevers Macht und Ansehen noch stark genug war, die Bürgerausschüsse und die Gemeinde am dänischen Krieg festzuhalten, so gingen doch die Anstrengungen über ihre Kräfte, den dringenden Mahnungen Christophs und Albrechts um Verstärkung und Zufuhr konnte nur ungenügend willfahrt werden. Und doch wollten Wullenwever und seine Parteigenossen mit Christian nur als Herzog von Holstein in Friedensunterhandlung treten nicht als König von Dänemark. Sie sprachen noch immer von der Freilassung des gefangenen Christian II., obwohl ihnen von dem holsteinischen Gesandten die scharf abweisende Antwort hingeworfen ward: „man möge diesen für einen todten Mann achten; lebendig werde man ihn auf keinen Fall erhalten; denn in Sonderburg sei es so eingerichtet, daß wenn auch die ganze Besatzung bis auf einen gefallen sei, dieser dem Gefangenen das Herz absteche". Auch von Entschädigung des Herzogs

Albrecht und des Grafen Christoph, welche die Lübecker als die „Principale" der Sache hinstellten, sich selbst nur als deren „Beipflichter" wollte man auf Christians Seite nichts wissen.

Während dieser Zeit hielt sich Wullenwever meistens in Dänemark auf, um auf den Fortgang des Krieges einzuwirken. Dadurch gewannen seine Gegner freie Hand an seinem Sturz und an der Zurückberufung der verbannten oder ausgewanderten Rathmannen, insbesondere des früheren Bürgermeisters Claus Brömse zu arbeiten. Die Unfälle des Heeres und der Flotte auf Fühnen, die Landung und die Fortschritte Christians III. auf Seeland, die vermehrten Opfer und Anstrengungen der Stadt kamen den Widersachern des demokratischen Regiments zu statten, zumal als sich ihnen auch noch das Reichskammergericht, dessen Hülfe sie angerufen, willfährig erwies und durch ein Mandat die Herstellung der alten Verfassung und die Wiedereinsetzung der Ausgewiesenen gebot, für den Fall des Ungehorsams mit der Reichsacht drohend. Nur eine Frist von sechs Wochen war zum Vollzug eingeräumt. In früheren Jahren hatte man sich in Lübeck oft genug über kaiserliche Befehle hinausgesetzt, und auch jetzt würden sie nicht sehr beachtet worden sein, wären die popularen Elemente, welche die Umgestaltungen in dem Gemeindeleben der niederdeutschen Städte bewirkt hatten, nicht bereits im Sinken, die demokratische Energie durch Ueberspannung der Kräfte nicht bereits erschlafft gewesen. So aber gewann Brömse, den der Kaiser eigenhändig zum Ritter geschlagen und mit seinem ganzen Vertrauen beehrte, immer mehr Boden. Er nahm seinen Aufenthalt in Wismar, von wo aus er leicht Verbindugen mit den Lübecker Freunden unterhalten konnte. Und merkwürdig genug knüpften um dieselbe Zeit auch Wullenwever und seine Verbündeten Unterhandlungen mit dem burgundisch-österreichischen Hofe an. Graf Christoph und Herzog Albrecht von Mecklenburg standen in guten Beziehungen mit einzelnen Gliedern des Hauses. Mit niederländischer Unterstützung hofften sie den Holsteiner, gegen den und seine adeligen Räthe Wullenwever eine große Abneigung hegte, vom dänischen Thron fern zu halten. Sie gedachten die Krone dem Pfalzgrafen Friedrich

zuzuwenden, der gerade damals seine Vermählung mit des Kaisers Nichte feierte. Für Lübeck arbeitete der erwähnte Stephan Hopfensteiner in demselben Sinne.

Auch bei diesem Schritte hatte Wullenwever neben seiner persönlichen Antipathie gegen Christian den Vortheil seiner Vaterstadt im Auge: er suchte ihr die alten Rechte und die Ehre zu retten; aber indem er sich damit immer mehr von den demokratischen Grundlagen entfernte, auf denen er emporgestiegen, beschleunigte er damit seinen Fall. Der Hansetag benutzte das Kammergerichtsmandat zu reactionären Plänen. In allen Städten, insonderheit in Lübeck sollten die popularen Neuerungen abgestellt, die alte Rathsordnung wieder aufgerichtet werden. Auf diese Weise hofften sie zu bewirken, daß wenigstens die lutherische Reformation erhalten bliebe, nicht wie in Münster Messe und bischöfliche Jurisdiction zurückgeführt würden. Um freie Hand zu haben, bewogen sie Wullenwever eine Gesandtschaft nach Mecklenburg zu übernehmen. Herzog Heinrich, Albrechts Bruder, sollte ersucht werden, seinen Einfluß bei König Ferdinand zu Gunsten Lübecks anzuwenden. Während seiner Abwesenheit wurden die erbgesessenen Bürger zu einer Gemeindeversammlung entboten. Hier wurde unter der Pression des Hansetages am 23. August der Beschluß gefaßt, daß das Mandat zur Ausführung kommen sollte, worauf der Bürgermeister Godert van Hövelen, ein gemäßigter Mann, der einst zur Annahme der Wahl gezwungen worden war und die von der Gemeinde eingesetzten Rathmannen aus dem Amte traten, der Bürgerausschuß der 164 sich auflöste und die alten Rathsherren wieder die früheren Sitze einnahmen.

Wie erstaunte Wullenwever, als er bei seiner Rückkehr die große Veränderung wahrnahm. Sollte er den Versuch machen, ob sein Einfluß noch mächtig genug sei, einen Umsturz zu bewirken? Aber er konnte schon seit einiger Zeit bemerken, daß seine Worte, die einst die Zuhörer fortgerissen, nicht mehr die frühere Macht besaßen, daß sein Anhang geschwunden sei, daß eine andere Strömung in der öffentlichen Meinung obwaltete. Seine früheren Rathgeber standen ihm nicht mehr zur Seite. Marcus Meyer weilte auf einem dänischen Schloß, nur bemüht, sich

und sein Häuflein Kriegsknechte gegen drohende Angriffe zu schützen; der schlaue Oldendorp hielt sich fern, um mit der Gegenpartei sich zu verständigen. So ergab sich denn auch Wullenwever in sein Schicksal. Er war nie ein starker selbständiger Geist gewesen; seine sanguinische Natur war für kühne Unternehmungen, nicht aber zu folgerichtiger Durchführung überlegter Pläne geschaffen. Er erklärte in einer neuen Volksgemeinde am 26. August, daß er um des öffentlichen Friedens willen seinem Amte entsage. Dies war das Zeichen der Umkehr zur früheren Ordnung in den weltlichen Dingen. Um so fester verpflichtete sich Rath und Gemeinde durch einen „herrlichen Receß" zum Festhalten an dem evangelischen Glauben. Es war ein Sieg der strenglutherischen Partei, die nun auch eifrig bemüht war, ihren Frieden mit Christian III. zu schließen. Nun erfolgte die feierliche Rückberufung Brömse's am 28. August. Mehr als hundert Bürger zogen ihm entgegen und geleiteten ihn nach der Stadt, wo er von den vornehmsten Gesandten des Hansebundes empfangen und am nächsten Tage unter stattlichem Geleite auf das Rathhaus zurückgeführt ward. „Und das Volk freute sich."

Damit waren indessen die dänischen Wirren noch nicht zu Ende. Kopenhagen, obwohl zu Wasser und zu Lande von Christian belagert, wollte nichts von Uebergabe hören, eben so wenig die Befehlshaber Christoph und Albrecht. So hatte denn der Krieg seinen Fortgang. Aber wenn er schon vorher ohne Energie geführt ward, so artete er jetzt zu einem Spiel aus. Aus dem Bericht des Seefahrers Gerd Korbmacher, der auf der Flotte diente, ersieht man, daß der neue Rath nur zum Schein die städtischen Kriegsschiffe im Sund kreuzen ließ, um die Friedensverhandlungen, die in Hamburg eingeleitet waren, zu einem möglichst günstigen Ergebniß zu führen und für die verbündeten Fürsten und Städte einen ehrenvollen Rückzug und einige vortheilhafte Bedingungen zu erlangen. Bei der großen Zahl der Betheiligten und Vermittelnden und bei der Verschiedenartigkeit der Interessen zogen sich die Unterhandlungen und damit der Kriegszustand in die Länge, so daß erst im Februar des nächsten Jahres 1536 der lübische Rath einer Versammlung der „trefflichsten Bürger" die Bedingungen mittheilen konnte,

unter denen fortan zwischen den skandinavischen Königen und den verbündeten Städten Friede obwalten sollte. Die Lübecker versprachen Christian III. als König von Dänemark anzuerkennen und dem Mitbewerber Friedrich von der Pfalz keinen Vorschub zu leisten, wogegen sich dieser verpflichtete, die Städte Kopenhagen und Malmöe für ihre Widersetzlichkeit nicht zu strafen, vielmehr sie in ihren alten Privilegien zu erhalten, den beiden Befehlshabern Christoph und Albrecht freien Abzug mit Mannschaft und Waffen zu gewähren und die früheren Handelsrechte Lübecks bestehen zu lassen.

Nach Abschluß dieses Vertrags kehrten die fürstlichen Häupter nach Deutschland zurück. Doch mußte Graf Christoph von Oldenburg fußfällig um Gnade flehen und einen Eid leisten, daß er nie wieder das Königreich oder die Herzogthümer betreten wolle. Damit waren seine Hoheitsträume zerronnen. Er setzte sein unstetes Leben fort, bald im Dienste des Kaisers bald im schmalkaldischen Heer.

Als die Lübecker Rathsherren mit Christian III. diese Vereinbarung trafen, hatten sich beide Theile die Hände gereicht, um an dem Urheber der kriegerischen Verwickelungen ihre Rache zu stillen. Einige Zeit nach der Wiedereinsetzung Brömse's verließ Wullenwever die Stadt; sei es daß er nicht Zeuge sein wollte des Triumphes seiner Widersacher, oder in der Absicht, die sinkende Sache noch einmal zu beleben, die popularen Kräfte noch einmal gegen die dänisch-holsteinische Aristokratie unter die Waffen zu bringen und dem Widerstand der Städte frische Nahrung zu geben. Er begab sich an die Niederelbe, wo im Lande Hadeln zweitausend Landsknechte standen, welche Oberst Ovelacker im Namen des Grafen Christoph geworben hatte, um sie gen Kopenhagen zu schaffen. Wie schwierig es immer bleibt, aus den widersprechenden Angaben den wahren Hergang zu erkennen; daß die Gegenpartei in Lübeck diese Gelegenheit ausersehen, um den immer noch mächtigen und gefährlichen Mann, der ihren Friedensplan leicht durchkreuzen und erschweren konnte, für immer zu beseitigen, scheint keinem Zweifel zu unterliegen. War es nun für sie ein glücklicher Zufall oder geschah es auf ihre heimliche Veranstaltung, Wullenwever wurde im

November 1535 von dem Erzbischof von Bremen festgenommen und seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel übergeben, dem uns bekannten Gegner der Reformation und alles demokratischen Wesens.

In jener Zeit des leidenschaftlichen Parteitreibens fragte man nicht nach Rechtsgründen, da entschied allein der kirchliche oder politische Standpunkt, oder der persönliche Vortheil. Der Herzog trug daher kein Bedenken, den ehemaligen Bürgermeister auf Schloß Rothenburg in strenger Haft zu halten und ein gerichtliches Verhör über die Thaten und Absichten des unternehmenden Staatsmannes anzustellen. Und da verlautete denn bald, daß Wullenwever bei dem letzten Schritt den Plan gehabt habe, den Haufen Landsknechte bei Boitzenburg über die Elbe gen Lübeck zu führen, dort den Rath zu stürzen und ein demokratisches Regiment im Geiste der Wiedertäufer von Münster aufzurichten. In einem späteren Verhör sollte er auch noch acht Lübecker Bürger namhaft gemacht haben, die mit ihm im Einverständniß gewesen. Es waren die bedeutendsten Führer der demokratischen Partei, die daher auch auf einige Zeit in Haft gehalten dann aber wieder in Freiheit gesetzt wurden. Alle diese Angaben sollten freie Geständnisse des Gefangenen gewesen sein. Ein Flugblatt wurde verbreitet unter dem Titel: „Bekenntniß Georg Wullenwevers, eines namhaftigen Bürgers zu Lübeck, gar grausam und erschrecklich zu lesen und zu hören“, das bald in Aller Händen war.

Aus den sorgfältigen Untersuchungen von Waitz geht hervor, daß diese Aussagen erst bekannt wurden nach einer Zusammenkunft Christians III. und der Bürgermeister Brömse und Gerken mit Herzog Heinrich in Buxtehude am 2. Januar 1536, daß dort an den katholischen Fürsten das Ansinnen gestellt worden, er möge eine Anzahl Reiter bewaffnen, „um die Aufrührerischen und die Rottengeister in der Stadt zu stillen und die Ueberhand zu behaupten“, daß sogar eine Wiederaufrichtung oder doch eine gleichberechtigte Duldung des römisch-katholischen Cultus in Aussicht genommen worden. Es geht ferner aus einzelnen Andeutungen in Briefen hervor, daß Wullenwever, eine

erregbare durch Phantasie und momentane Eindrücke beherrschte Natur, nur unter den Aengsten der harten Kerkerhaft und der angewandten oder angedrohten Folter die ihm vorgelegten Fragen beantwortete. Hat er doch ein Rechtfertigungsschreiben an den Herzog mit den Worten geschlossen: „E. f. Gn. soll keine Lügen in mir Armen finden, ich werde denn dazu gedrungen, daß ich lügen muß". Auch wird berichtet, wenn er sich geweigert hätte, die vorgelesenen Aussagen zu bestätigen „so sei Alles bereit gewesen, ihn wieder in die Pein zu führen". Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß Brömse und Christian III. zur Herbeiführung des Friedens und zur Stillung ihrer tiefwurzelnden Rache den Untergang Wullenwevers mit Hülfe des Herzogs Heinrich zu bewirken suchten und daß sie dazu einer Anklageschrift sich bedienten, die man mit Recht als ein „Gemisch von Wahrheit und Lüge, von offenem Bekenntniß und abgedrungener Selbstanklage" bezeichnet hat. Sogar der Superintendent Bonnus meinte, die Anklagen gegen Wullenwever und seine Mitschuldigen „seien allzu grob gewesen, so daß Jedermann leicht hat merken können, daß die Bürger unschuldig wären". Nur so lange Wullenwever noch Hoffnung der Rettung hatte, denn Heinrich VIII. von England verwendete sich aufs Angelegentlichste für ihn, mag er aus Furcht vor der Folter Alles zugestanden haben, was man verlangte, denn „wenn ich ein Wort widerriefe," schrieb er, „sollte ich in der Pein sterben"; aber im Angesicht des Todes hat er die Beschuldigung wegen Aufruhr und Wiedertäuferei, worauf man allein die Anklage auf Todesstrafe stützen konnte, standhaft geleugnet. Auf die Mauern seines Kerkers in Rothenburg hat er die Verse eingeritzt und mit Kohle geschrieben:

> Kein Dieb, kein Verräther, kein Wiedertäufer auf Erden
> Bin ich niemals gewesen, wills auch nimmer befunden werden.
> O Herr Jesu Christ, der du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben,
> Ich bitt dich durch deine Barmherzigkeit, du wollest Zeugniß von der Wahrheit geben.

Später wurde er nach Steinbrück geführt, einem festen Schloß zwischen Braunschweig und Hildesheim und in zehn Fuß dicke Mauern

eingeschlossen. Aber ehe über ihn entschieden wurde, erfüllte sich das Schicksal seines Gefährten Marcus Meyer.

Ein Mann von seltenem Muthe hatte Meyer sein Schloß Warburg gegen alle Angriffe vertheidigt. Als die Nachricht von den Fortschritten Christians III. auf Seeland zu seinen Ohren kam, schrieb er an Herzog Albrecht: „Eher wollte ich fünf Jahre lang Wasser und Brod auf diesem Hause essen, als es so unehrlich und verrätherisch zu verlaufen, wie die ehrlosen Verräther in Seeland die Häuser verlaufen haben und es sonst in den umliegenden Landen geschehen ist, daß es Gott erbarmen möge.“ So lange er den Ausweg zur See offen hatte, wußte er sich durch seinen Bruder Gerhard die nothwendigen Bedürfnisse zu verschaffen; auch hoffte er Hülfe von England, wo er fortwährend Verbindungen unterhielt. Als aber der Friede zwischen Lübeck und Dänemark ihm jeden ferneren Beistand aus den Hansestädten entzog und ein dänisches Geschwader ihn auch noch von der See abschnitt, gerieth die Besatzung in solche Noth, daß die Burg am 27. Mai 1536 übergeben werden mußte. Es hieß, der Schiffhauptmann habe durch Geld bestochen dem lübeckischen Kriegsobersten freien Abzug zugesichert. Nach andern Aussagen hat sich Meyer auf Gnade und Ungnade ergeben. Wie dem auch sei, Gnade war ihm nicht zugedacht. Er wurde in Eisen gelegt, auf einem Lehnsgut Rantzau's einem peinlichen Verhör mit Folter unterworfen und dann als Verräther zum Tode verurtheilt. Marcus Meyer wurde am 1. Juni 1536 enthauptet, dann geviertheilt und aufs Rad gelegt; mehrere die ihm in Warburg hülfreiche Hand geleistet, theilten sein Schicksal. An Gerhard fanden die dänischen Richter keine Schuld. Da erschienen aber Lübecker Abgeordnete und klagten ihn des Seeraubes an. Nun wurde er über den Sund nach Helsingborg gebracht und verurtheilt. Auch er büßte mit dem Leben; sein Haupt wurde auf eine Stange gesteckt und einer Bürgerstochter zu Helsingör gesandt, mit welcher er sich kurz zuvor im Vertrauen auf die so eben erfolgte Freisprechung verlobt hatte. Auch Christophs Feldhauptmann Ovelacker wurde in Geldern gefangen gesetzt und auf Antrag des Königs wegen Landfriedensbruch enthauptet.

„Das erste Blut, nicht im ehrlichen Kampf der Waffen oder in wilder Aufregung der Massen, sondern in Folge von Urtheilen, welche Feinde über den Feind aussprachen, ist so geflossen. Eine Befriedigung der Rache, nicht des Rechtes, war es die man wollte und erlangte. Es verkündete was auch Wullenweber zu erwarten hatte."

Noch über ein Jahr schmachtete der Unglückliche im Kerker, während seine Feinde Alles aufboten, ihn als „Anstifter aller Bosheit und Zerrütter gemeiner Wohlfahrt" erscheinen zu lassen. Endlich am 24. September 1537 wurde am Tollenstein bei Wolfenbüttel das Gericht abgehalten, vor welchem dänische und lübeckische Ankläger gegen den ehemaligen Bürgermeister auftraten. Man hielt ihm seine ganze Vergangenheit vor; es waren viele verwegene Thaten von ihm unternommen und ausgeführt worden, die er nicht wegleugnete, aber standhaft hat er behauptet, daß er nie ein Verräther gewesen und nie einem Wiedertäufer weder treu noch hold geworden, darauf wolle er sterben. Habe er im Gefängniß anders ausgesagt, so sei es geschehen wegen der großen Marter und Pein, zur Errettung seines Leibes und Lebens. Dennoch lautete das Urtheil: „das ehrliche Land findet zu Recht, daß er nicht ohne Strafe und Pein dürfe gethan haben, was er gethan". Darauf wurde er auf den Richtplatz geführt und wie Meyer zuerst enthauptet, dann der Leichnam geviertheilt und auf vier Räder geflochten.

So endete Jürgen Wullenweber sein unruhiges vielbewegtes Leben, ein Opfer niedriger Rachsucht. Der tragische Ausgang der kühnen Männer, welche Lübeck zur Beherrscherin der Ostseeländer, zur Gebieterin über die Krone von Dänemark erheben wollten, ist ein unvertilgbarer Schandfleck sowohl für die Ankläger, den dänischen König und den lübeckischen Magistrat als für den deutschen Fürsten, auf dessen Grund und Boden der schmachvolle Justizmord begangen und für das deutsche Landgericht, das gegen alle Rechtsform den Arm dazu geliehen. In seiner Größe und Kühnheit lag seine Schuld; sein ganzes Auftreten war in den Augen schwächerer Sterblichen eine strafbare Empörung gegen bestehende Ordnungen. „Wullenweber ward von den Ereignissen,

welche seine Zeit bewegten, hoch empor getragen," urtheilt Waitz: „aber er war nicht der Mann sie zu leiten oder sich auch nur an der Spitze zu behaupten, ein weicher Charakter, beweglich in seinen Entschlüssen, Plänen und Hoffnungen, kein Verbrecher, nicht einmal ein wahrer Demagog, aber ebensowenig ein Staatsmann oder Held."

Hätte indessen auch Wullenweber alle Eigenschaften eines Staatsmannes und Helden besessen, sein Unternehmen hätte dennoch scheitern und den Urheber in den Abgrund stürzen müssen, weil es im Gegensatz stand zu der historischen Entwickelung, weil es ein Widerspruch war gegen die Zeitrichtung. Im Mittelalter, als das geschäftliche Leben von den großen geschlossenen Gemeinschaften, Adel, Geistlichkeit, Bürgerthum bestimmt wurde, konnte es wohl geschehen, daß thatkräftige Gemeinwesen, wie die italienischen Seerepubliken oder mächtige corporative Genossenschaften, wie der Hansabund auch über fremde Reiche geboten. Diese Verhältnisse hatten sich aber geändert. Jene großen Einigungen waren in der Auflösung begriffen. Der Gang der Weltgeschichte läßt klar erkennen, wie in der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur neuen Zeit Alles auf nationale Abgrenzung, auf eigenartige Bildungen hinstrebte, wie die feudalen Glieder sich an die natürlichen Volkshäupter anschlossen und an dem Aufbau selbständiger Monarchien mitwirkten. Auch die hierarchische Geschlossenheit der Priesterschaft war von der Reformation durchbrochen worden. Wie sollten nun städtische Gemeinwesen, die gleichfalls unter einander gespalten und zwieträchtig waren, von denen die einzelnen wieder ihre eigenen Sonderzwecke verfolgten, den kosmopolitischen, internationalen Charakter von ehedem bewahren können! Neue weltgeschichtliche Probleme waren in die Erscheinung getreten, wie sollte da ein Unternehmen gelingen, das von den verschiedenartigsten Motiven ausgehend zu den neuen geschichtlichen und nationalen Organisationen im Widerspruch stand! „Wullenweber hat dem rollenden Rad der Geschichte in die Speichen greifen wollen; aber gewaltsam ist es über ihn dahingefahren, hat ihn und seine Pläne zerschmettert."

Auch noch ein anderes Moment darf nicht übersehen werden: wo

sich in deu reformatorischen Bewegungen religiöse und politische Interessen zu nahe berührten, ist ein Conflikt entstanden, welcher die Durchführung der neuen Lehr- und Cultusformen störte oder hemmte. Daher ist Luther ganz im Recht gewesen, wenn er Kirchliches und Staatliches getrennt haben wollte. „Es war, als könne das religiöse Prinzip, das sich in seiner eigenthümlichen Kraft erhoben, überhaupt keine so nahe Verbindung mit der Politik dulden," urtheilt Ranke. Vielleicht war es der gemäßigt reactionären Selbstbeschränkung der norddeutschen Städte zu danken, daß die katholischen Tendenzen die in Lübeck und andern Orten sich regten nicht wie in Westfalen über die Reformation siegten; daß die lutherische Kirche ihren Boden behauptete, daß Lübeck trotz der Gegenbemühungen der katholischen Bürgermeister Brömse und Gerken dem schmalkaldischen Bunde treu blieb, und daß das deutsche Volk in den skandinavischen Reichen auf geistigem Gebiet erlangte, was es auf politischem vergebens angestrebt hatte. Die dänische und schwedische Kirchenreformation hat ihre Gesetze und Doctrinen von Deutschland empfangen.

Drittes Hauptstück.

Kaiser Karl V. und die deutschen Protestanten.

Inhalt: Karls V. religiöser und politischer Standpunkt. Wechselnde Haltung des Kaisers gegenüber der deutschen Reformation und dem schmalkaldischen Bund. Concil und deutsche Nationalkirche. Regierungs- und Religionswechsel in Sachsen und Brandenburg. Karls veränderte Politik seit dem Frieden von Crespy. Bündniß mit dem Papst. Kaiser und Reichstag zu Regensburg. Verträge mit den Herzögen von Baiern und Sachsen. Der schmalkaldische Krieg: a) Feldzug an der Donau und Achtserklärung. b) Die Vorgänge in Sachsen. Zwiespalt zwischen Kaiser und Papst. Der Augsburger Reichstag vom Jahre 1548 und das Interim. Machtstellung des Kaisers. Magdeburg und der Fürstenbund. Moriz zieht gen Innsbruck. Bedrängniß und Flucht des Kaisers. Die Passauer Verträge. Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach. Die Schlacht von Sievershausen und Morizens Tod. Sieg der Friedenstendenzen. Albrechts Ausgang. Reichstag und Religionsfriede von Augsburg. Karls V. Tod und Charakter.

1. Reformatorische Bestrebungen und kaiserliche Politik.

Es wird berichtet, Kaiser Karl V. habe auf dem Reichstag in Worms, als er Luther zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht sah, zu seiner Umgebung die Worte gesprochen: „Der soll mich nicht zum Ketzer machen!“ und noch auf seinem Sterbelager soll er geäußert haben, er bereue es, daß er dem Wittenberger Augustinermönch damals das freie Geleit gehalten. Wie es sich immer mit der Wahrheit dieser Aussprüche verhalten möge, wenigstens geben sie Zeugniß von der Gesinnung, welche der habsburger Herrscher sein ganzes Leben hindurch gegen den deutschen Reformator in seinem Busen getragen. Karl war der treue Erbe und Nachfolger seiner Großeltern, des katholischen

Königspaares Ferdinand und Isabella; und wenn er gleich in den Niederlanden geboren war, einen Utrechter Priester Hadrian Floriszoon zum Erzieher und einen flandrischen Edelmann, Wilhelm von Croy, Herrn von Chièvres zum Oberhofmeister hatte, so weilte er doch stets in den Gedanken- und Glaubenskreisen, wie sie in der spanischen Halbinsel von jeher heimisch waren, so theilte er doch die Hingebung und Anhänglichkeit an die römisch-katholische Kirche, wie sie seine Großeltern, insbesondere die strenggläubige Isabella, stets in sich getragen und kund gegeben. War er auch wie sein Lehrer Hadrian, der nach Leos X. Tod den päpstlichen Stuhl bestieg, keineswegs blind gegen die Gebrechen der Kirche, gegen die Mißstände des pontificalen hierarchischen Regiments und billigte er auch die Reformationsversuche, durch welche Hadrian sein kurzes Pontificat denkwürdig gemacht hat; so stand er doch stets wie dieser sein Lehrer auf dem Boden kirchlicher Rechtgläubigkeit, so hat er doch niemals die Wahrheit der Kirchenlehre, der Dogmatik und Tradition in Zweifel gezogen. Für die geistigen Kämpfe, welche während seiner Regierung die Welt erschütterten, die Tiefen des Erkennens und Glaubens aufwühlten, für das angstvolle Ringen und Suchen der menschlichen Seele nach der ewigen Wahrheit und Erkenntniß, nach den höchsten Gütern hatte Karl V. kein Verständniß; für ihn bestand die Religion in den gewohnten Andachtsübungen und Cultushandlungen, in der Beobachtung der gottesdienstlichen Gebräuche und Formen, in der aufrichtigen Hingebung an ein entwickeltes Kunst- und ceremonienreiches Kirchensystem mit altüberlieferten Vorschriften und Ordnungen; nicht im inneren Suchen des Göttlichen, sondern in der fleißigen gewohnheitsmäßigen Ausübung aller vorgeschriebenen Satzungen und Gebote lag nach seiner Auffassung das Wesen der Frömmigkeit, der Ruf eines heiligen Lebens. Als ihm ein Eilbote nach Madrid die frohe Botschaft brachte, daß sein Heer bei Pavia einen glänzenden Sieg erfochten habe und der französische König als Gefangener in seiner Gewalt sei, entfernte er sich, überwältigt von der Wichtigkeit der Botschaft in das Nebenzimmer, wo sein Bett stand, kniete vor einem Marienbild nieder, um seine Gefühle des Dankes auszuschütten, und

ließ Prozessionen veranstalten und Gott bitten, daß er ihm noch andere höhere Gnaden verleihen möge im Kampf gegen die Ungläubigen. Seine Schwester Maria, die als Königin von Ungarn ihr Herz einst der neuen Lehre zugewendet hatte, so daß Luther bei dem tragischen Untergange ihres Gatten in der Türkenschlacht bei Mohacz derselben vier Trostpsalmen widmete, wurde als Statthalterin der Niederlande durch den Kaiser zu anderen Ansichten geführt, so daß sie fortan gänzlich in die religiösen und politischen Gesichtskreise der Familie einging, sich den dynastischen Zwecken unterordnete. Wo immer ihm die Gewalt zu Gebote stand, hat Karl mit unerbittlicher Strenge die reformatorischen Regungen zu unterdrücken gesucht, ist er mit den strengsten Edicten gegen die reformatorischen Schriften vorgegangen, hat er die weltliche Obrigkeit angehalten, den Verfolgungen des fanatischen Klerus gegen die Verkündiger und Verbreiter häretischer Lehren den Arm zu leihen.

Dennoch würde man irren, wollte man Karl V. für einen unbedingten Anhänger des Papstthums und der Hierarchie halten, wollte man ihn als Kreuzfahrer und Gottesstreiter im mittelalterigen Sinne fassen, der in der Erhaltung und Mehrung des römisch-katholischen Kirchensystems das Ziel und die Aufgabe seines Lebens und Wirkens erblickt, in willenloser Hingebung an die kirchlichen Interessen sich dem Dienst und Willen der oberpriesterlichen Macht gefügt hätte. Von einer solchen Stellung und Haltung war das Haupt des habsburger Herrscherhauses weit entfernt. Karl war der echte Sohn und Repräsentant seiner Zeit, die den Egoismus und den eigenen Vortheil ohne Rückhalt und Maske als Standarte aufpflanzte. Jener Uebergangszeit, wo aus der gährenden Tiefe des Lasters und der Verbrechen, der Untreue und Gewissenlosigkeit, der Heuchelei und Verstellung eine neue Periode der Weltgeschichte emporstieg, war der Maßstab für Recht und Tugend abhanden gekommen. Wer sich auf seinen Vortheil gut verstand, galt für klug und wer seine Sache durchsetzte für einen überlegenen Geist. Die Mittel und Wege kamen dabei wenig in Anschlag. Es wird gemeldet, daß Karl die Werke des großen Florentiners Machia-

velli sehr bewundert und hochgehalten und die Denkwürdigkeiten des flandrischen Staatsmannes und Geschichtschreibers Comines, der im Jahre 1509 aus dem Leben geschieden war, stets bei sich geführt und fleißig darin gelesen habe. Und in der That waren diese beiden Schriftsteller der wahre Ausdruck der Ansichten und Lebensauffassungen, von denen jenes Geschlecht getragen war: Ihnen sind Tugend und Weisheit gleichbedeutend mit Verstand und Klugheit, ihr Sittengericht wird hauptsächlich von Glück, Macht und Erfolg bestimmt; das glückliche Vollbringen und Durchführen klug angelegter Pläne gilt ihnen als weise Staatskunst; in einem gewissen Gleichgewicht von Schuld und Strafe bei allen menschlichen Dingen erblicken sie die höhere sittliche Weltordnung. Treffend hat man Machiavelli's Fürst „das ausgesprochene Geheimniß der Zeit" genannt. Man muß einsehen, heißt es in Kap. 21, daß ein Fürst nicht alle die Dinge beobachten kann, wegen deren die Menschen für gut gehalten werden, da er oft genöthigt ist, um die Herrschaft zu behaupten, gegen die Treue, gegen die Nächstenliebe, gegen die Menschlichkeit, gegen die Frömmigkeit zu handeln. Und darum muß er ein Gemüth haben, das fähig ist sich zu wenden, wie die Winde und die Schwankungen des Glücks ihm gebieten, und sich vom Guten nicht trennen, wenn er kann, aber auch auf das Ueble einzugehen wissen, wenn er genöthigt wird.

Von solchen Anschauungen war Karl V. mehr durchdrungen als irgend ein anderer gleichzeitiger Fürst. Das Geheimniß und Ziel seiner Politik war die Weltherrschaft, war die Größe und Machtstellung seiner Dynastie. Es wird am Schlusse dieser Ausführung mehr als hier am Orte sein, den Charakter und die Eigenschaften dieses bedeutenden Fürsten eingehend und im Zusammenhang zu betrachten; für jetzt ist es nur unsere Aufgabe, seine Stellung zu den religiösen Zeitfragen und den kirchlichen Gewalten ins Auge zu fassen.

War auch Karl V. kein so begeisterter Bewunderer der humanistischen Bildung, welche den Geist des klassischen Alterthums der Welt zurückerobern wollte, wie die gleichzeitigen Monarchen von Frankreich und England; so hatte doch auch er von der Gedankenwelt der Zeit,

von den Ideen der Renaissance genug in sich aufgenommen, um die großen Factoren des Lebens freien und unbefangenen Blickes zu würdigen; und von seinem Lehrer Hadrian mochte er gehört haben, daß auch in der oberen Kirchenverwaltung, in den höchsten Regionen der Hierarchie nicht Alles sei, wie es sein sollte. Karl war daher nicht frei von profanen Anwandlungen gegenüber dem Pontificat und der scholastischen Gottesgelehrtheit; die letztere betrachtete er nicht als den unbedingten Ausdruck und das unfehlbare Werk des göttlichen Geistes, und wenn er sich auch in Demuth und Devotion ihren Satzungen und Anordnungen unterwarf, so war er doch von der Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit mancher Reformen innerhalb des hierarchischen Kirchenbaues überzeugt, so hielt er doch die Abstellung mancher Mißstände und überlebten Institute für geboten. In dem Papste aber erblickte er weniger den Statthalter Christi, dessen heiliger Person man sich nur mit kindlicher Ehrfurcht und Unterwürfigkeit nähern dürfe, dessen Aussprüchen man in frommer Ergebenheit gehorchen müsse, als das Oberhaupt eines organisch gegliederten Gesellschaftsvereins, mit dem man als einer realen Macht auf Grund bestehender Verhältnisse unterhandeln könne. Nicht als hätte er zwischen dem geistlichen Oberhaupte und dem Beherrscher des Kirchenstaats keinen Unterschied gemacht; aber in jenen Tagen gingen beide Stellungen so häufig in einander über, dienten die Waffen der geistlichen Autorität so oft den nationalen und politischen Zwecken des italienischen Fürsten und Territorialherrn, daß der Kaiser dahin geführt ward, den Inhaber des apostolischen Stuhls in gleiche Linie mit den übrigen Potentaten und dynastischen Mächten zu stellen, in dem gegenseitigen Verkehr nur die politischen und diplomatischen Rücksichten und Gewohnheiten gelten zu lassen. Wie oft lagen Kaiser und Papst im heftigsten Hader, während jener alle Mittel anwandte, dem kirchlichen Oberhaupte die ungehorsame Welt wieder zu unterwerfen, wie oft segnete der Papst die Waffen, welche die kaiserliche Herrschaft in Italien umstürzen sollten! Dieses unklare Doppelverhältniß griff oft lähmend und störend in die Unternehmungen des Kaisers ein, er machte oft den Gegnern des Papstes Zugeständnisse,

die mit seiner religiösen Ueberzeugung in Widerspruch standen, und gelangte zuletzt zu dem kühnen Vorhaben, den Zwiespalt dadurch auszugleichen, daß er die kaiserliche Universalmacht anstrebte, die auch das geistliche Oberhaupt und die kirchlichen Gewalten überragen und in sich fassen sollte; die kirchliche Spaltung als Staffel zu benutzen, um eine Weltmonarchie im Geiste der alten Imperatoren oder Karls des Großen zu gründen, ein christliches Reich aufzurichten, in welchem die imperiale Gewalt eine schiedsrichterliche Autorität in dem Widerstreit der Parteien und Confessionen bilden würde.

Es soll nicht behauptet werden, daß solche hochfliegende Ideen ihm von Beginn seiner Herrscherlaufbahn vorgeschwebt haben. Die Politik ist ein geheimnißvolles Wesen, das erst Gestalt und Leben im Bunde mit den realen Verhältnissen empfängt, erst mit den Zeitereignissen und dem historischen Entwickelungsgang zum klaren Selbstbewußtsein emporsteigt. Daß er aber auf der Höhe der Macht, als der glückliche Ausgang des schmalkaldischen Krieges die widerstrebenden Elemente niedergeworfen, sich mit der Idee einer christlichen Weltherrschaft in dem angedeuteten Sinne getragen, unterliegt keinem Zweifel.

Die sechsunddreißigjährige Regierung Karls V. war ein fast ununterbrochener Kampf mit den feindlichen Mächten, welche die kaiserliche Universalmonarchie in ihrem Siegesgange hemmen und aufhalten wollten. Die divergirenden Richtungen und Interessen derselben machten es dem Kaiser möglich, ihre Vereinigung zu verhindern und dadurch ihren Angriff zu schwächen, legten ihm aber auch die Nothwendigkeit auf, bald die eine bald die andere durch kluges Nachgeben zu versöhnen und zu gewinnen. Es gab Zeiten, wo alle feindlichen Kräfte, Franzosen und Türken, das päpstliche Italien und das lutherische Deutschland auf dem Kampfplatz gegen den habsburger Herrscher auftraten; aber ihre solidarische Vereinigung zu gemeinsamen Schritten wurde durch ihre innere Ungleichartigkeit und natürliche Antipathie verhindert, wodurch der Gegner Gelegenheit fand, neue Verbindungen nach den Gesetzen der Wahlverwandtschaft herbeizuführen.

Die meiste Arbeit machte dem Kaiser die religiöse Spaltung in

Deutschland. Es war ihm ein unfaßbarer Gedanke, daß die christlichen Völker, die unter seinem Scepter vereinigt waren, verschiedene kirchliche Formen und gottesdienstliche Ordnungen haben sollten, daß ein Theil derselben eine andere Glaubensrichtung als Lebensregel befolgen, die Heil spendenden Gnadenmittel der Kirche der unmittelbaren Verbindung der Seele mit Gott nachstellen, die heiligen Sacramente auf andere Weise verwalten und empfangen wollten. Diese religiöse Spaltung auszugleichen, die kirchliche Einheit zu erhalten oder herzustellen, die abgewichenen oder im Abfallen begriffenen Glieder wieder zu einem organischen Gesammtkörper zu vereinigen, war die Danaidenarbeit seines unermüdlichen Lebens und Strebens. Um dieses Ziel zu erreichen, wurden Disputationen, Religionsgespräche, Reichstage abgehalten; und dennoch nahmen mit jedem Jahr die kirchlichen Neuerungen räumlich und innerlich größere Dimensionen an. Der Kaiser gab den Plan einer Ausgleichung, sei es auf dem Wege der Verständigung oder der Gewalt nie auf; aber äußere Verhältnisse und Kriegsstände, bei denen er die Mitwirkung des deutschen Reichs nicht entbehren konnte, nöthigten ihn häufig, durch temporäre Zugeständnisse die Entscheidung hinauszuschieben. Von diesen äußeren Motiven wurde die deutsche Reformation in ihrer Entwickelung und Gestaltung zu einem kirchlichen Organismus häufig bestimmt und bald vorwärts bald rückwärts gedrängt. Im August 1526, als der Papst mit Frankreich die „heilige Liga" geschlossen hatte, um dem Kaiser Neapel und Mailand zu entreißen, wurde auf einem Reichstag in Speyer der Beschluß gefaßt, „daß in Sachen der Religion jeder Reichsstand so leben, regieren und es halten solle, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue", somit jeder Territorialmacht das Recht eingeräumt, in ihrem Gebiet die kirchlichen Zustände nach eigenem Ermessen einzurichten, bis ein freies Concilium allgemeingültige Bestimmungen getroffen haben würde.

Ein Jahr nachher erstürmten spanische und deutsche Kriegsknechte unter der Führung des zum Kaiser abgefallenen französischen Herzogs von Bourbon die Stadt Rom, plünderten Kirchen und Paläste, be-

drängten den Papst in der Engelsburg, bis er Gelegenheit zur Flucht fand (Mai 1527). Karl bezeigte Schmerz und Unwillen über die dem heiligen Vater zugefügte Kränkung und Schmach; aber schwerlich hat er deshalb viele Thränen vergossen. Nach seiner Auffassung von göttlicher Weltordnung mußte die Strafe der Schuld d. h. jeder unklugen und unüberlegten That auf dem Fuße folgen. Mit der Zeit änderte sich jedoch die politische Lage. Die kriegführenden Mächte schlossen den Frieden von Cambray (1529), der Kaiser empfing in Bologna die römische Krone aus den Händen des Papstes und die nunmehr versöhnten Häupter der Christenheit wohnten unter demselben Dache und faßten gemeinsame Pläne und Rathschlüsse. Jetzt fand der Speyerer Reichsabschied, welcher die Gestaltung der kirchlichen Dinge dem Ermessen der Landesherrschaft anheimgab, vor den Augen des Kaisers und der österreichischen Partei keine Gnade mehr. Auf einem zweiten Reichstag in derselben Rheinstadt wurde ein Majoritätsbeschluß erzielt, durch welchen die reformatorische Bewegung zu einem tödtlichen Stillstand gebracht und räumlich in die bisherigen Grenzen eingeschlossen werden sollte. Da erklärten die evangelischen Stände, daß in Sachen des Gewissens und der Religion Jeder für sich selbst einzustehen habe und keine Majorität einen für die Gesammtheit gültigen Beschluß über den Glauben fassen könne. Sie unterzeichneten die berühmte „Protestation“ gegen den neuen Reichsabschied, durch welchen das frühere reichsrechtliche Gesetz aufgehoben ward. Von diesem Protest erhielten in der Folge Alle, welche die Autorität des Papstes und die Satzungen der römisch-katholischen Kirche verwarfen, den Namen „Protestanten“, eine Bezeichnung, die das große Princip der Gewissensfreiheit als innerste Unterscheidungslehre aufstellte und damit der Entwickelung der religiösen Ueberzeugung zu eigenartigen kirchlichen Bildungen Raum und freie Bewegung einräumte. Der Kaiser verweigerte die Annahme der Protestationsschrift. Die Gesandten ließen sie auf seinem Tisch zurück.

Im nächsten Jahr 1530 erhielten die deutschen „Protestanten“ ein bestimmteres Programm, ein Panier mit deutlich erkennbaren Farben, unter dem sie sich zu einer evangelischen Gemeinschaft vereinigten. Auf

dem glänzenden Reichstag zu Augsburg wurde die „Confession" übergeben, in welcher zum erstenmal die christlichen Glaubenslehren und gottesdienstlichen Ordnungen, wie sie von den Wittenberger Reformatoren an der Hand der heil. Schrift festgestellt worden, in ein System gebracht waren und als neues vereinfachtes Gesetzbuch christlichen Glaubens und Lebens allen Gleichgesinnten dargereicht. Aber die Strömung war ihnen entgegen; wie in Speyer bildeten auch in Augsburg die Altkirchlichen die Mehrheit: die Religionsschrift wurde von Kaiser und Reich verworfen, die Confessionsverwandten, sofern sie nicht von ihren Irrlehren ablassen und sich der Autorität der Kirche fügen würden, als Sectirer von dem Schutze der Reichsgesetze ausgeschlossen. Aber Luther, der während der Versammlung auf der Veste Koburg weilte, fand und gab Trost in dem Vertrauen, daß unser Gott eine feste Burg, eine gute Wehr und Waffe sei.

Was blieb bei dieser Lage der Dinge der verstoßenen evangelischen Minderheit übrig, als auf Mittel zu sinnen, wie sie die gefährdete Gewissensfreiheit schützen und wahren sollte? An den kalten Weihnachtstagen, als Berge und Thäler mit Schnee bedeckt waren, schlossen die Fürsten, Herren und Reichsstädte, welche die Augsburger Confession als ihr Glaubens- und Religionsgesetz anerkannten, in dem Städtchen Schmalkalden im Thüringer Wald einen Bund zu gegenseitigem Schutz, wenn Einer von ihnen um des göttlichen Wortes willen angegriffen würde. Auf einer zweiten Versammlung zu Frankfurt (1531) wurden nähere Bestimmungen getroffen die Lasten und Leistungen der einzelnen Mitglieder an Geldbeiträgen und Mannschaften festgesetzt und der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen als Bundeshäupter aufgestellt. Nur Confessionsverwandte fanden Aufnahme; der Anschluß an die Schweiz, den der Landgraf wünschte, wurde abgelehnt. Der nächste Zweck der Einigung war zu verhindern, daß die Strafurtheile des Reichskammergerichts wegen Einziehung geistlicher Güter und Einkünfte zum Vollzug kämen.

Der schmalkaldische Bund, der mit jedem Jahr an Mitgliedern zunahm, hat über ein Jahrzehnt auf das politische Leben Deutschlands,

ja Europas den größten Einfluß geübt. Das mächtigste Haupt desselben, der Kurfürst von Sachsen, protestirte zunächst gegen die in Köln vollzogene Wahl Ferdinands zum römischen König und durchkreuzte dadurch die auf größere Concentration des Reichsregiments gerichteten Pläne der Habsburger. Gerade in dem Augenblick, da der schwäbische Bund, der getreue Schildträger Oesterreichs, seiner Auflösung entgegen ging, trat in Deutschland ein föderativer Religions- und Staatsorganismus ins Lebens, der von Constanz und Lindau bis Bremen und Lübeck, von Straßburg bis an die Gestade des baltischen Meeres reichte, in den sächsischen und hessischen Landen seinen Schwerpunkt hatte und durch Bundesgesetze und militärische Anordnungen zusammengehalten ward, eine staatliche Macht, die über ganz Deutschland verbreitet der katholisch-österreichischen das Gleichgewicht halten konnte, der, wenn auch nur ein Schutz- und Vertheidigungsbündniß gegen religiösen Zwang, nothwendig ein Vereinigungspunkt für alle der habsburgischen Vergrößerungspolitik widerstrebenden Gewalten werden mußte. In den Reichstagssitzungen hatten die Altkirchlichen die Majorität, weil bei den Berathungen und Abstimmungen der ganze Chor der geistlichen Fürsten und Herren mit der österreichischen Cohorte Hand in Hand ging; aber im Felde, bei allen durchgreifenden Handlungen und Unternehmungen waren ihre Kräfte gering. Und was bedeuteten die Richtersprüche des obersten Reichstribunals auf Grund des alten kanonischen Rechts und der kaiserlichen Reichsabschiede und Mandate, wenn ihnen keine Macht zur Execution zu Gebote stand? In Schmalkalden traten die reformatorischen Elemente Deutschlands, die bisher ohne Zusammenhang, ohne gemeinsamen Plan ihre kirchlichen Einrichtungen getroffen, zu einem Verbande zusammen, der die idealen Güter mit materiellen Kräften zu vertheidigen entschlossen und im Stande war, der durch seinen Widerspruch gegen die ungesetzliche Aufrichtung einer zweiten Obergewalt durch Ferdinands Königswahl als Hüter und Wahrer der alten Reichsrechte auftreten konnte. Der schmalkaldische Bund war der erste starke Keil, der in den deutschen Reichskörper getrieben ward, aber in einen Reichskörper, der einer Reform durchaus bedürftig war, welche man ihm vorenthalten wollte.

Schon damals war in Deutschland die Parteistellung so scharf, die Aufregung in beiden Heerlagern so stark geworden, daß ein Krieg unvermeidlich schien. Dieser wäre aber dem Kaiser gerade damals sehr ungelegen gekommen: im Osten rüstete sich Sultan Suleiman zu einem neuen Kriegszug, gewaltiger als alle früheren: nicht nur ganz Ungarn sollte dem osmanischen Reiche gewonnen werden; auch auf Wien, auf die österreichischen Alpenländer, auf Italien hatte er sein Absehen gerichtet; die kaiserliche Weltherrschaft gedachte er dem Morgenlande zurückzuerobern, mit den stolzesten Plänen trug sich sein Geist. Und der Ausbruch des Krieges im Osten wäre für den französischen König die Losung gewesen, seine Ansprüche auf Mailand wieder mit den Waffen geltend zu machen. Dieser doppelten Gefahr konnte nur mit der Wehrkraft des gesammten Reiches erfolgreich entgegengetreten werden. Der Kaiser sah also die Nothwendigkeit ein, den Gedanken einer gewaltsamen Durchführung des Augsburger Reichstagsabschiedes vor der Hand aufzugeben. Damals wäre für die Evangelischen der rechte Zeitpunkt gewesen, die Freiheit ihres Glaubens und die rechtliche Stellung ihres kirchlichen Lebens für alle Zukunft zu sichern. Aber so sehr trugen sie Bedenken, die geistlichen Güter mit zeitlichen Mitteln zu erringen, daß sie „in großartiger Gewissenhaftigkeit“ sich aus der gebieterischen Position herausdrängen ließen, ohne ihre Zukunft sicher zu stellen, ohne sich feste Garantien zu verschaffen. Dazu trug Luther wesentlich bei, theils weil ihm jeder Kampf gegen die von Gott verordnete Obrigkeit, auch wenn diese ungerecht handelte, als eine Uebertretung göttlicher Gebote erschien, theils weil er besorgte, ein kriegerisches Vorgehen könnte zu einer Verbindung der Augsburger Confessionsverwandten mit den Schweizern und allen „Sacramentirern“ führen. So kam es nach längeren Verhandlungen in Schweinfurt und Nürnberg zu einem Abkommen, kraft dessen den Bekennern Augsburger Confession, „so viele deren bis jetzt ihren Beitritt erklärt“ Frieden zugesichert und die Rechtsklagen in Kirchensachen bei dem Reichskammergericht eingestellt wurden, bis durch ein allgemeines Concil, oder in dessen Ermangelung durch eine neue Reichsversammlung ein endgültiger Ausgleich getroffen sein würde (1532).

Von der Anerkennung der Königswahl Ferdinands durch das Oberhaupt des schmalkaldischen Bundes war darin keine Rede. Diese erfolgte erst, als der Erzherzog in dem Frieden von Kaden die in Würtemberg vollbrachte Restauration und Reformation für gültig erklärte, wie früher dargethan worden.

Von der Zeit an bestanden in Deutschland zwei Gewalten neben einander: Kaiser und Reichstag und schmalkaldischer Bund. Es war kein durch Verfassung und Recht begründetes Doppelregiment, sondern nur eine provisorische Schöpfung, wodurch eine friedliche Lebensgemeinschaft begründet und auf so lange erhalten werden sollte, bis durch die legitimen Organe eine gesetzliche Ordnung geschaffen würde, unter welcher sich alle Theile zu einem nationalen Staats- und Gesellschaftsbund aufs Neue die Hand reichen, die Ehre, Macht und Wohlfahrt des Reiches durch gemeinsame Bestrebungen auf neuem Rechtsboden verfolgen möchten.

Da die Spaltung und Zerrissenheit unter den deutschen Reichsgliedern hauptsächlich in der Verschiedenheit der religiösen Anschauungen und Ziele ihren Ausgangspunkt hatte, so lag der Gedanke nahe, der allgemeinen christlichen Kirche eine solche Verfassung in Lehrbegriff, Cultusformen und Priesterschaft zu geben, daß die divergirenden Ansichten und Principien in einer organischen Neugestaltung versöhnt und in neue Harmonie gebracht werden möchten. Allein über die Zusammensetzung eines solchen constituirenden Glaubenstribunals gingen die Meinungen weit auseinander. Der Kaiser und seine Gesinnungsgenossen glaubten, daß nur die in der kirchlichen Tradition wurzelnde hierarchische Autorität der pontificalen und episcopalen Gewalt berechtigt sei eine solche constituirende Kirchenversammlung einzuberufen und zu leiten, da nur der Klerus und seine bischöflichen Häupter die echten Gefäße und Träger der von Christus und den Aposteln in ununterbrochener Succession fortgepflanzten göttlichen Heilslehren seien; während die reformatorische Ansicht, wie sie sich auf Grund wissenschaftlicher Schrifterklärung allmählich ausbildete, den priesterlichen Charakter Allen beilegte, welche durch die Taufe in die Lebensgemeinschaft mit Christus

aufgenommen seien und diese Lebensgemeinschaft durch das heilige Abendmahl fort und fort befestigten und lebendig erhielten.

Bei solcher Verschiedenheit in der Grundanschauung war eine Verständigung durch ein Concil unmöglich zu erzielen; wenn die Augsburger Confessionsverwandten dessen ungeachtet den Vorschlag einer öcumenischen Synode nicht von vorne herein von der Hand wiesen, vielmehr bei allen ihren Verträgen und Friedenseinigungen mit dem Kaiser stets auf diese endgültige Entscheidung, auf diesen letzten Austrag sich hinweisen ließen; so geschah es wohl in der Voraussetzung, daß sich der Papst nicht leicht herbeilassen würde, mit einer Religionsgesellschaft, die er als Häretiker und Abtrünnige ansah, auf der Basis der Gleichberechtigung zu verhandeln, sich nicht wohl zu einem Schritte verstehen würde, der seine oberste Lehrautorität in Zweifel stellen, ihn in die Lage bringen müßte, mit den Abgewichenen als Macht gegen Macht zu verkehren. Als nun aber Paul III. im Jahre 1537 mit der Einberufung eines Concils, wozu ihn der Kaiser drängte, Ernst zu machen schien und Mantua als den Ort der Versammlung bestimmte, kamen die Evangelischen in Verlegenheit. Der Friedstand, den ihnen der Kaiser zugesichert, erstreckte sich nur auf diesen Zeitpunkt; weigerten sie sich nun an dieser constituirenden Kirchenversammlung Theil zu nehmen, so schwebte das Schwert des Krieges über ihrem Nacken, so stand es in der Willkür des Kaisers, sie als ungehorsame Reichsfeinde jederzeit anzugreifen. Und doch konnten sie nicht eine Versammlung, die nach den bisherigen Formen und Traditionen vom Papste einberufen und von seinen Legaten geleitet würde, als oberste Richterin anerkennen. Da würde ihre Sache zum Voraus verdammt, sie auf die Anklagebank gewiesen werden.

Wenn sie nun dennoch auf einer Tagsatzung in Schmalkalden in Berathung traten, wie sie sich gegenüber dem in Aussicht gestellten Concil zu verhalten hätten, so geschah es mehr in der Absicht, einen Weg und Vorwand der Ablehnung zu finden. Denn das war Allen längst klar geworden, daß nur durch eine Trennnng von Rom eine wahre Reformation der deutschen Kirche erzielt werden könne, daß bei

der Grundverschiedenheit der Principien und Ausgangspunkte ein Zusammengehen unmöglich sei. In England, in Dänemark, in Schweden war die kirchliche Umgestaltung durch die gesetzlichen Organe des eigenen Landes durchgeführt worden, hatten die legitimen Factoren des nationalen Staatsorganismus auf dem Wege gesetzgeberischer Autonomie eine selbständige Nationalkirche unabhängig von Rom geschaffen; sollte eine solche Schöpfung nicht auch in Deutschland ins Dasein gerufen werden können? Für eine Universalkirche im mittelalterigen Sinne war die damalige Welt nicht mehr angethan. In allen Lebensformen hatten sich die Nationen geschieden und auf die eigenen Füße gestellt; sollte eine solche Entwickelung und Ausbildung der nationalen Eigenthümlichkeiten, der Natur und des Wesens eines jeden Volkes oder Stammes nicht auch auf kirchlichem Boden vorgenommen werden können? Die Idee einer Gesammtkirche, welche in dem verklärten Heilande ihr unsichtbares Oberhaupt besitze und verehre, würde in ihrer triumphirenden Herrlichkeit keinen Schaden nehmen, wenn sie in einer Mannichfaltigkeit sichtbarer Nationalkirchen zur Entfaltung und Erscheinung käme.

So war denn von der Zeit an das Streben der Evangelischen dahin gerichtet, durch ein Nationalconcil, auf welchem die geistlichen und weltlichen Fürsten und Stände des gesammten Reiches in Person oder durch Stellvertretung mitwirkten, eine von Rom unabhängige nationale Kirche für das gesammte Deutschland zu schaffen auf Grund der heil. Schrift, aber mit möglichster Schonung bestehender Organisationen. Man faßte in einer Reihe von Artikeln die Grundrechte zusammen, die nach der Ansicht der Evangelischen in einer solchen Nationalkirche in Geltung sein müßten. Um den Preis einer Lossagung von Rom hätte man wohl eingewilligt, Episcopat und Capitel nebst der bischöflichen Amts- und Gerichtsgewalt bestehen zu lassen, vorausgesetzt, daß sie dem Worte Gottes freien Lauf gaben. Es ist ja bekannt, wie sehr Melanchthon, diese versöhnliche und vermittelnde Persönlichkeit, stets bemüht war, der neuen Kirche die bischöfliche Würde und Jurisdiction zu erhalten, wie sie in der „Kölner Reformations-

schrift" aufgestellt war und in der anglikanischen Kirche zur Anwendung kam. Es war gar nicht nach seinem Sinn, daß die kirchlichen Angelegenheiten ganz und gar den Landesregierungen anheimgegeben und von diesen mit den übrigen weltlichen Geschäften besorgt und abgethan werden sollten.

Der Kaiser hielt an dem Gedanken der kirchlichen Einheit sein ganzes Leben lang fest; wenigstens in den Staaten, über die sein Scepter waltete, sollte keine Religionsverschiedenheit bestehen. Nach seinen Begriffen von Autorität mußte die Reform der Kirche von Oben ausgehen, mußten die legitimen Gewalten die Initiative und die Führung besitzen. Wenn sich innerhalb der hierarchischen Ordnungen eine Opposition regte und geltend machte, welche eine zeitgemäße Umgestaltung des herrschenden Systems herbeiführte, so widerstrebte dies keineswegs seinem Vorhaben; dann konnte seine eigene schiedsrichterliche Autorität, nach der er im Widerstreit der Parteien so eifrig trachtete, nur gewinnen; aber ein Nationalconcil, das schließlich zu einer Lossagung von der allgemeinen römisch-katholischen Kirche hinführen mußte, konnte nie seine innere Zustimmung erlangen. Wenn ihn die Zeitlage und politische Berechnung nöthigte, sich darauf einzulassen, so geschah es doch nur mit dem Hintergedanken, dadurch Raum für die Verwirklichung seiner Grundidee, einer Wiedervereinigung mit der Gesammtkirche zu gewinnen.

Diesmal brauchte die Conciliumsfrage nicht weiter erörtert zu werden; die politische Lage in Italien machte die Einberufung unthunlich. Vielmehr erhielten die Evangelischen in Deutschland im Jahre 1539 durch den „Anstand von Frankfurt" eine neue Bestätigung des Nürnberger Friedens mit einer Ausdehnung desselben auf diejenigen Mitglieder, die dem schmalkaldischen Bunde seit jener Zeit beigetreten waren. Statt des allgemeinen Concils war eine „christliche Vereinigung" beider Glaubenstheile in Aussicht genommen.

Und gerade in diesem Augenblick gingen in den beiden Ländern, welche bisher die stärksten Säulen des katholischen Kirchensystems im nördlichen Deutschland gewesen, im Herzogthum Sachsen und in der

Mark Brandenburg jene Veränderungen vor, deren wir im ersten Hauptstück Erwähnung gethan. Ein hartes Geschick verfolgte den Herzog Georg von Sachsen bis in das Grab. Von seinen vier Söhnen waren zwei in früher Jugend gestorben, der Erbprinz Johann, welcher, obwohl mit einer Schwester des Landgrafen Philipp, Elisabeth, vermält, die religiöse Richtung des Vaters theilte, war vor zwei Jahren ohne Kinder aus der Welt gegangen; der jüngste Sohn Friedrich galt für blödsinnig. Georg knüpfte daher mit seinem Bruder Unterhandlungen an, um ihn zu bewegen, von dem schmalkaldischen Bunde, dem er sich angeschlossen, zurückzutreten und jede kirchliche Neuerung bis zur Entscheidung eines Concils zu unterlassen. Dieser erwiederte aber, „eine Sache welche die Seele betrifft, lasse sich nicht aufschieben". Da erklärte Georg seinen Sohn Friedrich zum Nachfolger, vermälte ihn mit der Gräfin Agnes von Mansfeld und setzte ein Regierungscollegium nieder, welches die Verwaltung führen sollte. Wenige Wochen nachher aber starb auch Friedrich; die Hoffnung, daß er seine Gemahlin gesegneten Leibes hinterlasse, erwies sich bald als eitel. Aber alle Schicksalsschläge vermochten den starren Sinn des alten Herrn nicht zu beugen. Er konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß nach seinem Hingang die Arbeit seines Lebens wirkungslos zerrinnen sollte. Er setzte ein Testament auf, durch welches seinem Bruder die Verpflichtung auferlegt war, den alten Glauben zu erhalten, sonst sollte das Land an König Ferdinand übergehen. Als er aber den Entwurf den Landständen vorlegte, erklärten sie, daß man zuvor Heinrichs Meinung einholen müßte. Dieser wies jedoch den Vorschlag von der Hand. „Er wolle Christum nicht verleugnen und vor dem Satan niederfallen." Kurz darauf starb Georg nach kurzer Krankheit (17. April 1539), ohne das Document unterzeichnet zu haben. Noch an demselben Tag hielt Heinrich seinen Einzug in Dresden, von dem Volke, das schon lange der Reformation geneigt war, freudig empfangen. Der Versuch der Räthe, insbesondere des vielvermögenden Carlowitz, den neuen Herzog zu einer bindenden Zusage im Sinne des Verstorbenen zu bewegen, hatte keinen Erfolg; sie wurden größtentheils entlassen. Das Herzogthum Sachsen

sollte das Schicksal des benachbarten Bruderstammes theilen. Als König Ferdinand die Anerkennung des Regierungswechsels an die Bedingung knüpfen wollte, daß der Erbe in die Politik des Vorgängers eintrete, nahm sich der schmalkaldische Bundesrath des befreundeten Fürsten an. Zu einem Kriege wagte es der Habsburger nicht zu treiben. So trat Heinrich ohne Widerstand in den Besitz des Landes und schritt sofort zur Einführung der Augsburger Confession und des evangelischen Gottesdienstes. Freitag vor Pfingsten 1539 nahm er in Leipzig die Erbhuldigung entgegen und am Feste selbst predigte Luther über den Begriff der wahren christlichen Kirche. Im November desselben Jahres empfing auch Kurfürst Joachim II. in der Nicolaikirche zu Spandau das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Damit erlangte die Reformation in Norddeutschland den Sieg.

Wie sehr durch diese Vorgänge die schmalkaldischen Bundesverwandten an Ansehen gewannen, konnte man auf dem merkwürdigen Reichstag von Regensburg im Jahre 1541 gewahren. Mochten auch tiefer Blickende der diplomatischen Uebereinkunft beider Religionstheile über einige der streitigen Dogmen keinen sehr großen Werth und keine dauernde Geltung beilegen, so erlangten dagegen die Bekenner der Augsburger Confession von dem im Osten und im Westen von Kriegsnoth bedrängten Kaiser nicht nur aufs Neue die Zusicherung des Friedens unter vorläufiger Duldung ihres Glaubens bis zu einer endgültigen Entscheidung, sondern auch noch durch eine kaiserliche „Declaration“ die Zusage, daß sie bei der Einführung einer christlichen Reformation in ihren Besitzungen keinerlei Hindernisse erfahren und der Eintritt in das Reichskammergericht ihnen nicht verwehrt sein sollte. Auch auf dem dritten Reichstag zu Speyer im Februar 1544 erwies sich der Kaiser huldvoll und gnädig. Der Landgraf von Hessen erfreute sich der größten Gunst und Anerkennung in den Hofkreisen. Karl bedurfte damals der Hülfe des Reichs in seinem Krieg wider Frankreich und den Herzog von Kleve; und die deutschen Fürsten kamen seinen Wünschen entgegen. Deutsche Landsknechte und Reiter trugen vorzugsweise zu den Siegen in der Champagne bei. Moriz von Sachsen und

Albrecht von Brandenburg-Culmbach erfochten damals ihre ersten Lorbeern unter Habsburgs Fahne.

Dies war die letzte freundliche Begegnung zwischen dem Kaiser und den schmalkaldischen Bundesverwandten. Im folgenden Jahr 1545 schloß er mit Frankreich den Frieden von Crespy, welcher dem vierten und letzten Krieg wider König Franz I. ein Ende machte; und auch Sultan Suleiman ließ sich zu einem Waffenstillstand bewegen, der dem Königreich Ungarn eine längere Ruhe in Aussicht stellte. Nun hatte Karl freie Hand, um den Hauptgedanken seines Lebens, die Herstellung der kirchlichen Einheit zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Mehrere Umstände vereinigten sich, um den Kaiser in seinem langgehegten Vorhaben zu bestärken: Papst Paul III. aus dem Hause Farnese ließ sich bewegen, das so lange in Aussicht gestellte und so vielfach verschobene Concil auszuschreiben „zur Beendigung der Streitigkeiten in der Religion und zur Besserung der Sitten der Christenheit". Freilich war Paul III. nicht der Mann, von dem man eine friedliche Ausgleichung erhoffen konnte; von den freieren religiösen Ansichten früherer Jahre war er längst zurückgekommen; er hatte den neugegründeten Jesuitenorden bestätigt und betrachtete die Kirchenversammlung nur als Mittel, die Autorität des Pontificats und der römisch-katholischen Kirche aufs Neue zu befestigen. Allein Karl mochte glauben, daß die Zeitumstände und manche persönliche Rücksichten, welche der Papst zu nehmen hatte, denselben zu einiger Nachgiebigkeit bringen möchten. Das Herzogthum Parma, welches Paul seinem Sohne Luigi Farnese zuzuwenden gedachte, war ursprünglich ein Reichslehn, das nur mit Einwilligung des Kaisers in einen erblichen Familienbesitz verwandelt werden konnte. Darüber hatten mancherlei Verhandlungen stattgefunden. Wenn Karl sich dabei entgegenkommend gezeigt und sogar dem Sohne Luigis, Ottavio Farnese seine natürliche Tochter Margaretha in die Ehe gegeben hatte, so durfte er auch erwarten, daß der Papst den kaiserlichen Wünschen Rechnung tragen, das Entgegenkommen erwiedern würde.

Und dazu waren alle Aussichten vorhanden. Ottavio's Bruder,

Alexander Farnese, war als Cardinallegat mit wichtigen Aufträgen über die Alpen gereist. Er überbrachte die Nachricht, daß das allgemeine Concil zu Trient in den habsburgischen Erbstaaten angeordnet sei, und war zugleich bevollmächtigt, zwischen den beiden Häuptern der Christenheit ein enges Freundschaftsbündniß aufzurichten. Er hatte eine Türkenhülfe von 100,000 Ducaten anzubieten, was ihm von vorne herein eine gute Aufnahme verschaffte. In geheimen Berathungen, zu denen nur wenige Vertraute beigezogen wurden, überlegte man die Bedingungen: der Kaiser sollte das Herzogthum Parma den Farnese übertragen und den synodalen Entscheidungen des Concils, falls die Lutherischen sich nicht fügen würden, „mit dem Donner der Kanonen" wirksame Unterstützung gewähren, wogegen der Papst sich verpflichtete, ein Hülfsheer von 12,000 Mann und 500 Reitern zu stellen, 300,000 Ducaten in baarem Gelde beizutragen und geistliche Steuern im spanischen Reich zu gestatten.

Dies fiel in die Zeit, da ein neuer Reichstag und Religionsgespräch angeordnet waren, die nach kurzen Verhandlungen in Worms (Mai 1545) unter den Augen des Kaisers in Regensburg zu Ende geführt werden sollten. Schon die Einleitung eines Rechtsverfahrens gegen den Erzbischof von Köln wegen seiner kirchlichen Reformen konnte als Vorzeichen gelten, daß der Kaiser die günstige Zeitlage benutzen wolle, um die Confessionsverwandten von Augsburg zu zwingen, sich den conciliaren Beschlüssen von Trient zu fügen und den eigenmächtigen Neuerungen zu entsagen. Nur von der Anerkennung des allgemeinen Concils wollte er die Fortdauer des Friedensstandes abhängig machen.

Noch mehr traten die feindseligen Absichten bei den Regensburger Religionsverhandlungen zu Tage. Ein spanischer Dominicaner, Pater Malvenda, der von deutscher Wissenschaft und Theologie keinen Begriff hatte, dessen ganze Bildung in den scholastischen Anschauungen des Mittelalters wurzelte, und der zelotische Cochläus, der Geistesverwandte des verstorbenen Doctor Eck, waren die Wortführer und Vertreter der katholischen Sache. In Wittenberg war Anfangs Melanchthon als

Redner in Aussicht genommen, aber Luther meinte, diese Gesellschaft sei eines solchen Streiters nicht würdig, so wurde denn ein Gelehrter zweiten Ranges, Georg Major, abgeordnet, neben welchem Buzer, der Diplomat unter den Theologen, Brenz und Schnepf die Sache der Augsburger Confessionsgenossen führten. Durch den hochmüthigen Spanier kam in die Verhandlungen ein so gereizter und verbitterter Ton, daß die evangelischen Collocutoren bald die ganze Disputation aufgaben und heimkehrten, ehe noch der Kaiser in Regensburg eingetroffen war. Der Brudermord, der damals (März 1546) in der Donaustadt Neuburg aus Fanatismus von dem Spanier Alfonso Diaz mit kalter Ueberlegung vollführt ward und ungestraft blieb, war das Vorspiel der kommenden Dinge.

Unter diesen düstern Anzeichen schied Luther in der thüringischen Stadt Eisleben, wo er vor zweiundsechzig Jahren das Licht der Welt erblickt, aus dem Leben (18. Februar 1546) voll trüber Ahnungen, daß über die Evangelischen schwere Gerichte und Prüfungen hereinbrechen würden und mit inbrünstigen Gebeten, daß Gott seine Gemeinde gnädig behüten möge vor den Fallstricken des Papstes. Es war als ob der Fahnenträger bei Beginn der Schlacht aus der Mitte der Streiter herausgerissen worden wäre.

Der Bund zwischen Papst und Kaiser war ein tiefes Geheimniß; der staatskluge Habsburger ließ es nicht an Versicherungen fehlen, daß er nach wie vor von dem Wunsche beseelt sei, des Reiches Frieden und Wohlfahrt zu erhalten und zu befördern. Sein ganzes Streben ging dahin, die Häupter des schmalkaldischen Bundes als Friedensstörer, als Empörer gegen Gesetz und Obrigkeit erscheinen zu lassen. Allerdings hatten sich nur wenige der verbündeten Fürsten in eigener Person auf dem Reichstag eingefunden; die meisten waren durch Abgesandte vertreten. Wozu sollte noch ferner getagt und verhandelt werden, da es doch offenkundig war, daß der Kaiser die Anerkennung des Concils erzwingen wollte, die sie nicht zu geben gesonnen waren?

Diese Abwesenheit so vieler Fürsten wußte der kluge Habsburger zu seinem Vortheil auszunutzen. Er schalt auf die evangelischen Collo-

cutoren, daß sie vor seiner Ankunft das Religionsgespräch abgebrochen, als ob er im Ernst hätte glauben können, daß nach so vielen gescheiterten Unionsversuchen noch ein Ausgleich möglich gewesen, in einem Zeitpunkt, da der Fanatismus vor dem Brudermord nicht mehr zurückbebte und der Jesuitenorden bereits seine Krallen zeigte! Aber sein ganzes Streben ging dahin, die Welt glauben zu machen, er hege immer noch friedliche Absichten. Er wollte dadurch Zeit gewinnen, die Zahl seiner Anhänger genauer kennen zu lernen, Verbündete zu gewinnen und in die Schmalkaldener Conföderation, die gerade damals innerlich mehr als je gelockert war, einen Keil zu treiben.

Während Karl jeden Schein feindseliger Gesinnung fern zu halten suchte, wurden alle Künste der Verführung und Versuchung in Bewegung gesetzt, um die Reihen der Getreuen zu mehren, wurden in aller Stille Anordnungen zur Herbeiziehung kaiserlicher Kriegsvölker getroffen, wurden Verleumdungen und Verdächtigungen gegen die Häupter der Confessionspartei ausgestreut. Herzog Wilhelm von Baiern wurde durch die Aussicht auf die Pfälzer Kurwürde und auf Erwerbung der Oberpfalz im Donaugebiet mit festen Banden an die kaiserliche Sache geknüpft und durfte dabei mit Wissen und Willen Karls gegenüber den Schmalkaldenern die Rolle des Neutralen spielen. Wenn die evangelischen Fürsten und Reichsstände, besorgt über die kriegerischen Rüstungen, die da und dort vorgenommen wurden, während doch nirgends Feinde waren, die Bitte an den Kaiser stellten, er möge doch die Sachen so richten, daß Friede und Ruhe der deutschen Nation erhalten bleibe, bekamen sie zur Antwort: Dies sei auch sein eifrigstes Bestreben, nur gegen Ungehorsame werde er sein kaiserliches Ansehen gebrauchen und nach dem Rechte verfahren. Es half nicht viel, wenn die Bundeshäupter versicherten, daß sie stets ihren Verpflichtungen und Diensten gegen das Reich treu und gewissenhaft nachgekommen wären und verwundert fragten, wen Kaiserliche Majestät als Ungehorsame ansehe; es sollte damit nur der Schein gewahrt werden, als sei der bevorstehende Krieg kein Religionskrieg, als greife der Kaiser nur zum Schwert, um seine Autorität gegen rebellische Fürsten aufrecht zu halten. In einem

Ausschreiben an mehrere Reichsstädte hieß es, einige Zerstörer der Ruhe und des Rechts suchten unter dem Deckmantel der Religion andere Stände unter sich zu bringen und ihrer Güter zu berauben. Mit solchen Verdächtigungen hofften Karl und seine Rathgeber eine Spaltung unter den Bundesverwandten zu erzeugen. Die meisten durchschauten jedoch die Absicht und die Politik der Täuschung. Die Hülle war nicht dicht genug, um das grinzende Angesicht des Concils und des Gewissenszwanges, das hinter derselben lauerte, zu verdecken. Aber einigen diente er doch als willkommener Vorwand zum Abfall von der gemeinsamen Sache, zur Beschönigung einer Parteistellung und Parteiergreifung, zu der sie durch persönliche egoistische Motive und durch die verlockenden Sirenenstimmen schmeichelnder Staatskunst getrieben wurden.

Den größten Triumph feierte die kaiserliche Politik in den Unterhandlungen mit Herzog Moriz von Sachsen. Schon seit Jahren hatte der kaiserliche Kanzler Granvella den jungen thatkräftigen und ehrsüchtigen Fürsten in weiten Kreisen umzogen; man hatte ihm gerühmt, der Kaiser hege gnädigen Willen zu ihm; man hatte ihm ein glänzendes Emporkommen, Erfüllung seiner ehrgeizigen hochfliegenden Pläne in Aussicht gestellt. Mit klarem Blick hatte der kluge Staatsmann die inneren Gegensätze und Antipathien erkannt, die zwischen der Ernestinischen und Albertinischen Linie des sächsischen Herrscherhauses auch nach dem Eintritt des letzteren in die evangelische Glaubensgemeinschaft fortbestanden; durch vertrauliche Gespräche mit Christoph von Carlowitz, der den neuen Herzog in den politischen Anschauungen der früheren Regierung festzuhalten suchte, hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß zwischen Johann Friedrich und Moriz eine tiefwurzelnde Abneigung und Rivalität obwalte, daß der frühere Streit wegen Wurzen mit dem verspotteten „Fladenkrieg“, trotz der durch den Landgrafen und Luther vermittelten Ausgleichung noch Stacheln zurückgelassen habe, die durch manche andere Streitigkeiten fort und fort geschärft wurden. Der Kurfürst hegte stets ein großes Mißtrauen gegen den Verwandten; er warf ihm Undank vor, da Moriz doch hauptsächlich seiner Verwen-

dung den ungetheilten Besitz des Herzogthums zu verdanken hatte; er meinte, das Sprichwort „ein Meißner ein Gleißner“ finde auch auf ihn und Carlowitz seine Anwendung.

Dieser gegenseitigen Entfremdung war es auch wohl zuzuschreiben, daß Moriz nicht in die schmalkaldische Bundeseinigung eintrat; es widerstrebte ihm, dem kurfürstlichen Vetter untergeordnet zu sein. Zu dem Bekenntniß der Verbündeten wollte er sich halten, sagte er, nicht aber zu ihrer Politik. Als die Kriegswolken immer drohender wurden, als wenig Aussicht mehr war, daß die zwischen dem Kaiser und den Schmalkaldenern obwaltenden Streitigkeiten auf friedlichem Wege gelöst werden könnten, suchten beide Theile den Herzog auf ihre Seite zu ziehen. Der Landgraf von Hessen baute fest auf die Treue des Schwiegersohns. Um die schwebenden Irrungen zwischen den beiden sächsischen Linien auszugleichen, wurde eine Conferenz in Naumburg angeordnet, wozu auch Moriz eine Einladung erhielt. Um dieselbe Zeit traf auch ein Schreiben von Granvella ein, das ihn dringend aufforderte, den Reichstag von Regensburg zu besuchen, er werde in dem Kaiser einen gnädigen Monarchen und väterlichen Freund finden. Wäre Luther noch am Leben gewesen, der bei Fürsten und Volk wie ein Prophet des alten Testaments angesehen und geehrt war, er hätte vielleicht durch seine Mahnworte das protestantische Bewußtsein des jungen Fürsten geschärft und ihm auf dem Scheideweg die rechte Bahn gezeigt; aber sein Mund war verstummt und statt seiner wirkte Carlowitz.

So kam es, daß die verlockende Stimme aus dem kaiserlichen Hofkreise den Sieg davon trug. Moriz reiste nach Regensburg, wo er mit der größten Auszeichnung behandelt und durch lockende Zusagen gewonnen ward. Schon lange hatte er nach der Schutzherrlichkeit über die Stifter Magdeburg und Halberstadt gestrebt, die ihm Johann Friedrich streitig machte und sich selbst anzueignen im Begriff stand; jetzt wurde ihm der Erbschutz übertragen und zugleich die Kurwürde in Aussicht gestellt unter der Bedingung, daß er in Gehorsam und Treue zu dem Kaiser stehe und das Tridentiner Concil anerkenne und beschicke. Die letztere Forderung erregte bei dem Herzog und seinen Räthen Be-

denken: nicht aus Gewissen und Ueberzeugung, denn die religiösen Fragen wurden dort ziemlich kühl aufgefaßt und den politischen nachgestellt; aber sie wußten, wie tief die reformatorischen Ansichten im Gemüthe des sächsischen Volkes hafteten; auch war bei der Huldigung den Unterthanen Erhaltung des Glaubens feierlich zugesagt worden. Granvella konnte nur dadurch zum Ziele kommen, daß er das Zugeständniß machte, falls auf dem Concil über die Rechtfertigung, über die Communion unter beiderlei Gestalt und über die Priesterehe keine Verständigung zwischen beiden Confessionen zu Stande kommen sollte, in diesen drei Hauptunterscheidungslehren Nachsicht eintreten zu lassen. Ebenso gab er über die eingezogenen Klostergüter beruhigende Zusicherungen.

Auf diese Bedingungen hin wurde eine Vereinbarung getroffen, doch blieb dieselbe ein Geheimniß; nur in einem Protokoll sollte das „Verständniß" niedergelegt werden. Auch Markgraf Hans von Küstrin trat diesem Abkommen bei, nachdem ihm der Kaiser und sein Bruder Ferdinand mündlich dieselben Zugeständnisse in Beziehung auf die religiöse Stellung gemacht und durch Handschlag bekräftigt hatten.

Ob sich der Kaiser in diesem Augenblick bewußt war, welche Schwierigkeiten er sich durch solche Verheißungen gegenüber dem Papst und Concil bereitete? Im Gefühl seiner Macht und in der sichern Aussicht eines raschen Sieges mochte er des Glaubens leben, durch seine geistige Ueberlegenheit und politische Gewandtheit alle Hindernisse überwinden zu können. Er kannte die Menschen, die in den Höhen der Gesellschaft wandelten, und hatte Belohnung und Strafe für Folgsame und Unfolgsame zu seiner Verfügung. Aber er schlug die religiöse Ueberzeugung zu niedrig an und unterschätzte einerseits die sittlichen Mächte des deutschen Volkes, andererseits die zähe Widerstandskraft einer mehr als tausendjährigen hierarchischen Autorität. Und doch konnte er schon jetzt aus dem Gange der conciliarischen Verhandlungen in Trient den Schluß ziehen, daß er die Geister der Opposition nicht so leicht bändigen und nach seinem Willen lenken werde. Wie sehr auch die Verheißungen, Gunstbezeigungen und Zugeständnisse, die ihm

durch den Cardinal aus Trient und durch päpstliche Unterhändler aus Rom nach Regensburg überbracht wurden, ihn in seinen kriegerischen Gedanken bestärken und seinen Entschluß zur Reife bringen mochten; in der Curie und bei der hohen Geistlichkeit hegte man nur die Absicht, mit Hülfe des kaiserlichen Schwertes die von der Kirche Abgewichenen zur großen Heerde zurückzubringen; keineswegs war man aber geneigt, die päpstliche und kirchliche Autorität den Wünschen oder Geboten des weltlichen Herrschers zu unterwerfen, eine andere Macht als die eigene in religiösen Dingen anzuerkennen, die kirchliche Autonomie unter ein politisches System zu beugen, oder eine weltliche Universalherrschaft über geistliche und zeitliche Dinge sich aufbauen zu lassen.

2. Schmalkaldischer Krieg und Interim.

Die Rüstungen in Italien und in den Niederlanden, die Werbungen, die da und dort vorgenommen wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, daß der Kaiser sich zum Kriege bereite. Als die Bevollmächtigten der evangelischen Fürsten und Städte nochmals um unbedingten Friedstand baten, erhielten sie eine ausweichende Antwort. Da beschlossen sie, dem Zustand der Unsicherheit mit den Waffen ein Ende zu machen. In einem Manifest verkündeten sie, auf Anstiften des Papstes wolle der Kaiser ihr evangelisches Bekenntniß unterdrücken und sie dem Concil von Trient unterwerfen; diesem Vorhaben gedächten sie mit Gottes Hülfe gerechte Gegenwehr zu leisten. Sie mochten glauben, daß ein kurzer Feldzug genügen würde, den Kaiser in eine Lage zu bringen, daß er den Bundesverwandten hinsichtlich des Glaubens und des öffentlichen Friedens beruhigende Zugeständnisse mache, wie ja auch in früheren Jahren öfters geschehen. Die geringen Kriegsmannschaften zu Fuß und zu Roß, über die der Kaiser in Regensburg zu gebieten hatte, vermochten keinen langen Widerstand zu leisten und die Wahlhandfeste bestimmte ausdrücklich, daß ohne ständische Zustimmung kein fremdes Kriegsvolk in Deutschland einrücken dürfe. Sie konnten sich freilich bald überzeugen, daß Karl kein Bedenken trug, sich über die Capitulation wegzusetzen: in Italien, in den Niederlanden, in Ungarn wurden Heere gebildet und in Bewegung gesetzt.

Aber vielleicht gelang es, den Anmarsch derselben aufzuhalten und eine rasche Entscheidung herbeizuführen! Standen doch Mitte Juli, als sich die süddeutschen Bundescontingente unter dem kriegskundigen Rottenführer Schärtlin von Burtenbach und die Würtemberger unter Heideck mit den norddeutschen Heerhaufen unter der Führung des Kurfürsten und des Landgrafen im Gebiet der Donau vereinigt hatten, gegen 40,000 Mann unter den Waffen! Dazu hätte es aber einer einheitlichen Leitung unter einem obersten Bundesfeldherrn bedurft. Man war übereingekommen, daß der Oberbefehl gemeinschaftlich geführt werden, bei Meinungsverschiedenheiten aber die Entscheidung dem Kriegsrath, einem vielköpfigen Collegium zustehen sollte. War schon diese Organisation verderblich, so gereichte es den Schmalkaldenern zum Nachtheil, daß der Kurfürst Johann Friedrich, ein körperlich unbehülflicher Mann ohne alle militärische Begabung und Erfahrung, sein Heer in eigener Person ins Feld führen wollte. Es waren meistens sächsische Landeskinder, Lehnsmannen und Kriegsknechte, die unter seinem Banner vereinigt waren, und da hielt es der gewissenhafte redliche Fürst für seine landesherrliche Pflicht und Obliegenheit, auch die Beschwerden und Wechselfälle des Feldzugs mit ihnen zu theilen. Durch seinen überwiegenden Einfluß kam ein Geist des Zauderns und Schwankens, der Unsicherheit und Unentschlossenheit in die Kriegsoperationen, den auch der Landgraf, sonst so unternehmend und thatkräftig nicht zu bannen vermochte, durch den alle kühnen Pläne gehemmt wurden oder bei der Ausführung scheiterten. Noch unheilvoller war die Selbsttäuschung der Verbündeten: sie hatten keine Ahnung, welche Erfolge die kaiserliche Politik hinter ihrem Rücken errungen hatte. Nicht nur, daß sie von dem Kriegsbund zwischen Kaiser und Papst keine Kenntniß hatten, sie zweifelten, ob König Ferdinand mit dem Bruder einverstanden sei, wenigstens wollten sie es nicht von vornherein als ausgemacht ansehen und hemmten dadurch die kriegerischen Unternehmungen; das Bündniß des Herzogs Wilhelm von Baiern mit dem Kaiser war ihnen ein vollständiges Geheimniß; der Wittelsbacher war ja früher so oft mit ihnen gegangen, sollten sie ihn jetzt im Heerlager des Gegners suchen?

Und wie sollten gar der Kurfürst und der Landgraf in dem nahen Verwandten und Glaubensgenossen Moriz von Sachsen einen Verbündeten des Feindes suchen? So wenig war dies der Fall, daß die kurfürstliche Familie dem Herzog die Beschützung des Landes überließ.

Diese Unkenntniß der Sachlage sollte den Schmalkaldenern sehr verderblich werden. Wenn es gelang, die kaiserlichen Heere, die zum Theil noch im Bilden begriffen oder im Anmarsch waren, fern zu halten oder zu zerstreuen, so gerieth Karl, der in Regensburg nur etliche tausend deutsche und spanische Kriegsknechte und siebenhundert Reiter um sich hatte, inmitten einer protestantischen Bevölkerung in eine bedenkliche Lage. Und dazu schien es wirklich zu kommen. Schärtlin schlug vor, man sollte rasch die kaiserlichen Musterplätze von Nesselwang und Füßen überfallen und dann durch Besetzung der Graubündener und Tyroler Pässe die Verbindung mit Italien abschneiden. Als man ihm zustimmte, brach er mit den ulmisch-augsburgischen Fähnlein und zwölf Stück Geschütz auf und gelangte in die Nähe von Füßen. Während er aber seinen ermüdeten Leuten eine kurze Nachtruhe gönnte, zogen die anderen über den Fluß auf baierisches Gebiet. Leicht hätte er sie am andern Tage verfolgen und zerstreuen und dann den Kaiser in der Donaustadt aufsuchen können; da erhielt er vom Augsburger Kriegsrath den Befehl, die Grenze nicht zu überschreiten. Herzog Wilhelm hatte gedroht, in diesem Fall werde er ihr Feind werden. Er geberdete sich noch immer als neutraler Fürst und hatte sich doch schon verkauft. Mußte nun Schärtlin die Verfolgung aufgeben, so schien der andere Plan desto besser zu gelingen. Durch einen kühnen nächtlichen Ueberfall bemächtigte er sich des Schlosses Ehrenberg, welches den nach Innsbruck führenden Paß, die Clause genannt, beherrschte und nahm die Besatzung gefangen. Schon stand er im Begriff, in das Tyroler Gebirgsland einzudringen, um den Zuzug der italienisch-spanischen Truppen abzuschneiden oder das Concil von Trient zu zersprengen; aber auch dieses Unternehmen, das bei der günstigen Stimmung der Tyroler kaum auf einen Widerstand gestoßen wäre, wurde ihm vom Kriegsrath untersagt, damit Ferdinand nicht gekränkt würde.

Konnten sie denn glauben, daß der österreichische Habsburger den älteren Bruder die gemeinschaftliche Sache werde allein ausfechten lassen? Mißmuthig und verdüstert wie ein geschlagener Feldherr kehrte Schärtlin von seinem glorreichen und gelungenen Zuge nach Augsburg zurück, in Füßen nur ein Fähnlein Schutzmannschaft zur Sicherung der Ehrenberger Clause zurücklassend. Die Väter in Trient konnten sich nun wieder von ihrem Schrecken erholen.

Diese unschlüssige Haltung der Schmalkaldener lähmte von vornherein das ganze Unternehmen und erfüllte den Kaiser mit Zuversicht. Am 20. Juli ließ er gegen die beiden Bundeshäupter eine Achtserklärung ausgehen, worin sie mit den schärfsten Worten als pflicht- und eidbrüchige Rebellen, aufrührerische Verächter und Verletzer kaiserlicher Befehle bezeichnet und von dem Frieden des Reichs ausgeschlossen wurden. Die Unterthanen sollten ihnen keinen Gehorsam leisten, Niemand mit ihnen Gemeinschaft pflegen. Als Motive waren die alten Irrungen und Streitigkeiten aufgezählt, über die man sich längst auf dem Reichstage verglichen hatte, während die eigentliche Ursache, die Weigerung sich dem Concil zu unterwerfen, kaum berührt war. Der Schein eines Religionskrieges sollte durchaus vermieden werden, damit nicht die evangelischen Fürsten und Stände, die sich vom Kampfe fern hielten oder gar unter des Kaisers Banner dienten, in das Heerlager der Schmalkaldener getrieben würden. Bald hatte Karl die Freude, seinen Schwiegersohn Ottavio Farnese mit den päpstlichen Hülfsmannschaften in seinem Lager zu begrüßen; anderes italienisches und spanisches Kriegsvolk war im Anmarsch, und der niederländische Feldhauptmann Graf von Büren stand bereits am Rhein, von wo aus er durch die Frankenländer seinen Weg zu dem Kaiser suchte.

Die kaiserliche Achtserklärung blieb nicht ohne Eindruck und erhöhte die Unschlüssigkeit im schmalkaldischen Lager. Wie sehr auch das Manifest mit den in der Wahlcapitulation beschworenen Rechten des Reichs und der Fürsten und Stände im Widerspruch stand, wie offen auch die Herbeiziehung fremder Kriegsvölker die Reichsgesetze verletzte, die Ansicht, daß der Kaiser die rechtmäßige Autorität sei, gegen die man das Schwert

nicht ziehen dürfe, wurzelte noch in manchen Gemüthern und erregte Zweifel und Bedenken. Wurde ja doch der religiöse Charakter des Krieges von kaiserlicher Seite standhaft verleugnet.*)

Diese heuchlerische Maske sollte jedoch bald zerrissen werden. Der Papst, der seine Heerhaufen und Geldsummen nicht zur Erhöhung der kaiserlichen Macht, sondern zur Herstellung der kirchlichen Autorität verwenden wollte, war von einer Auffassung des Krieges, wie sie die Parteigänger des Kaisers aufrecht zu erhalten und zu verbreiten suchten, weit entfernt. In einem Ausschreiben an die katholischen Stände der Schweiz war ausdrücklich hervorgehoben, daß das mit dem Kaiser geschlossene Bündniß zur Vertheidigung der alten Religion gegen die gottlosen und halsstarrigen Ketzer im Reich gerichtet sei; eine Bulle verhieß allen Gläubigen, welche den heiligen Krieg durch Gebete, Fasten und Almosen befördern würden, reichlichen Ablaß.

Damit war der wahre Charakter des Kriegs, den man bisher so sorgfältig zu verdecken gesucht, ans Licht gestellt; ein Kreuzzug gegen das ketzerische Deutschland sollte er sein. Zorn und Unwillen regten sich in den deutschen Herzen; Selbstvertrauen trat an die Stelle der

*) In einem Landsknechtlied vom Jahr 1546 bei Liliencron IV. p. 526 heißt es:

Du klagst ir ungehorsam an,
hand si dir doch stäts volg gethan
in allen billichen sachen;
darumb kanst du dise fürsten werd
difs falls nicht streflich machen.

Drumb ist es nur ein bloßer schein,
damit die sach müß gferbet sein,
es steckt was sonst dahinden:
gots raines wort wilt leschen auß,
wie man gwiß thut befinden.

Dem bapst du wilt gehorsam sein,
der dir sölches hat goßen ein,
vielleicht mit aid verbunden,
als er die kron dir setzet auf,
wie man wol wirt erfunden.

bisherigen Unentschlossenheit; eine Rechtfertigungsschrift widerlegte die Beschuldigungen, die der Kaiser über sie ausgegossen und deckte die Sophismen des Achtungsmanifests auf. Wie in den ersten Jahren der Reformation tauchte eine Reihe von Flugschriften auf, welche den heftigsten Ingrimm athmeten über einen Kaiser, der sich aus einem Reichsoberhaupte zum Gehülfen und Schildträger des Papstes gemacht, der ein Volk heranführe, das von christlicher Lehre nichts wisse und nach deutschem Blut dürste. Aus den zahlreichen Volksliedern der Zeit erkennt man, welch tiefe Aufregung alle Gemüther erfaßt hatte: neben angstvollen Klagen über die feindseligen Pläne des Kaisers und des Papstes wider die fromme deutsche Nation, neben dem Schmerzensschrei über die Gräuel und Unthaten der spanischen Kriegsleute ertönen Stimmen der Hoffnung, des Vertrauens, des Trostes, daß Gott sein Volk schützen und stärken werde und nicht zugeben, daß sein reines Wort und Evangelium Schaden und Schande erleide durch den römischen Antichrist. Auch von kaiserlich Gesinnten haben sich Lieder erhalten: sie strafen den Ungehorsam der Fürsten gegen den rechtmäßig gewählten und wohlgesinnten Herrn, klagen daß nicht der fünfte Theil der Welt nach Gottes Geboten lebe, daß was die Altvordern gestiftet jetzt verspottet werde, kein Glaube und keine Liebe mehr bestehe, sie preisen Karls Tapferkeit und Kriegsmuth, daß er allezeit unter den vordersten Streitern sei zu Roß und zu Fuß.

Und an kriegerischer Tugend und Entschlossenheit hat es der Kaiser in der That nicht fehlen lassen. Er fühlte sich erleichtert und gehoben, daß nunmehr der Kampf aus den Reichstagen und Religionsgesprächen in das Feld- und Heerlager übergegangen, daß der heimliche Krieg, wie er seit Jahrzehnten mit Täuschungen und Compromissen geführt worden, nun in einen offenen Streit mit den Waffen verwandelt worden, daß er als Schirmherr der alten Kirche den Verächtern der Messe kräftig zu Leibe gehen dürfe. So oft die feindlichen Heere in den Monaten August und September 1546 im Donaugebiete einander gegenüberstanden und ihre Geschütze erdonnern ließen, sah man den Kaiser stets kriegsmunter und schlagfertig; im Kriegsgetümmel schien er seine

Gichtleiden zu vergessen, er setzte sich persönlich den größten Gefahren aus. Wenn die Freunde ihn zur Vorsicht mahnten, erhielten sie wohl zur Antwort: „Habt ihr jemals gehört, daß ein Kaiser erschossen worden?"

Es kam indessen zu keiner entscheidenden Schlacht, wie nahe auch mehrmals bei Ingolstadt, Neuburg und andern Orten die Schmalkaldner und Kaiserlichen sich berührten. Mit geringfügigen Gefechten und Kanonaden wurde die kostbare Zeit vergeudet, bis auch die niederländischen Truppen unter Maximilian von Büren sich mit dem kaiserlichen Heere vereinigt hatten (15. September) und Karl in der Lage war, angriffsweise vorzugehen. Er rückte in Schwaben ein und bezog ein festes Lager bei Sontheim nicht weit von Giengen, wo der Kurfürst und Landgraf Philipp ihre Haltstätte aufgeschlagen hatten. Noch waren die Kräfte einander gleich und Alles konnte noch einen guten Ausgang nehmen, denn die naßkalte Witterung des Spätherbstes war den spanischen und italienischen Mannschaften verderblicher als den mehr abgehärteten Deutschen. Die Bundeshäupter versuchten jetzt noch den Kaiser durch Unterhandlungen dahin zu bringen, daß er ihnen einen dauernden Friedstand gewährleiste, unabhängig vom Concil; einen andern Zweck hatten sie ja bei ihrer Schilderhebung nie im Auge gehabt. Allein der Kaiser bestand auf bedingungsloser Unterwerfung; er wußte, daß bereits im Norden Verhältnisse eingetreten waren, welche die Lage der Schmalkaldener Bundesverwandten ändern mußten.

Im Lager zu Sontheim hatte Karl am 27. Oktober die Acte unterzeichnet, welche den sächsischen Kurhut auf Herzog Moriz übertrug, und drei Tage später traf in beiden Heerlagern die Botschaft ein, daß böhmisches und meißnisches Kriegsvolk unter Ferdinand und Moriz in die Kurlande eingerückt sei und den größten Theil des Landes besetzt habe. Diese Nachricht erzeugte auf der einen Seite Schrecken und Bestürzung, auf der andern Freude und Siegeszuversicht. Nun hatte Johann Friedrich keine Ruhe mehr; es drängte ihn Rache zu nehmen an dem treulosen Vetter; und da auch die vorgerückte Jahreszeit und die Erschöpfung der Geldmittel große Schwierigkeiten bereitete, so faßte

man im Kriegsrath den Beschluß, der Feldzug sollte bis zum nächsten Frühjahr eingestellt werden und die sächsischen, hessischen und norddeutschen Mannschaften in die Heimath zurückkehren. Der Kaiser verfolgte die Abziehenden eine kleine Strecke; aber es war ihm schwerlich Ernst, das Vorhaben zu verhindern; denn durch diese Wendung wurde ihm Süddeutschland wehrlos zu Füßen gelegt in einem Augenblick, da sich allerlei gewitterschwere Wolken über seinem Haupte zusammenzuziehen drohten. Im kaiserlichen Lager sang man Triumphlieder auf die Abziehenden: „der Stolz war ihnen gelegen schon, ein jeder dacht, wär' ich davon, die haut trag ich sunst feile“ und Spottlieder auf die Verbündeten, die sich durch die falsche Lehre ihrer Prädicanten in so schlimme Lage hätten bringen lassen: „der Kaiser wird euch allen schenken tapfer ein, Kyrie, die Spanier seind im Land!“

Die Nachricht von den sächsischen Vorgängen, die unter dem Schmalkaldener Bundesheer solchen Schrecken hervorgerufen, war nur allzu wahr. Moriz, von dem Kaiser mit der Vollstreckung der Acht gegen den Kurfürsten beauftragt, hatte sich mit König Ferdinand über die Besetzung und Theilung der Länder und Städte verständigt und war dann in die Besitzungen der Ernestiner eingerückt, nachdem er zuvor die Zustimmung seiner Stände eingeholt. Nicht leicht hatte er diese Zustimmung erlangt, da das sächsische Volk mit ganzem Herzen zu den Bundesverwandten hielt; aber Moriz gab ihnen zu bedenken, wie viel härter das Schicksal des Kurfürstenthums ausfallen würde, wenn Ferdinand mit böhmischem und ungarischem Kriegsvolk das Land in Besitz nehme. Diese Rücksichten kamen auch in den Kurlanden seinem Unternehmen fördernd entgegen. Die Städte Plauen, Zwickau, Altenburg, Schneeberg, Torgau ergaben sich ohne Widerstand dem stammverwandten Nachbar, der ihnen nicht blos Schutz gegen das fremde Kriegsvolk, sondern auch die Erhaltung bei ihrem Glauben verhieß. Selbst die Kurfürstin Elisabeth erhob keine Einsprache; sie hatte ja noch keine Ahnung von dem im Lager von Sontheim durch Carlowitz abgeschlossenen Vertrag. Bald fand sich auch der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach mit einem Haufen Landsknechte in Sachsen

ein, um im Namen des Kaisers an der Achtvollstreckung Theil zu nehmen. Die Prinzessin Elisabeth, die in Rochlitz ein heiteres Wittwenleben verbrachte, öffnete dem ritterlichen Reiterführer ihr Schloß. Sorglos überließ sich der lebensfrohe junge Mann dem muntern Freudenleben, womit ihn die neue „Circe“ wie mit Zauberbanden umstrickt hielt.

Diese Erfolge der Verbündeten waren für den Kaiser so vortheilhaft als eigene Siege. Führten sie doch die Auflösung des schmalkaldischen Heeres und die Unterwerfung von Süddeutschland herbei. Denn kaum waren die Bundeshäupter abgezogen, der Kurfürst um sein besetztes Land dem treulosen Verwandten wieder zu entreißen, der Landgraf, um die feindseligen Pläne des hessischen Reichsadels zu unterdrücken, so ließ Karl an die Fürsten und Städte Süddeutschlands die Aufforderung unbedingter Unterwerfung und Lossagung vom schmalkaldischen Bunde ergehen. Die erschrockenen Städte, durch den Kriegsstand in ihrem Handel geschädigt und durch Parteiung zerrüttet ergaben sich auf sehr ungünstige Bedingungen: Ulm demüthigte sich „in höchster Unterwürfigkeit“, lieferte sein Geschütz aus und erkaufte die Gnade des Kaisers durch große Geldopfer; hinsichtlich der Religion sollten sie behandelt werden wie Sachsen. Aehnliche Verträge schlossen Heilbronn, Eßlingen, Reutlingen. Augsburg war mit Geschütz und Mundvorrath so wohl versehen, daß Schärtlin sich anheischig machte, die Stadt Jahr und Tag zu halten, bis sich das protestantische Deutschland erholt und neu gerüstet hätte; aber der Einfluß der aristokratischen Geschlechter, besonders der mit dem burgundischen Hause befreundeten Familie Fugger, welche bei dieser Gelegenheit wieder in den Alleinbesitz der obrigkeitlichen Aemter und Ehrenstellen zu gelangen hofften, trug im Rath den Sieg davon. Auch Augsburg öffnete seine Thore, lieferte sein Geschütz aus und zahlte die auferlegte Contribution. Schärtlin, mit der Reichsacht belegt, entwich nach Constanz und trat dann in französische Kriegsdienste. Schon vorher hatte sich Frankfurt unterworfen (21. Januar 1547) und kurz nachher legte Jacob Sturm dem Kaiser die Unterwerfungsakte des Straßburger Stadtraths zu Füßen. Ein

Volkslied aus den kaiserlichen Kreisen konnte mit Recht ausrufen: „Weh euch, ihr armen Reichstädt, wie groß vermessenheit, daß ihr euch widern frommen Kaiser, die höchste Oberkeit ohn ursach durftet setzen aus besonderm Neid und Haß! fürwahr, ihr sollten wöllen, ihr hettets betrachtet baß." Der alte Herzog Ulrich von Würtemberg entwich noch einmal nach seiner Burg Hohentwiel; er machte jedoch bald seinen Frieden, demüthigte sich vor dem Habsburger, zahlte Brandschatzung und räumte seine wichtigsten Festungen den kaiserlichen Befehlshabern ein.

Und nun erfüllte sich auch das Schicksal des alten Kurfürsten von Köln. Von dem Papste gebannt, von den spanisch-niederländischen Truppen bedroht, von seinen Ständen zuletzt verlassen entsagte er seiner Würde und räumte den Platz einem altgläubigen Nachfolger. Hermann zog sich in seine väterliche Grafschaft Wied zurück, wo er nach sechs Jahren starb, ein freigesinnter patriotischer Mann, wie seitdem auf dem erzbischöflichen Stuhl von Köln kein zweiter gesessen. Im Frühjahr 1547 war das ganze südliche und westliche Deutschland ohne Schwertstreich unter den Gehorsam des Kaisers gebracht.

Mittlerweile hatte sich die Lage der Dinge in den sächsischen Landen wesentlich geändert. So unschlüssig sich Johann Friedrich an der Donau gezeigt, so tapfer und unternehmend benahm er sich gegenüber dem ungetreuen Vetter, der in den evangelischen Kreisen als der Judas gehaßt und geschmäht wurde. Nicht allein, daß er sein eigenes Land in Kurzem wieder zurückeroberte, daß er in dem Erzstift Magdeburg und Halberstadt die schutzherrlichen Rechte wieder an sich nahm, er rückte auch in das Albertinische Sachsen ein, um den Gegner im eigenen Haus aufzusuchen. Leipzig hätte trotz der tapferen Vertheidigung des Commandanten Sebastian von Wallwitz schwerlich lange Widerstand geleistet, hätten nicht die Kriegsräthe, besorgt über ihre in der Stadt untergebrachten Capitalien den Kurfürsten zum Abzug bewogen. Auf Schloß Rochlitz wurde Markgraf Albrecht überrascht und mit seiner ganzen Kriegsmannschaft gefangen genommen. Allenthalben begrüßte die protestantische Bevölkerung den Schirmherrn ihres Glaubens mit begeistertem Jubel; in Böhmen war der hussitische Geist von Neuem

erwacht, man hörte die alten Lieder wieder erschallen; eine nationale Opposition, Caspar Pflug von Schlackenwalde an der Spitze, suchte die habsburger Dynastie vom Lande fern zu halten; Ritterschaft und Gemeine versagten den Waffendienst gegen einen Fürsten, der wie sie das Sacrament unter beiderlei Gestalt genieße; in Prag traten die Stände eigenmächtig zusammen, um über die Zukunft des Königreichs zu berathen; Ferdinands Herrschaft war noch zu neu, als daß sie im böhmischen Lande feste Wurzeln hätte schlagen können; warum nicht lieber mit Sachsen sich verbinden? Auch in Schlesien und in der Lausitz bemerkte man populare Regungen gegen Oesterreich, und die norddeutschen Städte, Bremen, Hamburg, Braunschweig u. a. behaupteten eine trotzige Stellung gegenüber den kaiserlichen Heerführern, nahmen die Grafen Christoph von Oldenburg und Albrecht von Mansfeld in ihre Dienste und schwuren bei Gottes Wort und der Freiheit deutscher Nation bleiben zu wollen. Frankreich und England waren zur Unterstützung bereit.

Aber Johann Friedrich war kein Mann von kühnem Unternehmungsgeist, von großen politischen Conceptionen; er hatte die Waffen nur zur Vertheidigung seines Glaubens ergriffen; in seinem frommen Herzen war die angestammte Ehrfurcht gegen den Kaiser trotz der ungerechten Acht noch nicht erloschen; er unterließ es, die ihm dargebotene fremde Hülfe zu nutzen und die deutschen Volkskräfte zu einer entscheidenden Action aufzubieten und zu vereinigen. Jetzt war der Augenblick gekommen, Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen; zu einem solchen kühnen Entschluß konnte sich aber Johann Friedrich nicht aufschwingen, darüber ging Alles verloren, der Sieg fiel abermals dem Gegner zu, der an Energie wie an politischer Klugheit dem deutschen Fürsten weit überlegen war.

Moriz und Ferdinand hatten sich auf die Grenze von Böhmen zurückgezogen; aber gegenüber der popularen Bewegung, die sich aller Orten regte und den kurfürstlichen Heerhaufen, die sich anschickten, den böhmischen Insurgenten die Hände zu reichen, waren ihre Streitkräfte unzulänglich. Sie riefen daher den Kaiser um Beistand an und dieser

säumte nicht, trotz seiner Gichtschmerzen den Freunden zu Hülfe zu eilen. Mit einem Heere, dessen Kern aus spanischen und italienischen Truppen bestand und dem Oberbefehl des Herzogs von Alba unterstellt war, zog er durch Franken nach Böhmen. Auf dem Marsche erhielt er die Kunde von dem Hinscheiden seines alten Rivalen Franz I. von Frankreich, was seine Siegeszuversicht erhöhte. Die böhmische Landwehr unter dem wenig befähigten Feldhauptmann Caspar Pflug vermochte das kaiserliche Heer nicht aufzuhalten. Am 5. April 1547 vereinigte sich der Kaiser in Eger mit Moriz und Ferdinand. Das Osterfest wurde mit altkirchlichem Glanze begangen; auch der sächsische Fürst wohnte dem Hochamte bei.

Darauf rückte die gesammte Kriegsmacht in Sachsen ein und zog auf dem linken Ufer der Elbe stromabwärts. Der Kurfürst stand mit einem kleinen Heer bei Meißen; der größte Theil seiner Truppen war in verschiedenen Abtheilungen über das Land zerstreut, theils um die Verbindung mit Böhmen zu vermitteln, von wo er Zuzüge erwartete, theils als Besatzungen in den Festungen. Wie an der Donau hatte der Kaiser auch diesmal seine Erfolge der raschen Entschlossenheit zu verdanken. Als der Kurfürst, welcher bei Mühlberg auf dem rechten Ufer der Elbe Stellung genommen, von der Annäherung des starken Feindes Kunde erhielt, gedachte er sich über Torgau nach Wittenberg zu ziehen, um seine zerstreuten Heerabtheilungen zu vereinigen und gestützt auf die Festungen des Landes einen Vertheidigungskrieg zu organisiren. Aber ehe er diesen Plan ausführen konnte, setzte die kaiserliche Armee mittelst einer Furt, die ein ortskundiger Bauer verrieth, und einer in der Eile aufgeschlagenen Schiffbrücke über den Fluß und überraschte an einem Sonntag Morgen, 24. April, als Johann Friedrich gerade dem Gottesdienst anwohnte, die sächsische Streitmacht, die aus 4000 Mann Fußvolk und 2400 Reitern bestand, auf der Lochauer Haide, drei Meilen von Mühlberg. Bei der großen Ueberlegenheit des kaiserlichen Heeres war der Ausgang des Treffens vorauszusehen. Nach einem kurzen aber heißen Gefecht, das der aus der Kirche herbeieilende Kurfürst selbst leitete, waren die sächsischen Reihen geschlagen

und zersprengt. Johann Friedrich, nach tapferstem Kampfe im Gesicht verwundet, ergab sich einem Ritter aus Morizens Heer, der ihn dem Oberfeldherrn Alba zuführte. Leicht hätte er sich zu Anfang der Schlacht mit der Reiterei nach Wittenberg retten können; aber als man ihm diesen Vorschlag machte, sagte er mit ehrenhafter Gewissenhaftigkeit „was soll denn aus meinem getreuen Fußvolk werden?" Bluttriefend wurde er von Alba zu dem Kaiser gebracht, der mit König Ferdinand unter einer Baumgruppe Stellung genommen und von diesem mit ungnädigen Worten einer spanischen Wache in Gewahrsam gegeben. Auch Ernst von Braunschweig-Lüneburg und mehrere Grafen geriethen in Gefangenschaft; dagegen retteten sich die Häupter des kursächsischen Adels die „großen Hansen" durch die Flucht, von der Volksstimme des Verraths beschuldigt. „Die mit ihm aßen täglich das liebe Brod" heißt es in einem gleichzeitigen Soldatenlied, „die er hat auferzogen und reichgemacht, die haben ihn verrathen und durch ihr böse Thaten in diesen Jammer bracht."

Die Altkirchlichen erblickten in der Mühlberger Schlacht ein Zeichen göttlicher Gnade; und auch der Kaiser theilte diesen Glauben. Es wird erzählt, er habe den Spruch Cäsars dahin umgewandelt: „Ich kam, ich sah und Gott siegte." Wie gering auch die Waffenthat auf der Lochauer Haide war, sie hatte die wichtigsten Folgen: durch die „Wittenberger Capitulation vom 18. Mai" mußte Johann Friedrich sein Land nebst der Kurwürde an den Kaiser abtreten, der dann einige Zeit nachher seinen Bundesgenossen, Herzog Moriz, damit belehnte, jedoch mit Ausscheidung mehrerer thüringischen Aemter für die Söhne und den Bruder des Gefangenen. Dagegen gingen die Hoffnungen, daß damit auch die römisch-katholische Kirche wieder in voller Siegesherrlichkeit zurückkehren werde, nicht in Erfüllung. Nicht nur daß Johann Friedrich standhaft die Anerkennung des Tridentiner Concils von sich wies und dadurch dem evangelischen Volke ein leuchtendes Vorbild gab, auch in Magdeburg, in Bremen, im größten Theil des nördlichen Deutschland hielt man an der Augsburger Confession fest.

Der Triumph des Kaisers über die Schmalkaldener war unvollständig, so lange nicht auch das andere Haupt, der unternehmende und

thatkräftige Landgraf von Hessen in seiner Gewalt war. Philipp hatte sich nicht bei dem Feldzug an der Elbe betheiligt, war nicht mit den Waffen überwunden worden, hatte durch seine bisherige Haltung zu erkennen gegeben, daß er dem kaiserlichen Sieger Gehorsam und Unterwerfung leisten werde. Er durfte somit erwarten, daß ihm eine leichtere Strafe als dem sächsischen Bundesverwandten zu Theil werden würde. Hatte er doch in seinem Schwiegersohne Moriz und in dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg mächtige Freunde und Fürsprecher in des Kaisers eigener Umgebung. Diese verwendeten sich denn auch für ihn und erlangten die Zusicherung, wenn sich der Landgraf auf Gnade und Ungnade ergebe, fußfällig Abbitte thue, Festungen und Geschütz ausliefere und Strafgelder bezahle, so solle er weder mit Leibesstrafe noch mit ewigem Gefängniß belegt werden. Diese Bedingungen wurden im Laufe weiterer Unterhandlungen durch mündliche beruhigende Zusagen von Seiten des Kaisers dahin gemildert, daß Philipp nach seiner Unterwerfung weder an Leib noch an Gut geschädigt, auch nicht mit Schmälerung seines Landes noch mit Gefängniß beschwert werden solle. Ob solche Zusagen wirklich gegeben wurden oder ob die vermittelnden Fürsten den Worten des Monarchen einen allzu bestimmten Sinn und Deutung beimaßen, ist von jeher streitig gewesen; so viel aber ist gewiß, daß beide des Glaubens lebten, es sei dem Kaiser nur um feierliche Anerkennung seiner Hoheit und Autorität zu thun, dem um Vergebung Bittenden und Gehorsam Gelobenden würde er sich gnädig erweisen.

Im Vertrauen auf diese Zusicherung, welche Moriz und Joachim mit ihrem Fürstenwort verbürgten, nahm der Landgraf den von ihnen überbrachten Capitulationsentwurf an und begab sich, von beiden Kurfürsten mit einem freien und sichern Geleit versehen, nach Halle, wo sich das kaiserliche Hoflager befand. Als er hier am 19. Juni in feierlicher Versammlung kniend vor dem Kaiser die Abbitte geleistet, stand er auf und begab sich weg, ohne den Handschlag der Versöhnung empfangen zu haben. Arglos folgte er mit seinen Begleitern dem Herzog Alba, der sie zum Abendessen eingeladen, nach dem alten Schloß.

Hier unterhielt man sich nach der Tafel mit Gespräch und Spiel bis tief in die Nacht hinein. Als sich die Gäste endlich wegbegeben wollten, wurde ihnen bedeutet, daß der Landgraf als Gefangener zurückbleiben müsse. Alle Vorstellungen waren fruchtlos. Die bestürzten Fürsten eilten am andern Morgen an das Hoflager, um die Aufhebung der Haft zu bewirken. Hier kam es zu bitteren Erörterungen mit den kaiserlichen Räthen; sie sprachen von Wortbruch, mußten aber den Vorwurf zurücknehmen, als man ihnen urkundlich nachwies, daß der Kaiser nur versprochen habe, den Landgrafen nicht in ewiger Gefangenschaft halten zu wollen. Damit sei aber eine zeitweilige Gefangenschaft nicht ausgeschlossen. Daß in der Urkunde die Worte „ewig" mit „einig" verwechselt worden, ist eine historische Mythe; aber das wahre Verhältniß ist damit bezeichnet; es war ein Sieg spanischer Hinterlist und Zweideutigkeit über deutsche Ehrlichkeit und Vertrauen.

Als sich bald darauf Karl nach Süddeutschland wendete, um auf einem nach Augsburg ausgeschriebenen Reichstag die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen, wurden die fürstlichen Gefangenen unter spanischer Wache dem Feldlager nachgeführt. Aber Johann Friedrich hatte sich von Anfang an einer rücksichtsvolleren Behandlung zu erfreuen als Philipp von Hessen. Der Stachel des bösen Gewissens, den der Habsburger im Busen fühlen mochte, wurde zur Geißel für den Landgrafen. Obwohl in Hessen alle Bedingungen des Vertrags aufs pünktlichste erfüllt wurden, so daß das Land einer „gebrochenen Burg" glich, erfolgte keine Erleichterung, nicht einmal eine Andeutung, wie lange die Haft dauern sollte. Philipp mußte den Becher der Trübsal und Schmach bis auf die Neige leeren. Umsonst suchte die Landgräfin Christine durch einen Fußfall den Kaiser zu einiger Milde zu bewegen; umsonst vereinigten alle Freunde und Verwandten ihre Bitten und Vorstellungen um die Freilassung zu erflehen; umsonst erbot sich der älteste Sohn Wilhelm, an des Vaters Stelle in das Gefängniß zu wandern; Karl von Natur rachgierig und unversöhnlich, blieb unerbittlich. Das verpfändete Wort der deutschen Kurfürsten schien wenig Gewicht in seinen Augen zu haben. Und während Johann Friedrich auf deutscher

Erde weilen und sich des tröstenden Zuspruchs treuer Freunde erfreuen durfte, als geprüfter und geduldiger Hiob wegen seiner Gottesfurcht im Liede gepriesen, wurde der Landgraf nach der niederländischen Festung Mecheln abgeführt, seiner hessischen Diener beraubt, von spanischen Soldaten im eigenen Gemach überwacht. Nach einem vereitelten Fluchtversuch wurde die Haft verschärft; man zog in Erwägung, ob er nicht nach Spanien abgeführt werden sollte. Seine Gesundheit schwand dahin. Man fürchtete für seinen Geist. Ein Augenzeuge schrieb an Moriz: „Der Landgraf zerreiße seine Kleider, schelte die ihn bewachenden Spanier Schelme über Schelme und möchte sie gern verursachen, daß einer ein Schwert durch ihn gestoßen, es sei nicht anders zu denken, daß wenn er noch nicht von Sinnen sei, er doch bald davon kommen werde.“

Wie sehr auch Moriz durch die Mißhandlung seines Schwiegervaters in der eigenen Ehre geschädigt wurde; er hielt fest zum Kaiser, ging auf dessen Ideen ein und förderte nach Kräften die hochfliegenden, ehrsüchtigen Pläne der habsburgischen Politik. Mit sächsischer Hülfe wurde in Böhmen die Opposition niedergeworfen, wurden die Häupter des Aufruhrs durch Kerker, Beil und Gütereinziehungen gestraft, wurden die wichtigsten Rechte ausgelöscht, die reformatorischen und hussitischen Regungen unterdrückt, die Herrschaft der Habsburger auf den Trümmern religiöser und politischer Freiheit gefestigt. Als die Städte Bremen und Magdeburg mannhaft für die evangelische Freiheit stritten und die kaiserlichen Heerführer durch muthige Kämpfe und Ausfälle vor ihren Thoren und Mauern zurückschlugen, ließ sich Moriz, auf dem Reichstag zu Augsburg am 24. Februar 1548 feierlich mit dem Kurfürstenthum belehnt, von dem Kaiser den Auftrag geben, die Ungehorsamen mit dem Schwerte zu züchtigen und die über Magdeburg ausgesprochene Reichsacht zu vollstrecken. Als Karl den spanischen Thronerben, der nach ihm die deutsche Kaiserkrone tragen sollte, nach Deutschland berief, damit er den Fürsten und dem Volke vorgestellt werde, wurde Moriz ausersehen, den künftigen Beherrscher in Trient abzuholen und durch die deutschen Städte zu führen; und als der Kaiser

zur Verwirklichung seines lange gehegten Planes schritt, die kirchliche Einheit mittelst des Tridentiner Concils herzustellen, fand er in Moriz einen willigen Mitarbeiter.

Bei diesem letzten Vorhaben stieß jedoch der Kaiser auf eine Opposition, die nicht aus den Fürstenkreisen ausging, sondern von Mächten herrührte, deren zähe und nachhaltige Kraft er unterschätzte, die aber kein politischer Verstand, keine kluge Berechnung zu erdrücken vermochte. Diese Mächte waren die päpstliche Hierarchie und die evangelische Volkskraft in Deutschland.

In demselben Augenblicke, da Kaiser Karl ins Feld zog, um die Augsburger Confessionsverwandten mit der Schärfe des Schwerts zur Anerkennung des Tridentiner Concils zu zwingen, als der Enkel Pauls III. dem Schirmherrn des Kreuzes die päpstlichen Hülfsmannschaften zuführte und der heil. Vater in Rom die Schatzkammer der Kirche für den neuen heiligen Krieg aufschloß, thürmten sich Wolken auf, welche die beiden Häupter der Christenheit auf immer schieden. Der Feldzug an der Donau war noch nicht zu Ende, als Ottavio Farnese auf Befehl des Papstes seine Truppen über die Alpen zurückführte; den Feldzug an der Elbe begleitete das kirchliche Oberhaupt nicht mit seinen Gebeten und Segensprüchen, über den Ausgang der Schlacht bei Mühlberg empfand Niemand weniger Freude als der römische Kirchenfürst.

Paul und Karl verfolgten bei dem mit gemeinschaftlichen Anstrengungen unternommenem Krieg verschiedene Ziele und Zwecke. Wohl war die Herstellung der kirchlichen Einheit das ersehnte Anliegen beider Herrscher; während aber der Papst das Concilium zum Triumph der alten Kirche benutzen wollte, durch seine Legaten die Verhandlungen und Beschlüsse im Sinne der Tradition, der päpstlichen Autorität, des scholastischen Glaubenssystems leiten und fassen ließ, wollte der Kaiser seine reformatorischen Ideale durchsetzen, die Bischofsgewalt auf Kosten der pontificalen Macht erhöhen, in den päpstlichen Kirchenorganismus solche Reformen einführen, daß die von den alten Doctrinen Abgewichenen sich zu einem Beitritt entschließen, zu einer Vereinigung und

Verständigung die Hand bieten könnten. Es ging ihm daher sehr gegen den Sinn, daß die Mehrheit des Concils über Bibel und Tradition, über Rechtfertigung und gute Werke Entscheidungen traf, welche zu dem protestantischen Glaubensbegriffe in schroffem Gegensatz standen. Als er nun den schmalkaldischen Krieg siegreich zu Ende geführt hatte, die deutschen Fürsten und Stände folgsam und demüthig sich seinen Machtsprüchen zu fügen schienen, verlangte er, daß in den conciliaren Geschäften auf diese neue Wendung der öffentlichen Dinge Rücksicht genommen werde, daß man die bis dahin gefaßten Decrete zurückhalte oder von Neuem in Berathung ziehe, sobald sich Vertreter der Augsburger Confession bei der Versammlung eingestellt haben würden. Aber weit entfernt, diesem Verlangen nachzukommen, die päpstliche Autorität durch eine imperiale oberschiedsrichterliche Machtherrschaft in ihrer göttlichen Ehre und Hoheit beschränken zu lassen, gebot Paul III. nicht nur die Veröffentlichung der Synodalbeschlüsse in ihrer strengkirchlichen Fassung, er nahm auch einige Krankheitsfälle zum Vorwand, um das Concil aus der habsburgischen Stadt Trient nach Bologna, einer päpstlichen Stadt zu verlegen. Der Kaiser protestirte gegen die „Translation“ und verbot den Vätern die Abreise; aber nur die Minderheit der Prälaten, insbesondere die in den habsburgischen Staaten ihre Wohnsitze hatten, blieb dem Befehl des Kaisers gemäß in Trient zurück, die Mehrzahl folgte dem Ruf des Papstes nach Bologna. Somit war das Concil gespalten und die synodalen Arbeiten wurden eingestellt. Das schroffe Auftreten des kaiserlichen Gesandten Mendoza, der vor Papst und Cardinälen die Protestation in ihrer ganzen Schärfe vortrug, vermehrte die Verstimmung. Anstatt die Translation rückgängig zu machen, behandelten die Väter in Bologna die andern als Schismatiker und erwiederten die Aufforderung zur Rückkehr nach der tiroler Stadt mit dem Bescheid, zuvor müßte die in Trient verbliebene Fraction sich in Bologna mit ihnen vereinigen und dadurch das Geständniß ablegen, daß jene durch ihren Ungehorsam gegen die kirchliche Autorität sich vergangen hätte und ihr Unrecht bereuete.

Dazu kam noch eine persönliche häusliche Kränkung. Pier Luigi

Farnese, der wegen seiner Sittenlosigkeit und Tyrannei verhaßte Herzog von Parma und Piacenza, durch dessen Hand alle Fäden der päpstlichen Politik liefen, war bei Besichtigung der Festungswerke von einigen parmesanischen Edlen, die er in ihren Rechten verletzt hatte, ermordet worden und unmittelbar darauf hatte Gonzaga, der kaiserliche Statthalter von Mailand, ein Erbfeind des farnesischen Geschlechts im Namen des Reichs die Städte besetzt. Ein finsterer Argwohn beschlich den Kirchenfürsten, Gonzaga möchte bei der blutigen That die Hand im Spiel gehabt, ja vielleicht mit Zustimmung oder Connivenz des Kaisers gehandelt haben. Seitdem waren die beiden Häupter der Christenheit in tödtlicher Feindschaft entzweit, die bis zum Tode Pauls III. am 10. November 1549 dauerte.

Nach dieser „geistlichen Kriegserklärung" war an ein Zusammengehen des Papstes und des Kaisers in den kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands nicht zu denken; daher beschloß Karl die Sache allein in die Hand zu nehmen und mit den Fürsten und Ständen, die er in Demuth und Ehrerbietung seiner Befehle harren sah, eine Ordnung zu treffen, wie er sie den Interessen seines Hauses und der kirchlichen Lage der Nation für entsprechend hielt. Dies sollte auf dem Reichstage von Augsburg im Jahr 1548 vor sich gehen, den man bezeichnend genug den „geharnischten" genannt hat. Nicht blos das weltliche Regiment sollte der Fesseln entledigt werden, welche ihm Verfassung und Herkommen, Wahlcapitulation und schleppende Rechtsformen angelegt hatten, auch die deutsche Kirche gedachte Karl im Geiste der oströmischen Imperatoren in eine solche Form zu bringen, daß ihre Vereinigung mit der allgemeinen Kirche, wenn nicht sofort doch im Laufe der Zeit, ermöglicht würde. War doch auch die hussitische Häresie, die vor einem Jahrhundert so wild aufbrausend und erobernd durch die Welt gezogen, dem Aussterben nahe. Hätte sich die Curie den Wünschen und Plänen des Kaisers willfähriger gezeigt, so hätte dieser vielleicht andere Wege eingeschlagen, um eine äußerliche Union anzubahnen; aber bei dem gespannten Verhältniß, in dem er zu dem Pontificat und zu den Vätern in Bologna stand, glaubte er aus eigener Machtvollkom-

menheit vorgehen zu sollen. Auch von einem deutschen Nationalconcil sah er ab; durch neue Discussionen wäre die Entscheidung hinausgezogen worden; ihm war es aber um rasche Erledigung zu thun. Leicht konnten politische Conjuncturen eintreten, welche die günstige Lage des Augenblicks verwirkten.

An eine unbedingte Restauration des alten Zustandes, wie einige katholische Eiferer riethen, war nicht zu denken; nicht nur daß Capitulationsverträge, die Karl oder seine Räthe mit vielen Fürsten und Städten eingegangen. einem derartigen Vorgehen widerstrebten, ein solches Unterfangen hätte die ganze evangelische Welt in Aufruhr gebracht und die revolutionären Kräfte von Neuem auf die Oberfläche getrieben. Auch fühlte der Kaiser keinen Drang, der widerspenstigen päpstlichen Hierarchie sich so gefällig zu zeigen. Er glaubte am sichersten sein Ziel zu erreichen, wenn er durch einige Theologen von gemäßigter vermittelnder Richtung, eine „einstweilige" Cultus- und Glaubensordnung abfassen ließ, die bis zur endgültigen Entscheidung eines allgemeinen christlichen Concils in Deutschland Geltung haben und die Parteien zu einer friedlichen Lebensgemeinschaft vereinigen sollte. Er wählte dazu neben dem Mainzer Weihbischof einen gemäßigten Katholiken, Julius Pflug, erwählten Bischof von Naumburg, und einen Lutheraner geschmeidigen Sinnes, den brandenburgischen Hofprediger Johann Agricola. Durch die vieljährigen theologischen Streitigkeiten, Disputationen und Religionsgespräche waren die katholischen Doctrinen und die confessionellen Auffassungen so sehr in das Bewußtsein aller Gebildeten eingedrungen, daß man nur aus den vorhandenen Lehrsystemen solche Bestandtheile auszuwählen brauchte, die am wenigsten im Widerstreit mit einander lagen. Dies geschah in dem sogenannten „Augsburger Interim", der kaiserlichen Unionsformel, nach welcher die deutsche Kirche forthin eingerichtet werden sollte. In dieser interimistischen Glaubensschrift war in Lehre, Cultus und Verfassung der altkirchliche Standpunkt festgehalten, nur daß die Rechte und Befugnisse der Bischöfe gegenüber dem Pontificat besonders betont, die päpstliche Macht dagegen in gewisse Schranken gewiesen waren. Der protestantischen Auffassung

war nur in der Gestattung des Kelchs beim Abendmahl, in der Beibehaltung und Verwendung verheiratheter Geistlichen und in einer milderen Praxis der Fastengebote Rechnung getragen.

Nach des Kaisers Meinung sollte diese einstweilige Lehr- und Cultusform von beiden Confessionen angenommen und eingeführt werden. Zu seiner großen Freude erhob sich in den reformatischen Kreisen wenig Widerspruch. Karl wußte die ihm zu Gebote stehenden Mittel und Künste auf die Gemüther so wirksam anzuwenden, indem er die Einen durch glänzende Aussichten und Verheißungen lockte, die Andern durch Drohungen und ungnädige Reden schreckte, daß sie die bittere Gabe ohne Widerstreben, höchstens mit einigen Reservationen hinnahmen, theils aus Furcht, theils aus Leichtsinn oder Devotion. Weniger entgegenkommend waren die katholischen Glieder des Fürstenraths. Herzog Wilhelm von Baiern, verstimmt daß er für seine Dienste im schmalkaldischen Krieg nicht so reichlich wie Moriz belohnt worden war, fragte zuvor in Rom an. Als der Papst von der Annahme abrieth, wuchsen die Bedenken der fürstlichen Majorität gegen die Gestattung des Laienkelchs und der Priesterehe. Würde man jetzt gewähren, was man früher verworfen, so sei die kirchliche Autorität gefährdet. Wie widerwärtig auch dem Kaiser diese unerwartete Opposition war, er mußte die Erklärung abgeben, daß das Augsburger Interim nur für die evangelischen Stände bindend sein sollte. Mit dieser Beschränkung wurde die kaiserliche Religionsschrift als Reichsgesetz angenommen und bekannt gemacht. Der päpstliche Nuntius, der dagegen Einsprache erheben sollte, wurde erst nach der Veröffentlichung vom Kaiser empfangen.

Und nicht blos die deutsche Kirche sollte in Augsburg auf neuer Basis aufgerichtet werden, auch in den weltlichen Rechtsordnungen des Reichs suchte Karl solche Einrichtungen zu treffen, daß die kaiserliche Macht und Autorität in Zukunft freier geübt, nicht mehr wie bisher durch schleppende Rechtsformen gehemmt und gebrochen werden möchte. Als Schluß und Endziel seiner Politik gedachte er dann die neu gefestigte deutsche Monarchie in seinem Hause erblich zu machen, die Kaiserwürde seinem Sohne Philipp zu sichern. Auch in diesem Vor-

haben erlangte er bei der willfährigen Reichsversammlung bedeutende Resultate: die Wehrkraft wurde verstärkt, der Eintritt in fremde Kriegsdienste untersagt, eine ordentliche Reichssteuer geschaffen, eine neue Kammergerichtsordnung eingeführt, das burgundische Erbland unter den Reichsschutz gestellt. Nur der Plan, durch Gründung einer „Reichsliga", nach dem Vorgange und Muster des schwäbischen Bundes aber in größerem Umfang, die schwerfällige Reichsverfassung lahm zu legen, dem Reichsregiment eine strammere Bundesgewalt, einen föderativen Organismus mit Bundestruppen und Bundessteuern unter einem vom Kaiser zu ernennenden Bundeshauptmann entgegen zu stellen, konnte nicht durchgesetzt werden, und die spanische Succession scheiterte theils an dem Widerstreben der österreichischen Linie der habsburger Dynastie, mehr aber noch an der Antipathie der deutschen Nation gegen die fremde Zwingherrschaft und an unberechneten Ereignissen.

Seit Jahrhunderten hatte kein Kaiser sich einer solchen Hingebung der Reichsstände zu erfreuen. Wenn man liest, wie demüthig und dienstbeflissen die stolzen Fürstenhäupter sich vor dem fremden Herrscher mit dem bleichen Angesicht und der hinfälligen Gestalt beugten, wie die Blüthe des deutschen Adels bei den ausländischen Räthen des spanischen Monarchen um Gunst und gnädige Berücksichtigung buhlte und in ausgelassener Lustbarkeit die Tage der Schmach und Erniedrigung verschwelgte; so wird man lebhaft an die letzten Tage des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gemahnt, als Fürsten, Adel und reichsstädtische Bürgerschaften vor einem andern fremden Machthaber im Staube krochen und in demüthiger Unterwürfigkeit wetteiferten. Es war nicht zu verwundern, wenn der eine wie der andere mit Geringschätzung auf eine Nation blickte, deren Häupter und Vertreter so wenig Ehrgefühl und Selbstachtung zeigten; aber im sechzehnten Jahrhundert waren die sittlichen Kräfte der Nation noch nicht so sehr erschlafft und entartet, wie am Ende des achtzehnten; sie waren nur durch eine vorübergehende Wolke verhüllt und verdunkelt; sie sollten wieder in hellerem Schein hervortreten.

Hätte der Kaiser nur mit den Fürsten und Magistraten zu handeln

gehabt, so hätte er wohl seine Pläne durchgesetzt. Aber bei der Einführung des Interims stieß er auf Kräfte, die sein autokratischer Geist nicht würdigte, und die sich seinem despotischen Kirchenregiment noch schärfer entgegenstellten als die hierarchischen Gewalten und das Pontificat. Nur die Furcht vor Gewaltmaßregeln brachte die Reichsstädte Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Ulm, Frankfurt u. a. zur Unterwerfung, in manchen Orten erst nach Umgestaltung des städtischen Regiments in aristokratischem Sinne; der muthige Widerstand von Constanz konnte nur durch die Uebermacht der österreichischen Waffen und durch die gewaltsame Unterjochung der Stadt gebrochen werden (Oktober 1548). Aber die stärkste Oppositon regte sich bei dem Volke, bei dem Bürgerstand, bei den Predigern. Flugschriften und Spottgedichte in deutscher und lateinischer Sprache, satirische Gemälde, Holzschnitte und Kupferstiche suchten das neue Religionsgesetz verhaßt und verächtlich zu machen. Der Volkswitz übte sich an ihm: „Hütet euch vor dem Interim," lautete ein Spruch, der von Mund zu Mund ging, „es hat den Schalk hinter ihm." Wie zu Anfang der Reformation gab sich die öffentliche Meinung in einer heftigen und derben Volksliteratur kund. „Ein Interim haben sie dargestellt," heißt es in einem Volkslied, „die Christen zu verführen, dem Teufel dies wohl gefällt." „Interim, du thust dich schmücken und bist doch Greuels voll; sollt unser Seel verderben, wir nehmen dich nicht an, viel lieber wollen wir sterben." Den muthigsten Widerstand leisteten die evangelischen Prediger: weder Drohungen noch Verfolgungen, weder Kerkerstrafe noch Schädigung an Gut und Amt waren im Stande, diese glaubenstreuen Männer zur Annahme einer Religionsformel zu bewegen, die ihrem Gewissen widerstrebte. Von ihren Stellen vertrieben flohen sie die Heimath und den häuslichen Heerd, um sich auf verborgenen Wegen nach den norddeutschen Städten zu retten, die das „seelenverderbende" Interim von sich wiesen und entschlossen waren, ihren Glauben und ihre Ueberzeugung mit allen Kräften zu vertheidigen. In Schwäbisch-Hall entrann Johann Brenz den spanischen Häschern, die ihn gefangen nehmen wollten, und rettete sich durch Wälder und Berge, an entlegenen Orten oder auf befreundeten Edel-

sitzen sich bergend. Die Zahl der opfermuthigen Männer, die aus den oberdeutschen Städten und Dörfern brodlos mit Weib und Kind in die Verbannung zogen, soll sich auf vierhundert belaufen haben. Den meisten bot das mit der Acht belegte und hart bedrängte Magdeburg ein Asyl. Von dieser Elbestadt, der „Kanzlei Gottes", erhielt das evangelische Deutschland seine Impulse. Von dort her ergoß sich eine Fluth von Flugschriften, Spottgedichten, Satiren und Caricaturen gegen das Interim und seine Anhänger, die „Adiaphoristen und Mameluken", gegen den sächsischen „Judas Ischariot" und seine „gottlosen Sophisten", gegen des Kaisers Tyrannei und den „Papst mit seiner Pfaffen Schaar.

Bald stellten sich auch Flüchtlinge aus Sachsen ein. Aller Augen waren damals auf Wittenberg und Dresden gerichtet. Moriz war durch seine Stellung zum Kaiser vor Allen berufen, die Einführung des Interims mit Eifer zu betreiben. Allein er hatte auch bei der Huldigung den Unterthanen das Versprechen gegeben, daß sie bei ihrem Glauben belassen werden sollten. Bei der Abneigung des Volkes gegen die kaiserliche Religionsformel konnte er nicht auf ein willfähriges Entgegenkommen hoffen, zumal als der „geborne Kurfürst von Sachsen", der gefangene Johann Friedrich standhaft die Annahme zurückwies und dadurch in den Augen der Glaubensgenossen noch höher stieg, als heiliger Märtyrer und treuergebener Hiob noch mehr verehrt und geliebt ward.

In dieser schwierigen Lage inmitten der Parteien leistete Melanchthon dem Kurfürsten gute Dienste. Moriz hatte durch Fürsorge für die Universität Wittenberg, deren Bestand und Blüthe dem Reformator so sehr am Herzen lag, und durch persönliche Aufmerksamkeiten und Beweise von Vertrauen gegen den hochverdienten Mann sich dessen Zuneigung gewonnen. Melanchthons versöhnliche und vermittelnde Richtung hatte den Hofkreisen und den strengen Anhängern Luthers nie Genüge gethan; und er war oft genöthigt gewesen, in der Abendmahlslehre und in andern Dogmen mehr nachzugeben, als sich mit seiner inneren Ueberzeugung vertrug. Die Autorität des gewaltigen

Mannes, den er nicht durch Widerspruch verletzen wollte, und des orthodoxen Kurfürsten Johann Friedrich war mit imponirender Macht auf ihm gelegen und hatte ihn oft abgehalten, sich mit voller Freiheit auszusprechen. Er fühlte sich jetzt wie erlöst von einem schweren Druck und zu der neuen Herrschaft hingezogen. In einem vertraulichen Schreiben an Carlowitz sprach er von der „schmählichen Knechtschaft“, die er so lange habe erdulden müssen.

Diese Stimmung wußten Moriz und seine Räthe zu verwerthen. Das „Augsburger Interim“, das den Evangelischen in tiefster Seele verhaßt war, wurde abgeschwächt und dafür in gewundenen, unbestimmten, vieldeutigen Worten mit dialektischer Gewandtheit eine neue Lehr- und Cultusformel aufgestellt, die dann als „Leipziger Interim“ zur Einführung kommen sollte. Darin war zwar hinsichtlich des Glaubens nichts Unevangelisches aufgenommen, dagegen der größte Theil des katholischen Ceremoniels als unwesentlich und gleichgültig, „Adiaphora“, zugelassen und die Gewalt des Papstes und der Bischöfe anerkannt, sofern sie dieselbe zur „Erbauung nicht aber zur Zerstörung der Kirche“ gebrauchten.

In dieser reservirten und verclausulirten Fassung wurde nun auch das Unionswerk in Sachsen als Landesgesetz vollzogen und gegen die Widerstrebenden Zwang und Verfolgung in Anwendung gebracht. Mehrere lutherische Theologen, wie Flacius Illyricus und Amsdorf wanderten aus und mehrten die Zahl der Exulanten in Magdeburg. Von der Zeit an hörte Melanchthon auf, den „Wagen Israels“ zu lenken. Seine Anhänger wurden als „Adiaphoristen“ und „Philippisten“ in den orthodoxen Kreisen nicht minder geschmäht als die Papisten und Römlinge.

In der Mitte des Jahrhunderts stand Kaiser Karl V. auf der Höhe seiner Macht in Deutschland. Das Interim war oder wurde in allen Landeskirchen zur Geltung gebracht; Magdeburg, der Heerd und Brennpunkt der evangelischen Opposition, lag unter der Acht des Reiches und wurde von einem Belagerungsheer bedrängt; in den Reichsstädten waren die rathsherrlichen Geschlechter wieder an das Regiment

gekommen und suchten durch Devotion sich die kaiserliche Gunst zu erhalten, um sich eines starken Schutzes gegen die popularen Elemente der Zünfte zu sichern; die Fürsten wurden durch persönliche Motive, durch Furcht oder Familieninteresse an das Haupt der habsburger Dynastie gefesselt; feindselige Regungen oder Aufstandsversuche wurden durch die fremden Kriegsknechte, die gegen Recht und Verfassung im Reiche zurückgeblieben waren und durch ihre Brutalität, ihre Grausamkeit, ihre Frauenschändung allenthalben Furcht, Erbitterung und Haß erzeugten, niedergehalten und erstickt. Und nun entschied sich auch noch die neue Papstwahl zu Gunsten des Kaisers. Julius III., der im Februar 1550 den päpstlichen Thron bestieg, zeigte sich geneigt, das unterbrochene Tridentiner Concil zu erneuern und auch Abgeordnete der deutschen Kirche, die unter dem Interim stand, zu den Verhandlungen zuzulassen, ja sogar einzuwilligen, daß um ihren Beitritt zu erleichtern, die früheren Beschlüsse „reassumirt" d. h. einer nochmaligen Berathung unterzogen würden.

Nun glaubte Karl zur Verwirklichung seiner Ideen, die er so lange im Grunde seiner Seele gehegt und ausgebildet hatte, schreiten zu können, nämlich durch Herstellung der kirchlichen Einheit mittelst eines allgemeinen christlichen Concils der kaiserlichen Autorität sowohl gegenüber den deutschen Reichsgewalten als gegenüber der Curie eine größere Machtvollkommenheit, ein entscheidendes schiedsrichterliches Ansehen zu verleihen, den Träger der Kaiserkrone zum weltlichen Oberhaupte der Christenheit im Sinne Karls des Großen oder des ersten römischen Kaisers deutscher Nation zu erheben und diese erhöhte Machtfülle durch eine neue Successionsordnung seinem Hause als erblichen Ehrenrang zu sichern und zu erhalten.

3. Das Ringen um confessionelle Gleichberechtigung und nationale Lebensgemeinschaft.

Allein in demselben Augenblick, da Papst Julius III. das Concilium aufs Neue nach Trient verlegte, da die Beschickung desselben sowohl von Seiten der katholischen Kurfürsten als mehrerer evangeli-

schen Stände Karls lange gehegte Wünsche zum Ziele zu führen schien, da alle Umstände sich vereinigten, ihn zum weltlichen Oberhaupt der Christenheit in dem angedeuteten Sinne zu erheben, und er bereits Einleitungen traf, seinen Sohn zu seinem Nachfolger wählen zu lassen und dadurch diese erneute Kaisermacht in seiner Familie erblich zu machen, fand er einen unerwarteten Widersacher in dem Manne, dem er seine bisherigen Siege hauptsächlich zu verdanken hatte, in Moriz von Sachsen. Die Pläne des Kaisers drohten dem deutschen Reich eine Umgestaltung zum Nachtheil der Fürstenmacht und der herkömmlichen Rechtsordnungen; die fortdauernde Anwesenheit spanischer und italienischer Truppen in Süddeutschland lastete wie ein drückender Alp auf Stadt und Land, alle Volkslieder der Zeit ergehen sich in Klagen und Verwünschungen gegen die Bösewichter und Frauenschänder; die schweren Strafen, womit jede Uebertretung des katholischen Ritus belegt wurde, reizten die Gemüther: man schien Deutschland in eine spanische Provinz umwandeln zu wollen. Die Verstimmung erreichte den höchsten Grad, seitdem Moriz, der verhaßte Verräther der protestantischen Sache und ihrer Führer, im Namen des Kaisers die Vollziehung der Acht wider Magdeburg übernommen und die Stadt, „wo das lautere Wort des Evangeliums allein noch eine Freistätte gefunden", zu belagern begonnen hatte. Dieser verbitterten Stimmung kam der Jubel gleich, mit dem man die heldenmüthigen Kriegsthaten der von den Geistlichen angefeuerten Magdeburger Bürgerschaft vernahm, die im zuversichtlichen Vertrauen auf den Beistand Gottes, dessen Sache sie führte, und stark durch den Eid, im Leben und im Tod Alle für einen Mann zu stehen, die Stürme und Angriffe muthig zurückschlug. In Sachsen herrschte große Aufregung; die Stände warfen bereits ihre Blicke auf Morizens Bruder August. Da gingen dem jungen Kurfürsten die Augen auf über seine Stellung. Seine wiederholten Verwendungen für die Befreiung seines in Mecheln gefangen gehaltenen Schwiegervaters Philipp waren bisher ohne Erfolg geblieben, vielmehr dessen Haft seit dem gescheiterten Fluchtversuch noch geschärft worden; die Landgräfin war im verödeten Hessenland am 15. April 1549 vor

Kummer und Gram ins Grab gesunken; das verpfändete Wort des Kurfürsten wurde von dem Kaiser keiner Beachtung gewürdigt. Morizens Ehre war für immer dahin, wenn er sie nicht durch eine That wieder herstellte; und wie konnte er die öffentliche Stimme, gegen die kein bedeutender Mann gleichgültig ist, besser gewinnen, als wenn er die Freiheit des Reichs und der Kirche mit Einem Schlag der Nation zurückgab! Zu dem Zweck verband er sich zuerst mit dem eifrigen Bundesgenossen der Magdeburger, dem unternehmenden Markgrafen Johann von Küstrin, mit dem er bisher manche Gefechte bestanden. Dieser betrieb die Aussöhnung der beiden sächsischen Linien und die Beilegung des Streits mit Magdeburg. Bald traten der Herzog von Mecklenburg, die Söhne des Landgrafen von Hessen u. A. dem Bunde bei; auch der ritterliche Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, den die Mühlberger Schlacht aus der Kriegsgefangenschaft befreit hatte, war mit ihnen einverstanden, wenn er gleich nicht förmlich in den Fürstenbund eintrat, sondern den Krieg auf eigene Hand führen wollte. Dieser war es auch, welcher, unterstützt von dem geächteten Schärtlin, zuerst eine Verbindung mit Frankreich bewirkte. In dem Vertrag, den dann Moriz mit König Heinrich II. abschloß, wurde diesem gestattet, für die den protestantischen Fürsten zu leistende Hülfe, zur Erhaltung der „deutschen Libertät und evangelischen Freiheit" die Städte Metz, Toul, Verdun und Cambray zu besetzen, mit Vorbehalt der Rechte des Reichs.

Während dieser Verhandlungen hatte Moriz den Belagerungskrieg vor Magdeburg fortgesetzt, doch mit möglichster Schonung. Dadurch konnte er seine Truppen beisammen halten, ohne den Verdacht des Kaisers zu erregen. Kaum war aber der Vertrag mit Frankreich abgeschlossen, so bot er der Stadt Gnade und Religionsfreiheit an und brachte sie dadurch zur Huldigung und Anerkennung seiner Hoheitsrechte. Am 9. November 1551 hielt er an der Spitze vieler Fürsten, Herren und Räthe seinen Einzug. Die Aufnahme einer sächsischen Besatzung fand nun keinen Widerstand mehr. Der Kaiser befand sich ohne Truppen in Innsbruck, mit dem Tridentinischen Concil und seinen

dynastischen Entwürfen beschäftigt. Umsonst kamen ihm Warnungen zu; Moriz, schlau und geheimnißvoll und Meister in der Verstellung, wußte aus der Ferne jeden Argwohn, der in des Kaisers Seele auftauchte, zu zerstreuen. Unter äußerer Fröhlichkeit versteckte er seine tiefen Pläne, und seine lustigen Gelage, seine Jagdpartien und seine galanten Abenteuer dienten ihm oft als Hülle, oft als Mittel zur Erforschung fremder Vorsätze. Der in spanischen und italienischen Ränken geübte Karl hielt es für unmöglich, daß ein Deutscher ihn überliste. „Die vollen und tollen Deutschen", ließ er sich vernehmen, „haben kein Geschick zu dergleichen listigen Anschlägen." Auch hatte er durch den schmalkaldischen Krieg eine so geringe Meinung von der politischen und strategischen Befähigung der deutschen Fürsten und Stände gefaßt, daß er keine ernsten Gefahren von ihrer Seite befürchtete. Er meinte, Moriz habe bei seinem Eifer für den gefangenen Landgrafen nur die Absicht, sich das verlorene Vertrauen der Evangelischen wieder zu gewinnen. Und stand es denn nicht in des Kaisers Hand, durch die Freilassung Johann Friedrichs den alten Kurfürsten wider den neuen in den Kampf zu führen? Der Haß zwischen den Häuptern der beiden sächsischen Linien, der durch die Mühlberger Schlacht unversöhnlich geworden war, bürgte ihm, daß dieser Kampf heftig genug ausfallen würde. So sicher rechnete er auf diese Handhabe, daß er auf die Warnungen vor Morizens Anschlägen erwiederte, „er führe einen Bären an der Kette, den brauche er nur zu befreien, um den sächsischen Rivalen zu erwürgen". Und Moriz ließ es ja, so lange die Verhandlungen mit den deutschen Fürsten, mit Frankreich, mit andern auswärtigen Höfen noch in der Schwebe waren, nicht an Dienstbeflissenheit gegen den Kaiser fehlen. War doch Melanchthon bereits nach Nürnberg aufgebrochen, um sich mit zwei Leipziger Gelehrten nach der Concilsstadt zu begeben, versehen mit einem Beglaubigungsschreiben des Landesherrn an die „ehrwürdigen Väter, Cardinäle und Bischöfe in Trient".

Aber bald zog sich ein unerwartetes Kriegsgewitter über dem Haupte Karls zusammen. Im März 1552 erfolgte gleichzeitig der

Aufbruch der sächsischen und hessischen Heerhaufen; in Rothenburg an der Tauber stieß Albrecht von Culmbach mit einer dritten Kriegsschaar zu ihnen. Ein Manifest verkündete, sie hätten die Waffen ergriffen, um Deutschland zu erlösen von dem „viehischen erblichen Servitut“ eines Machthabers, welcher unter dem Schein der gespaltenen Religion „seine eigene Domination, Nutz und Gewalt“ durchsetzen wolle, durch ausländisches Kriegsvolk, welches Land und Leute bedrücke, „Aller Hab und Gut, Schweiß und Blut aussauge“ und durch die fortdauernde Gefangenhaltung des Landgrafen eine „Infamie und Unbilligkeit“ auflege, die nicht länger zu dulden sei. In den ersten Tagen des April näherten sich die Verbündeten der Reichsstadt Augsburg, die seit der Patrizierherrschaft als die „feste Warte der kaiserlichen Stellung“ gelten konnte. Nun erfolgte ein rascher Umschlag, welcher den Abzug der spanischen Besatzung und die Wiederherstellung der alten volksthümlichen Zunftverfassung zur Folge hatte.

Wie sehr hatte sich Karl verrechnet, wenn er meinte, die Unschlüssigkeit und Planlosigkeit von ehedem würde sich wiederholen und zu denselben Resultaten führen: Während er mit einigen tausend Kriegsknechten noch in Innsbruck weilte, rückte das Bundesheer an die Grenze von Tirol und verlegte den Weg nach den Niederlanden. Moriz verabredete mit König Ferdinand auf einer Zusammenkunft in Linz auf den 26. Mai eine Fürstenversammlung in Passau „zur Abstellung aller Irrungen und Gebrechen deutscher Nation“, und strengte alle Kräfte an, um bis zu jenem Termin Meister der Situation zu werden. Die Erstürmung der Ehrenberger Klause, die einst Schärtlin zu unglücklicher Stunde hatte räumen müssen, durch den kühnen Herzog Georg von Mecklenburg, „ein jung hitzig Blut“, brachte den Kaiser in schlimme Lage und setzte die Väter des Concils in solchen Schrecken, daß sie in wilder Eile die tiroler Bergstadt verließen. Wie gern hätte Moriz den „alten Fuchs“ in seiner Höhle erhascht, den gewaltigen Herrn das Schicksal der Gefangenschaft am eigenen Leib erfahren lassen; aber durch die Meuterei der Landsknechte, denen der geforderte Sturmsold nicht bezahlt ward, ging einige kostbare Zeit verloren, die dem Kaiser Ge-

legenheit zur Flucht gab. Nachdem er dem Kurfürsten Johann Friedrich im Schloßgarten persönlich seine Befreiung verkündigt, eilte er in einer stürmischen, regnerischen Mainacht über die noch mit Schnee bedeckten tiroler Alpen nach dem Pusterthale und dann weiter nach Villach. In der Mitte des Zugs wurde er in einer Sänfte getragen, von körperlichen Schmerzen verzehrt und niedergeschlagenen Geistes; nun war der stolze Herrscherbau, den er aufzurichten gedachte, zertrümmert, das Traumbild der Macht und Herrlichkeit, dem er nachgejagt, zerronnen. Denn wenn er auch noch nicht die Hoffnung aufgab, durch seine geistige Ueberlegenheit im wechselnden Lauf der Dinge einen Umschwung bewirken zu können; ein Zusammentreffen von so günstigen Zeitverhältnissen, wie sie noch vor Kurzem bestanden und nun durch einen einzigen Unfall zerschlagen waren, konnte nie mehr erhofft werden; mit der Idee einer Universalherrschaft war es vorbei. Am 23. Mai hielt Moriz seinen Einzug in Innsbruck und deutsche Landsknechte prunkten mit den Prachtgewändern und Beutestücken spanischer Krieger und Hofleute.

Einige Tage nachher wurde der in Linz verabredete Fürstentag zu Passau eröffnet. Nur mit innerem Widerstreben hatte sich Kaiser Karl durch den Bruder bewegen lassen, die aufgestellten Präliminarien: unbedingte Freilassung des Landgrafen und Ausgleichung des religiösen Zwiespalts durch ein Nationalconcil oder einen Reichstag anzunehmen; erst als Moriz nicht auf den Vorschlag eines Waffenstillstandes für längere Dauer einging, fügte er sich in die Nothwendigkeit, aber immer noch mit dem Hintergedanken, sobald er sich erholt und Truppen und Geld gesammelt haben würde, seine früheren Entwürfe und Pläne wieder aufzunehmen. Es war aber ein Glück für die Verbündeten und die deutsche Friedenspartei, daß in dem habsburger Hause selbst ein tiefgreifender Zwiespalt zwischen der älteren und jüngeren Linie obwaltete, daß Ferdinand und sein Sohn Maximilian die dynastischen Pläne Karls und Philipps in Beziehung auf das deutsche Kaiserthum mißbilligten, die spanische Succession nicht minder verabscheuten als die deutschen Fürsten und Völker und mit Moriz, der die Kaiserkrone

nach dem Ableben Karls dem österreichischen Zweige des Hauses zugewendet wissen wollte und für den Fall einer Friedenseinigung seine Hülfe gegen die Türken und Ungarn verhieß, Hand in Hand gingen. So blieb denn dem in die Berge gejagten Monarchen nichts übrig, als dem Bruder das schwierige Geschäft der Friedensstiftung in Passau zu übertragen; doch behielt er sich die schließliche Bestätigung der vereinbarten Artikel vor.

Es war im Juni des Jahres 1552, daß sämmtliche Kurfürsten und die angesehensten andern Reichsstände, wie die Herzöge von Baiern, Würtemberg, Cleve, Pommern, Braunschweig, die brandenburger Markgrafen und mehrere Erzbischöfe und Bischöfe in Person oder durch Stellvertretung in der Donaustadt zusammentraten, um unter dem Schutze eines bis zum Austrag der Berathung dauernden Waffenstillstandes einen Friedensstand auf neuen Grundlagen zu schaffen. Auf keinem früheren Reichstage oder Congreß hatte unter den deutschen Fürsten, zu welcher religiösen Gesinnung sie sich bekennen mochten, so sehr der Gedanke und der Wunsch Platz gegriffen, durch Verständigung unter einander und durch nationalen Gemeinsinn eine aufrichtige und dauernde Friedensordnung auf Grund der realen Verhältnisse aufzurichten als damals in Passau. Man war durch bittere Erfahrungen zu der Einsicht gekommen, daß keine höhere oder äußere Macht die „Irrungen und Gebrechen" der deutschen Nation durch Zwang oder Gewalt zu heben, die gestörte Einheit des Glaubens durch kirchliche Formeln und Gesetze herzustellen vermöge, daß man sich selbst helfen und rathen müsse durch eigene Kraft, daß man dem Gefühle der Gerechtigkeit und Gewissensfreiheit Raum geben und mit patriotischem Sinne und mit Rücksicht auf die Wohlfahrt Deutschlands handeln müsse. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, hielt man jede fremde Einmischung fern: dem französischen Gesandten, der sich in der Donaustadt eingefunden, wurde jede Einwirkung abgeschnitten; kaiserliche oder päpstliche Bevollmächtigte wurden nicht zugelassen: aus dem Schooße des versammelten Reichsfürstenraths sollte die Beilegung der Streitigkeiten hervorgehen; man rechnete auf den vaterländischen und nationalen Sinn

der Anwesenden. Und da kam es denn sehr zu Statten, daß in Baiern dem päpstlich gesinnten Herzog Wilhelm sein Sohn Albrecht, ein gemäßigter und nachgiebiger Fürst und Ferdinands Eidam gefolgt war, und daß auch in Würtemberg seit dem Tode Ulrichs (6. Nov. 1550) der verständige friedliebende Christoph das Regiment führte. Der bedrohte Zustand der Reichsgrenzen im Osten und im Westen legte Allen die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung und der Eintracht mit ernsten Mahnungen ans Herz.

Die Herstellung eines beständigen Friedenszustandes war das Ziel der Versammlung: Alles was diesem Frieden im Wege stehe, sollte entweder sogleich beseitigt oder auf einem demnächst zu berufenden Reichstag beigelegt und verglichen werden. Es setzte viele heiße Kämpfe ab, ehe dieser entscheidende Fundamentalsatz zur Anerkennung gelangen konnte. Die Forderung einer paritätischen Zusammensetzung des Reichskammergerichts wurde aus Rücksicht auf den grollenden Kaiser vorerst fallen gelassen. Endlich siegte die patriotische Friedenspartei. Man ging über Concil und Interim weg auf den Zustand zurück, wie er einst auf dem Speyerer Reichstag festgestellt, aber nie zur allgemeinen Anerkennung und Gesetzeskraft gelangt war. Man kam überein, daß den Bekennern Augsburger Confession unbedingte Religionsfreiheit gewährt, das Interim abgestellt, das Tridentiner Concil nicht auf die Protestanten ausgedehnt, der Landgraf von Hessen in Freiheit gesetzt und alle während des schmalkaldischen Krieges Geächteten und in des Kaisers Ungnade Gefallenen wieder zu Gnaden angenommen und in ihren Gütern, Ehren und Rechten hergestellt werden sollten.

Es waren Beschlüsse von großer Tragweite; aber nur auf diesem Wege war das erstrebte Ziel zu erreichen. Die nächste Aufgabe war nun, die Zustimmung sowohl des Kaisers als sämmtlicher Reichsstände zu erlangen. Denn der allgemeine Waffenstillstand dauerte nur bis zu Ende der Versammlung. Von Seiten der deutschen Fürsten erhob sich kein namhafter Widerstand: nur Herzog Heinrich von Braunschweig war mit der schiedsrichterlichen Entscheidung in Betreff seiner vieljährigen Streitigkeiten mit dem Adel und den Stadtgemeinden des

Landes nicht zufrieden und der kampflustige Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, der während des Krieges den Nürnbergern und den Bischöfen von Würzburg und Bamberg eine Anzahl von Aemtern, Schlössern, Ortschaften und hohe Geldsummen abgetrotzt hatte, wandte der Versammlung den Rücken, als diese die erzwungenen Verträge nicht bestätigte vielmehr sich auf die Seite der Beschädigten stellte, und weigerte sich, dem Passauer Friedensvertrag nachzukommen. Er zog von Neuem plündernd und brandschatzend in Franken umher, um sich „an den reichen Pfaffen von Würzburg und Bamberg und an den Pfeffersäcken von Nürnberg" zu erholen.

Dieser Widerstand gegen den Willen der Nation wäre wohl bald niedergeschlagen worden, hätte nicht der Kaiser, welcher sich nicht zur Bestätigung des Passauer Vertags zu entschließen vermochte, das unruhige Treiben des gewaltthätigen Mannes im Stillen gefördert. Wie sehr auch die Fürsten den Monarchen mit Bitten bestürmten, wie dringend Ferdinand, der selbst nach Villach eilte, den Bruder zum Nachgeben zu bereden suchte; Karl konnte nicht dahin gebracht werden, den Gedanken seines Lebens aufzugeben, durch Anerkennung eines unbedingten Friedenszustandes der Idee der kirchlichen Einheit zu entsagen, für die er so mannhaft gestritten, gearbeitet, gesiegt hatte, das Interim sammt dem Concil und den Augsburger Reichstagsbeschlüssen gleich flüchtigen Traumbildern dahinschwinden zu lassen. Sollte er am Abend eines thatenreichen Lebens die Früchte aller seiner Mühen und Anstrengungen zerrinnen sehen, wie ein Besiegter vom Schlachtfelde weichen? Es widerstrebte seinem kaiserlichen Herrschergefühl, sich von Männern, die er als seine Untergebene betrachtete, die früher um seine Gunst gebuhlt, Friedensbedingungen vorschreiben zu lassen. Nur so weit gab er nach, daß auf einem ordentlichen Reichstag unter seiner eigenen Mitwirkung die Mittel eines Ausgleichs auf verfassungsmäßigem Wege gefunden werden möchten. Bis dahin wolle er die Bundesfürsten nicht bekriegen, aber dem Grundsatz des unbedingten Friedensstandes werde er nicht beitreten.

So schien denn der Krieg seinen Fortgang nehmen zu sollen und

sowohl der Kaiser als die Verbündeten trafen ihre Anstalten. Aber Ferdinand und die vermittelnde Friedenspartei strengten alle Kräfte an, das noch unter der Asche glimmende Kriegsfeuer nicht zu einem neuen Brande auflodern zu lassen. Man versuchte durch eine Abschwächung der vereinbarten Artikel eine Verständigung zu erzielen: statt eines allgemeinen Friedens für alle Zukunft wurde ein begrenzter aufgestellt; bis zum Austrag des nächsten ordentlichen Reichstages sollte Ruhe und Friede herrschen und kein Religionstheil den andern befehden; der Grundsatz der Toleranz und Lebensgemeinschaft der beiden Confessionen unabhängig von Interim und Concil war somit zugegeben, nur daß die Geltung auf einen Zeitraum beschränkt war, der möglicher Weise sich sehr weit hinausziehen konnte.

Nun galt es, den Vertrag in seiner veränderten Gestalt bei dem Kaiser wie bei den verbündeten Fürsten zur Anerkennung zu bringen. Und da trafen denn äußere Umstände zusammen, die schließlich zur Annahme führten. Moriz war nach dem Lager der Verbündeten in Wertheim geritten, um durch kriegerische Bewegungen den Kaiser nachgiebiger zu machen. Es wurde ein Angriff auf Frankfurt unternommen, wo eine kaiserliche Besatzung lag, die an dem neuverordneten aristokratischen Stadtrath eine nachdrückliche Stütze hatte. Das Unternehmen schlug fehl; die mit Geschütz wohlversehene Reichsstadt wies die Anfälle zurück; der junge tapfere Georg von Mecklenburg, der sich zu nahe an das Sachsenhäuser Thor gewagt, wurde von einer Stückkugel hingerafft. Dieser Unfall that seine Wirkung. Als kurz nachher die Gesandten von Passau mit dem abgeänderten Vertrag im Lager eintrafen, war Moriz der Ansicht, man solle darauf eingehen. Umsonst widersetzte sich der brandenburger Markgraf und verlangte, daß zuvor seine Verträge mit den Nürnbergern und den Bischöfen ausdrücklich bestätigt werden sollten: Moriz zog das Sichere und Erreichbare dem Ungewissen vor. Eine neue Schilderhebung mit der Achtserklärung im Gefolge hätte leicht seine Errungenschaften gefährden und die vermittelnde Friedenspartei in das andere Heerlager führen können. So wurde denn im Lager zu Rödelheim bei Frankfurt das Friedensinstru-

ment unterzeichnet (29. Juli 1552). Nur Markgraf Albrecht setzte den Raubkrieg auf eigene Hand fort; nachdem er von den rheinischen Bischöfen Contributionen erpreßt, zog er nach Lothringen, um sich mit den Franzosen zu verbinden, die einige Monate vorher durch Hinterlist und Gewalt sich der Stadt Metz bemächtigt hatten und ihre gierigen Blicke bereits nach dem Elsaß richteten.

Gerade diese Bedrohung des überrheinischen Reichslandes durch König Heinrich II. war die Ursache, daß endlich auch der Kaiser den Widerstand aufgab und am 15. August dem Passauer Vertrag durch Unterschrift und Siegel die Bestätigung ertheilte. Er sah ein, daß die Gefahren, von denen das Reich im Osten und Westen bedroht war, nur mit deutscher Hülfe abgewendet werden könnten.

So war denn der entscheidende Schritt zur friedlichen Lebensgemeinschaft der beiden Confessionen vollbracht. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen kehrte in die Heimath zurück, von den Seinigen mit Freudenthränen empfangen, von dem treuen Volk wie ein Heiliger und Märtyrer verehrt und gefeiert. Auch der Landgraf wurde endlich von der Tyrannei seiner spanischen Wächter und Dränger befreit. In der Martinskirche zu Kassel kniete er am Grabe seiner Gemahlin nieder und gedachte in frommer Andacht der vergangenen Leiden und Prüfungen. Nach und nach stellten sich auch die flüchtigen und vertriebenen Prediger wieder bei ihren Gemeinden ein. Der Tag ihres Einzugs war für die Evangelischen ein Tag der Erlösung vom Druck des Interims, ein Tag der Auferstehung aus dumpfer Geistesnacht. Wie freudig und andachtsvoll erschallten jetzt wieder die Kirchenlieder zum Himmel empor!

Moriz erfüllte darauf sein dem König Ferdinand gegebenes Versprechen, indem er mit deutschem Kriegsvolk nach Ungarn zog, um dem weiteren Vordringen der Türken Einhalt zu thun, während der Kaiser sich anschickte, den Franzosen Metz und Lothringen zu entreißen, die „Vormauer des deutschen Reichs" zurückzuerobern.

Das war aber eine schwierige Aufgabe, da Herzog Franz von Guise die Stadt in guten Vertheidigungsstand gesetzt hatte und zu

energischer Gegenwehr entschlossen war. Auf dem Zuge nach Lothringen stieß Karl auf den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, der sich gerade mit den Franzosen wegen Nichterfüllung der Verträge überworfen hatte und den Herzog von Aumale gefangen mit sich führte, um ihn als Geißel auf der Plassenburg zu verwahren. Der unruhige Kriegsmann ließ sich leicht bereden mit seinen 10,000 Landsknechten in die Dienste des Kaisers zu treten, freilich unter der Bedingung, daß seine erzwungenen Verträge als rechtsgültig anerkannt würden. Karl willigte ein, obwohl er dadurch die Passauer Uebereinkunft verletzte und zu neuen Friedensstörungen Anlaß gab. Es war ihm zu viel daran gelegen, bei dem Belagerungskrieg von Metz, welchen der Herzog Alba im Spätherbst des Jahres 1552 unternahm, den streitbaren Markgrafen mit seinem Heerhaufen zum Verbündeten zu haben. Dennoch schlug das Unternehmen fehl. Nach dreimonatlicher Belagerung, wobei die Soldaten durch Nässe und Winterkälte, durch Hunger und Krankheit unsägliche Leiden zu erdulden hatten, mußte das auf die Hälfte zusammengeschwundene Heer den Rückzug antreten. Damit war das Schicksal von Metz entschieden. Der Bischof nahm die Macht in geistlichen wie in weltlichen Dingen in Anspruch, setzte einen neuen Stadtrath ein und förderte aus allen Kräften die Verbindung mit Frankreich. Mit der Reichsfreiheit gingen auch die Keime des Protestantismus in der Stadt und Umgegend unter; alle lutherischen Bücher wurden aufgesucht und verbrannt. Klerus und Adel frohlockten, aber die Bürger trauerten noch lange um die verlorne Freiheit und städtische Selbstverwaltung.

Die Verbindung mit dem Markgrafen Albrecht trug dem Kaiser schlimme Früchte. Im Vertrauen auf die Zugeständnisse, die Karl in der Noth gewährt, nahm der selbstsüchtige Mann alles in Anspruch, was er während des Krieges durch Raub, Brandschatzung und Erpressung an sich gebracht. Aber wie sollte der in Passau geschaffene Friedenszustand ins Leben treten, wenn ein wichtiger Artikel desselben unerfüllt blieb? Und doch behandelte der Kaiser denselben mit Schonung und Huld. Es war daher natürlich, daß die deutschen Fürsten zu

zweifeln anfingen, ob Karl die Passauer Pacification ehrlich und aufrichtig auszuführen gedenke, ob er nicht den fränkischen Markgrafen benutzen wolle, um die ihm so widerwärtigen Verträge zu vernichten. Wie könnte er sonst so nachsichtig gegen einen Mann sich zeigen, welcher im Vertrauen auf den hohen Schutz und Beistand immer anmaßender auftrat, der Passauer Entscheidung zum Trotz auf seinen widerrechtlichen Verträgen bestand? Mehr und mehr mißtraute man den Absichten des Monarchen, der eine so zweideutige Politik trieb. Ein neuer Krieg, welcher die mühsam hervorgebrachte Schöpfung des Passauer Friedensvertrags zu vernichten drohte, stand in Aussicht. Diesen zu verhindern oder wenigstens in enge Schranken zu bannen, schlossen mehrere Fürsten des südlichen und westlichen Deutschland, die Kurfürsten von der Pfalz, von Mainz und von Trier, die Herzöge von Baiern, Würtemberg, Kleve u. a. im März 1553 den Heidelberger Bund zu dem Zweck, mit allen Mitteln für die Erhaltung des Friedens zu wirken, im Fall eines Krieges eine neutrale Stellung zu beobachten und diese Neutralität mit vereinten Kräften gegen Jedermann zu vertheidigen.

Der Kaiser war zurückhaltend; Niemand vermochte zu errathen, was er im Schilde führe. Er widerrief nicht die Passauer Pacification, legte aber auch dem wilden Treiben des Markgrafen von Culmbach und des Herzogs Heinrich von Braunschweig keine Hindernisse in den Weg. Während der letztere mit seinem Adel und den Bürgern von Braunschweig in ununterbrochenem Kampfe lag, verwüstete der erstere die fränkischen Lande mit Feuer und Schwert, brandschatzte Stifter und Klöster, bedrängte die Städte mit Erpressungen und brachte den größten Theil des würzburgischen und bambergischen Gebietes in seine Hände. Selbst die Reichsstadt Schweinfurt mußte sich ihm ergeben und markgräfliche Besatzung aufnehmen. So wurde ganz Deutschland in kriegerischer Bewegung gehalten; der Passauer Vertrag konnte nicht zur Geltung kommen; alle revolutionären Elemente, die nur unter dünner Decke verborgen lagen, konnten bei längerer Dauer dieses unsicheren Zustandes auf die Oberfläche getrieben, zu einem allgemeinen Bürger- und Bauernkrieg entzündet werden.

Es zeugt von der großen Zerfahrenheit der öffentlichen Zustände Deutschlands, daß zwei kleine selbstsüchtige Fürsten durch die zweideutige und zuwartende Haltung des Kaisers das ganze Reich in Unruhe zu setzen, den Geist der Parteiung wach zu halten vermochten! Beide waren Männer von Unternehmungssinn und Thatkraft, wie jene gewaltige Zeit so viele erzeugte, aber von trotziger, ruchloser Natur, welche Eigensucht und Willkür über Gesetz und Recht stellten, die Wohlfahrt der Nation geringer achteten als die Befriedigung der eigenen Leidenschaften. Von Heinrichs wildem Treiben und Abenteuerleben ist in den früheren Blättern die Rede gewesen. Auch dem Markgrafen Albrecht, der den Beinamen Alcibiades führte, sind wir schon mehrmals begegnet. Obschon im protestantischen Glauben erzogen, hatte er doch meistens unter Habsburgs Fahne gefochten. Die kirchlichen Dinge lagen ihm wenig am Herzen; er trug kein Bedenken, das kaiserliche Interim anzunehmen. Doch geht aus manchen Zügen hervor, daß während seines wüsten Kriegerlebens auch manchmal Gewissenszweifel und religiöse Regungen in ihm erwachten. Als er gegen Magdeburg aufbrach, stellte ihm der Prediger Wolfgang Rupertus vor, daß ein solcher Krieg nicht ohne Schaden der Seele geführt werden könne. Da sagte er „Fahren wir zum Teufel, Pfaff, so sollst Du mit uns fahren" und nahm ihn als Feldprediger mit sich. Einst soll er einem Diener Gottes, der ihm das jenseitige Leben in Erinnerung brachte, im soldatischen Uebermuth zur Antwort gegeben haben: „wenn er sterbe, werde sich seine Seele auf den Grenzzaun zwischen Himmel und Hölle setzen und zusehen, wer der stärkere sei, Gott oder der Satan". Noch auf dem Sterbelager ängstigte ihn diese gottlose Rede. Albrecht war ein geborner Kriegsmann, kurz von Rede, aber resolut im Handeln. Seine Leute, mit denen er Noth und Entbehrung wie Genuß und Ueberfluß kameradschaftlich theilte, waren ihm sehr zugethan. Er sah ihnen manches nach, forderte aber strengen Gehorsam und Subordination. Sein ganzes Auftreten hatte einen Anstrich von Wildheit; wie ein Unwetter fuhr er einher und schwang wohl selbst die Kriegsfackel gegen feindliche Dörfer; wenn er im Panzerhemde mit seinem großen röth-

lichen Bart und wallendem Haupthaar auf dem Streitroß einherritt, befiel die Feinde Furcht und Zagen.

Jetzt kam für Moriz abermals die Zeit zum Handeln. Ihm vor Allen mußte es darum zu thun sein, den Passauer Vertrag und Stillstand zur Geltung zu bringen, die Friedensordnungen des Reichs gegen das wilde Treiben eines kleinen Fürsten und einer Bande verwilderter Soldknechte zu schützen. Zu dem Zwecke verständigte er sich mit Herzog Heinrich und nahm dessen Kriegshaufen in Dienst: darauf reichten beide Fürsten den bedrängten Bischöfen und Städten in Franken die Hand zu gegenseitiger Unterstützung. Wenn das vereinigte braunschweigisch-meißnische Kriegsvolk in Franken einrückte und sich mit seinen andern Feinden vereinigte, so kam Albrecht in eine gefährliche Lage. Er beschloß daher, sich auf den schwächeren seiner Gegner zu werfen, und fiel in das braunschweigische Gebiet ein, in der Hoffnung, alle Widersacher des streitsüchtigen Herzogs würden sich mit ihm verbinden. Und in der That fand er bei Adel und Bürgerschaften Bundesgenossen; Herzog Erich von Kalenberg, dessen Mutter eine geborne Markgräfin von Brandenburg war, führte ihm tausend Reiter zu. Der evangelische Glaube, den Albrecht jetzt nachdrücklich geltend machte, erwarb ihm in dem braunschweiger Lande manche Freunde, wir wissen ja, mit welcher Härte und Verfolgungssucht Herzog Heinrich stets gegen die Augsburger Confessionsverwandten aufgetreten ist; und Kurfürst Moriz war in den Augen der Evangelischen immer noch der Judas.

Wie zerfahren waren doch damals die öffentlichen Zustände Deutschlands! Der Markgraf, ein Anhänger der Augsburger Confession, der seine Hauptstützen in der popularen und protestantischen Bevölkerung des Nordens suchte, bekämpfte im Einverständniß oder doch unter der Connivenz des Kaisers, des heftigsten Widersachers der Evangelischen die Passauer Vertragsbestimmungen, welche der protestantischen Sache die so lange versagte Anerkennung zusicherten; und Moriz von Sachsen trat im Bunde mit Frankreich, mit Ferdinand von Oesterreich, mit Heinrich von Braunschweig und mit den geistlichen Fürsten am Main als Vertheidiger derselben Friedensbedingungen auf.

Der Kampf war für die Zukunft Deutschlands von der höchsten Bedeutung. Dieselben Principien, um die man seit mehr als dreißig Jahren gestritten, traten jetzt noch einmal in veränderter Gestalt und in verschobenen Parteistellungen einander gegenüber. Es war nur ein Nebengefecht, wenn Moriz jetzt gegen Albrecht zu Felde zog; der eigentliche Kampf war gegen den Kaiser gerichtet: die Passauer Friedenseinigung sollte zur Geltung kommen und zugleich die spanisch-burgundische Politik auf immer aus Deutschland verdrängt werden. Da ereignete sich die Schlacht von Sievershausen am 9. Juli 1553 und änderte durch ihren Ausgang die Lage der Dinge in unerwarteter Weise. Albrecht wurde im heißen Kampfe besiegt, aber Moriz, der sich kühn in das dichteste Schlachtgetümmel gestürzt, empfing eine Schußwunde aus einer Feuerbüchse, welche ihm zwei Tage nachher im Feldlager den Tod brachte. „Gott wird kommen", sollen seine letzten Worte gewesen sein. Er stand noch im blühendsten Mannesalter; kaum hatte er das zweiunddreißigste Lebensjahr überschritten.

Es sei dem Verfasser gestattet, aus dem zehnten Bande seiner „Allgemeinen Weltgeschichte" die kurze Charakterzeichnung zu wiederholen, womit dort die Darstellung der Schlacht und ihres tragischen Ausganges schließt:

„Moriz war ein Fürst von der höchsten Begabung, ein längeres Leben würde das räthselhafte Dunkel, das über seiner geschichtlichen Stellung schwebt, verscheucht haben, jetzt liegen nur die Anfänge seiner ereignißvollen Regierung, seines eingreifenden Wirkens zur Beurtheilung vor. Daß er einst in der Entscheidungsstunde die Sache der Schmalkaldener verlassen und verrathen, und dadurch wesentlich die Niederlage der Augsburger Confessionsverwandten herbeigeführt, wurde in evangelischen Kreisen nie vergessen; ein Gefühl des Mißtrauens und der Abneigung blieb auch dann noch auf ihm haften, als er mit aller Entschiedenheit für die Aufrichtung eines Friedensstandes auf Grund religiöser Gewissensfreiheit in die Schranken trat und sein Streben mit einem ehrlichen Reitertod besiegelte. Freilich standen ihm auch zuletzt meistens katholische Verbündete zur Seite, wodurch das Mißtrauen der

Glaubensgenossen nicht vermindert ward; aber es ist nicht daran zu zweifeln, daß er von der festen Absicht geleitet war, den Passauer Stillstand in einen sicher garantirten Frieden zu verwandeln; die deutsche Nation auf sich selbst zu stellen, die spanischen Einflüsse abzustoßen. Daß er zur Erreichung dieses Zieles über die Mittel und Helfer nicht wählerisch war, lag theils in seiner Natur, theils in den Anschauungen der Zeit. Im Gefühl seiner geistigen Kraft und Ueberlegenheit konnte er der Hoffnung leben, unter veränderten Zeitverhältnissen auch der umbequemen Bundesgenossenschaft und unpatriotischen Verpflichtungen sich zu entledigen. Nur ein Mann wie er „so bedächtig und geheimnißvoll, so unternehmend und thatkräftig, mit so ausschauendem Blick in die Zukunft und bei der Ausführung so vollkommen bei der Sache" wäre fähig gewesen, das deutsche Reich aus dem Zustande der Zerrüttung und Zerfahrenheit, in den es nicht ohne seine eigene Schuld gerathen war, wieder aufzurichten, es wieder in gesundere Bahnen zu führen. Dazu hätte es vor Allem eines nationalen patriotischen Sinnes bedurft. Ob der Kurfürst von einem solchen Gefühle beseelt und getragen war, ist durch seinen frühen Tod ein Geheimniß geblieben. Es war ihm vom Schicksal versagt, seine Natur auszuleben, mit seiner ganzen historischen Persönlichkeit vor das Urtheil der Nachwelt zu treten, nur wenige Jahre eines tiefbewegten Daseins bilden die Unterlage zu seinem geschichtlichen Charakter; aber was er während dieser kurzen Spanne Zeit unternommen und ausgeführt hat, gibt einen sicheren Begriff von seinem Wesen. Es wird berichtet, Kaiser Karl V. habe bei der Nachricht von dem Fall des Wettiners ausgerufen: „Absalon mein Sohn!" Er hat damit das Verhältniß Beider richtig angedeutet. Der deutsche Fürst war der echte Schüler des spanisch-habsburgischen Herrschers. Wie Karl wurde auch Moriz in erster Linie von politischen Motiven geleitet: das religiöse Bekenntniß war für ihn von untergeordneter Bedeutung. Daß er bei seinen Handlungen den Eingebungen seines Ehrgeizes folgte, die eigene Erhöhung und Machtvergrößerung im Auge hatte, wird nicht geleugnet werden können, und war bei einem jungen Manne von so hervorragender geistigen Ueberlegen-

heit ein natürlicher Zug. Bei diesem ehrsüchtigen Streben dienten ihm persönliche Verhältnisse nur als Mittel und Stufenleiter, die Menschen nur als Werkzeuge. Die sittlichen und gemüthlichen Regungen, die Gefühle von Treue und Loyalität waren in ihm wenig entwickelt und wenig maßgebend. Und gerade darin diente ihm Karl als Vorbild, waren die spanischen und italienischen Fürsten, Staatsmänner und politischen Schriftsteller seine Lehrmeister. Kluge Berechnung menschlicher Triebe, vorsichtige Zurückhaltung mit seinen Plänen und Entwürfen, Verstellung als Maske seiner Gedanken und Vorsätze und rasche Durchführung seiner Entschlüsse durch muthigen Unternehmungsgeist und kriegerische Tapferkeit, das waren die Mittel und Eigenschaften, denen er seine Erfolge verdankte. Wenn er diese Anfangs für den Kaiser einsetzte, um durch ihn erhöht zu werden, so wandte er sie später gegen denselben, um seine gefährdete Fürstenehre zu retten, um sich den ruhigen Besitz des Errungenen zu sichern, um der Nation Frieden und Freiheit zu geben, welche für seine eigene Sicherheit und Wohlfahrt unabweislich war. In diesem zweiten Auftreten gereichte es ihm zum Ruhme, daß er neben seinen eignen Interessen die Vortheile des deutschen Volkes im Auge hatte, indeß der Kaiser dieselben Künste und Wege nur zur Befriedigung der Herrschsucht, zur Verwirklichung seiner weltmonarchischen Ideen, zum eignen Triumphe anwendete. Das Schicksal duldet selten das Ueberschreiten natürlicher und gesetzmäßiger Grenzlinien. Moriz mußte sein Leben als Sühne seiner Vermessenheit darbringen und der Kaiser erlitt das tragische Geschick, alle seine Pläne vereitelt zu sehen und in der Weltflucht den Seelenfrieden zu suchen."

Unsere Aufgabe war, die Stellung und Haltung Kaiser Karls V. gegenüber den deutschen Protestanten in großen Zügen darzulegen: diese Aufgabe geht nach der Schlacht von Sievershausen rasch ihrer Lösung entgegen. Wie sehr auch Markgraf Albrecht triumphirte, als er den Tod des „Bundeshauptmannes der Pfaffen und Husaren" vernahm; seine Hoffnung, daß die Gegner sich trennen und ihre Soldknechte in seine Dienste treten würden, ging nicht in Erfüllung. Die fränkischen Bischöfe und Städte, die am meisten von der Rache des

Brandenburgers zu fürchten hatten, setzten den Braunschweiger durch Geldunterstützungen in Stand, die Landsknechte zu besolden und zu mehren, so daß Albrecht in einem zweiten Treffen überwunden das braunschweiger Land räumen mußte. Nun vermittelten die Nürnberger eine Aussöhnung zwischen dem Herzog und den Braunschweigern. Der bejahrte Fürst hatte in der Schlacht von Sievershausen zwei blühende Söhne verloren; dieser schwere Schlag machte sein Herz milder und versöhnlicher. Er schloß Frieden und versprach, den evangelischen Glauben nicht ferner zu verfolgen. Darauf zog er mit seiner Kriegsmacht den fränkischen Bundesgenossen zu Hülfe. Es war Zeit, daß er kam: denn der waffenkundige Markgraf war nach seiner unerwarteten Rückkehr bald wieder Meister im Feld geworden und hatte den Krieg gegen die Bischöfe in der alten länderverwüstenden Weise fortgeführt.

Nun trat aber eine Wendung ein; Albrecht wurde im November bei Lichtenfels geschlagen, seine Städte Culmbach, Bayreuth, Hof gingen verloren; bald war nur noch die Plassenburg in seinen Händen. Er mochte immer noch auf die Unterstützung des Kaisers hoffen; aber dieser war nunmehr auf andere Gedanken gekommen. Die beabsichtigte Vermählung seines Sohnes Philipp mit der englischen Königin Maria, die nach einigen Monaten wirklich zu Stande kam, änderte seine deutsche Politik. Nun traten die Successionspläne, die bei den Deutschen so wenig Anklang gefunden, zurück; ein westeuropäisches Weltreich unter der spanisch-burgundischen Linie der Habsburger hatte jetzt mehr Reiz für ihn; der Zwiespalt mit den österreichischen Verwandten glich sich aus; auch in Brüssel gab man den Friedensgedanken Raum. Die Ansprüche der Ernestiner in Sachsen wurden zurückgewiesen, die Kurwürde dem Herzog August, Bruder und Nachfolger des gefallenen Moriz bestätigt; und da der neue Kurfürst sich zu einigen Zugeständnissen und Abtretungen an die Verwandten geneigt zeigte, so kam bald eine dauernde Friedenseinigung zwischen den beiden sächsischen Linien zu Stande. Kurz nach Unterzeichnung der Naumburger Uebereinkunft schied Johann Friedrich aus dem Leben, am 3. März 1554, ein wohl-

gesinnter Fürst, nicht hervorragend durch geistige Begabung, aber ein Held in Gesinnung und standhaftem Dulden, dem Gottesfurcht und ein reines Gewissen über alle anderen Interessen gingen. Das schöne alte Kirchenlied, „Wie's Gott gefällt, so g'fällts mir auch", das ihm zugeschrieben wird, ist der edle Ausdruck seines frommen Gemüths.

Mehr und mehr überließ nun der Kaiser die deutschen Angelegenheiten seinem Bruder Ferdinand, um seine Aufmerksamkeit dem Krieg im Westen zuzuwenden, der durch die Theilnahme Englands größere Dimensionen angenommen hatte. Dadurch verschlimmerte sich die Lage des trotzigen Markgrafen. Er wurde von dem Reichskammergericht wegen Landfriedensbruch mit der Acht belegt, sein Leib, Habe und Gut Jedermann preisgegeben. Anfangs spottete er über den Spruch: „Acht und Aber-Acht ist Sechzehn", sagte er beim Weihnachtsschmause in Schweinfurt zu seinen Hauptleuten, „die wollen wir miteinander vertrinken. Je mehr Feind', desto mehr Glück." Aber bald ging seine Stimmung in Wuth über; er stieß die furchtbarsten Drohungen gegen seine Feinde aus; dem Cardinal Granvella, von dem er sich verrathen glaubte, ließ er melden, er werde ihn mit eigener Hand tödten. Alle Vermittlungsversuche der süddeutschen Fürsten wies er trotzig zurück; er wollte weder von seinen Verträgen abgehen, noch Garantien friedlichen Verhaltens geben.

Mit dem neuen Jahr machte Frankreich größere Rüstungen, da kamen auch Unterhändler nach Deutschland, um alte Verbindungen anzuknüpfen. Es lag nahe, daß man auch den Brandenburger in Aussicht nahm. Der gefangene Herzog von Aumale, den Albrecht von der Plassenburg gegen Lösegeld in die Heimath entließ, war ein geeigneter Vermittler. Noch immer hatte der Markgraf einige tausend Kriegsknechte und Reiter in seinem Dienst; wenn der Bund mit Frankreich zum Abschluß kam, konnte sein Aufruf viele Landsknechte und Reisläufer sammeln; denn sein Name hatte für die kriegslustige Jugend große Anziehungskraft. Aber durch die Thätigkeit Heinrichs von Braunschweig und der Passauer Friedenspartei wurden die Werbungen verhindert, alle kriegerischen Rüstungen unterdrückt.

Nun konnte der Kaiser dem wilden Gebahren Albrechts nicht länger ruhig zusehen. Er ließ die Mandate zur Vollstreckung der Acht ausgehen, gerade als derselbe von einem abenteuerlichen Zug in Niederdeutschland nach Franken zurückgekehrt war, um die von bischöflichem und nürnbergischem Kriegsvolk hart bedrängte, von seinen Besatzungstruppen mühsam vertheidigte Stadt Schweinfurt zu retten. Da wurde er am 13. Juni 1554 auf einer sandigen Haide unweit Kitzingen von überlegenen Heerhaufen angegriffen und vollständig besiegt. Auf raschem Roß rettete er sich über den Main und suchte dann Zuflucht in Frankreich. Seine Mannschaft wurde gefangen oder zersprengt, sein Geschütz und Heergeräth erbeutet, seine Veste Plassenburg erobert und in Brand gesetzt, sein Land unter Verwaltung gestellt. Nach der Flucht des Markgrafen, der nun in französische Kriegsdienste trat, aber mit den alten Freunden und Waffengefährten noch fortwährend in Verbindung blieb, gewannen die Friedenstendenzen immer mehr Boden, und der Wunsch, daß endlich der im Passauer Vertrag in Aussicht genommene Reichstag zusammentreten und die Pacification Deutschlands auf gesetzlicher Basis vollenden möchte, wurde immer lauter und allgemeiner vernommen. Nun widerstrebte auch der Kaiser nicht länger; er ertheilte dem König Ferdinand Vollmacht, einen neuen Reichstag nach Augsburg anzuordnen. Aber so groß war noch immer seine Abneigung gegen die Freigebung des religiösen Bekenntnisses, daß er das ganze Werk in die Hand des Bruders legte: Ferdinand sollte den Reichstag leiten, nicht als Stellvertreter des Kaisers, sondern aus eigener Macht und Befugniß als römischer König. Karl vermochte sich nicht zu der Idee religiöser Toleranz aufzuschwingen; die Erhaltung der Autorität und Einheit der Kirche war der Grund- und Eckstein seiner politischen Anschauungen. Da er einsah, daß er dieses Princip nicht mehr zur Geltung bringen könne, so wollte er doch nicht als Urheber und Billiger der Trennung genannt sein, nicht öffentlich eingestehen, daß er den Grundgedanken seines Lebens aufgebe.

Am 5. Februar 1555 wurde wieder in Augsburg ein Reichstag eröffnet und bis in den September fortgesetzt. Seine Aufgabe war,

den Passauer Vertrag in einen rechtsgültigen Religionsfrieden zu verwandeln. Es setzte heiße Kämpfe ab, ehe der Grundsatz der Rechtsgleichheit zwischen den „Verwandten der alten Religion" und den „Bekennern der Augsburgischen Confession" und der Parität in kirchlichen Dingen in den Reichsgesetzen Aufnahme finden konnte, und schließlich war das Resultat doch nur ein Compromiß, ein durch die Nothwendigkeit geschaffenes Provisorium. Denn die Forderung der Evangelischen, daß die geistlichen Reichsstände, welche in Zukunft zu der neuen Lehre übertreten würden, bei ihren Aemtern und Würden erhalten bleiben sollten, konnte nicht durchgesetzt werden und wurde als „geistlicher Vorbehalt" in die Friedensurkunde aufgenommen; und die zweite Forderung, daß die unter katholischer Oberherrschaft lebenden Unterthanen und Gemeinden Augsburger Confession ungehindert und „unvergewaltigt" ihren Glauben und ihren Gottesdienst sollten ausüben dürfen, wurde nur in einer „Declaration" des Königs zugestanden. Somit blieb die Frage über die Zukunft der Bischofsitze unausgetragen, als Aussaat blutiger Kämpfe, und auch die Stellung der evangelischen Confessionsverwandten in den geistlichen Gebieten konnte nicht als für alle Zeiten sicher gestellt angesehen werden. Bekenner des reformirten Lehrbegriffs so wie alle „Sacramentirer und Sekten" waren von dem Religionsfrieden ausgeschlossen.

Allein trotz aller dieser Mängel und Unbestimmtheiten war der Augsburger Friedensschluß eine wichtige Errungenschaft für die evangelischen Religionsgenossen und ein großer Segen für die deutsche Nation. Der unbedingt beständige und ewige Frieden, wonach Reichsstände von wegen des Glaubens, der Kirchengebräuche und Ordnungen, so sie aufgerichtet oder nachmals aufrichten möchten, niemals vergewaltigt, beschwert oder verachtet werden sollten, stellte die Protestanten sicher gegen jede künftige Bedrängniß durch Concilsbeschlüsse, befreite das neue Religionssystem von dem Papst und den römischen Kirchengesetzen und führte zu einer neuen Reichsgerichtsordnung, worin Räthe und Beisitzer beider Confessionen das allen Ständen gemeinsame Recht suchen und finden sollten. Der Friedensvertrag von Augsburg bezeichnete

den Anfang einer neuen Entwickelung des deutschen Nationallebens, die nach allen Seiten segensreiche Früchte in sich trug. Durch ihn wurde der Grund zu dem modernen deutschen Staat gelegt, wie er durch die Reformation bedingt war.

Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach überlebte den Reichstag nur wenige Monate. Ein Waffenstillstand, der im Februar 1556 in dem Kloster Vaucelles bei Cambrai zwischen Karl V. und Heinrich II. zum Abschluß kam, hatte ihm die Erlaubniß zur Rückkehr nach Deutschland verschafft. Er nahm seinen Aufenthalt in Pforzheim bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, von wo aus er vergeblich die in Augsburg versammelten Fürsten und Stände zur Wiedereinsetzung in seine Besitzungen, Rechte und Ansprüche zu bewegen suchte. Dort starb er am 8. Januar 1557, erst 35 Jahre alt. Während seiner Verbannung in Frankreich soll er das Kirchenlied gedichtet haben: „Was mein Gott will, gescheh allzeit."

Um dieselbe Zeit, da der Augsburger Reichstag zu Ende ging, legte Kaiser Karl V. in Brüssel die Regierung nieder und zog sich im folgenden Jahr 1556 nach dem westlichen Spanien, wo er sich neben dem Kloster San Juste bei Placenzia an dem freundlichen Abhange eines von Baumpflanzungen umgebenen Hügels mit gesunder Luft eine geräumige Wohnung hatte errichten lassen. Hier lebte er noch zwei Jahre in stiller Zurückgezogenheit mit Handarbeiten, Religionsübungen und Gartenpflege beschäftigt, ohne jedoch die Angelegenheiten seiner Reiche aus den Augen zu verlieren oder sich der Einwirkung auf den Gang der Politik zu begeben. Und um sich mit dem Sterben vertraut zu machen, berichtet eine alte Volksüberlieferung, feierte er kurz vor seinem Hinscheiden sein eigenes Leichenbegängniß mit dem Abhalten eines Todtenamtes. Nachdem er am 21. September 1558 die letzte Oelung und das Sacrament empfangen, schied Karl V. aus der Zeitlichkeit, den Blick auf das Crucifix geheftet. Seine Leiche, Anfangs in der Klosterkirche beigesetzt, wurde in der Folge nach dem Escorial verbracht und neben seiner Gemahlin Isabella in einem prachtvollen Mausoleum beigesetzt. Im März desselben Jahres 1558 wurde sein Bruder Fer-

dinand, zu dessen Gunsten er vor seiner Abfahrt nach Brüssel auch die deutsch-römische Kaiserkrone niedergelegt hatte, durch einen feierlichen Wahlact der Kurfürsten in Frankfurt a. M. als römischer Kaiser deutscher Nation ausgerufen und gekrönt, nachdem er sich in einer Capitulation verpflichtet, den Religionsfrieden zu beobachten, den Landfrieden nach der erneuerten Gerichtsordnung aufrecht zu halten und nie ohne den Rath und Willen der Stände zu regieren. Die Protestation des Papstes gegen die ohne Mitwirkung Roms vollzogene Kaiserwahl hatte keine Folge. Das Reich wahrte seine Unabhängigkeit.

Ueber alle diese Vorgänge, welche außerhalb der Grenzen vorliegender Schrift stehen, verweist der Verfasser auf den zehnten Band seiner „Allgemeinen Weltgeschichte" und erlaubt sich zugleich aus demselben die Worte zu wiederholen, womit er die Erzählung von des Kaisers Leben und Tod im Kloster San Juste in Estremadura geschlossen hat.

„Es ist nicht nöthig dem Fürsten, der fast ein halbes Jahrhundert lang die Geschicke Europas lenkte, eine ausführliche Charakteristik in sein stilles Grab mitzugeben. Die Geschichte selbst die von ihm ihre Impulse und ihre Richtung empfing, ist der treueste Spiegel seiner Persönlichkeit und seiner Eigenschaften. Wie seine körperliche Entwickelung nur langsam vor sich ging, seine physischen Kräfte nur kurze Zeit in voller Lebensfähigkeit sich zeigten und durch außergewöhnliche Reizmittel in Spannung gehalten wurden, so daß frühe die Spuren des Alters eintraten, sein hellblondes Haar schon im vierzigsten Jahre grau ward, und Krankheit und leibliche Gebrechlichkeit seine Gestalt verzehrte und zu einer gebeugten Haltung zwang; so reifte auch sein Geist nur langsam zum vollen Wachsthum, aber mit der intensiven Stärke einer südlichen Pflanze, die der ganzen Umgebung ihr Gepräge aufdrückt. Sein erster Wahlspruch „Noch nicht" (nondum) wich bald dem andern „Vorwärts" (Plus ultra), und im Vertrauen auf sich selbst und den Glückstern Habsburgs glaubte er alle Schranken und alle Hemmnisse überwinden und zu einer Weltherrschaft emporsteigen zu können. Dieser Gegensatz zwischen äußerer Erscheinung und innerer Thatkraft gab sich

in seinem ganzen Wesen kund: wenn man den schwächlichen Mann, der sich oft in einer Sänfte mußte tragen lassen, im Felde oder Heerlager, auf der Jagd oder im Turnier erblickte, erstaunte man über die Behendigkeit und den vorstrebenden Muth, die er im entscheidenden Momente entfaltete, und wenn man die schweigsame, zuwartende, erwägende Haltung beobachtete, mit der er die Vorträge der Staatsmänner und Gesandten anhörte, glaubte man geringe Theilnahme oder wenig Verständniß voraussetzen zu müssen. Aber wie sehr verwunderten sich jene dann wieder, wenn sie fanden, daß er über die Lage der Dinge und die Zwecke ihrer Sendung so klar unterrichtet war. Er pflegte Alles reiflich zu überlegen, alle Gründe für und wider zu erwägen, bisweilen niederzuschreiben; er konnte wohl die Kuriere ganze Tage warten lassen, ehe er ihnen die Entscheidung gab. Aber war der Entschluß einmal gefaßt, die Entscheidung einmal getroffen, so vermochte Niemand ihn darin wankend zu machen. Und dabei folgte er ganz seinem eignen Geist. Hatte er sich in jüngeren Jahren häufig von Anderen leiten und bestimmen lassen, so vertraute er in den Tagen seiner staatsmännischen Reife nur sich selbst. Wenn er bei seinen Plänen seinen Kanzler Granvella und dessen Sohn, den Cardinalbischof von Arras mehr als andere ins Vertrauen zog, so geschah es nur, um ihre Ansichten zu hören, nicht aber um sich durch sie bestimmen zu lassen.

„Nie sah man Karl V. heiterer und aufgeweckter, als wo es galt, durch rasche Entschlossenheit und thatkräftiges Handeln sich zum Meister der Situation zu machen. Alles wollte er selbst sehen und leiten, keine Anstrengung war ihm zu groß, kein Dienst zu beschwerlich, keine Gefahr vermochte ihn zu schrecken. — Herrsucht und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern seiner Politik; was seine Großeltern, Ferdinand und Isabella, angebahnt, suchte er zur Vollendung zu bringen. Das habsburgische Haus sollte die Vorherrschaft in der europäischen Völkerfamilie erringen und in Zukunft behaupten. Diese Vorherrschaft sollte sich nicht nur auf das weltliche Regiment beschränken, auch in kirchlichen Dingen sollte es das entscheidende Wort führen. Politik und Religion

standen bei ihm im innigsten Bunde, und wenn er sich gern das Ansehn gab, daß er für den Sieg des Kreuzes und für die alten kirchlichen Satzungen das Schwert führe, im Geiste der Kreuzfahrer gegen die Mohammedaner und die Ketzerei kämpfe, so lagen doch unter dieser christlich-religiösen Hülle weltlich-politische Pläne verborgen, ja waren doch die eigentlichen Motive, die mächtigsten Hebel; sein Religionseifer war wesentlich durch seine politischen Combinationen bedingt. Allgemein menschliche Ideen und Principien dienten ihm nur dann als Fahne, wenn die Interessen seiner Herrschaft und seines Geschlechts damit verbunden waren. Zu höheren Gedankenkreisen vermochte er sich nicht aufzuschwingen. Als der Enkel des katholischen Herrscherpaares lag er unter dem Bann der spanisch-hierarchischen Vorstellungen, mit denen das Pyrenäenreich groß geworden, mit denen das habsburgische Weltreich fort und fort blühen und wachsen sollte. Von diesem Geiste beherrscht und geleitet hat er eine wunderbare Thätigkeit entwickelt. Es war kein prahlerisches Selbstlob, wenn er in der Abschiedsrede zu Brüssel aufzählte, wie oft er die verschiedenen Länder Europas besucht, wie oft die Meere befahren; die Geschichte seiner Regierung gibt Zeugniß von seinem rastlosen Thun und Treiben. Der Fülle seiner Entwürfe und Unternehmungen kam die Beweglichkeit und unermüdliche Thätigkeit gleich, mit der er die Ausführung betrieb. Keine Stelle seines weiten Reiches war ihm zu entlegen; Frankreich und England wurden von ihm besucht; an die Küsten von Afrika trug er sein Banner, in Ungarn hemmte er den Siegeszug Suleimans. Er schien die Eigenschaft der Allgegenwart zu besitzen. Und es ist nicht zu leugnen, daß er dieser rastlosen Vielgeschäftigkeit und Unternehmungslust einen großen Theil seiner Erfolge verdankte. Sie brachte ihn mit den verschiedensten Menschen in Verbindung und setzte ihn in den Stand die nationalen und persönlichen Eigenschaften zu erforschen und die Wirkungen der Macht und Autorität zu erproben. Seine Menschenkenntniß und der Eindruck seiner Stellung boten ihm manche Mittel und Hebel, widerstrebende Kräfte fügsam und unterwürfig zu machen. Daß er dabei mehr auf die Leidenschaften und Schwächen baute, als auf die edlen

Triebe und Regungen zeugt von seiner richtigen Beurtheilung der Welt- und Zeitrichtung. Der Glaube an Tugend und Treue in der Menschenbrust lag jenem Geschlechte fern; Eigennutz, Egoismus und Genußsucht waren die herrschenden Mächte des Tages. Und diese hatten auch in Karls Seele ihren Sitz aufgeschlagen. Wer sich gegen seine Autorität auflehnte, seine Pläne durchkreuzte, seinen Geboten ungehorsam war, den betrachtete er als seinen persönlichen Feind, den verfolgte er mit seinem Haß, mit dem versöhnte er sich niemals in Aufrichtigkeit des Herzens. Wurde er durch Zeitverhältnisse genöthigt, die Gefühle des Unwillens und der Rachsucht für den Augenblick zu unterdrücken, so kam er bei veränderten Umständen immer wieder darauf zurück, und kein Mitleid, keine Regungen der Menschlichkeit, keine Rücksichten hielten ihn ab, die Rache auszuüben. Schonungslos warf er den Widersacher nieder und triumphirte über seinen Fall. Niemals vergaß oder verzieh er eine empfangene Beleidigung.

„Auch in der sinnlichen Genußsucht war er der Sohn seiner Zeit. Wie wenig immer sein schwächlicher Körper zu Ausschweifungen angethan war, so hat er sich denselben doch häufig genug hingegeben: er verkehrte gern mit schönen Frauen und seine Liebe war nicht platonischer Art; besonders aber huldigte er den Genüssen der Tafel; seine Köche mußten alle Kunst aufbieten, um ihm die ausgesuchtesten Speisen und Leckerbissen zu bereiten und nicht selten zog er sich durch Unmäßigkeit und Unenthaltsamkeit Uebelbefinden zu. Von den Fastengesetzen ließ er sich häufig entbinden.

„Daß in jener Zeit der geistigen Regsamkeit, des künstlerischen und literarischen Schaffens kein hervorragender Mann gleichgültig gegen die Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunst sein konnte, war selbstverständlich. Auch Kaiser Karl erwies den schönen Geistern der Renaissance Aufmerksamkeit und Gunst, wenn auch nicht in so hohem Grade wie Franz I. oder Heinrich VIII. Er war musikalisch und ehrte und begünstigte die edle Tonkunst, er liebte die Malerei und Dichtkunst; wie oft hat er sich und seine Gemahlin von Tizian, von Lucas Cranach malen lassen und noch auf dem Sterbelager waren seine Blicke auf die

„Gloria" des Venecianers gerichtet. Sein Kammerherr, der gelehrte Flamänder von Male (Malinäus) meldet, daß sein Herr einen damals vielgelesenen französischen Roman, worin Karls des Kühnen Hof gefeiert war, übersetzt habe, der dann von Acuña in castilianische Verse gebracht worden; auch Denkwürdigkeiten habe der Kaiser verfaßt, die aber nicht auf die Nachwelt gekommen sind. Am meisten liebte Karl politische und historische Schriften; die Werke von Comines und Machiavelli hielt er besonders hoch. Häufig ließ er sich bei seinen Mahlzeiten vorlesen, eine Gewohnheit, die er noch in San Juste beibehalten hat. Den gelehrten Sepulveda beauftragte er, die Geschichte seines Lebens und seiner Thaten zu schreiben, wozu er ihm selbst mancherlei Mittheilungen machte. Den Sleidan nannte er einen Verleumder, den Giovio (Jovius) einen Schmeichler. Großmuth und Freigebigkeit übte er minder als Feindschaft und Rachsucht; mit Belohnungen war er karg, versprochene Zahlungen hielt er oft lange zurück, zu ritterlicher „Milde" war er selten aufgelegt: freilich wirkte auch der Umstand mit, daß er öfters in Geldnoth war. Gar manche Charakterzüge erinnern an Ferdinand den Katholischen. So unter Anderm sein haushälterischer Sinn. Sah man doch einst mit Verwunderung, wie der mächtige und reiche Kaiser, vom Regen überrascht, sein goldgesticktes Baret unter dem Mantel barg, um es vor der Nässe zu schützen, bis man sein altes aus der Stadt herbeigeholt.

„In Deutschland war Karl V. wenig beliebt; er fühlte dies und begegnete den deutschen Fürsten und Edlen mit mehr Kälte und Zurückhaltung, als den Flamändern und spanischen Granden. Gegen diese zeigte er sich oft leutselig und herablassend; wenn sie ihm das Geleite gaben, verabschiedete er sich in der Regel von ihnen mit einem Händedruck, wie ganz anders war dagegen sein Benehmen gegen die gefangenen deutschen Fürsten!"

Zweite Abtheilung.

Zur Geschichte Englands und Schottlands während der Reformation und unter den Stuarts.

I. Englische Historiographie über Reformation und Kirche.
II. John Knox und die schottische Kirche.
III. Die Reformationsbewegung und die Confessionskämpfe Schottlands im Lichte der einheimischen Geschichtschreibung.
  a) Schottland in der Reformationszeit nach Tytler.
  b) Presbyterianismus und Episcopalsystem unter den Stuarts, nach den kirchengeschichtlichen Werken der Wodrow-Gesellschaft in Edinburg.
IV. John Milton und die englische Revolutionszeit. Nach Miltons Prosaschriften über Kirche, Staat und öffentliches Leben dargestellt.

I.

Englische Historiographie über Reformation und Kirche.*)

Wenn Objectivität und strenge Unparteilichkeit die nothwendigen Eigenschaften des Historikers sind, und nur der die Palme erringen kann, der sich über die hadernden Parteiansichten erhebt, und aus einiger Ferne die Ereignisse betrachtet, die er zu beschreiben unternimmt, so kann keiner der englischen oder schottischen Kirchengeschichtschreiber auf den Namen eines wahren Historikers Anspruch machen. Denn da in Britannien Religion und Kirche viel mehr mit dem Staat und dem öffentlichen Leben verknüpft sind als auf dem Festlande, und von jeher alle theologischen Streitfragen eine nachhaltige praktische Wirkung bei dem Volke hatten, so wurden stets die Begebenheiten der Vergangenheit mit Beziehung auf die Folgen in der Gegenwart angeschaut und lobend oder tadelnd, rechtfertigend oder verwerfend, je nach der eigenen Richtung und dem Standpunkte des Darstellers, beurtheilt. Daher erscheint jede Kirchengeschichte unter der Färbung derjenigen Religionspartei, zu der sich der Verfasser bekennt, und es ist deswegen jeder kirchlichen Gesellschaft die Nothwendigkeit auferlegt, die Geschichte ihrer Entstehung und Ausbildung und ihre Verhältnisse zu den andern Kirchen und Sekten von ihrem eigenen Standpunkte aus darzustellen, weil sie von den übrigen nur mit Tadel und Vorwürfen

*) Aus der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. I. Berlin, 1844, Veit und Comp.; unter dem Titel: „Ueber die Leistungen der Engländer auf dem Gebiete der Kirchengeschichte Englands".

erwähnt wird. Dies hat einerseits die Folge, daß die Streitfragen von mehreren Seiten beleuchtet und dadurch klarer werden, andrerseits aber, daß der Leser, der außer dem Treiben dieser Religionsparteien steht und die absichtliche Einseitigkeit nicht von vorne herein kennt, leicht zu einer schiefen Ansicht oder zu einem unrichtigen Urtheil geführt wird. Dies ist aber in der Geschichte Englands von größerer Wichtigkeit als bei andern Ländern, weil durch die enge Verbindung von Kirche und Staat die religiöse Ansicht auch zugleich den Maßstab zur Beurtheilung fast aller Ereignisse des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts und zur Würdigung der Regenten und Regierungen an die Hand gibt, und die politische Geschichte dieser Zeit mehr oder minder von dem religiösen Impulse des Volks und der entgegenstrebenden Richtung der Könige und ihrer Staats- und Kirchen-Diener ausgeht. Die Kämpfe über Disciplin und Administration der Kirche und über dieses oder jenes Dogma sind also in England nicht bloße Zänkereien eifernder und eigensinniger Theologen, die eine vorübergehende Aufregung bei ihren Anhängern hervorrufen, sondern es sind Lebensfragen, durch welche die großartigsten Begebenheiten im Staate herbeigeführt werden. Die hartnäckige Anhänglichkeit an das anglicanische Episcopat hat einen der kräftigsten Könige aus dem Hause Stuart auf das Blutgerüst geführt, und das Bestreben, eine umgestürzte Kirche wieder aufzurichten, hat seinen Sohn vom Thron gestürzt und dessen Nachkommen um ihr schönes Erbe gebracht. Daß diese Religionswuth, diese gewaltigen Parteikämpfe auf die Kirchenhistoriker dieser und der folgenden Zeit eine starke Nachwirkung ausüben und auf Urtheil und Darstellung influiren mußten, ist leicht begreiflich, besonders wenn man bedenkt, daß das englische Volk eine entschiedene Richtung zum kirchlichen Rigorismus und zur religiösen Absonderung hat, wie sich sowohl aus den harten Verordnungen der Episcopalen gegen die Nonconformisten als aus der Zerrissenheit und endlosen Separation der zahlreichen Sektirer ergibt, und daß auf der andern Seite die bekannte Loyalität gar Manchen zu der Ansicht führt, daß der Wille des Regenten als Gesetz zu betrachten und mit passiver Unterwürfigkeit zu be-

folgen sei. — Was aber außerdem eine klare Auffassung der englischen Reformation und der daraus hervorgegangenen Kämpfe noch erschwert, ist ihre Eigenartigkeit und die selbständige Entwickelung der kirchlichen und religiösen Zustände, Besonderheiten, die sowohl in der insularischen Lage des Landes als in dem abgeschlossenen, das Fremde sich schwer aneignenden Charakter der Nation ihre Quelle haben, und wodurch der Maßstab der Vergleichung mit ähnlichen Erscheinungen anderer Länder abgeht.

So verschieden sich nun auch die Auffassungs- und Darstellungsweise der englischen Reformation und ihrer Folgen bei den verschiedenen Glaubensgenossen äußert, so lassen sie sich doch in drei Hauptklassen eintheilen, in Katholiken, Episcopalen und Dissenters. Die ersten und letzten sind sich ihres Zieles genau bewußt und daher von gleichem Parteieifer beseelt, ja nicht selten in ihrer Polemik übereinstimmend, da sie denselben Gegner bekämpfen und unter demselben Drucke seufzen; ihre Tendenz gibt sich durch mannichfache Entstellung und Färbung der Begebenheiten kund, wodurch die Wahrheit verhüllt und der Urtheillose leicht irre geführt wird. Die mittleren dagegen sind sehr ungleichartig, je nachdem die Einflüsse waren, unter denen sie schrieben, so daß sich die Einen der katholischen Ansicht vor der Reformation anschließen, wie die heutigen Puseyiten, die Andern mehr auf dem Standpunkte der deutschen Protestanten stehen und daher den Dissenters näher kommen. Als Repräsentant jener Gattung kann Jeremias Collier dienen, während die letztere Richtung von Gilbert Burnet vertreten wird. Zwischen beiden steht noch eine dritte Partei, die hochkirchlich-protestantische, gleich feindselig gegen Calvin und Luther wie gegen Rom und Papismus. — In dem Folgenden wollen wir nun über die Repräsentanten dieser verschiedenen Richtungen, mit Ausnahme der Dissenters, einige Angaben zusammenstellen, unsere Aufmerksamkeit jedoch hauptsächlich dem Bischof Gilbert Burnet, als dem bedeutendsten darunter zuwenden. Wir beabsichtigen dabei nicht nur unser Scherflein zur Aufhellung einer wichtigen Periode der Kirchengeschichte beizutragen, sondern auch den Beweis zu liefern, daß die heutigen Bestrebungen

der Puseyiten in England nicht als eine neue, losgerissene Erscheinung zu betrachten seien, sondern daß in verschiedenen Epochen der frühern Kirchengeschichte sich ähnliche Tendenzen mit weit größerer Aussicht auf Erfolg geltend zu machen gesucht haben, und sich demnach auch hier die Worte des Dichters bewähren, daß die Sonne nichts Neues mehr sehe. Wir wünschen zu zeigen, daß seit Jahrhunderten unter der englischen Geistlichkeit und namentlich auf der conservativen Universität Oxford sich Männer befunden haben, die nach einer nähern Verbindung der englischen Kirche mit der römisch-katholischen strebten und die Reformation als ein verhängnißvolles Ereigniß betrachteten, daß aber von jeher in der englischen Nation ein durchaus protestantischer Sinn herrschend war, an dem alle diese Bestrebungen scheiterten. Wer daher heutzutage an das Treiben einiger Theologen in Oxford Hoffnungen oder Befürchtungen knüpft, der verkennt den gesunden Sinn des englischen Volks, das zu sehr am Reellen hängt, als daß es sich aus seinem freien Besitzthume vertreiben, und seinen klaren, praktischen Verstand unter ein glänzendes Joch beugen ließe. Selbst wenn solche antireformatorische Ansichten bei der Geistlichkeit mehr Eingang finden sollten, als dies bis jetzt der Fall scheint, wäre doch wenig für die englische Kirche zu fürchten, da dergleichen Grundsätze nicht ihre Wurzeln in der Nation haben, sondern als dürre Theorien ohne Boden und Halt in der Luft schweben, das Volk aber gewöhnlich so lange geduldig zusieht, bis ihm das Treiben zu arg wird, und es dann mit einem derben Schlag der verkehrten Neuerung Einhalt thut. Kein Volk bildet sich mit einem richtigern Takt seine eigenen Ideen und Grundsätze, als das englische, und nur was mit diesen zusammentrifft, kann auf Geltung und Erfolg rechnen. Im siebenzehnten Jahrhundert begünstigte der Hof und ein großer Theil des Klerus die katholischen Tendenzen, und dennoch trug die Richtung des Volks den Sieg davon; wie sollte man also jetzt, wo man die Regierung keiner solchen Zuneigung beschuldigen kann und der Sinn des Volks derselbe geblieben ist, von einer hyperconservativen Fraction wirkliche Gefahr für die englisch-protestantische Kirche befürchten? —

Zum bessern Verständniß des Folgenden wird es nöthig sein, einige einleitende Worte über den kirchlichen Zustand Englands und über das Verhältniß der Regenten zu den religiösen Tendenzen des Volks von der Reformation bis zur Vertreibung Jacobs II. vorauszuschicken.

A. Schicksale der englischen Kirche von Heinrich VIII. bis zur Vertreibung Jacobs II.

Heinrich VIII. war dem päpstlichen Stuhle und der römischen Kirche mehr zugethan, als irgend einer der gleichzeitigen Regenten. Während Karl V. die Verlegenheiten des römischen Hofs oft absichtlich durch Beschützung seiner Gegner vermehrte, um eigene Vortheile daraus zu ziehen, schrieb Heinrich in heiligem Eifer für die Kirche gegen Luther ein Buch und forderte in Briefen die sächsischen Fürsten zur Vertilgung „des schuftigen Mönchs, der ewigen Quelle der Lüge" auf. Als die kaiserlichen Truppen verheerend in Rom eindrangen (Mai 1527) und Papst Clemens VII. hülflos und verlassen in das Castell sich flüchten mußte, war Heinrich der einzige, der sich seiner annahm und ihm Unterstützung gewährte. Daher war auch der Papst, der diese Gesinnung erkannte und schätzte, dem König von England besonders zugethan und stellte ihm eine befriedigende Lösung der Ehescheidungssache in Aussicht, wenn nur erst die kaiserlichen Truppen seine Staaten geräumt hätten. Allein die Umstände wurden verwickelter. Karl V. nahm sich seiner Tante an und hinderte den Papst an dem Vollzug seines Versprechens. Clemens hoffte sich durch italienische Schlauheit durchzuwinden; allein die Ungeduld des sinnlichen Königs vereitelte seine Pläne; er überlistete sich selbst und brachte die römische Tiara um ihre schönste Perle. Heinrich ließ eigenmächtig durch den Erzbischof Cranmer die Scheidung vollziehen und sich bald nachher mit Anna Boleyn trauen, und da die Curie, die unter spanischem Einflusse handelte, die nachträgliche Bestätigung versagte, so wurden im Laufe der dreißiger Jahre eine Reihe von Parlamentsbeschlüssen und Regierungsverordnungen erlassen, welche das locker gewordene Band zwischen der englischen Landeskirche und dem römischen Pontificat lösten und die päpstlichen Rechte und Prä-

rogativen der Krone zutheilten. Nach Abschaffung des römischen Primats erklärte sich der König zum „Oberhaupt der englischen und irischen Kirche auf Erden unter Christus", nahm als solches die Annaten und alle Sporteln, die für Dispensationen, Appellationen u. dergl. an die Curie flossen, für sich in Anspruch, ließ sich den Zehnten von allen geistlichen Stellen bezahlen und heischte von seinen Unterthanen einen neuen, sogenannten Suprematseid. Sodann „inhibirte" er auf einige Zeit alle geistliche Jurisdiction und ertheilte hernach den einzelnen Bischöfen, auf besonderes Ersuchen, im Namen des Königs „von dem alle geistliche Gewalt ausfließt", aufs Neue die Befugniß, ihre Episcopalrechte auszuüben. Die folgenreichste aber, und mit den größten Ungerechtigkeiten verbundene Maßregel war die Aufhebung aller Klöster und Einziehung ihres Guts und Vermögens.

Wenn auf diese Weise Heinrich VIII. den Grund zu dem äußern Organismus der anglicanischen Kirche legte, so war er dagegen ein zu großer Anhänger des herrschenden Religionssystems und der Lehren des Thomas von Aquino, als daß er damit auch zugleich in eine Reformation der kirchlichen Satzungen nach dem Vorgange der deutschen Fürsten, oder in die Begründung einer Kirche nach den Vorschriften der Apostel gewilligt hätte. Seine Gesinnung blieb katholisch und mit despotischer Hand zwang er sein Volk sich mit Dem zu begnügen und in Das zu fügen, was er willkürlich und launisch zu erhalten oder zu ändern gesonnen war. Der alte Dogmenglaube und der herkömmliche Cultus wurden mit wenigen Modificationen beibehalten, während man die Pfeiler, auf denen sie ruhten, umstieß; und wer sich beigehen ließ, die getroffenen Neuerungen zu mißbilligen, oder an dem Alten, das noch bestand, Anstoß zu nehmen, starb eines gewaltsamen Todes, so daß die Hand des Scharfrichters über Papisten wie über Reformirten schwebte. Ja selbst der Weg der Orthodoxie war durch widersprechende Gesetze und launenhafte Verfügungen gefahrvoll und unsicher; denn was heute als rechtgläubig galt, konnte morgen häretisch sein. Das Lesen der Bibel, das anfangs Niemanden versagt war, wurde später nur den Gebildeten gestattet, und die Hoffnungen Derer, die eine

zeitgemäße Reform des kirchlichen Lehrbegriffs erwarteten, wurden durch die sogenannten sechs Blutartikel und die grausamen Strafbestimmungen gegen deren Uebertreter schrecklich getäuscht.

Die Aufhebung dieses Gesetzes der Blutartikel war daher unter der Regierung Eduards VI. der Anfang einer durchgreifenderen Reform der Kirche, die auf Anordnung des Protectors Somerset und unter den Auspicien Cranmers vorgenommen wurde. In Betreff der äußern Verfassung schloß man sich dabei an die von Heinrich VIII. getroffenen Anordnungen an, die aufs Neue sanctionirt wurden; was dagegen Cultus, Disciplin und Lehrbegriff angeht, so verließ man die bisherigen Formen und Satzungen und gab der englischen Kirche durch Bearbeitung und Einführung der symbolischen Bücher eine eigenthümliche Gestalt und einen von den übrigen protestantischen Kirchen in vielen Dingen abweichenden Inhalt. Diese Bücher bestanden in einer neuen, auf dem allgemeinen Ritual- und Gebetbuche (common prayer-book) beruhenden Liturgie, in dem Homilienbuch, in der Confession der zweiundvierzig, unter Elisabeth auf neununddreißig reducirten Artikel, und in einer neuen Sammlung ausgewählter canonischen Gesetze. Die Abstellung der Messe und Heiligenverehrung, die Einführung der Landessprache beim Gottesdienste, die freie Benutzung der übersetzten Bibel, die Communion unter beiderlei Gestalt und die, wenn gleich mit einigen Beschränkungen gestattete, Priesterehe hatte diese erste Form der anglicanischen Kirche mit ihren reformirten Schwesterkirchen des Festlandes gemein; dagegen schlugen die englischen Reformatoren bei Abfassung der Liturgie einen eigenthümlichen Weg ein, indem sie von den ältern zur Gewohnheit gewordenen Formen mehr beibehielten als bei jenen der Fall war, absichtlich keinen auswärtigen Theologen zu Rathe zogen und den angebotenen Beistand Calvins entschieden von sich wiesen. Sie hielten es für besser dabei nicht auf das apostolische Zeitalter zurückzugehen, wie die Reformatoren des Festlandes thaten, sondern die kirchlichen Formen, wie sie sich in den sechs ersten Jahrhunderten nach und nach ausgebildet hatten, zum Grunde zu legen und Alles fortbestehen zu lassen, was nicht gerade zum Aberglauben führte, oder dem

Papismus zur Folie diente. Daher äußerte sich auch Calvin in mehreren Briefen sehr mißbilligend über die Beibehaltung des „papistischen Trödels" in dem englischen Ritualbuche, das bald nach seinem Erscheinen von dem Schotten Alexander Alesius ins Lateinische übersetzt wurde. — Uebrigens schändete sich auch diese Regierung durch Kirchenraub und bedrohte die Unglücklichen, die in Folge der Klosteraufhebung als brodlose Vagabunden und Bettler umherirrten, mit den härtesten Strafen, während zur Errichtung des Somersetpalastes am Strande der Themse zwei Kirchen, zwei Kapellen und drei bischöfliche Wohnungen niedergerissen wurden.

Unter der Regierung der katholischen Maria Tudor wurde das servile Parlament dahin gebracht, die meisten dieser Bestimmungen wieder aufzuheben. Die Liturgie wurde „als Neuerung und Erfindung einiger wenigen Männer von singulären Ansichten" abgeschafft, das book of common prayer aus dem Gottesdienste entfernt, der Kelch den Laien entzogen, die Priesterehe untersagt und die Messe wieder eingeführt; bei der Ordination der Bischöfe sollte der alte Ritus beobachtet werden und die früheren canonischen Gesetze wieder ihre Gültigkeit erhalten. Auch wurde das der Krone zugefallene Kirchenvermögen zur Restauration einiger Klöster verwendet, die aber keinen längeren Bestand hatten, als die Regierung der Gründerin. — Die Wiedereinführung des päpstlichen Primats und der geistlichen Jurisdiction fand dagegen anfangs Widerstand und konnte erst im dritten Parlament, nachdem der neue Cardinallegat Reginald Polus die Besitzer der Klöster- und Kirchengüter über den Fortgenuß ihrer erworbenen Besitzungen beruhigt hatte, durchgesetzt werden. Die Erneuerung des Gesetzes de comburendo haeretico gab der bigotten, menschenfeindlichen Königin die Mittel an die Hand, ihrem lang gehegten Haß gegen die Urheber und Bekenner der Reformation Luft zu machen und ihre Rache zu befriedigen. Die Flamme des Fanatismus loderte in allen Gegenden des Reiches und Schaaren flüchtiger Reformirten verließen das Land des Schreckens und suchten ein Asyl in den glaubensverwandten Staaten Deutschlands und der Schweiz.

Doch dauerte dieser Zustand nicht lange. Schon im November 1558 bestieg Elisabeth den englischen Thron; und da sie einer Kirche, nach deren Principien sie für illegitim und regierungsunfähig galt, nicht zur Herrschaft verhelfen durfte, so ließ sie in dem ersten Parlamente 1558 die Beschlüsse der vorhergehenden Regierung abrogiren und durch die sogenannte Uniformitätsacte den Zustand der Kirche, wie er unter Eduard bestanden, wieder einführen. Alle Diener der Kirche und des Staats wurden sofort, unter Androhung der Absetzung und anderer Strafen genöthigt, eidlich zu geloben, daß sie die Königin als „obersten Leiter der geistlichen und weltlichen Angelegenheiten" anerkennen, jede fremde Jurisdiction als ungültig verwerfen und allen Bestimmungen der symbolischen Bücher, die einer neuen Revision unterworfen wurden, aufs Genaueste nachkommen wollten. Dadurch ward Elisabeth unbeschränkte Gebieterin des Glaubens und der Gewissen ihrer Unterthanen, und da ihr zugleich die Befugniß zustand, ihre Autorität in kirchlichen Dingen Andern zu übertragen, woraus die so gehässige hohe Commission hervorging, so wurde jede geistige Regung, die sich auf kirchlichem Gebiete zeigte, einer Art Inquisition unterworfen, und dadurch von vorneherein eine Opposition hervorgerufen. Denn eine Kirche, wie die anglicanische Episcopalkirche, die zwischen der römisch-katholischen und der reformirten in der Mitte steht, in Cultus und Hierarchie an die erstere, dem Lehrbegriffe nach an die letztere sich anschließend, konnte nicht Jedermann befriedigen. Sie entriß den Katholiken zu viel, und ließ den Reformirten, die man mit dem Namen Puritaner belegte, zu viel bestehen; daher sich beide, trotz der Verfolgungen, die sie sich dadurch zuzogen, als Nonconformisten ausschieden. Indessen wären die Katholiken unter Elisabeth wenig gefährdet gewesen, hätten sie nicht durch Conspirationen, die von den überseeischen Seminarien zu Gunsten ihrer katholischen Gegnerin Maria Stuart fortwährend angesponnen und unterhalten wurden, den Zorn der strengen Gebieterin geweckt. Denn Elisabeth war den kirchlichen Ceremonien und der äußeren Pracht beim Gottesdienst sehr zugethan und sah darin ein wirksames Mittel, das Volk in heiliger Ehrfurcht vor der Religion und in Gehorsam und

Unterwürfigkeit gegen die Obrigkeit zu erhalten, während ihr die demokratischen Grundsätze der Puritaner und der einfache Cultus der presbyterianischen Kirche durchaus zuwider waren.*) — Durch die Uniformitätsacte erlangte die anglicanisch-bischöfliche Kirche in England entschieden den Sieg, so daß von dieser Zeit an der Kampf zwischen Katholiken und Protestanten als ein ungleicher weniger Interesse erregt, als die Streitigkeiten zwischen den hochkirchlichen Episcopalen und der puritanischen Opposition.

Die sogenannten Puritaner, der Stamm aller nachfolgenden Sekten in England, bestanden anfangs hauptsächlich aus flüchtigen Protestanten, die unter Maria in Deutschland und der Schweiz ein Asyl gesucht und bei der Thronbesteigung der Elisabeth wieder in ihre Heimath zurückgekehrt waren. Während ihres Exils hatten sie sich in Frankfurt, Straßburg, Basel, Genf u. a. O. niedergelassen und mit Einwilligung der obrigkeitlichen Behörden ihren eigenen Gottesdienst eingerichtet, dabei aber nach dem Vorbilde der calvinischen Kirchen mancherlei Aenderungen in der Liturgie Eduards VI. vorgenommen und überhaupt größtentheils eine Vorliebe für den einfachen Cultus und die durchgreifenderen Reformen des Festlandes gewonnen. Nach ihrer Rückkehr hofften sie daher zu bewirken, daß bei der neuen Organisation der Kirche das common prayer-book und die Liturgie von allem dem „gereinigt" würde, was sie die Hefe des Antichrists und den papistischen Unflath nannten, zumal da sich Männer von wissenschaftlichem Rufe, wie Joh. Fox, der Martyrologe, Miles Coverdale u. A. unter ihnen befanden. Aber die Uniformitätsacte schlug alle ihre Hoffnungen nieder und ließ ihnen nichts übrig, als durch die Weigerung sich der „papistischen" Gewänder beim Gottesdienste zu bedienen und verschiedene Ceremonien, wie das Knieen beim Empfange des Abendmahls, mitzumachen, ihre Mißbilligung auszudrücken. Durch Härte, Verfolgung und Amtsent-

*) Um die Katholiken versöhnlicher zu stimmen, ließ Elisabeth aus dem common prayer-book mehrere Stellen und Ausdrücke, die ihnen anstößig sein konnten, entfernen z. B. die Bitte, der Herr solle sie erlösen von der Tyrannei des Bischofs von Rom und seinen verfluchten Unternehmungen.



setzung nahm ihre Zahl und ihr Eifer zu. Die consequente Durchführung calvinischer Principien mehrte die Divergenzpunkte, bis zuletzt die Grundsätze der Puritaner über Kirchenverfassung, Disciplin und Cultus denen der Episcopalkirche grade gegenüberstanden. Denn während in der Nationalkirche, wie bei der Staatsverwaltung, das aristokratisch-hierarchische Princip dominirte, waren die Fundamentallehren der puritanischen Kirchengemeinschaft rein demokratisch; während dort eine starre Form jede freie Bewegung aufhob und das religiöse Bewußtsein aller Glieder in enge Fesseln schlug, bildete sich hier nach und nach das voluntary principle, „das Princip der unbedingten Freiwilligkeit in Beziehung auf die Verbindung des Einzelnen mit der Kirche“ und während dort das liturgische Element und ein fixirtes Ceremoniel beim Gottesdienste vorwaltete und die Predigt durch bestimmte Regeln auf einen engen Ideenkreis beschränkt war, herrschte hier eine schmuck- und kunstlose Einfachheit, und bei dem aller Poesie und Phantasie ermangelnden Gottesdienste war die freie Rede des Predigers, als der momentane Erguß einer göttlichen Begeisterung, der überwiegende Bestandtheil.

Die Puritaner strebten Anfangs nach calvinisch-presbyterianischen Einrichtungen, wonach der Wille des Einzelnen der republikanischen Kirchengemeinde und ihrer Repräsentanten, den Presbyterien, Synoden und Kirchenversammlungen untergeordnet war. Sie verwarfen keineswegs die Idee einer Staatskirche, sofern dieselbe nur nach ihren Principien organisirt wäre, daher sie sich auch nicht separirten, sondern nur als Opposition innerhalb der Nationalkirche selbst ihre Ansichten geltend zu machen suchten. Aber schon im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts trennten sich die Independenten oder Congregationalisten, realisirten zuerst in Holland unter Cartwright, Brown, Ainsworth u. A., nachher an der Massachusettsbay und in Connecticut, den Grundsatz des voluntary principle als freie Kirchensekte und traten bald den presbyterianischen Puritanern, aus deren Schooß sie hervorgegangen waren, eben so feindselig gegenüber, wie diese den Episcopalen. Der stete Verkehr der Independenten mit dem Mutterlande pflanzte ihre

Ansichten daselbst fort, und erleichterte Vielen von ihnen im folgenden Jahrhunderte, als sich die Umstände zu ihren Gunsten gestalteten, die Rückkehr in ihre Heimath.

Mit Jacobs I. Thronbesteigung erwarteten die Puritaner wie die Katholiken Milderung der gegen sie bestehenden Gesetze; jene weil Jacob in der presbyterianischen Kirche, deren Grundsätze nicht wesentlich von denen der Puritaner abwichen, erzogen worden war, und öfters geäußert hatte, „er danke Gott, daß er ihn in der reinsten aller Kirchen geboren werden ließ, an der er daher auch bis zu seinem Tode festhalten wolle"; diese weil er von jeher Nachsicht gegen sie geübt und vor seiner Thronerlangung Milderung der Religionsgesetze und Gewissensfreiheit ihnen ausdrücklich in Aussicht gestellt hatte, wenn sie ihm nicht entgegenwirkten.

Die Puritaner wurden jedoch bald inne, daß jene Versicherung Jacobs nur aus Heuchelei und aus Furcht vor der rücksichtslosen Derbheit der presbyterianischen Prediger herfloß, daß aber der König im Herzen die demokratisch-republikanische Verfassung der schottischen Kirche verabscheue, wie dies aus seinem, damals noch wenig bekannten Buche »Basilicon doron« hervorging, worin die Ansicht niedergelegt war, daß eine republikanische Kirchenverfassung mit einer Monarchie unvereinbar sei, eine Ansicht, die sein ganzes späteres Verfahren gegen die Dissenters bestimmte, und die in dem Grundsatze ausgesprochen war: „Kein Bischof, kein König". Jacobs Vorliebe für die Episcopalkirche hing mit seinem Streben nach absoluter Macht und mit seinen hohen Ideen von der göttlichen Würde der Könige zusammen, die er in einer zweiten Schrift dem bestürzten Volke darlegte. In dieser zieht er aus den Schilderungen Samuels von den Leiden und Bedrückungen, die das israelitische Volk unter dem despotischen Scepter eines orientalischen Monarchen zu erwarten hätte, den Schluß, daß nach den Worten Gottes dem König absolute Gewalt ohne alle Beschränkung zustehe, das Volk aber keine Rechte habe und zum „passiven Gehorsam" verpflichtet sei. In dem Colloquium von Hampton-court, das Jacob auf eine „tausendhändige Petition" der Puritaner anordnete und worin er selbst trotz einem

Theologen disputirte und argumentirte, erklärte er daher denselben auch, „daß sich Presbyterialverfassung mit Monarchie vertrüge wie Gott mit dem Teufel, und daß er nicht gewillt sei, seine Beschlüsse und Handlungen von Jack und Tom kritisiren zu lassen, wobei der eine sage: so muß es sein, der andere aber aufstehe und sage: Nein! so wollen wir's haben!" Alles was die Puritaner erlangten, war, außer der genaueren Bestimmung einiger Glaubensartikel, die neue noch heut zu Tage in der englischen Kirche gebrauchte Bibelübersetzung, mit Ausschluß der apokryphischen Bücher, weil die ältere viele Fehler enthielt, die Genfer Bibel aber, welche die Puritaner eingeführt wünschten, ihrer kühnen Anmerkungen wegen dem König ebenso mißfiel, wie sie seiner Vorgängerin mißfallen hatte. Somit blieb den puritanischen Nonconformisten nichts übrig, als sich entweder der anglicanischen Kirche, deren Satzungen jetzt durch einen neuen canonischen Codex, unter der Leitung des servilen Erzbischofs Bancroft, noch schroffer dargestellt wurden, zu fügen, oder sich als excommunicirte, rechtlose Sektirer und Dissenters allen Verfolgungen und Bedrückungen bloßgestellt zu sehen. Sie wählten das letztere Loos und traten dem Staat und seiner Kirche feindselig gegenüber. Ihre einzige Waffe blieb die Presse und trotz mannichfacher Verbote gegen den Verlag puritanischer Schriften, ward fortwährend eine heftige Polemik gegen die Episcopalkirche unterhalten, wobei der König nicht geschont wurde.

Wie Jacob I. mit entschiedener Abneigung gegen die Puritaner nach England kam, so hegte er dagegen von Jugend auf eine große Vorliebe für die Katholiken. Es ist höchst merkwürdig, wie sich in allen Gliedern der Familie Stuart eine Neigung zur römischen Kirche beurkundet, die nicht durch Erziehung geweckt und durch Jugendeindrücke werth gemacht wurde, sondern die wie ein unheilbringendes Erbtheil von den Eltern auf die Kinder überging und an allem Unglück, das die Familie betroffen, Ursache war. Jacob, der als zweijähriges Kind seiner Mutter entrissen und von Buchanan im Haß gegen die Katholiken auferzogen wurde, der in seiner Jugend die heftigsten Invectiven gegen den päpstlichen „Antichrist" und die „römische Hure"

hören mußte, der zeigte schon als König von Schottlaud unbegreifliche Nachsicht gegen die Umtriebe spanischer Emissäre und Jesuiten, die in Verbindung mit einigen katholischen Edelleuten seine Regierung beunruhigten, und ließ sich nur mit innerem Widerstreben zuweilen durch die laute Stimme des entrüsteten Volkes bewegen, Strafen über sie zu verhängen, die er aber bei der ersten Gelegenheit wieder aufhob. Jacob hätte daher auch gern die Versprechungen, die er den englischen Katholiken des In- und Auslandes machen ließ, sogleich erfüllt, wenn ihn nicht die Furcht vor der öffentlichen Meinung daran gehindert hätte. Der unzeitige Racheplan einiger fanatischen Katholiken, die in dem Aufschub eine Weigerung erblickten, zwang ihn später, ihnen den Eid of allegiance aufzulegen und durch mehrere strenge Gesetze gegen die Neigung seines Herzens Bedrückungen über sie zu verhängen. Das unpopuläre Bestreben, seinen Sohn Karl mit einer katholischen Prinzessin zu vermälen war noch ein Nachklang seiner geheimen Neigung.

Durch diese Zuneigung zu dem Katholicismus, die auch auf Jacobs Sohn Karl I. überging, verdarben sich die Stuarts ihre Stellung der protestantischen Nation gegenüber und verstärkten die Reihen der Puritaner, zumal da jetzt zu der Furcht vor einer Restauration des Papismus noch die Besorgniß vor einer Vernichtung der politischen Volksrechte sich gesellte. Daher wurden die Puritaner aus verachteten Sektirern nun auf einmal Kämpfer für religiöse und politische Freiheit; ihre Forderungen und Ansichten fanden in der Masse der Nation desto stärkeren Anklang, je schroffer Karl I. denselben entgegentrat, und je mehr die Stuarts überhaupt den Geist und die Richtung des Volks nicht begriffen und nicht anerkennen wollten. Zu einer Zeit, da die Tendenz der Masse auf Vereinfachung des Cultus ging, schenkte Karl sein ganzes Vertrauen einem Prälaten (Laud), der schon als Bischof von London sich durch Strenge gegen die protestatischen Nonconformisten, durch überspannte Grundsätze von dem göttlichen Rechte der Könige und dem passiven Gehorsam der Völker, und durch eine unzeitige Neigung für kirchliche Ceremonien und pomphaften Gottesdienst allgemein verhaßt gemacht hatte. Selbst die Episcopalen wurden gegen

ihn aufgebracht, zumal als die Beschuldigung laut wurde, er habe das anglicanische Glaubensbekenntniß durch den viel bestrittenen Zusatz verfälscht, nach welchem „die Kirche Macht habe Ritus und Ceremonien anzuordnen, und entscheidende Autorität in Sachen des Glaubens", ein Zusatz, der in der von Karl I. veranstalteten Edition der Glaubensartikel zu lesen war, während er in einigen früheren Ausgaben sich nicht vorfand, und dem man die Absicht zuschrieb, den Weg zur Einführung des Katholicismus zu bahnen und dem Parlamente die Einmischung in die kirchlichen Angelegenheiten zu entziehen. Als nun gar dieser eifrige Episcopale nach dem Tode des milden Abbot auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury erhoben wurde und durch neue Consecrirung der Paulskirche, durch Ausschmückung mehrerer Cathedralen mit Bildern und Ornamenten, durch Einführung neuer, der römischen Kirche sich anschließenden Ceremonien bei dem öffentlichen Gottesdienste, die Gerüchte von einer beabsichtigten Wiedereinführung des katholischen Religionssystems in England immer glaubwürdiger machte, da nahm die Aufregung des über seine bürgerliche und kirchliche Freiheit besorgten Volkes mehr und mehr zu. Puritanische Prediger, die von dem zelotischen Prälaten unbarmherzig von ihren Stellen getrieben und dem Elende Preis gegeben wurden, zogen im Lande umher und reizten durch fanatische Reden die erhitzten Gemüther noch mehr auf. Man sah im Gefolge der Königin fast lauter Katholiken oder Convertiten, darunter Priester und Jesuiten von verdächtigem Streben; man vernahm, daß dem Erzbischof selbst zweimal von Rom aus der Cardinalshut angeboten worden sei, und daß darüber zwischen ihm und dem König Berathungen stattgefunden hätten; man bemerkte, daß ein päpstlicher Legat, Panzani, sich in London aufhielt und offen mit dem Hof verkehrte, und daß Will. Hamilton im Namen der Königin, aber mit Wissen ihres Gemahls längere Zeit in Rom residirte; man erfuhr, daß zwei anglicanische Bischöfe, Goodman von Gloucester und Montague von Chichester thätig an einer Vereinigung mit „der römischen Mutterkirche" arbeiteten. Dies alles goß Oel in die Flamme und reizte die mit Argwohn erfüllten Gemüther des Volks zur

Empörung. Sollten ihre Väter, so wurde gefragt, die Leiden der Verbannung und die Marter des Feuertodes darum erduldet haben, damit noch vor Abfluß eines Jahrhunderts der Geist wieder in die Fesseln römischer Arglist geschmiedet würde?

Statt diese Stimmung des Volks zu beachten, glaubte der verblendete König durch strenge Bestrafung der Widersacher der bestehenden Kirche, durch Drohungen gegen die Verletzer des göttlichen Rechts der Könige und durch abgedrungene Eide, „daß die bischöfliche Kirche und ihre hierarchische Verfassung die einzig rechtmäßige sei", die verwegene Opposition unterdrücken zu können. Allein dieser Weg führte den König weit vom Ziele ab, er führte ihn einem Abgrunde zu, den er erst mit Schrecken gewahr ward, als er den Rückweg verloren hatte. Der erste Anstoß zur Empörung ging übrigens von Schottland aus. Auch hier sollte eine bischöfliche Jurisdiction, mit der hohen Commission im Gefolge, die demokratischen Synoden und Presbyterien ersetzen, neue canonische Gesetze der legislativen Autonomie der Kirchenversammlung ein Ende machen, das book of common prayer die freien und kühnen Predigten der Geistlichen verhindern und eine hierarchische Rangordnung den übermüthigen Stolz der Gleichheit brechen und Ehrgeiz, Egoismus und menschliche Schwächen unter den Predigern wecken. Da erhob sich das Volk in Masse gegen die Errichtung des „Baaldienstes"; unter Fasten und Beten wurde der alte Covenant „zur Beschützung der reinen Religion und Kirche gegen papistische Irrlehren und Verderbnisse" erneuert; und die muth- und willenlosen Truppen des Königs erlagen der fanatischen Wuth der zahllosen Presbyterianer, deren Siege von den Engländern mit Frohlocken begrüßt wurden und dem „langen Parlamente", das mit ihnen in Verbindung trat, bald Gelegenheit gaben, Rache an ihren Gegnern zu nehmen. Die Verhaftung des Metropoliten Laud, die Anklage und Gefangennehmung von zwölf protestirenden Bischöfen, die Abschaffung des Episcopats und der hohen Commission und die Wiedereinsetzung der früher verjagten puritanischen Geistlichen bildeten das Vorspiel zu den kirchlichen Neuerungen, die im Jahre 1643 und 44 vorgenommen wurden. Eine

Commission von hundertzwanzig geistlichen und dreißig weltlichen Gliedern kam nämlich nach langen und heftigen Debatten zu dem Beschluß, daß an die Stelle des common prayer-book und der anglicanischen Liturgie das sogenannte directory for the public worship, das im Wesentlichen mit der presbyterianischen Kirchenform übereinstimmte, als Norm des Glaubens- und des Cultus eingeführt werden solle. Sofort wurden, wie beim Beginn der Reformation, Bilder, Ornamente, Orgeln u. dgl. aus den Kirchen entfernt, die gemalten Fenster eingeschlagen, Monumente, die als Träger „des Aberglaubens und der Abgötterei" angesehen werden konnten, niedergerissen, Mantel, Kragen und Kappe den Geistlichen untersagt und eine Menge unnützer Feiertage aufgehoben. Den Predigern war es nun gestattet, sich in langen Reden mit Freiheit über alle Punkte der Religion und über alle Vorgänge im Staat und öffentlichen Leben zu ergehen und selbst das Privatleben der sündigen Glieder ihrer Kirche einer Prüfung zu unterwerfen, um zu untersuchen, wer würdig sei, sich dem Tische des Herrn zu nahen und wer nicht. — Die Enthauptung des Erzbischofs bezeichnete eine neue Aera in der englischen Kirche und die Herrschaft der früher schwer bedrückten und verfolgten Puritaner, die jetzt die Geißel der Verfolgung über die Nacken ihrer ehemaligen Verfolger schwangen und aus Bedrückten Bedrücker wurden. Die Erscheinungen blieben dieselben, aber die Spieler auf der Schaubühne des Lebens hatten ihre Rollen gewechselt.

In Folge des Directoriums wurde das kirchliche England in Provinzen, diese in Klassen und die Klassen in Presbyterien eingetheilt. Aber Ruhe und Zufriedenheit kehrte darum nicht in die Gemüther ein. Die orthodoxe presbyterianische Partei beschwerte sich, daß das Parlament eine ungesetzliche Autorität über die Kirche, ihre Versammlungen und ihre Diener ausübe und das despotische Regiment der zelotischen Geistlichen nicht in seiner vollen Ausdehnung dulden wolle; die Independenten, die vermöge ihres Enthusiasmus, ihres Eifers und ihrer Energie bei dem Parlamente, der Armee und der Bürgerschaft immer mehr an Ansehen gewannen, und die nicht gewillt waren, ihre Frei-

heit und Unabhängigkeit, um derenwillen viele von ihnen früher ihre Heimath verlassen hatten, jetzt der Controle eines fremden Kirchenregiments unterzuordnen, murrten, daß der kirchliche Despotismus nur eine andere Form angenommen habe, und daß nun statt einiger wenigen Bischöfe eine zahllose Schaar Geistlicher ihre Zwingherrschaft übten. Sie verlangten, daß jede kirchliche Gemeinde autonomische Rechte über Glauben, Cultus und Disciplin habe, daß alle Kirchengemeinden, die sich durch das freiwillige Zusammentreten gleichgesinnter Gläubigen bildeten, coordinirt seien, und daß Niemand gezwungen werde, sein Gewissen unter eine allgemeine Vorschrift zu beugen, sondern daß Jedermann Gott nach eigener Ueberzeugung diene; Verschiedenheit des Glaubens und Cultus müsse folglich erlaubt und Toleranz heilige Pflicht sein. Ihr großer Beschützer war Cromwell; ihre Fürsprecher die Juristen und Politiker, welche keine kirchliche Autorität unabhängig von der weltlichen Obrigkeit dulden wollten und das göttliche Recht der Presbyterialeinrichtung verwarfen. Ihre Stärke beruhte in der Armee und in den zahllosen Sekten, die um diese Zeit unter den verschiedensten Namen und mit den wunderlichsten Ansichten aus dem chaotischen Zustande hervortraten und sich alle unter die Fahne der Independenten oder Congregationalisten reihten, so wie in der großen Menge der Libertinen, die die Ascetik der Presbyterianer und ihre strenge Disciplin scheueten. Ihre Macht wuchs von Tag zu Tag und es liegt in der Natur einer Revolution, daß die Partei, die mit verwegenem Sinn die extremste Richtung verfolgt, zuletzt den Sieg davon trägt. Wie daher Lauds Hinrichtung den Triumph der Presbyterianer über die Hochkirchlichen bezeichnete, so ist die Verurtheilung und Hinrichtung Karls I. als der Sieg kirchlicher Ungebundenheit über die starre Form der Synodalverfassung, und als der Uebergang einer strengen Demokratie in eine zügellose Ochlokratie zu betrachten. — Aber in einer Revolution ist kein Stillstand möglich, und die siegreiche Ansicht, mag sie auch noch so extravagant sein, findet immer wieder ihre heftigsten Bekämpfer in solchen, die nach derselben Richtung noch weiter gehen, bis das unhaltbare Aeußerste die Herrschaft erlangt, aber nur um sie dem

Gegensatze in die Hände zu spielen. So wurden die Ansichten der Independenten, als der persönlichen Freiheit noch immer zu nahe tretend, bekämpft von der neuen Sekte der Levellers, die sogar das Band einer kirchlichen Gemeinschaft und jede fixirte Form des Gottesdienstes als die Freiheit des Gewissens beengend verwarfen und nur die Eingebung der von Gott verliehenen Vernunft als maßgebend für Religion und Cultus statuirten. Diesen kirchlichen Ansichten entsprachen ihre politischen Grundsätze von der Verwerflichkeit jeder monarchischen Regierungsform, von der Selbstregierung des Volks und der allgemeinen Wahlberechtigung bei Besetzung der Repräsentantenstellen, die durch schnellen Wechsel möglichst Vielen zugänglich gemacht werden sollten.

Während der republikanischen Zeit blieb die presbyterianische Kirchenform in England die herrschende und das Episcopalsystem außer Gebrauch. Da aber unter allen Ständen die Richtung nach dem Religiösen vorherrschend war, und die Freiheit des Gewissens von allen Unzufriedenen in Anspruch genommen wurde, so war diese Zeit besonders fruchtbar an neuen Sekten, die sich an allen Ecken und Enden des Reichs erhoben und als Separatisten der herrschenden Kirche gegenüberstellten. In jenen Tagen religiöser Aufregung fand jede, auch die absurdeste Ansicht ihre Anhänger und ihre Märtyrer, und je auffallender die Ansicht sich äußerte, desto sicherer konnte sie auf Erfolg rechnen. Der kirchliche Zustand in England war damals, wie heut zu Tage in Nordamerika, in das dem katholischen Autoritätsglauben entgegengesetzte Extrem übergeschlagen, indem sich Jedermann berufen fühlte, die Bibel, deren Erklärung in der katholischen Kirche der individuellen Willkür entzogen ist, nach seinem Sinne und seiner Einsicht zu deuten und dabei mehr der göttlichen Inspiration als menschlicher Autorität folgen zu müssen glaubte. Von diesen Sekten waren viele nur ephemere Ausgeburten einer fanatischen Zeit und von eben so kurzer Dauer, wie diese selbst. Was die Grenzen der Besonnenheit und der nüchternen Vernunft überschreitet, ist nie mehr als eine flüchtige Erscheinung des Tages. Andere verloren sich unter den größeren überlebenden Sekten der Puritaner und Independenten; noch andere haben,

wie die Quäker, bis auf den heutigen Tag eine unbestrittene, selbständige Existenz. Cromwell, selbst ein Kind des religiösen Fanatismus jener Zeit, legte den Sekten, so lange sie harmlos blieben, keine Hindernisse in den Weg; nur wenn die excentrische Richtung die Institute des Staats und der herrschenden Kirche bedrohte, wie im Jahre 1653, als das sogenannte Barebone-Parlament die Patronatsrechte und die Zehnten abschaffen wollte, dann trat Cromwell dem Treiben der Schwärmer entgegen und hielt Besonnenheit und Vernunft mit starker Hand aufrecht.

Nach der Restauration suchte der Hof in Kirche und Staat Alles wieder auf den alten Fuß zu stellen, ging aber in seinen reactionären Bestrebungen immer weiter, bis der Uebertritt zum Katholicismus erfolgte, und eine neue Thronänderung bewirkte. Karl II., das Bild eines charakterlosen, schwachen und egoistischen Fürsten, war entweder schon während seines Exils in Frankreich zur römischen Kirche übergetreten oder hatte doch wenigstens solche Vorliebe für dieselbe gewonnen, daß es späterhin Ludwig XIV. nicht schwer fiel, durch Geld und Mätressen ihn förmlich zu derselben hinüberzulocken, obgleich dies der Nation bis zu des Königs Tod ein Geheimniß blieb. Die Erinnerung an die Härte der presbyterianischen Geistlichen während seiner verhängnißvollen Jugendjahre, die Abneigung des genußsüchtigen Fürsten vor der ascetischen Strenge der Puritaner und das Bedürfniß, für ein wollüstiges und lastervolles Leben eine leichte Absolution zu erlangen und durch eine erheuchelte Buße den ruhigen Fortgenuß aller sinnlichen Freuden zu erkaufen, — dies waren die Motive, die Karl II. dem Katholicismus geneigt machten und ihn auf eine Bahn führten, auf der er Heuchelei, Doppelzüngigkeit, Falschheit, Wortbrüchigkeit und ähnliche Untugenden nicht vermeiden konnte. Die Declaration von Breda, in welcher „zarten Gewissen“ Glaubensfreiheit zugesagt und die Versicherung gegeben war, „daß Niemand wegen Religionsverschiedenheit beunruhigt oder in gerichtliche Untersuchung gezogen werden sollte, vorausgesetzt, daß er den Frieden des Reichs nicht störe“, wurde schon im ersten Jahre seiner Regierung schmählich verletzt, als in Folge der Cor-

porations- und Uniformitätsacte alle Nonconformisten, die sich weigerten, den Suprematseid zu leisten, dem Covenant (der durch die Hand des Büttels öffentlich verbrannt wurde) zu entsagen, und ihre ungeheuchelte Uebereinstimmung mit allen Punkten des allgemeinen Ritual- und Gebetbuchs eidlich zu erhärten, für unfähig erklärt wurden, irgend ein Amt in Staat und Kirche zu bekleiden; eine Verfügung die über zweitausend presbyterianische Geistliche ihrer Stellen beraubte und mit Weib und Kind dem Elende Preis gab. Es währte nicht lange, so sah man die Episcopalkirche wieder im vollen Genusse ihrer Güter, Rechte und Privilegien, die Hierarchie in ihrer ganzen Ausdehnung wieder hergestellt, alle drückenden Gesetze gegen die Nonconformisten erneuert und eine unduldsame Geistlichkeit von Neuem im Besitze der frühern Macht und von dem Wunsche getrieben, sich an den Puritanern für die erlittene Schmach zu rächen. So lange daher ihr Zorn nur gegen die Dissenters gerichtet war, fand die zelotische Geistlichkeit an dem König und der Regierung kräftige Unterstützung. Die sogenannte Conventikelacte vom Jahre 1664 und 1670 erklärte alle religiösen Zusammenkünfte von mehr als fünf Personen, wobei nicht die Bestimmungen des allgemeinen Gebets- und Ritualbuchs zu Grunde gelegt wären, für ungesetzlich und aufrührerisch und bedrohte deren Theilnehmer mit schweren Strafen. Dies geschah darum, weil die abgesetzten puritanischen Geistlichen, die bei ihren bisherigen Pfarrkindern Mitleid, Hülfe und Anhänglichkeit fanden, heimlich Bet- und Andachtsstunden hielten, die mehr besucht wurden, als der anglicanische Gottesdienst, woher es kam, daß sich Sekten und Conventikel auf beunruhigende Weise mehrten und wiederholte Strafbestimmungen hervorriefen.

Aber nachdem die Episcopalen ihre Rache an den Dissenters gestillt hatten, und die Strenge der Nonconformistengesetze auch die Katholiken traf, da erinnerte sich Karl wieder seiner frühern, von Breda aus erlassenen Zusicherungen und wünschte eine Milderung derselben. Eine königliche Declaration, daß der Krone das Recht zustehe, von den Gesetzen gegen die Nonconformisten zu dispensiren, sollte den Weg bahnen.

Allein das Parlament durchschaute die Absicht und erklärte die Duldungsverordnung für ungesetzlich. Dies unterbrach auf einige Jahre das Vorhaben des Königs. Als er aber mit Ludwig XIV. einen Vertrag abgeschlossen hatte, wonach er verpflichtet war, in Verbindung mit Frankreich die protestantischen Holländer zu bekriegen, ging ihm der Druck, unter dem die Katholiken seufzten, noch mehr zu Herzen, weshalb er im März 1672 eine neue königliche Declaration erließ, worin er „vermöge seiner höchsten Macht in kirchlichen Dingen" alle Strafgesetze für suspendirt erklärte, religiöse Versammlungen an bestimmten Orten erlaubte und die dissentirenden Priester unter den Schutz der weltlichen Obrigkeit stellte. Diese Verfügung suchte Karl als Vollziehung seiner Declaration von Breda darzustellen und die protestantischen Dissenters zu dem Glauben zu bringen, es sei vornehmlich eine Verfügung für sie. Allein der König hatte durch seine Härte und Willkür gegen die Puritaner schon zu oft und zu deutlich seine wahre Gesinnung verrathen, als daß man jetzt, wo im ganzen Lande laute Klagen über Zunahme des Papismus ertönten, sich durch diese Maske hätte täuschen lassen. Die Presbyterianer und Independenten nahmen daher die gebotene Toleranz kalt auf, und Baxter schickte sogar das Gehalt, das ihm wie den übrigen einflußreichsten puritanischen Predigern verabreicht wurde, dem Hofe zurück, weil er darin ein Mittel sah, die dissentirenden Geistlichen zum Schweigen zu bringen. Mit Entrüstung nahm dagegen die hochkirchliche Nation diese zur Toleranz führende Declaration auf, in der sie den ersten Schritt zum Papismus erblickte; und da um dieselbe Zeit die Kunde laut ward, daß die Herzogin von York vor ihrem Tode von einem Franziskanermönch nach römischem Ritus die Sterbesacramente empfangen hätte, und das Gerücht ging, daß der Herzog selbst Katholik sei und der Krieg gegen Holland der Vernichtung des Protestantismus gelte: so verlangte das nächste Parlament so dringend die Zurücknahme der Duldungsverordnung, daß Ludwig XIV. selbst dem König rieth, dem erwachten Fanatismus nachzugeben, ehe er aufs Neue die Flamme des Bürgerkrieges entzünde, und daß Karl es für gerathen hielt, sowohl seine Verfügung zu annulliren, als die mit Ungestüm be-

gehrte Testacte zu bestätigen (März 1673). Nach dieser Acte wurden alle diejenigen, die sich weigern würden, den Eid der Treue und des kirchlichen Supremats zu leisten, das Abendmahl nach dem Ritus der anglicanischen Kirche zu nehmen, und eine Declaration gegen die Transsubstantiationslehre zu unterzeichnen, für unfähig erklärt, irgend ein militärisches oder civiles Amt zu bekleiden. Die Folge davon war, daß der Herzog seiner Stelle eines Großadmirals entsagen und dadurch seine Conversion bekannt machen mußte; und als einige Jahre darauf die Nation durch die gerichtlichen Verhandlungen über die „papistischen Complotte" in die größte Aufregung gesetzt wurde und die Schotten durch die Ermordung des Erzbischofs Sharp, der sich zur Begründung des Episcopalsystems in jenem Lande hatte gebrauchen lassen, die ganze Hofpartei mit Schrecken füllten über den neu erwachten Fanatismus, da gab der Herzog dem Verlangen des Königs und der öffentlichen Stimmung nach und verließ England auf einige Zeit. Diese Vorgänge brachten die Episcopalen und Dissenters einander näher und es erhoben sich im Parlamente viele Stimmen für eine Milderung der gegen sie bestehenden Gesetze. Aber erst als man die unzuverlässigen Anzeigen von jenen papistischen Complotten gegen das Leben des Königs benutzen wollte, um die Katholiken durch neue Acte von dem Ober- und Unterhaus auszuschließen, wurde die Bestimmung der Testacte über die Verpflichtung, das Abendmahl nach dem Ritus der anglicanischen Kirche zu nehmen, aufgehoben, um die Dissenters, deren Beistand zur Durchführung der Sache nützlich war, für die Sache zu gewinnen. Daraus geht hervor, daß bei der zunehmenden Macht der Katholiken und bei der wahrscheinlichen Aussicht auf einen katholischen Thronfolger, dessen Ausschließung von dem Unterhause im Jahre 1680 vergebens beantragt wurde, die anglicanischen und nonconformistischen Protestanten sich näherten, um dem gemeinschaftlichen Feinde kräftiger entgegentreten zu können.

Karl II. hatte sich äußerlich immer zu der Landeskirche gehalten und erst kurz vor seinem Tode seine Heuchelei offenkundig gemacht, dadurch daß er aus den Händen eines katholischen Priesters die Sterbe-

sacramente empfing; Jacob II. dagegen war ein zu eifriger Convertit, als daß er mit einer bloßen Duldung seines Glaubens zufrieden gewesen wäre. Mit dem Eifer eines Missionärs und dem Trotze eines Fanatikers ergriff er Maßregeln, die dem Volke seine Absicht, die katholische Kirche zur herrschenden zu erheben, verrathen mußten. Wie Julianus der Apostat (mit dem ihn Samuel Johnson verglichen hatte, dafür aber im Jahre 1686 an den Pranger gestellt, öffentlich gepeitscht und mit einer Geldstrafe belegt wurde) umgab er seine Person mit Leuten seines Glaubens, und erhob in der Verwaltung des Staats und in der Armee Convertiten und Katholiken zu den höchsten Stellen mit Zurücksetzung der hochkirchlichen Protestanten. Er schickte einen Gesandten an den Papst und nahm einen päpstlichen Nuncius an, er stellte im Schloß die Messe wieder her und gestattete den katholischen Cultus in Privatkapellen; er gewährte den Jesuiten und andern Ordensbrüdern sichern Aufenthalt in seinem Reich, beförderte Conversionen durch Anstellungen und andere Vortheile und sicherte sogar den übergetretenen Geistlichen den Fortgenuß ihrer bisherigen Pfründen. Die Aussicht auf irdische Vortheile, Aemter und Ehrenstellen, verfehlte ihre Wirkung nicht bei den Schwachen, die Verführung war zu lockend und das Beispiel von Oben gab Manchem Scheingründe zur Beschwichtigung seines mahnenden Gewissens. Der Befehl, alle, die unter der vorhergehenden Regierung wegen Verweigerung des Eides der Treue und des Supremats in Haft gebracht worden waren, in Freiheit zu setzen, gab etliche tausend Nonconformisten der menschlichen Gesellschaft zurück. Darunter befanden sich auch protestantische Dissenters. Damit aber nicht die Meinung Geltung fände, als ob des Königs Herz auch mit diesen Mitleid fühle, wie verkehrte Lobredner glauben machen wollten, ließ er bald nachher das bekannte Buch des Hugenottengeistlichen Claude über die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich durch die Hand des Henkers verbrennen und sprach somit seine Billigung der von Ludwig XIV. angewendeten Maßregeln aus. — Doch konnte Jacob nicht auf Erfolg rechnen, so lange die Testacte noch in Kraft war. Um daher deren Abschaffung vorzubereiten, oder ihre Wir-

kung zu lähmen, wurde von dem Gerichtshofe der Kings-bench, dessen Räthe von dem König zuvor sorgfältig sondirt und die widerspenstigen passend ersetzt worden waren, der Grundsatz geltend gemacht: „es stehe in der Macht des souveränen Königs von England in gewissen Fällen von den Reichsgesetzen zu dispensiren." Dies hatte zuerst die Folge, daß in der Armee die höchsten Befehlshaberstellen Katholiken und Convertiten übertragen wurden; und als dies hie und da unter der Geistlichkeit Murren erzeugte, und die beständige Mahnung von den Kanzeln herab, „fest an dem protestantischen Glauben zu halten und sich nicht von den Irrthümern des Papstthums umgarnen zu lassen", das Volk in Aufregung brachte, so erging an die Geistlichen der Befehl, sich aller Controverspredigten zu enthalten und nur Moral und Gottesfurcht zu lehren. Compton, Bischof von London, eine kräftige Säule der Opposition, leistete diesem Befehle nicht Folge, und wurde daher von dem neuen, zur Untersuchung derartiger Vergehen eingesetzten Delegatenhof unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Canterbury, seines Amtes beraubt, aber von dem Volke als Märtyrer verehrt.

Bei der feindseligen Stimmung des Volks, die sich bei jeder Gelegenheit kund gab, konnte Jacob zur Durchführung seiner Pläne nur auf die Hülfe der Armee rechnen, weshalb er darauf bedacht war, die zuverlässigsten Leute zu Befehlshabern zu machen. Wie sehr mußte es ihn daher empören, daß ein Pamphlet von demselben Samuel Johnson, das sich bald in Aller Händen befand, auch hier Mißtrauen und Feindschaft zu erzeugen suchte, indem es die Soldaten aufforderte „fest bei der Wahrheit zu beharren, sich nicht mit den blutdürstigen und abgötterischen Papisten zu verbinden, und einem Dienste zu entsagen, dessen Zweck sei, Meßhäuser aufzurichten und die Nation unter die Herrschaft von Fremdlingen zu bringen". Diese Mahnung verfehlte ihre Wirkung nicht, wenn gleich der Schuldige zu einer harten Geldbuße und zu der entehrenden Strafe verurtheilt wurde, dreimal am Pranger zu stehen und von Tyburn nach Newgate gegeißelt zu werden.

Mit dem der ganzen Familie Stuart eigenthümlichen Starrsinn fuhr jedoch Jacob II. fort durch Proclamationen in Schottland und

England seinen Glaubensgenossen die Rechte zu ertheilen, die ihnen durch die Landesgesetze versagt waren. Aber die presbyterianischen, dem religiösen Fanatismus so zugänglichen Schotten widersetzten sich der Ausübung eines streitigen Königsrechts und erklärten, „Toleranz liege nicht in dem Bereiche der weltlichen Obrigkeit und sei unvereinbar mit Gottes Geboten; ihr Zweck wäre, Tyrannei aufzurichten, und ihr Bestreben, die Herzen der Protestanten dem Papismus zu öffnen und somit Ketzerei, Gotteslästerung und Abgötterei zu gestatten". Eine ähnliche Aufregung bewirkte in England die Declaration, wodurch alle Strafgesetze wegen Uebertretung kirchlicher Bestimmungen außer Wirkung gesetzt und die Abnahme irgend eines Religionseides als Bedingung des Zutritts zu einem Amte verboten wurde. Ein solcher Versuch hatte schon unter der vorhergehenden Regierung, wo doch der König sich noch äußerlich zu der englischen Kirche hielt, den heftigsten Widerspruch gefunden; welche Unruhe und Bewegung mußte sich daher jetzt erst der Gemüther bemächtigen, da alle Schritte des Königs dahin zielten, die katholische Kirche zur herrschenden zu erheben! da die gesetzwidrigen Eingriffe in die Verfassung der Landesuniversitäten die Geistlichen und Gelehrten um den Fortgenuß ihrer Einkünfte besorgt machten, und die offenkundigsten Wahlumtriebe und Wahlbeherrschung bei der Bildung eines neuen Parlaments die Nation überzeugten, daß der König, im Widerspruch mit seinem Krönungseide, die Aufhebung der Testacte und die Einführung einer allgemeinen Toleranz auf legalem Wege zu erstreben suche, um dann allmählich die bestehende Kirche zu ändern? Als daher der Geistlichkeit die Weisung ertheilt wurde, die Proclamation in der Kirche zur Zeit des gewöhnlichen Gottesdienstes zu verlesen, weigerten sich sieben Bischöfe, dem Befehl nachzukommen, und reichten eine Protestation dagegen ein. Wüthend über diese Vermessenheit ließ der unbesonnene Fürst die Prälaten anklagen und in den Tower bringen. Auf dem Zuge dahin wurden sie von dem Volke wie Heilige verehrt und kniend ihr Segen erfleht, und die Worte der Schrift, die gerade an jenem Tage (9. Juni) als lesson in allen Kirchen gehört wurden (2. Cor. 6, 2): „Ich habe dich in der angenehmen Zeit

erhöret, und habe dir am Tage des Heils geholfen. Sehet jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils", machten auf die bewegten Gemüther einen unglaublichen Eindruck und belebten die Hoffnung des Volks auf den Retter, der ihnen aus der Ferne zukommen sollte. Die Freisprechung der Angeklagten wurde wie ein Siegesfest mit Freudenfeuern und Jubelgeschrei gefeiert, was den König von der nahen Gefahr hätte überzeugen müssen, wenn er nicht in unbegreiflicher Verblendung die Augen vor dem gähnenden Abgrund absichtlich verschlossen hätte. Die Geburt eines Prinzen, die von ihm als glückliches Ereigniß zur Vollendung seiner Pläne begrüßt, von der Nation aber als unheilvolle Mystification mit Besorgniß und Mißtrauen betrachtet wurde, beschleunigte die Unternehmung seines Schwiegersohnes Wilhelm von Oranien, mit dem schon lange die Partei der protestantischen Malcontenten und Whigs in geheime Verbindung getreten war, und in dessen Nähe sich Schaaren von englischen Flüchtlingen befanden. Unter diesen war auch der Geschichtschreiber Burnet, der im Namen aller geflüchteten und verbannten Engländer das merkwürdige Manifest verfaßte, von dem Wilhelm achttausend Exemplare mit sich führte, als er Anstalten machte, den Händen seines Schwiegervaters ein Scepter zu entreißen, das dieser unfähig zu führen war. Jacob II. wurde zu seinem Schaden bald gewahr, wie gefährlich es sei, dem Grundsatze Raum zu geben, daß man Gesetze und Eidschwüre durch sophistische Deutung umgehen könne. Denn wie er seinen Krönungseid und die Testacte unbeachtet bei Seite schob, so hielt sich auch die Nation nicht länger an die Acte vom passiven Gehorsam und von der Gesetzwidrigkeit eines bewaffneten Widerstandes gebunden, die während der vorhergehenden Regierung unter großer Bewegung durchgeführt und von Jacob immer strenge aufrecht erhalten worden war. Der Boden, auf dem er stand, war durch Verrath, Heuchelei und Meineid, mit welchem die Stuarts die Nation vertraut gemacht hatten, wankend geworden; dies bemerkte jetzt Jacob mit Schrecken und verließ in Verzweiflung das Land seiner Geburt, um dessen schönen Thron er sich und seine Nachkommen in thörichter Verblendung gebracht hatte. Wilhelm nahm ohne

Schwertstreich Besitz von dem Lande und ordnete im Einvernehmen mit den Vertretern der Nation die Gesetze in Staat und Kirche so, daß für die Zukunft die Herrschaft der Reichsstatuten nicht mehr durch Maßregeln der Willkür beeinträchtigt werden konnte. Das Dispensationsrecht wurde abgeschafft, den Uniformitätsgesetzen und der Testacte die frühere Geltung zurückgegeben und allen geistlichen und weltlichen Unterthanen ein neuer Eid der Treue und Anhänglichkeit an den König Wilhelm und die Königin Maria auferlegt. Diese letztere Bestimmung fand aber heftige Gegner, besonders unter der Geistlichkeit, von welchen viele Glieder aus verschiedenen Gründen der Revolution abgeneigt waren. Die Einen sahen jeden Widerstand gegen die Obrigkeit als unerlaubt an und hielten fest an der Lehre vom passiven Gehorsam, die so viele Jahre lang als Glaubensartikel der englischen Kirche verkündigt worden; Andere waren dem Hause Stuart aus Grundsätzen der Legitimität oder aus persönlicher Anhänglichkeit gewogen; Andere billigten die Bestrebungen einer Versöhnung der anglicanischen Kirche mit der katholischen „Mutterkirche", und noch Andere standen aus überspannten Begriffen von der Wichtigkeit der Episcopaleinrichtung und der ununterbrochenen Succession der Bischofsweihe der katholischen Kirche viel näher, als der protestantischen und fürchteten von dem neuen König, der in der calvinischen Kirche erzogen worden war, und ihre beschränkten, exclusiven Grundsätze nicht billigte, Gefahr für die Herrschaft ihres hierarchischen Systems. Die Zahl der letzteren nahm besonders zu, als Wilhelm den Forderungen der Schotten nachgab und in die Abschaffung des Episcopats und die Wiederherstellung der presbyterianischen Verfassung willigte und als er und Bischof Burnet von Salisbury, der des Königs Vertrauen besaß, die drückenden Gesetze gegen die Dissenters zu mildern und ihnen den Weg zum Uebertritt in die Landeskirche durch allerlei Zugeständnisse zu erleichtern suchten. Eine Menge Geistlicher verweigerten daher den Eid der Treue und wurden als Nonconformisten nach Ablauf eines bestimmten Termins ihrer Stellen entsetzt. Sie verharrten in einer trotzigen Resignation, ihre Hoffnung auf die Rückkehr der vertriebenen Königsfamilie gründend, erschwerten und beunruhigten auf alle Weise die Re-

gierung des neuen Herrscherpaares und widmeten ihre Muße und ihre Talente der Verfechtung legitimistischer und hierarchischer Grundsätze. Einer der bedeutendsten unter diesen eidweigernden Nonconformisten (non-jurors) was Jeremias Collier.

B. Die englischen Kirchenhistoriker seit der Reformation.

a) Die älteren bis auf Gilbert Burnet.

Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, welchen Wechselfällen die englische Kirche unterworfen war, und wie bedeutend die Einflüsse des Hofes und der Regierung in verschiedenen Perioden auf die religiösen Ansichten und die Gestaltung der Kirche eingewirkt haben. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die kirchlichen Ereignisse, die in der innigsten Wechselwirkung mit der Verfassung und Verwaltung des Staats standen, von den englischen Geschichtschreibern auf die verschiedenste Weise dargestellt und beurtheilt werden, so wie man sich auch nicht wundern wird, daß Gewissenszwang, Proselytenmacherei, Intoleranz und rücksichtslose Verketzerungssucht religiösen Indifferentismus und antichristliche Tendenzen herbeiführten, wie wir sie bei den Deïsten der nächstfolgenden Zeit erkennen, und daß auf der andern Seite bei unbeugsamen Naturen sich engherziger Sektengeist und starrer Zelotismus festsetzte.

Diese Verschiedenheit der Ansichten und Urtheile der Kirchenhistoriker gibt sich nicht nur in der Darstellung der Reformation und ihrer Folgen kund, sondern schon in der Auffassung der ältern Religionsgeschichte. Während nämlich die Katholiken die altbritische Kirche vor Augustinus ganz ignoriren oder ihre Verschiedenheit von der römisch-katholischen in Abrede stellen, legen die Puritaner und Presbyterianer gerade darauf das größte Gewicht und suchen die Ansicht zu begründen, daß in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, als durch Missionäre des Morgenlandes das Evangelium in Britannien verkündet worden, die Kirche keine Bischöfe und kein sichtbares Oberhaupt gehabt habe. Sie betrachten also die calvinische und presbyterianische Kirchenform als die rein-apostolische, die mehrere Jahrhunderte durch antichrist-

lichen Aberglauben und Götzendienst unterdrückt und latent gewesen sei, bis die Reformation die Hülle abgestreift habe, und lassen folglich die römisch-katholische Kirche des Mittelalters gar nicht als apostolische oder als deren Fortsetzung gelten. Dieser Ansicht sind die akatholischen Dissenters in England und die Anhänger der presbyterianischen Kirche in Schottland, sowohl die ältern wie Knox und Georg Buchanan, als die neuern, wie Maccrie, Jamieson (history of the Culdees) und viele Andere gefolgt. Nach ihrer Annahme flüchteten sich zur Zeit der Diocletianischen Verfolgung und während der angelsächsischen Kriege viele Christen nach Schottland, führten dort, unter dem Namen Culdeer, ein frommes Eremitenleben und theilten ihrer heidnischen Umgebung das Christenthum in apostolischer Einfachheit mit. Die von ihnen begründete Kirche habe in ursprünglicher Reinheit mehrere Jahrhunderte bestanden, bis im neunten und zehnten Säculum die Culdeer den römischen Bischöfen und die evangelische Lehre dem katholischen Kirchensystem mit seinen traditionellen Zuthaten und Auswüchsen allmählich erlegen sei. Die englischen Episcopalen stehen in diesem Punkte auf Seiten der Katholiken, indem auch sie keinen wesentlichen Unterschied zwischen der alt-britischen und römisch-katholischen Kirche gelten lassen, vielmehr das sechste und siebente Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung als normgebend für Cultus, Verfassung und Lehrbegriff annehmen, und zugestehen, daß in der römischen Kirche die apostolische enthalten sei, wenn gleich mit mancherlei ungehörigen Zuthaten und Mißbräuchen umhüllt, die die anglicanische Kirche abgestreift und somit jene in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt habe. Daher halten auch die Hochkirchlichen die ununterbrochene Succession des Episcopats und die Katholicität und ausschließliche Uniformität mit Strenge und in Nachahmung der ältern katholischen Kirche fest. Die Episcopalen sehen somit in der Reformation kein Schisma, wie die Katholiken, sondern nur den Act einer Zurückführung zu dem Zustande, wie er einige Jahrhunderte früher bestanden, und suchen aus der Geschichte den Beweis zu liefern, daß sowohl die angelsächsischen Könige als die ersten Regenten aus dem normännischen Hause das kirchliche Primat

besessen hätten, und daß durch schwache Fürsten und schlaue Päpste die Freiheiten der anglicanischen Kirche, die ebenso sicher und klar gewesen, wie die der gallicanischen, nach und nach vernichtet worden seien, bis Heinrich VIII. und seine Nachfolger die königlichen Rechte sich wieder zugeeignet und die Kirche von der usurpirten Autorität des römischen Bischofs befreit hätten. Deshalb suchte Roger Twisden in einer eigenen Schrift »historical vindication of the church of England« zu beweisen, daß die englischen Könige von jeher das Primat in sacris geübt und daher auf legalem Wege den Usurpationen und Erpressungen der römischen Bischöfe ein Ende gemacht hätten.

Am meisten wird jedoch die Darstellung und Beurtheilung der Reformation und ihrer Folgen von den subjectiven Ansichten der Kirchenhistoriker bestimmt, so daß man den Autoren des sechzehnten Jahrhunderts, welcher Kirche sie auch angehören mögen, nur mit großer Vorsicht trauen darf, da sie im Parteieifer häufig die Grenzen der Wahrheit überschreiten. Zum Beweise dieser Behauptung wollen wir unter vielen anderen nur die zwei bekanntesten Geschichtschreiber Sanders und Fox erwähnen. Der erstere war zur Zeit der Königin Maria Professor des canonischen Rechts in Oxford und Parteigänger des Cardinals Reginald Polus, nach dessen Angaben er hauptsächlich sein Buch (vera et sincera historia schismatis Anglicani, de ejus origine ac progressu cet. aucta per Ed. Rishtonum Col. Agrip. 1628) verfaßt hat. Unter Elisabeth seines Amtes entsetzt, wanderte er anfangs in Italien umher, begleitete den Cardinal Hosius auf das Concilium von Trident und erhielt später die Stelle eines Professors in Löwen, wo er 1571 durch ein Werk »de visibili monarchia Ecclesiae« die Aufmerksamkeit der Curie erregte, und von dieser Zeit an bei geheimen Unterhandlungen in Spanien und den Niederlanden mehrfach von dem römischen Hof benutzt wurde, bis er 1583 als päpstlicher Nuncius in Irland den Hungertod starb, als er sich genöthigt sah in Wäldern und Einöden Schutz gegen die Verfolgungen und Nachstellungen zu suchen, die er sich durch seine Umtriebe gegen die Regierung der Königin Elisabeth zugezogen hatte. Sanders war Fanatiker ohne

moralischen oder wissenschaftlichen Werth, ein untergeordnetes Werkzeug des römischen Hofes und ein unheimlicher Unruhstifter während der Religionskämpfe des sechzehnten Jahrhunderts. Da sein Buch durchaus nur den Zweck hatte, die Reformation zu verunglimpfen und als den Ausfluß der niedrigsten Leidenschaften darzustellen, so wurde es im folgenden Jahrhundert von den Jesuiten benutzt, um unter den Stuarts die anglicanische Kirche zu untergraben, und zu dem Behufe von Rishton die oben erwähnte, mit einer Fortsetzung versehene Ausgabe veranstaltet, in welcher die auffallendsten Lügen und Verleumdungen weggelassen wurden, um der Verbreitung des Buches nicht zu schaden. In dieser Gestalt wurde es dann ins Englische, Italienische und Französische übersetzt und erregte zur Zeit, als in Frankreich die Conversionen betrieben wurden und den Katholiken sich in England die glänzendsten Aussichten öffneten, eine solche Aufmerksamkeit, daß Burnet dadurch zuerst veranlaßt wurde, die Geschichte der englischen Reformation vom entgegengesetzten Standpunkte aus zu schreiben und die Reformatoren von dem Vorwurfe unlauterer Motive zu reinigen. In der Darstellung der Ehescheidungssache und des Schismas folgt Sanders, wie gesagt, den Angaben des Cardinal Polus. Dieser, ein naher Verwandter des königlichen Hauses lebte zur Zeit als Heinrich VIII. mit dem päpstlichen Stuhle in Zwist gerieth, in Italien, wo ihm sein Rang, seine Bildung und sein liebenswürdiger Charakter eine Menge distinguirter Freunde, wie Bembo, Sadolet, Contarini u. A. erwarben. Der König, ein freigebiger Gönner aller Gelehrten und Literaten, unterstützte ihn mit einem reichlichen Jahrgehalte und setzte ihn dadurch in den Stand, in beneidenswerther Muße seinen Studien obzuliegen und in seinem eleganten Hause die Kenner und Förderer der humanistischen Studien zu versammeln. In der Erwartung, daß Polus sich dafür dankbar erweisen würde, ersuchte ihn Heinrich, das königliche Supremat in einer Schrift zu vertheidigen, war aber nicht wenig erstaunt, als er statt der erwarteten Rechtfertigung das Buch »pro ecclesiaticae unitatis defensione«*) erhielt, das nicht nur seine Schritte

*) Der volle Titel: Reginaldi Poli Card. Britanni pro eccles. unitatis

gegen den römischen Hof in dem schwärzesten Lichte darstellte, sondern den König selbst und Anna Boleyn, „die neue Jezabel“ mit den empörendsten Benennungen und Insulten belegte. Heinrich wird als Tyrann, als Ehebrecher, als Kirchenräuber, als Bedrücker seines Volks mit Ahab, Nero und Domitian verglichen, und seine Ehe mit Anna Boleyn dadurch noch scandalöser gemacht, daß ihm vorgeworfen wird, er habe früher mit deren Schwester in einem ähnlichen Verhältnisse gestanden. Alle diese Vorwürfe und Beschimpfungen nimmt Sanders auf, gibt sich aber damit noch nicht zufrieden, sondern stellt, um den schismatischen König auch noch mit der Schmach der Blutschande zu besudeln, die absurde Behauptung auf, Heinrich habe auch mit der Mutter beider Schwestern ehebrecherischen Umgang gehabt und sei der leibliche Vater der Anna gewesen. Diese unglückliche Frau wird überhaupt von ihm auf die schändlichste Weise verleumdet; schon in ihrem fünfzehnten Jahre habe sie sich von einem Diener ihres Vaters und von dessen Caplan mißbrauchen lassen, und in Frankreich habe sie ein so schmähliches Leben geführt, daß man sie allgemein die Miethstute (hackney) genannt habe, u. dergl. m.; ja sogar als häßlich, verwachsen und aussätzig wird sie dargestellt! Auch die Angabe, daß die Ehe zwischen Prinz Arthur und seiner Gemahlin Catharina nicht fleischlich vollzogen worden sei, wodurch Heinrichs Gewissensscrupel als heuchlerisch und nichtig dargestellt werden sollten, rührt von Polus her. Es würde uns zu weit führen, die zahllosen Irrthümer und Verleumdungen in Sanders Buche auch nur anzudeuten, weshalb wir auf Burnets Reformationsgeschichte verweisen, wo man am Ende jedes Bandes dieselben nicht nur angegeben, sondern auch widerlegt findet. Fanatiker, wie Sanders, haben von wahrer Geschichte keinen Begriff; sie suchen darin nur Belege zur Begründung ihrer verleumderischen Absichten und entstellen und verdrehen alles, was nicht in ihren Kram paßt. Da solche Leute einen so hohen oder so tiefen Standpunkt einnehmen, daß sie nicht mehr von den kleinlichen Rücksichten der Scham incommodirt

defensione libri IV., in quibus conatus est, maximo studio ecclesiae Romanae Primatum constabilire. — In Deutschland zuerst im Jahre 1555.

werden, so haben sie gegen den ehrlichen Mann gewonnenes Spiel und die große Zahl urtheilsloser Leser wird durch eine kecke Lüge nur zu leicht getäuscht. Dies wußte Sanders und sein Fortsetzer Rishton sehr gut. Eingedenk des lateinischen Spruches erzählen sie daher mit der größten Zuversicht erlogene oder entstellte Thatsachen in ruhiger Sprache und mit erheuchelter Mäßigung; und da dies in gefälliger Form geschieht, so konnte das Buch, das künstlich gehoben und verbreitet wurde, seine Wirkung nicht verfehlen. — Als Gegensatz zu Sanders kann Johann Fox, der Martyrologe angesehen werden, der wenig Jahre nach jenem starb (1587). Als eifriger Anhänger der Reformation verließ er unter Maria Tudor sein Vaterland, hielt sich längere Zeit in der Schweiz auf, wo er große Liebe für die demokratische Verfassung der reformirten Kirche Zwingli's und Calvin's einsog, und kehrte nach der Thronbesteigung der Elisabeth wieder nach England zurück. Seine Geschichte der protestantischen Märtyrer, die er während seines Exils verfaßte, erschien zuerst lateinisch als allgemeine Kirchengeschichte von England (Commentarius rerum in Ecclesia gestarum a Wiclefo ad suam aetatem), wurde aber nachher ins Englische übersetzt und erweitert, nachdem die zahlreichen Irrthümer und Ungenauigkeiten der ersten Editionen berichtigt worden waren. Die vollständigste und schönste Ausgabe erschien im Jahre 1684 in drei großen Foliobänden mit vielen Kupfern unter dem Titel: »Acts and monuments of Martyrs«. Fox ist ein ebenso eifriger Parteimann für die Protestanten, wie Sanders für den Katholicismus oder vielmehr Papismus, und muß daher mit ebenso großer Vorsicht gelesen werden, wie dieser. Aber was den sittlichen Charakter beider angeht, so ist ein himmelweiter Unterschied zwischen ihnen. Dem Römlinge ist Religion und Christenthum ebenso sehr Nebensache wie Wahrheit und Geschichte; er sieht nur Heil und Tugend in der Verbindung mit der römischen Kirche und dem Papste, in der Reformation nur ein Werk des Satans und in allen, die dabei mitwirkten, dessen Diener, in denen daher nichts als Laster und Sündhaftigkeit wohnen kann. Fox dagegen ist ein durchaus frommer Mann, begeistert für den Sieg des apostolischen Christen-

thums, in dem er allein das Heil der Welt erblickt, ein Eiferer zur Ehre Gottes, und intolerant aus innigster Ueberzeugung, daß die katholische Kirche die Schöpfung des Antichrists sei, gegründet zum Verderben der Menschen. Während Sanders mit seinem Geifer alle Beförderer der Reformation besudelt und aus seiner schwarzen Seele giftigen Argwohn und boshafte Beschuldigungen mit kalter Ruhe über sie ausgießt, läßt Fox gar keinen Verdacht gegen die Reinheit ihrer Gesinnung aufkommen, weil seine eigene Seele selbst ganz frei davon ist, und während Sanders die Hinrichtung eines Häretikers als die gerechte Strafe für sein Verbrechen betrachtet, sieht Fox in den verfolgten Lollarden und Protestanten die schuldlosen Opfer einer blinden Wuth, womit der Antichrist die herrschende Kirche heimgesucht habe und verweilt mit der größten Umständlichkeit bei allen ihren Worten und Handlungen, um den Leser zu erbauen und einen ähnlichen gottergebenen Sinn in ihm zu erwecken. Er polemisirt nicht, weil er bei allen redlichen Menschen dieselbe Gesinnung voraussetzt und seine Exclamationen und Invectiven über die Härte und Grausamkeit der Papisten gelten mehr dem Vater der Sünde und des Uebels, für dessen unfreiwillige Diener er sie ansieht, als ihnen selbst. Diese Lauterkeit der Gesinnung des Martyrologen fand auch stets Anerkennung und bewirkte, daß sein Werk, das der Ausfluß eines blinden aber ehrlichen Enthusiasmus ist, im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert ein Lieblingsbuch aller ernsten Protestanten wurde, und daß selbst Elisabeth, die dem Verfasser als einem Anhänger der ersten puritanischen Opposition und eifrigen Nonconformisten abgeneigt war und ihn durch Zurücksetzung absichtlich kränkte, das Buch der Märtyrer fortwährend mit großer Liebe las.

Im siebenzehnten Jahrhundert bekämpften die englischen Kirchenhistoriker weniger die Ansichten der Katholiken als die demokratischen Grundsätze der Puritaner und Presbyterianer, die immer tiefere Wurzeln schlugen und den Boden unter ihren Füßen wanken machten. Dieser Kampf brachte die anglicanischen Schriftsteller den Katholiken, deren Basis die Bestimmungen der römischen Kirche sind, viel näher als den Protestanten des Festlandes, die ihre Ansichten auf Calvin und

die andern Reformatoren zurückführten; und da der Kampf den engen Kreis der Theologie verließ und sich im Staatsleben praktische Geltung verschaffte, so hatte der Sieg dieser oder jener Ansicht Einfluß auf die ganze Existenz dessen, der sich zu ihr bekannte, und aus dem Ton und der Farbe der meisten Kirchenhistoriker läßt sich die Zeit und die Richtung der Regierung, unter der sie schrieben, erkennen. Einer der bekanntesten Schriftsteller unter Karl I. und während der Republik war Thomas Fuller, ein gelehrter Geistlicher und Polyhistor. Als Anhänger des Königs verlor er in der Revolution sein Amt, aber sein schmiegsamer Charakter und sein vorsichtiges Benehmen schützte ihn gegen Verfolgung und verschaffte ihm unter Cromwell wieder eine Anstellung, die ihn jedoch nicht abhielt, sich thätig für die Rückberufung Karls II. zu verwenden, der ihn daher auch später zu seinem Caplan machte und ihn sicher auf einen Bischofsitz befördert hätte, wenn nicht Fuller schon ein Jahr nach der Restauration (1661) auf einer Reise gestorben wäre. Thomas Fuller hat unter vielen andern Werken auch eine englische Kirchengeschichte von der ersten Pflanzung des Christenthums bis zum Tode Karls I. (des Märtyrers, wie er von den Episcopalen genannt wird) geschrieben (London 1655, Fol.), die ganz das Gepräge des vorsichtigen, zurückhaltenden Verfassers an sich trägt. Delicate Punkte, die seine Ansichten hätten verrathen können, übergeht er, wie die Episcopalkämpfe (»bellum episcopale«) in Schottland unter Karl I. und zwar, wie er selbst sagt, „weil Niemand Mitleiden mit ihm fühlen würde, wenn er unnütz in Disteln griffe, die ihn nichts angingen und sich so die Finger zersteche, und dann weil hier der umgekehrte Fall eintrete wie bei der alten Geschichte, wo man mit mehr Sicherheit als Wahrheit die Dinge darstellen könne, während jetzt die Wahrheit leicht zu ermitteln aber gefahrbringend sei.“ Bei der Aenderung der Liturgie im Jahre 1645 sagt er: „Ich bin der Meinung, daß es recht (lawful) und sicher für mich ist, die Argumente pro und contra kurz anzugeben und meine eigene Ansicht für mich zu behalten, die nicht verdient, daß der Leser davon Notiz nimmt“, und vergleicht dann das Geschäft eines Historikers mit dem eines Heroldes, der, wenn er nicht

den Spion mache, bei Freund und Feind ungekränkt Zugang finde. Das Buch ist übrigens nicht ohne Werth, besonders wegen des Reichthums an Particularitäten und seltenen Notizen über Personen und Institute, wie z. B. die englischen Abteien und Klöster bei ihm besonders gut und ausführlich behandelt sind. Dagegen ist der Styl im höchsten Grade manierirt und einer geschichtlichen Darstellung ganz und gar unangemessen. Der Verfasser kann sich nicht enthalten, jedes Ereigniß, das er erzählt, mit Bemerkungen, Glossen und witzigen Einfällen zu begleiten, wodurch der Faden der Geschichtserzählung in unzählige Stücke zerrissen wird und der Leser nur mühsam eine Uebersicht der Begebenheiten gewinnt. Eingeschaltete Tabellen, Controversen, Documente u. dgl. unterbrechen noch mehr den einfachen Gang und erschweren die fortlaufende Lectüre. Das Bestreben des Verfassers, sich möglichst viele Freunde zu erwerben, wird auch daraus ersichtlich, daß jede der zahlreichen Unterabtheilungen (sections), in die das Buch zerfällt, eine besondere Dedication mit einer kleinen Zueignungsrede enthält. Außer einer protestantischen Färbung hat übrigens das Werk so wenig als der Verfasser einen entschiedenen Charakter.

Ein Jahr nach Fuller starb Peter Heylin (geb. 1600), ein Mann von Kraft, Energie und Charakterfestigkeit, wenngleich von verwerflichen Principien. Er war einer der Capläne Karls I. und begünstigt von dem Erzbischof Laud, dessen Ansichten und Tendenzen er theilte, daher er auch bei der steigenden Macht der Puritaner die Ungunst des Schicksals, das den Erzbischof und seine Anhänger verfolgte, zu erfahren hatte. Bei Abschaffung der englischen Liturgie wurde er als strenger Episcopale seines Amtes entsetzt und seines Vermögens für verlustig erklärt und mußte mit seiner Familie flüchtig und darbend im Lande umherziehen, von dem kargen Ertrag einer Art royalistischer Zeitschrift „Mercurius Aulicus“ und von der Unterstützung mildthätiger Freunde lebend. Dennoch hielt er fest an seinen Ansichten und ertrug Leiden und Verfolgung, in der Hoffnung, daß ein besserer Zustand der Dinge für ihn eintreten würde, wenn der Sohn des hingerichteten Monarchen den Thron seiner Väter wieder bestiege. Aber seine Hoffnungen gingen

nicht in Erfüllung. Er bekam zwar wieder ein geistliches Amt, das ihn ernährte, aber er verstand die Kunst nicht, den charakterlosen, leichtsinnigen Fürsten zu gewinnen, der alte Freunde und frühere Wohlthaten schnell über den Genüssen des Augenblicks vergaß, und Charakterfestigkeit weniger schätzte als geschmeidige Charakterlosigkeit. Dieser Undank schmerzte Heylin tief und beschleunigte seinen Tod. Er hatte seine Feder und sein Leben der Vertheidigung absoluter Macht in Kirche und Staat und der Begründung des passiven Gehorsams bei den Unterthanen gewidmet, und was war sein Lohn für den Haß und die Verfolgungen, die er sich dadurch zugezogen? Ein Subdiaconat bei Westminster, während Andere, die ihm in jeder Beziehung untergeordnet waren, Bisthümer und Prälatenstellen inne hatten. — Heylin's Kirchengeschichte*), von der im Jahre 1674 bereits die dritte Auflage in klein Folio veranstaltet wurde, ist ein höchst merkwürdiges und bedeutendes Buch, wie schon daraus hervorgeht, daß man den Uebertritt des Herzogs von York, des nachmaligen Königs Jacob II., dem Einflusse desselben zuschrieb. Es wurde abgefaßt zur Zeit der Herrschaft der Presbyterianer und Independenten, die Heylin von Grund der Seele haßte, und der Grimm über den verwirrten Zustand der Kirche, unter dem er schrieb, läßt sich allenthalben erkennen. Die Geschichte beginnt erst mit Eduard VI., obwohl gelegentlich auch der früheren Veränderungen unter Heinrich VIII. gedacht wird, und geht bis zum Jahre 1566. Der Schluß des Buchs enthält einen heftigen Ausfall auf die Puritaner, „die klein anfingen, mit Kappe, Kragen und Bischofskleidung, aber nach und nach auf die höchsten Punkte losgingen, auf eine gänzliche Aenderung in Kirche und Staat, auf Verfälschung der Lehre, auf Umsturz der Liturgie und des gesetzlich eingeführten Cultus. Aber die Enthüllung dieser gefährlichen Lehre, die geheimen Complotte

*) Ecclesia restaurata: the history of the reformation of the church of England, containing the beginning, progress and successes of it; the counsels by which it was conducted, the rules of piety and prudence upon which it was founded, the several steps by which it was promoted or retarded in the change of times. Lond. 1674. 3 ed. Fol.

und offenen Anschläge, wodurch sie nicht nur das Dach und die Mauern dieses göttlichen Baues niederrissen, sondern sogar die Fundamente untergruben, ziemen sich besser für eine Geschichte der Presbyterianer oder Arianer. Für jetzt genüge es, die wahre Basis unserer Kirche und ihren primitiven Glanz zu zeigen, damit man deutlich sehen möge, wie arg sie verwirrt und wie entsetzlich sie entstellt wurde durch unruhige Köpfe, deren Streben so unvereinbar ist mit den Rechten der Monarchie als mit der kirchlichen Kleidung, mit der Episcopal-Verfassung und mit den fixirten Gebetsformeln". Bei Abfassung seiner Geschichte hatte Heylin einen praktischen Zweck im Auge. Da nämlich während der Revolution und des Protectorats die wahre Kirche zu Grunde gegangen sei, dieselbe folglich von dem neuen König eben so wieder hergestellt werden müßte, wie die monarchische Verfassung, die nach seiner Ansicht ohne jene keinen Bestand und kein Fundament habe, so sollte der frühere Zustand der Episcopalkirche in historischer Entwickelung anschaulich gemacht werden, damit Karl II. sich bei der Reorganisation darnach richten könnte. Dabei wünscht er aber alles das geändert und verbessert, was anfangs durch menschliche Leidenschaften oder Vorurtheile verfehlt worden war, und was zum Theil den Untergang des Episcopalsystems durch die demokratische Kirchenform herbeigeführt hatte. Dazu gehörte vornehmlich eine größere Autorität der Kirche und ihrer Diener, Restitution des Kirchenvermögens und Wiederherstellung der religiösen Institute, damit das geistliche Regiment mehr Macht bekäme, die Kirchengesetze mehr Kraft und Ansehen erhielten und die geistigen und religiösen Bestrebungen des Volks leichter beherrscht und besser überwacht werden könnten. Zu dem Zweck hebt er besonders die Unlauterkeit der Motive hervor, von denen die Beförderer der Reformation geleitet worden seien, weist nach, wie wenig bei dem Werke selbst wahre innere Ueberzeugung thätig gewesen, und zieht die Leidenschaften und Schwachheiten der Handelnden, die Ungerechtigkeit und Schädlichkeit so mancher Neuerung und die selbstsüchtige Gesinnung, aus der sie größtentheils geflossen, unbarmherzig ans Licht, während er mit großem Interesse bei der Restitution der Klöster und Stifter unter Maria ver-

weilt und die hohe Commission als „das Bollwerk der Erhaltung der anglicanischen Kirche“ darstellt. Die Bitterkeit seiner Seele gibt sich in der Heftigkeit der Sprache und in der Schärfe seines Tadels kund, besonders wenn er auf Männer von demokratischer Richtung in der Kirche zu sprechen kommt, wie er denn kein Bedenken trägt, Knox „den großen Brandstifter“ (incendiary) zu nennen und Calvin als den Urheber alles Unglücks der englischen Kirche anzuklagen. Heylin's Kirchengeschichte hat drei Vorzüge: Gründlichkeit, Genauigkeit und Klarheit, aber künstlerische Vollendung, Grazie und Unparteilichkeit fehlen ihr gänzlich.

b) Gilbert Burnet und seine Gegner.

Unter allen Kirchenhistorikern stand und steht noch jetzt bei dem englischen Volke keiner in so hohem Ansehen, als Gilbert Burnet, ein Beweis, daß er die Reformation aus dem Gesichtspunkte der Mehrheit der Nation auffaßte und darstellte, und sich nicht von dieser oder jener beschränkten Parteiansicht leiten ließ. Es möge uns daher vergönnt sein, etwas länger bei ihm zu verweilen, um so mehr als die Umstände seines Lebens aus seinen Memoiren (Burnets history of his own time. Lond. 1809. 4 voll. 8.) genau bekannt sind. — Gilbert Burnet wurde im September 1643 in Edinburg geboren und stammte aus einer sehr angesehenen durch ihren Eifer für die schottische Nationalkirche hervorragenden Familie. Sein Vater, ein bekannter Jurist und Sachwalter, gab seinem talentvollen Sohne eine vortreffliche Erziehung und bestimmte ihn für den gleichen Beruf, dem er sein Leben gewidmet hatte. Aber Burnet folgte dem innern Drang, der ihn zur Theologie führte, ohne jedoch das Studium der Jurisprudenz ganz aufzugeben, was ihm besonders zur Erlangung einer richtigen und klaren Einsicht in das Wesen der Administration, der Gesetzgebung und des ganzen Staatsorganismus förderlich war. Nach vollendeten Studien wäre es dem hochbegabten jungen Manne leicht gewesen, in Kurzem ein bedeutendes Kirchenamt und großen Einfluß zu erlangen, wenn er von den Zeitumständen einen klugen Gebrauch hätte machen wollen.

Denn damals befand sich die schottische Nationalkirche durch die Einführung des Episcopats in dem Zustande großer Verwirrung und Parteiung, und der Hof suchte auf alle Weise Anhänger und Beförderer seiner Ansichten zu gewinnen und würde die Unterstützung eines so vielversprechenden Mannes, wie Burnet, den der angesehenste unter den neuen Bischöfen, Leightoun, seiner Freundschaft und seiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, und der durch seine Geburt und Familienverbindungen der Regierung höchst nützlich hätte werden können, sehr gut vergolten haben. Aber Burnet zeigte schon frühe jenen scharfen Blick und jenen richtigen Takt, der ihn später aus so mancher schwierigen Lage rettete, und ihn immer dasjenige erkennen und ergreifen lehrte, was Bestand zu haben schien. Er ließ sich nie als Beförderer eines launenhaften Plans, nie als Vermittler einer Unternehmung gebrauchen, die der Gesinnung der Nation widerstrebte und nicht ihre Wurzeln im Volke hatte. Er war ein Feind jeder hohlen Theorie, die sich, von Oben geschützt, auf einem ungeeigneten Boden breit zu machen suchte. Er lehnte daher alle Anerbietungen einer Anstellung ab, und begab sich auf Reisen, zuerst nach England und von da im Jahre 1664 nach Holland und Frankreich, wo er seine Studien eifrig fortsetzte und mit den ausgezeichnetsten Theologen dieser Länder, besonders mit den berühmten Hugenotten-Predigern von Charenton, Daillé und Morus, Verbindungen anknüpfte. Erst nach seiner Rückkehr übernahm er die Pfarrstelle zu Saltoun, die er aber schon um 1669 auf Zureden seines Freundes Leightoun mit der Stelle eines Professors der Theologie in Glasgow vertauschte. — Um diese Zeit war die Parteiung in der schottischen Kirche und der Zwiespalt unter den presbyterianischen und bischöflichen Geistlichen sehr groß, und bei allen wohlgesinnten Patrioten der Wunsch rege geworden, der zunehmenden Verwirrung und Gährung durch eine Vermittlung zwischen den beiden äußersten Ansichten zu steuern. Burnet, der als Freund religiöser Toleranz bekannt war, wurde dabei vielfach um Rath angegangen, und gab sich alle Mühe, die streitigen Punkte auf eine feste, gemäßigte Basis zu stellen. Ueber Ritus und Ceremonien hegte er die liberale Ansicht:

„keine seien so schlecht, daß sie die Menschen schlecht machen könnten, und keine so gut, daß die Menschen dadurch gut würden". Aber Toleranz findet in Zeiten religiösen Fanatismus keine Anerkennung, vielmehr Haß und Verfolgung von allen Seiten. Dies erfuhr auch Burnet. Die Presbyterianer zürnten, daß er die englische Liturgie beim Gottesdienste anwendete und der Episcopalverfassung mehr zugethan als abgeneigt schien; die Episcopalen dagegen haßten ihn, weil er die Bedrückung und Verfolgung der Nonconformisten mißbilligte und an eine Seligkeit außer dem Bereiche der englischen Kirche zu glauben wagte.

Während seines Aufenthaltes in Glasgow erhielt Burnet von der Herzogin von Hamilton den Auftrag, die Geschichte des Ministeriums ihres Vaters und Oheims, worüber sie viele ungeordnete Papiere besaß, zu schreiben, ein Auftrag, der ihn zuerst mit dem Herzoge von Lauderdale in Verbindung brachte. Dieser erbot sich nämlich zu mündlichen Mittheilungen und faßte zu dem Schriftsteller bald solches Vertrauen, daß es nur in dessen Macht gestanden hätte, zu einem der wichtigsten Aemter im Staat oder in der Kirche emporzusteigen. Aber der Charakter dieses schottischen Edelmanns, der despotisch gegen Untergebene und kriechend gegen Höhere war, der aus Servilität sich als Werkzeug gebrauchen ließ, um bei seinen Landsleuten die absolute Königsmacht in Kirche und Staat einzuführen, und der aus Wohldienerei den glühenden Eifer eines presbyterianischen Covenanters mit einem kalten Indifferentismus vertauschte, schreckte den freisinnigen auf seinen eigenen Werth stolzen Burnet von einer nähern Verbindung ab. Sein gerader, von dem Gefühle der Freiheit durchdrungener Geist verschmähte die Mittel und Wege, durch die man damals zu Amt und Würde gelangte und Fürstengunst erwarb, und sein Grundsatz, sich nicht als Werkzeug unpopulärer, von einem nach absoluter Gewalt strebenden König ersonnenen Willkür-Maßregeln benutzen zu lassen, hielt ihn ab, von dem Anerbieten, unter vier vacanten schottischen Bisthümern eins auszuwählen, Gebrauch zu machen. Aus Klugheit und aus Patriotismus suchte er sein Streben stets mit den Tendenzen der Nation in Uebereinstimmung zu setzen und jede Parteirichtung, die nicht

auf allgemeine Geltung zählen konnte, zu vermeiden, und wenn er gleich im Jahre 1672 ein Buch zu Gunsten des Episcopalsystems, und über die Unrechtmäßigkeit eines bewaffneten Widerstandes aus Gründen der Religion, herausgab, so weigerte er sich dennoch abermals ein Bisthum, selbst mit dem Anrechte auf das erste vacante Erzbisthum, anzunehmen, um nicht dem Verdachte und der Nachrede Raum zu geben, als habe er seine Ansichten aus selbstsüchtigem Streben den Wünschen des Hofes accommodirt.

Burnet hatte bereits so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, daß, als er im Jahre 1673 behufs des Drucks der »memoirs of the dukes of Hamilton« nach London reiste, der König ihn aus eigenem Antrieb zu einem seiner Capläne ernannte und der Herzog von York einige Unterredungen mit ihm hielt. In denselben wurde mehrmals die Frage verhandelt, ob die katholische oder die anglicanische Kirche den Vorzug verdiene, wobei sich der Herzog, um den Ursprung der letztern herabzuwürdigen, auf Heylin's Reformationsgeschichte berief und zum Beweise der Richtigkeit seiner Ansicht unter anderm auf die Grundsätze der meisten englischen Prälaten hinwies, die der katholischen Lehre viel näher standen, als die der jüngern Generation. Burnet und sein Freund Stillingfleet, der durch jenen bei dem Herzog eingeführt worden war, bestritten seine Beweisführung, warnten ihn vor den Folgen eines Uebertritts zu einer Kirche, die dem Volke verhaßt sei, wie er aus der Gesinnung der jüngern Geistlichkeit, die er als die Gesinnung der ganzen Nation betrachten dürfe, entnehmen könne, und riethen ihm, ja nicht zu fest auf den streitigen Grundsatz des passiven Gehorsams zu bauen. Sie erboten sich zu einer Disputation mit zwei katholischen Theologen, was aber der Herzog ablehnte. Auf gleiche Weise benutzte er die Gunst die ihm der König erwies, zu Versuchen, den leichtsinnigen Fürsten aus der moralischen Versunkenheit und entnervenden Lasterhaftigkeit zu reißen.

Diese Gunst dauerte indessen nicht lange. In dem schottischen Parlament des folgenden Jahres 1674 erhob sich gegen Lauderdale's Regiment ein heftiger Sturm, der von einer Opposition ausging, an

deren Spitze der Herzog von Hamilton, ein Freund und Gönner unsers Geschichtschreibers stand. Dies genügte dem leidenschaftlichen Lauderdale, der auf Burnets wachsendes Ansehen bei Hofe neidisch war, um diesen dem König als einen der Urheber des Widerstandes zu bezeichnen. Karl strich ihn daher sogleich aus der Liste seiner Capläne, und als dieser, um dem Schauplatze der Parteiwuth zu entgehen, sein Lehramt in Glasgow aufgab und in London ein untergeordnetes Predigeramt zu erhalten suchte, hintertrieb er lange seine Wiederanstellung. Dennoch erhielt Burnet zuletzt eine Patronatspfarre und zeichnete sich bald so sehr als Prediger aus, daß seine Kirche jedesmal gedrängt voll war. „Seine Reden enthielten keine studirten Phrasen oder abgerundete Perioden, wie sie damals zu sehr im Schwung waren; sondern es war die Kraft seiner Beweisführung, die Wärme seiner Sprache und die Würde seines Wesens, verbunden mit dem Anstande und der Grazie seiner Person, welche Aufmerksamkeit erregte; und da Alles was er sagte immer von Herzen kam, so ging es auch seinen Zuhörern stets zu Herzen."*)

Während der neun Jahre, die Burnet in diesem Amte zubrachte, unternahm er das wichtigste Werk seines Lebens, die Geschichte der englischen Reformation. Keine Zeit konnte für ein solches Werk geeigneter sein als jene, und kein Mann geschickter dazu als er. Die Neigung des Hofes für den Katholicismus war kein Geheimniß und erregte in der Nation allgemeines Mißfallen; die Willfährigkeit der meisten Bischöfe und hochgestellten Prälaten den Wünschen des Königs und seines Bruders nachzukommen, füllte die Freunde des Protestantismus und die Anhänger einer freien Repräsentativ-Verfassung mit banger Besorgniß für die Zukunft und der Beifall, womit die kurz vorher veranstaltete französische Uebersetzung des Sander'schen Buches in gewissen Kreisen aufgenommen wurde, empörte jeden Freund der Wahrheit. Burnet, dessen Schriftstellertalent ebenso anerkannt war,

*) Burnets Leben von seinem Sohne Thom. Burnet, vor dem ersten Bande der „history of his own time".

wie sein Muth und seine Freisinnigkeit, wurde daher von vielen Seiten angegangen, eine Geschichte der Reformation vom protestantischen Standpunkte aus zu schreiben, und die Feinde und Verleumder dieses großartigen Ereignisses zu widerlegen. Er ließ sich bereitwillig finden und sammelte mit großem Fleiße das dazu erforderliche Material. Er erhielt anfangs Zutritt zu der Bibliothek der Familie Cotton, in der sich besonders wichtige Manuscripte über diese Epoche befanden. Kaum aber wurde seine Absicht bekannt, so bewirkte Lauderdale bei dem Eigenthümer, daß Burnet nicht ferner zugelassen wurde, indem er denselben als einen Gegner der königlichen Prärogative darstellte, der von den Documenten einen schädlichen Gebrauch machen würde. Erst nach Erscheinung des ersten Bandes wurde das Verbot zurückgenommen und ihm die weitere Benutzung gestattet.

Dieser erste Band erschien im Jahre 1679, also in einem Augenblicke, wo die ganze Nation durch Gerüchte von papistischen Complotten in Agitation gehalten wurde, und die Denunciationen des Titus Oates u. A. gerichtliche Untersuchungen der aufregendsten Art herbeiführten. Der Beifall, mit dem daher das Werk aufgenommen ward, war so ungetheilt, daß sich die beiden Parlamentshäuser bewogen fanden, dem Verfasser für ein solches Nationaldocument öffentlich zu danken und ihn zur Fortsetzung aufzumuntern. In weniger als zwei Jahren erschien auch der zweite Theil, der bis zur Uniformitätsacte im Jahre 1559 geht, mit welcher die Reformation als abgeschlossen angesehen werden kann. Eine reiche Sammlung von Urkunden aller Art ist jedem Bande angehängt und erhöht den Werth des Buches. So groß war die schriftstellerische Gewandtheit Burnets, daß er den historischen Text innerhalb sechs Wochen niederschrieb, nachdem er das Material geordnet hatte. Noch bei Lebzeiten des Verfassers erschienen vier Auflagen in Folio und seitdem eine fünfte in sechs Octavbänden; und zur leichtern Verbreitung veranstaltete Burnet selbst einen Auszug, wobei die Sammlung der Documente wegblieb. Vor der Bekanntmachung wurde das Werk von dem Erzbischof Tillotson und dem gelehrten Bischof Stillingfleet durch-

gesehen und vier Uebersetzungen, darunter eine lateinische und eine französische, machten dasselbe bald Jedermann zugänglich.

Burnets Reformationsgeschichte war den englischen und französischen Proselytenmachern ein Dorn im Auge. Ein Buch, das in schöner Form und in einem klaren, männlich-kräftigen Styl die Gebrechen der katholischen Kirche, die moralische Gesunkenheit der Klostergeistlichen, die Unwissenheit, Verweltlichung und Sinnlichkeit des Klerus vor und zu der Zeit der Reformation anschaulich macht, das die Inconsequenz, Charakterlosigkeit und eitle Selbstsucht eines Gardiner und Bonner in das hellste Licht stellt, das gallsüchtige, menschenfeindliche Gemüth der Königin Maria aufdeckt und von den gepriesenen Märtyrern der katholischen Kirche, namentlich von Thomas Morus, den Schleier wegzieht, der seine Schwächen verhüllte — ein solches Buch mußte am englischen Hofe ebenso großes Aergerniß erregen, wie am französischen, wo man gerade den gewaltigen Schlag gegen die Hugenotten beabsichtigte, und die Reformation nur unter der Färbung eines Bossuet und ähnlicher Parteischriftsteller dargestellt wünschte. Es erschienen daher mehrere Gegenschriften, worunter eine französische von Le Grand zur Rechtfertigung des englischen Schisma von Sanders und eine englische von Warton, dem Verfasser der Anglia sacra, unter dem Namen Harmer (A specimen of some errors and defects in the history of the reformation of the church of England), die bedeutendsten sein möchten. Mit Le Grand hatte Burnet im Jahre 1685 eine flüchtige Bekanntschaft gemacht und bei einer Mahlzeit in dem Hause eines ihrer gemeinschaftlichen Freunde alle seine Einwendungen, wie er glaubte, widerlegt. Er war daher sehr überrascht, als derselbe einige Jahre darauf ein Werk in drei Bänden herausgab, wovon der erste den Ehescheidungsproceß und das Schisma von römisch-katholischem Standpunkte darstellte, die beiden andern aber Briefe und Documente zum Belege seiner Darstellung enthielten, und worin sich sehr heftige Ausfälle gegen Burnet und seine Reformationsgeschichte vorfanden. Der andere war ein englischer Geistlicher und Anhänger des Erzbischofs Sancroft, von dem er die Zusicherung der nächsten vacanten Präbende erhalten hatte.

Als aber Sancroft nach der Vertreibung Jacobs II. den Conformitätseid verweigerte und daher seine Stelle an Tillotson, einen Freund und Gönner von Burnet abtreten mußte, wandte sich Warton an den letztern mit der Bitte, ihm bei Tillotson die Bestätigung jener Zusicherung auszuwirken. Da jedoch der Erzbischof nicht darauf einging, so glaubte sich Warton von Burnet vernachlässigt oder betrogen und rächte sich durch Bekämpfung der Reformationsgeschichte. Wichtiger als diese Schriften, deren feindselige Tendenz sich leicht aus der Bitterkeit des Styls erkennen ließ, war dagegen ein Buch, das im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erschien und das Burnets Werk weniger durch directe Polemik als durch Verschiedenheit der Darstellung und Richtung und durch entgegengesetzte Beurtheilung der Resultate in den Augen der Leser zu entkräften suchte. Dieses Buch war die englische Kirchengeschichte von Jeremias Collier, von dem später ausführlicher die Rede sein wird. — Diese verschiedenen Angriffe, verbunden mit einigen wohlmeinenden Bemerkungen und Andeutungen über Irrthümer und Versehen, die ihm von mehreren Seiten in guter Absicht mitgetheilt wurden, bestimmten Burnet nach mehr als dreißigjähriger Unterbrechung im Jahre 1715 einen dritten Band der Reformationsgeschichte herauszugeben, der alle Nachträge, Ergänzungen und Verbesserungen enthielt, die er während der Zeit, in welcher auch Rymer's wichtige Sammlung von Urkunden und Staatspapieren erschienen war, zusammen zu tragen Gelegenheit hatte. In dieser Gestalt liegt nun das Werk vor uns, ein merkwürdiges Denkmal des Fleißes und der Ueberzeugungstreue des Verfassers, dessen fernere Schicksale wir jetzt noch kurz andeuten wollen.

An den Verhandlungen über die Thronausschließung des Herzogs von York, die im Anfang der achtziger Jahre mit großer Animosität geführt wurden, nahm Burnet indirect thätigen Antheil, und suchte der gemäßigten Ansicht, die zunächst auf Sicherstellung der Verfassung in Kirche und Staat durch Ernennung eines Regenten drang, den Sieg zu verschaffen. Nicht als ob er die unbedingte Ausschließung für unerlaubt gehalten hätte, sondern aus Gründen der Klugheit, die er selbst im zweiten Theil seiner Memoiren entwickelt hat. Aber selbst diese

gemäßigte Ansicht, wonach der papistische Herzog in die Reihe der Minderjährigen oder Wahnwitzigen gestellt wurde, mußte dem Hofe zum Aergerniß gereichen, und war natürlich nicht geeignet, dem Verfasser der Kirchengeschichte die verlorene Gunst wieder zu erwerben. Dennoch aber glaubte der König ihn schonen zu müssen, um nicht die Reihen der Opposition durch diese bedeutende Persönlichkeit zu verstärken; ja er verbarg sogar seinen großen Aerger über das scharfe Sendschreiben, das Burnet um dieselbe Zeit an ihn richtete, und worin er ihm Wahrheiten sagte, die selten zu den Ohren der Fürsten dringen, weshalb es uns gestattet sein möge, dessen Inhalt kurz anzudeuten: Nachdem er dem König zu verstehen gegeben, daß das Volk die ganze Schuld der kritischen Lage des Reichs einzig und allein dem König zur Last lege, sagt er, daß nach der übereinstimmenden Ansicht aller Wohlmeinenden es nur Ein Mittel gebe, alle diese Schwierigkeiten zu heben. Dies Mittel sei aber nicht ein Wechsel im Ministerium oder im Staatsrath, nicht eine neue Allianz oder eine Parlamentssitzung — nein! es sei eine gänzliche Sinnesänderung in dem Monarchen selbst, eine Besserung des Herzens, eine Umwandlung des Lebens. „Erlauben Sie mir," fährt er fort, „Ihnen mit aller Demuth eines Unterthanen zu sagen, daß alles Mißtrauen, mit dem Ihr Volk Sie betrachtet, daß alle Verlegenheiten, in denen Sie sich befinden, daß der ganze Unwille des Himmels, der auf Ihnen liegt, und der sich in der Vernichtung aller Ihrer Rathschläge kund gibt, lediglich daher kommt, daß Sie Gott nicht gefürchtet und ihm nicht gedient, sondern sich sündhaften Lüsten überlassen haben." Der König solle nicht glauben, weil einige Leute der Opposition sich um Religion nicht viel bekümmerten, daß dies auch bei der Masse des Volkes so sei; nein! im Volke lebe noch ein religiöser Sinn, der recht gut Heuchelei von wahrer Frömmigkeit zu unterscheiden wisse, und der Anstoß nehme an dem Leben und Treiben des Königs und seiner Umgebung. Darum fordert er ihn dringend auf, sich zu bessern, damit die Nation wieder Zutrauen gewinne und nicht allen scandalösen Gerüchten Glauben schenke; er solle alle diejenigen, die Veranlassung zur Sünde gäben, besonders die Frauen, aus seiner Nähe entfernen und den Hof refor-

miren; „wenn Ew. Majestät", sagt er, „sich aufrichtig und ernstlich der Religion zuwenden, so werden Sie bald eine reine Freude von ganz anderer Natur, als die aus grober Sinnlichkeit entspringt, in Ihrem Innern empfinden. Gott wird mit Ihnen sein in Frieden und alle Ihre Rathschläge lenken und segnen, alle guten Menschen werden sich Ihnen zuwenden und alle Schlechten beschämt bei Seite treten und sich bessern." Schließlich führt er ihm zu Gemüthe wie gröblich er sich gegen Gott versündigt habe, der ihn aus so vielen Gefahren so wunderbar errettet hätte, und ermahnt ihn, nicht dessen gerechte Gerichte auf sein Haupt zu laden, die ihn leicht als ein warnendes Beispiel für künftige Generationen hinstellen und zeitlich und ewig zu Grunde richten könnten; schlage der König diese Mahnung in den Wind, so würde er (Burnet) einst am großen Tage des Gerichtes Zeugniß gegen ihn ablegen. — Wenn schon Karl seinen Unwillen über diesen Brief für den Augenblick verbarg, so merkte doch Burnet die zunehmende Ungunst des Hofes und zog sich zurück, um sich keiner Verfolgung auszusetzen. Als aber einige Zeit nachher das sogenannte Ryehouse-Complot entdeckt wurde und dem Hofe Gelegenheit gab, sich der einflußreichsten Häupter der protestantischen Opposition zu entledigen, kam auch Burnet in Gefahr. Denn er war ein vertrauter Freund des Grafen von Essex und des Lord Russel, wagte es, den letztern während seiner Gefangenschaft öfters zu besuchen, und war ihm sogar bei Abfassung seiner letzten Rede, die so große Sensation im Lande machte, behülflich. Nach der Hinrichtung des Lords wurde daher Burnet mit dem nachherigen Erzbischof Tillotson gerichtlich vernommen, und wenn gleich nichts auf ihn herauskam, weil er zu vorsichtig war, sich in ein so chimärisches Unternehmen einzulassen, so schwebte doch dieselbe Gefahr, die Russel und Sidney traf, über allen Häuptern der protestantischen Opposition. Dies bewog Burnet, sein Vaterland auf einige Zeit zu verlassen und sich nach Paris zu begeben (1683). Eine Predigt, worin er den Papismus mit einem Löwenrachen verglich, der Alle zu verschlingen drohe, zog ihm bald nach seiner Rückkehr den Verlust seiner Pfarrstelle und das Verbot zu, je wieder in London zu predigen, wodurch er zu guter

Zeit aller Verpflichtung gegen die Regierung ledig wurde, und daher bei der Thronbesteigung Jacobs II. ohne Anstoß das Reich abermals verlassen konnte. Er erneuerte in Frankreich die alte Freundschaft mit mehreren ausgezeichneten Hugenotten, wozu auch der Marschall Schomburg gehörte, und trat dann eine Reise nach Rom und andern Städten Italiens an. Das letztere Vorhaben wurde ihm von vielen Seiten widerrathen, allein er war so fern von aller Furcht, daß ihn nichts von seinem Vorsatze abbrachte, und daß er sogar in der Metropole der katholischen Kirche kühne Aeußerungen über die „babylonische Hure" auszusprechen wagte. In Frankreich und der Schweiz glich seine Reise einem Triumphzuge; überall bemühte man sich ihn zu sehen und selbst von hochgestellten Katholiken wurde ihm geschmeichelt, in der eitlen Hoffnung ihn für ihre Sache zu gewinnen. Im Jahre 1686 begab er sich dann in die Niederlande, wo er bei Wilhelm von Oranien und seiner Gemahlin die freundlichste Aufnahme fand und bald die Seele der geheimen Pläne dieses Fürsten auf den englischen Thron wurde. Burnet drang darauf, die Flotte in bessern Stand zu setzen; auf seinen Rath verwendeten sich Wilhelm und Maria bei Jacob für den suspendirten Bischof von London; von ihm rührten die geheimen Instructionen her, mit denen sich Dyckvelt nach England begab; und die Manifeste, die später Wilhelm bei seiner Landung verbreiten ließ, waren von Burnet theils entworfen, theils revidirt worden. In diesen Manifesten wurde zuerst nachgewiesen, daß die Eingriffe in die Verfassung des Staats und der Kirche und die vereitelten Versuche, den König von diesem frevelhaften Beginnen in Güte abzubringen, die Unternehmung des Prinzen und seiner Gemahlin, als der nächsten Erben, rechtfertigten, und daß es ihnen nach göttlichen und menschlichen Gesetzen zustehe, ihre Rechte, die man ihnen durch einen untergeschobenen Erben zu entreißen trachte, zu wahren; sodann wurde darin der Nation die Zusicherung gegeben, daß der Prinz die gesetzliche Ordnung in Staat und Kirche zurückführen und für Erhaltung der reinen Religion und der kirchlichen Institutionen des Landes Sorge tragen würde. Burnet war es auch, der den Oranier abhielt in die Falle zu gehen, die ihm

Jacob durch den bekannten Quäker Penn stellen ließ. Dieser nämlich sollte das Panier einer allgemeinen Toleranz aufpflanzen, um unter diesem Scheine der Humanität und Freisinnigkeit die Einwilligung des Prinzen in die Aufhebung der Testakte zu bewirken. Auf Burnets Rath wies aber Wilhelm diese Anmuthung, die ihm bei der englischen Nation sehr geschadet haben würde, von sich, mit der Bemerkung, er erkenne zwar den hohen Werth der Toleranz und werde dieselbe stets üben, finde aber, daß die Bestimmungen der Testakte zur Erhaltung des Protestantismus in England nothwendig seien.

Diese Wirksamkeit des englischen Historikers entging dem Hofe in London, wo er ohnedies wegen seiner Reformationsgeschichte übel angeschrieben stand, nicht lange, und da Burnet zu gleicher Zeit in seinem Reiseberichte das Elend der Nationen, die unter dem niederdrückenden Einflusse des Papismus und unter der Willkürherrschaft absoluter Fürsten lebten, in den grellsten Farben und auf die anschaulichste Weise darstellte, und dadurch den Bestrebungen Jacobs auf eine sehr fühlbare Weise entgegenwirkte, so brach die lange zurückgehaltene Wuth des Königs endlich gegen ihn los. Er verlangte in zwei zornigen Schreiben an seine Tochter die schleunige Entfernung Burnets vom Hofe, und schickte seinem Gesandten die strenge Weisung, nicht eher wieder mit der holländischen Regierung in Verbindung zu treten, bis dem treulosen Schriftsteller jeder Verkehr bei Hofe untersagt sei. Als dies aber ohne Wirkung blieb, und die Nachricht, daß Burnet im Begriffe stehe, sich mit einer reichen hochgebildeten Dame aus einer der ersten holländischen Familien zu vermälen, seine Widersacher mit Neid erfüllte, wurde schnell eine Klage wegen Hochverraths in England gegen ihn anhängig gemacht um diese Verheirathung zu hintertreiben. Aber ehe noch die officielle Kunde hiervon nach dem Haag gelangte, hatten seine Freunde seine Naturalisation in Holland bewirkt, so daß Burnet das Ansuchen, in sein Vaterland zurückzukehren um sich wegen seiner Anklage zu rechtfertigen, mit der Bemerkung abwies, er sei jetzt den vereinigten Staaten Treue und Gehorsam schuldig, nicht aber dem König von England. Auf dieses hin wurde er als Hochverräther für vogelfrei (outlaw) erklärt und bei

den Generalstaaten, zufolge eines alten Vertrags, auf seine Auslieferung angetragen. Aber weder dieses Begehren noch das Verlangen ihn des Landes zu verweisen, fand bei der niederländischen Regierung Gewährung. Man gab zur Antwort: Burnet sei durch seine Naturalisirung ein Glied ihres Staates geworden und könne nicht verbannt werden; wolle der König aber die gegen ihn vorliegenden Klagepunkte ihnen mittheilen, so wären sie bereit, den Beschuldigten vor ihr einheimisches Gericht zu stellen. Der englische Hof ging darauf nicht ein, und hoffte durch gedungene Mörder sich leichter eines Todfeindes entledigen zu können; aber er war von Verrath umlauert und Burnet erhielt daher zur rechten Zeit Warnung.

Als die Revolution glücklich zu Ende geführt war, und Wilhelm und Maria sich im ruhigen Besitze des Thrones befanden, gehörte Burnet zu den einflußreichsten Männern in England und half vornehmlich die neue Ordnung der Dinge in Kirche und Staat begründen. Bei Besetzung der geistlichen Stellen richtete sich die neue Regierung besonders nach seinem Rathe und rühmlich muß man anerkennen, daß er seinen toleranten Grundsätzen so viel als thunlich treu blieb, daß er die gesetzlichen Bestimmungen gegen die eidverweigernden Kleriker nach Kräften zu mildern suchte, daß er sich bemühte Versöhnung und gegenseitiges Vertrauen zu begründen, und daß er namentlich mit der größten Selbstentsagung von seinem Einflusse Gebrauch machte. Generosität war überhaupt ein Charakterzug bei Burnet. Dies hatte er bei seiner ersten Heirath bewiesen, als er auf das große Vermögen seiner Gattin Margaretha Kennedy, einer Tochter des Grafen von Cassilis, förmlich Verzicht leistete, dies bewies er auch jetzt, wo ihm jede kirchliche Stelle offen stand und er nach keiner einzigen trachtete. Als das Bisthum Salisbury erledigt wurde, brachte er seiner Gewohnheit gemäß einen seiner Freunde dafür in Vorschlag. Aber diesmal antwortete ihm der König mit scheinbarer Kälte: „er habe schon einen andern ausersehen," und am folgenden Tage erhielt Burnet selbst die Ernennung zu dieser Würde.

Auf diesem Posten wirkte Burnet bis an seinen Tod im Jahre

1715 thätig und erfolgreich für Kirche und Staat. Ueber die Vergangenheit suchte er den Schleier der Vergessenheit zu ziehen und die Wunden der Parteiung zu heilen; großmüthig vergab er frühere Kränkungen und feindselige Gesinnung, trug keinem seiner Gegner Groll nach und rächte sich an Niemand wegen erlittener Beleidigungen. Mit Muth und Consequenz verfocht er im Parlament wie bei seiner Amtsführung die große und schöne Idee der wahren Toleranz, wie er früher die erheuchelte verworfen und bekämpft hatte. Er suchte die Lage der eidweigernden Geistlichen (nonjurors) so viel in seinen Kräften stand, zu erleichtern und hatte Nachsicht mit dem religiösen Starrsinn der Dissenters, und um die Gegner der englischen Kirche zu vermindern, suchte er die Mängel und Schlacken, die dem Episcopalsystem anklebten, möglichst zu heben und namentlich die Geistlichkeit, die so viele Blößen zu Angriffen gab, zu größerer Thätigkeit und zu einem religiösen Lebenswandel anzuhalten*). Er selbst konnte als Vorbild eines Predigers, Seelsorgers und Administrators gelten, war zu jeder Zeit eine Stütze und Zuflucht des Bedrängten, ein Wohlthäter der Armen, für deren Versorgung durch Staatsanstalten er eifrig wirkte, und ein musterhafter Haus- und Familienvater. Ungeachtet seiner vielen Amtsgeschäfte fand er immer noch Zeit für schriftstellerische Arbeiten, unter denen besonders eine Abhandlung über die 39 Artikel der englischen Kirche und die Geschichte seiner Zeit, die sein Sohn nach seinem Tode als nachgelassenes Werk herausgab, die wichtigsten sind.

Burnet kann als einer der glücklichsten Sterblichen angesehen werden, was gewiß viel sagen will bei einem Manne, der in einer bewegten Zeit lebte und handelnd in die großen Ereignisse der Weltgeschichte eingriff. Dieses Glück beruhte übrigens lediglich auf der Beschaffenheit seines Geistes und seiner Seele, auf der richtigen Entfernung von allen Extremen und Schwindeleien und auf dem klaren Erkennen dessen, was

*) Die sich zu diesen Ansichten von Verträglichkeiten und Milde bekannten, nannte man in der Folge die low-church-party, im Gegensatz zu den starren, exclusiven Episcopalen, die man als high-church-men bezeichnete.

der Nation fromme. Ein heller Kopf, eine großmüthige, von kleinen Fehlern und Untugenden, wie von heftigen Leidenschaften freie Seele, ein begabter Geist, waren Eigenschaften, die, verbunden mit Patriotismus, mit religiöser Ueberzeugungstreue ohne Fanatismus, und mit Tendenzen, die in dem Herzen des Volkes ihre Wurzeln hatten, natürlicherweise des äußern Erfolgs nicht ermangeln konnten. Burnet war glücklich in der Ehe, glücklich in der Wahl seiner Freunde und glücklich in seiner literarischen Thätigkeit wie bei der Ausführung seiner Berufsgeschäfte. Die Geburt hatte ihm eine Stellung angewiesen, die von Neid und von Sorgen gleich entfernt war, und nie störten Zweifel und Kämpfe zwischen seiner innern Ueberzeugung und dem was er äußerlich in Religion und Politik bekannte, die Ruhe seiner Seele. Auf welcher Seite er kämpfte, da war stets der Sieg; und noch kurz vor seinem Tode hatte er die Freude das Haus Hannover, dessen Ansprüche auf den britischen Thron er lange mit Eifer unterstützt hatte*), zur Regierung in England gelangen zu sehen.

Einen Gegensatz zu Burnet in Ansichten, Tendenzen und Schicksalen bildet Jeremias Collier (1650—1726), ein Mann, dessen Ueberzeugungstreue, auch wenn man seine Grundsätze verwerflich findet, doch alle Achtung verdient. Collier, der Sohn eines englischen Geistlichen, widmete sich dem Berufe seines Vaters und bekleidete unter Karl II. und Jacob II. einige untergeordnete kirchliche Aemter, bis die Revolution von 1688 seiner Wirksamkeit als Geistlicher ein Ende machte und seine Laufbahn durchbrach. Da er nämlich ein strenger Verfechter des leidenden Gehorsams war und jeden Widerstand gegen das legitime Herrscherhaus als frevelhaft ansah, so blieb er dem vertriebenen König treu und verweigerte der neuen Regierung den Huldigungseid, weil er dadurch seine Zufriedenheit mit dem bestehenden Zustande zu erkennen gegeben und ein Ereigniß gebilligt hätte, das er von Grund seiner Seele als sündhaft und gottlos verdammte. Die nächste Folge davon

*) Vgl. zwei Briefe der Kurfürstin Sophia von Hannover d. d. Herrnhausen 1701 in Burnets Leben von seinem Sohn.

war, daß er als eidweigernder Widerspenstiger seines Kirchenamtes entsetzt und dadurch in der feindseligen Stimmung gegen die Regierung verhärtet und erhalten wurde. — Um diese Zeit gab es unter der englischen Geistlichkeit hauptsächlich drei Parteien: die Einen, die unter Jacob II. die Opposition gebildet hatten, fügten sich mit Freuden der neuen Ordnung der Dinge, zu deren Herbeiführung sie wesentlich beigetragen hatten, leisteten der Obrigkeit de facto, von welcher allein die Bibel spreche, unbedenklich den Huldigungseid und wurden bei Besetzung vacanter Pfründen vorzugsweise bedacht. Die zweite Klasse mißbilligte im Innern die Revolution und den Grundsatz der Selbsthülfe und war von der bindenden Kraft des dem vertriebenen König geleisteten Eides überzeugt; allein zeitliche Vortheile, Mangel an Charakterstärke, ängstliche Sorge für ihren künftigen Unterhalt und so manche andere Motive, an die sich der Schwache klammert, wenn er ein nach seiner Ansicht mit Ungerechtigkeit gepaartes Gut ergreifen und die mit Gefahr verbundene gerechte Sache fahren lassen will, bewogen Viele, den vorgeschriebenen Eid zu leisten und sich durch sophistische Deutungen und casuistische Clauseln durchzuwinden, zum großen Nachtheil der Sittlichkeit und der Ehrfurcht vor dem Eide. Die dritte Klasse endlich sah die Lehre vom passiven Gehorsam und der Unerlaubtheit jedes Widerstandes für einen wesentlichen Bestandtheil der englischen Kirche an, weigerte sich die neue Regierung durch den geforderten Huldigungseid, der mit dem unter der vorhergehenden Regierung geleisteten in Widerspruch stand, anzuerkennen und hielt es für ihre Pflicht, aus allen Kräften die Rückkehr des vertriebenen Königs zu bewirken. Diese letzte Partei, die man Non-jurors oder Jacobiten nannte, und zu denen Collier gehörte, verfocht ihre Ansichten besonders eifrig durch die Presse und stellte die Gründe ihrer Gegner und namentlich die Sophistereien der aus Schwachheit oder äußern Rücksichten sich accommodirenden Kleriker in ihrer ganzen Blöße dar, indem sie mit Consequenz die Theorie vom leidenden Gehorsam durchführte und die Worte der heiligen Schrift zu ihren Gunsten deutete. Unter den Schriften dieser Art erregte besonders ein Pamphlet von Collier: »the desertion discussed«

großes Aufsehen, da es gegen die Grundsätze Burnets, der damals bei den neuen Machthabern als Prophet angesehen wurde, gerichtet war. Mehrere feindselige Aeußerungen gegen die Regierung und ihre Anhänger, die darin enthalten waren, gaben Anstoß und hatten seine erste Verhaftung und Einsperrung in dem Gefängniß von Newgate zur Folge, aus dem er jedoch nach einiger Zeit ohne weitere Procedur wieder entlassen wurde. Als er aber fortfuhr, durch feindselige Schriften die Regierung und die conformistische Geistlichkeit in den Augen des Volks herunterzusetzen und eine Reise nach Kent im Jahre 1692 ihn dem Verdachte einer Correspondenz mit Jacob II. aussetzte, wurde er zum zweitenmal verhaftet, erkaufte anfangs seine Freilassung durch eine Bürgschaft, bereute dann aber seine Schwäche und übergab sich selbst wieder dem Gerichte. Nach einiger Zeit gelang es jedoch der Verwendung seiner Freunde, ihm die Freiheit wieder zu erwirken. Allein dies alles brach weder seinen Muth noch seine Ueberzeugungstreue. Als im Jahre 1696 ein Complot gegen das Leben des Königs Wilhelm entdeckt wurde und die Richter auf ungenügende und unzuverlässige Beweise hin über Sir Will. Perkins und Sir John Friend das Schuldig aussprachen und sie als Hochverräther zum Tode verurtheilten, wagte es Collier mit zwei andern eidweigernden Geistlichen, Snatt und Cook, dieselben auf den Richtplatz zu begleiten und sie im Angesichte des Volks durch Auflegung der Hände von der Schuld zu absolviren. Diese öffentliche Demonstration einer feindseligen Gesinnung zog neue Verfolgungen über Collier und seine Gefährten herab. Das Gericht entschied, daß sie durch diese Handlung, welche die Verbrecher von der Sünde lossprach und die dadurch erwirkte Strafe als eine ungerechte darstellte, das hochverrätherische Unternehmen derselben gerechtfertigt und Andere zu ähnlichem Beginnen aufgefordert hätten, ließ Snatt und Cook in Newgate einkerkern und erklärte Collier, der sich verborgen hielt und in einer neuen Schrift sein Verfahren aus dem Beispiele der primitiven Kirche unter heidnischer Obrigkeit zu vertheidigen suchte, für schutz- und rechtlos (outlaw). Uebrigens erregte dieses Ereigniß so große Aufmerksamkeit unter dem Volke, daß die Regierung zwei Erzbischöfe und zwölf Bischöfe bewog, eine Erklärung be-

kannt zu machen, worin sie die Absolution durch Händeauflegen ohne vorausgegangene Beichte und Sinnesänderung als unerlaubt verdammten, und ihren Abscheu gegen das frevelhafte Unternehmen der beiden Verurtheilten offen aussprachen. Unter der Regierung der Königin Anna wurden verschiedene Versuche gemacht, Collier zu versöhnen und in ein actives Glied der Kirche umzuwandeln; allein er verharrte in seinem Trotze und bewahrte seine Anhänglichkeit einem Fürstenhause, das einer so consequenten Treue durchaus unwürdig war.

Die englische Kirchengeschichte, wovon im Jahre 1708 der erste und 1714 der zweite Band zu London in Folio erschien*), ist Colliers bedeutendstes Werk. Daß darin aber nicht eine unparteiische und vorurtheilsfreie Darstellung der kirchlichen Ereignisse zu suchen sei, sondern vielmehr eine nach subjectiven Tendenzen und Ansichten gemodelte Geschichte, läßt sich schon aus dem obigen Abrisse seines Lebens erwarten. Er will zwar für einen episcopalen Protestanten gelten, der sich bei Darstellung der Reformation „weder zu viel Freiheit gegen die Todten erlaube, noch sich zu sehr einschüchtern lasse durch die Lebenden“, steht aber ganz auf katholischem, ja man kann sagen auf römisch-hierarchischem Standpunkte, sowohl in der ältern Geschichte, wo er Partei für Anselm von Canterbury und Thomas von Becket nimmt, als in der spätern, wo er Luther einen „Aufreizer zu bürgerlicher Empörung im Reich“ nennt, von Calvin sagt, „er sei ein Feind der Gewissensfreiheit und jeder Art von Mäßigung gewesen“ und Knox beschuldigt „er sei mit der Bibel so roh umgegangen, wie mit der weltlichen Obrigkeit, gegen die er das Volk zur Insurrection aufgewiegelt hätte“. In der Darstellung der englischen Reformation verweilt er mit Vorliebe bei den Schwächen und Inconsequenzen Cranmers, hebt mit innerer Befriedigung die Charakterlosigkeit, Servilität und Selbstsucht Thomas

---

*) An ecclesiastical history of Great-Britain, chiefly of England, from the first planting of Christianity, to the End of the reign of King Charles II. cet. first volume comes down to the End of the reign of King Henry VII. second vol. beginning at the reign of Henry VIII. and continued to the death of King Charles II.

Cromwells und der übrigen Beförderer der kirchlichen Neuerungen hervor, sieht in der Aufhebung der Klöster, die er lediglich von der Habsucht der königlichen Rathgeber ableitet, den Verfall der Wissenschaft und der Jugenderziehung und stellt die hingerichteten katholischen Priester als Männer von Tugend, Bildung und Ueberzeugungstreue dar, zu deren Untergang man erdichtete und unerwiesene Theilnahme an den Insurrectionen benutzt hätte. Gardiner findet in Collier einen eifrigen Apologeten und König Karl II. wird als ein hochbegabter Regent dargestellt, der zwar in seinem Privatleben einige Schwächen bewiesen, aber die Factionen mit kräftiger Hand niedergehalten und bezwungen habe. — Seine Ansichten und Urtheile über Personen und Ereignisse werden von dem katholischen Historiker Lingard, der auf Colliers Schultern steht, im Wesentlichen getheilt und können aus diesem talentvollen Schriftsteller am besten erkannt werden. Beide liefern den Beweis, daß mit Ruhe und Mäßigung in der Darstellung, Tugend und Ueberzeugungstreue, Begeisterung und Sinnesadel leichter bekrittelt, bezweifelt und um die allgemeine Bewunderung und Anerkennung gebracht werden können, als durch grobe Verleumdung und zelotisches Schimpfen. Wenn das Hohe und Edle durch heimtückische Bemerkungen seiner Blume beraubt und in den Staub gezogen ist, so sinkt sein Werk in die gewöhnliche Reihe menschlicher Thaten und der Glanz der Poesie und die Glorie eines höhern Ursprungs fällt wurzellos zu Boden. Um die Reformation, in deren großartigen Folgen mancher vielleicht die Hand Gottes erkennen möchte, in das Bereich der Alltäglichkeit herabzuziehen, bestreben sich gewisse Leute, die sonst für göttliche Einwirkungen in kleinen Dingen einen sehr gläubigen Sinn haben, dieses Ereigniß lediglich von einigen unruhigen, malcontenten Männern herzuleiten, in denen sich dann moralische Fehler, Schwachheiten, Leidenschaften und sündhafte Gelüste als Motive ihrer Handlungen leicht auffinden lassen. Haben sie so den Boden der Reformation für steril und die Wurzel für faul erklärt, so fragen sie, wie daraus gute Früchte entstehen könnten, und weisen auf den Baum der ältern Kirche hin, dessen Früchte sie als gesunde anpreisen, weil die Wurzeln keine solche Gebrechen an

sich trügen, vergessen aber dabei, daß der Protestantismus die alten Wurzeln unangetastet ließ und nur das üppige Beiwerk und die Schmarozerpflanzen, die dem Baum und seinen Früchten den Untergang drohten, abschnitt. Ein Bau, dessen Säulen Verkleinerungssucht, Splitterrichterei, Bosheit und Verleumdung sind, kann nur den Schwachen und Urtheilslosen bestechen und täuschen; das gesunde Auge der Kräftigen im Volke durchschaut die Risse und die morsche Basis und läßt sich durch den äußern Firniß nicht bestechen.

Hiermit wäre unsere Aufgabe gelöst, bei der wir, wie Anfangs erwähnt, den doppelten Zweck hatten, einen kleinen Beitrag zur Aufhellung der englischen Kirchengeschichte zu liefern und dann historisch nachzuweisen, daß alle Versuche die römische Kirche in Britannien wieder in die Höhe zu bringen, stets an dem durchaus protestantischen Sinne des Volks gescheitert sind, woraus der Schluß gezogen werden darf, daß die Bestrebungen der heutigen Puseyiten ebenso erfolglos in sich selbst zerfallen werden, wie die ähnlichen des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Hoffnungen, die vor vier Jahrzehnten der Cardinal Pacca aussprach (Allgem. Zeitung, Sept. 1843, Nr. 258): „Segnet der Herr fort und fort den Eifer und die Arbeiten unseres Klerus in England, so wird man die protestantischen Prediger bald von dem größten Theil ihrer Heerde verlassen sehen", und denen man sich auch heute noch so gerne im Lager der Ultramontanen hingibt, wagen wir daher dreist, gestützt auf die Vorgänge der Geschichte, als illusorisch zu bezeichnen. Es steht nicht mehr in der Macht eines Fürsten oder einiger wenigen Menschen, eine Kirche zur Herrschaft zu erheben, die nicht in dem Herzen des Volks wurzelt. Daß aber in dem englischen Volke das protestantische Element durchaus dominirt, beweist die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte und beweisen die heißen Kämpfe, in denen es sein Herzblut vergoß, um nicht von Neuem in das Joch des „papistischen Aberglaubens" geschmiedet zu werden. Ja wir glauben sogar behaupten zu dürfen, daß die große Masse des Volks eigentlich dem Calvinismus zusteuerte, daß es sich die anglicanische Kirche nur darum gefallen ließ, weil es nicht in seiner Macht stand, eine vollkommene

Reformation zu erstreben, und daß es sich nur darum unter die Fahne der Episcopalkirche stellte, weil sonst die bevorzugten Stände, die alle Ursache hatten, mit dieser Reform zufrieden zu sein, sich nicht mit ihm gegen den Papismus vereinigt hätten. Das englische Volk verfocht also die Sache der bischöflichen Hochkirche blos deswegen, weil sie zugleich die Sache des Protestantismus war, zeigte aber sowohl zur Zeit der Revolution, wo die Volksgrundsätze die Oberhand bekamen, als später durch Sektenwesen und Separatismus, daß es gegen die anglicanische Kirche eine innere Abneigung habe, daß es sich derselben nur eben so füge wie dem Regimente der Landesaristokratie, für welche diese Kirche zunächst geschaffen ist, und daß es sich bisher blos darum zu ihr gehalten habe, weil dadurch dem größern Uebel, dem Papismus, der Eingang verwehrt wurde. Unser Prognostikon lautet also etwas verschieden von dem des obenerwähnten Cardinals. Wir sagen nämlich: Wenn die englische Landeskirche, die nicht in der großen Masse der Nation, sondern nur in den obern Regionen ihren Halt hat, zu Grunde geht, so wird nicht sofort der Katholicismus zur Herrschaft gelangen, sondern der Calvinismus, gerade wie wenn durch eine Revolution die gegenwärtige politische Verfassung Englands untergehen sollte, nicht ein Uebergang zum Absolutismus, sondern zum Demokratismus erfolgen würde. Nicht die Theorien einiger Theologen, nicht der affectirte Enthusiasmus für Mittelalter und Kunst, der sich in einigen Aristokratenfamilien kund gibt, können für die Zukunft der englischen Kirche maßgebend sein, sondern die Richtung des Volks, das sich in demselben Grade immer mehr von der Landeskirche separirt und in demokratischen Sekten eine Befriedigung sucht, wie die Träger des Episcopalsystems sich dem römischen Papismus nähern.

II.

John Knox und die schottische Kirche.*)

1. Knoxens Lebensverhältnisse und Wirksamkeit bis zum Jahre 1560.

Wir wollen in den folgenden Blättern versuchen, das Leben und den Charakter eines Mannes zu beleuchten, der in früheren Jahren von englischen Schriftstellern eben so entstellt und verunglimpft wurde, wie er heut zu Tage, seit der Erscheinung seiner Biographie durch Mac Crie, von seinen Freunden und Verehrern einseitig gelobt und bewundert wird. Indem wir dabei allenthalben Knoxens eigenen Angaben folgen, oder doch zuverlässige gleichzeitige Urkunden zu Grunde legen, hoffen wir, in keinen der beiden Fehler zu verfallen und den Vorwurf einer Parteilichkeit für oder wider von uns fern zu halten. Ehe wir jedoch auf die einzelnen Ereignisse seines Lebens eingehen, scheint es nöthig, mit wenigen Worten den politischen und kirchlichen Zustand Schottlands in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zu beleuchten, um Knoxens Stellung richtig würdigen zu können.

Wer sich in Schottland die Kirchenreformation als Folge einer erhöhten geistigen Ausbildung wie auf dem europäischen Festlande dächte, würde sehr irren. Ein roher, kriegerischer Adel, ein armes, unfreies Volk, ohne Handel und Gewerbe, ein in grenzenlose Ignoranz, Träg-

*) Aus den Theolog. Studien und Kritiken. Jahrg. 1842. IV. Heft. Gotha bei Fr. Perthes.

heit und Sittenlosigkeit versunkener Klerus waren außer Stande, an dem geistigen Leben, das im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in andern Ländern so mächtig hervorbrach, Antheil zu nehmen. Zwar waren im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts drei Universitäten zu St. Andrews, Glasgow und Aberdeen gegründet worden, aber auch hier hatte sich noch kein wissenschaftlicher Geist gebildet, der, durch kühne und freie Forschung gestärkt, fähig gewesen wäre, mit den Waffen innerer Gründe ein System zu erschüttern, das auf Gewohnheit, Aberglauben und scholastischem Formelzwange beruhte, wie man schon daraus entnehmen kann, daß die griechische Sprache vor dem Jahre 1534 noch ganz unbekannt in Schottland war. Die Wenigen, die den Drang einer tiefern Bildung in sich fühlten, suchten im Auslande, besonders in dem befreundeten Frankreich zu erlangen, was ihnen die Heimath versagte. Zu diesen gehörte besonders Johann Major (Mair), der zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in St. Andrews freiere Ansichten über Politik und Religion lehrte, die, wenn auch ohne Geist und in confuser, mit scholastischen Terminologien angefüllter Form vorgetragen, doch in mehreren der jüngern Zuhörer Nachdenken und ein höheres Streben weckten. Zu diesen gehörte, außer Buchanan und dem nachherigen Märtyrer Hamilton, besonders John Knox, der, im Jahre 1505 in oder bei Haddington geboren, von seinen Eltern, die dem Bürgerstande angehörten, eine gute Erziehung erhalten hatte und sich damals dem Studium der Theologie widmete.

Dieser Verkehr mit dem Auslande brachte indeß bald Kunde von der großen kirchlichen Bewegung des Festlandes nach Schottland, und da man bei näherer Betrachtung alle Mängel und Mißbräuche, gegen die man in Deutschland und der Schweiz ankämpfte, in der schottischen Kirche in größerem Maße als irgendwo vorfand, so bildeten sich auch hier Ansichten, die von dem herrschenden Klerus als ketzerisch verfolgt wurden. Schon im Jahre 1528 fiel Patricius Hamilton, ein vierundzwanzigjähriger Mann, aus einer der edelsten schottischen Familien, als erstes Opfer der Religionswuth, weckte aber durch seine Standhaftigkeit bei dem Feuertode der verfolgten Lehre neue Bekenner, deren Zahl sich

besonders mehrte, als Heinrich VIII. in England sich gegen das Papstthum auflehnte und mit Willkür und despotischem Sinne das kirchliche System änderte, weil hier die benachbarte Lage, der stete Verkehr und die Gleichheit der Sprache die Mittheilung und Verbindung erleichterten. Aber je mehr die neue Lehre um sich griff, desto strenger und wachsamer wurde die Geistlichkeit, so daß vom Jahre 1530—1540 noch zehn Menschen auf dem Scheiterhaufen starben, darunter Kennedy, der nebst Buchanan und Lindsay zu den ersten Dichtern seiner Zeit gehörte und wie diese durch Spott und Satire die Gemeinheit, Sittenlosigkeit und Ignoranz des schottischen Klerus gezüchtigt hatte. Buchanan, einer der geistreichsten Männer des Jahrhunderts, dessen Geschichte von Schottland in antiker Sprache und antikem, republikanischem Geiste geschrieben ist, entzog sich nebst vielen andern Gleichgesinnten einem ähnlichen Schicksale durch die Flucht und David Lindsay wurde nur durch die besondere Gunst Jacob's V. gerettet. Der König, ein Neffe Heinrich's VIII., war im Ganzen ein wohlgesinnter Fürst, und solcher Strenge durchaus abgeneigt, allein aus Haß gegen den übermüthigen, trotzigen Adel, dessen unruhiges Treiben ihm seine Jugendjahre verbittert hatte, schenkte er sein ganzes Vertrauen den Geistlichen und besetzte mit ihnen die wichtigsten Aemter und die meisten Stellen seines Staatsraths. Aus derselben Ursache war er auch seinem Oheime abhold, der aus selbstsüchtigen Absichten die Verwirrungen in Schottland genährt hatte, weshalb er nicht blos dessen Rathschläge und Anträge hinsichtlich einer ähnlichen Kirchenreform in Schottland verwarf, sondern sogar dessen Einladung zu einer Conferenz in York, wo dieser Gegenstand weiter verhandelt werden sollte, ablehnte, obschon Heinrich bereits daselbst eingetroffen war. Darüber brach ein Krieg aus, worin sich der schottische Adel auf eine schmachvolle Weise von einer geringen Anzahl Engländer besiegen ließ, ein Ereigniß, das sich der weiche, ehrliebende König so zu Herzen nahm, daß er in tiefe Schwermuth verfiel und starb (1542). — Nach seinem Tode bildeten sich zwei Parteien, eine französisch-katholische, an deren Spitze, außer der verwittweten Königin Maria von Guise, besonders der staatskluge und übermüthige Cardinal Beaton

stand, und eine englisch-protestantische, wozu der damalige Regent, Graf von Arran, und der größte Theil des einheimischen Adels gehörte. Anfangs hatte die letztere das Uebergewicht und setzte einen Parlamentsbeschluß durch, in Folge dessen es Jedermann gestattet sein sollte, die heilige Schrift in der englischen Uebersetzung zu lesen; aber bald erlag der schwache Regent den Vorstellungen und Ränken des schlauen Prälaten; er schwur in der Kirche zu Stirling öffentlich seine ketzerischen Ansichten ab und erlaubte dem katholischen Klerus, die ganze Strenge der Gesetze gegen die Neuerer geltend zu machen. Da ließ Beaton den thätigsten Apostel der protestantischen Lehre, Georg Wishart, einen vertrauten Freund von Knox, der ihn auf seinen Reisen durch das Land, wo er vor einer unzählbaren Menge lehrte und predigte, zu begleiten pflegte, ergreifen, von einem geistlichen Gerichte in St. Andrews verurtheilen und, ohne vorher die Genehmigung der weltlichen Obrigkeit eingeholt zu haben, vor seinem Palaste verbrennen. Dies vermehrte den allgemeinen Haß, der schon vorher auf dem despotischen, allen Lüsten ergebenen Prälaten lastete, und führte in Verbindung mit Privatrache und englischen Intriguen eine Verschwörung mehrerer schottischen Edelleute herbei, in Folge deren Beaton in seinem eigenen Schlosse ermordet wurde (Mai 1546).

Knox hatte zwar an dieser That keinen Antheil, doch billigte er dieselbe, wie nicht nur aus dem ganzen Tone seiner Erzählung dieser Begebenheit in der Reformationsgeschichte hervorgeht, sondern noch mehr daraus erhellt, daß er sich gleich nachher nebst den Söhnen des Lairds von Longniddry, wo er bisher Hauslehrer gewesen war, den Mördern anschloß und im Schlosse von St. Andrews Schutz gegen die Verfolgungen suchte, die jetzt mit erhöhter Strenge gegen alle der Religionsneuerung Verdächtigen losbrachen. Während der Belagerung des erzbischöflichen Palastes durch den Regenten verrichtete Knox darin die Functionen eines Predigers und Seelsorgers und theilte daher auch nach der Uebergabe desselben an den Befehlshaber eines französischen Hülfsheers das Schicksal der übrigen Belagerten, die sämmtlich nach Frankreich gebracht und theils in Gefängnisse eingeschlossen, theils an

die Galeere geschmiedet wurden. Knoxen traf das letztere Loos; er mußte eine beinahe zweijährige harte Gefangenschaft erdulden, „als gebundener Knecht Christi, da sein Fuß in Eisen lag“, bis er im Februar 1549, unbekannt auf welche Weise, in Freiheit gesetzt wurde und in England, wo unter Eduard's VI. Regierung Cranmer und Andere die Reformation mit Raschheit weiter führten, Zuflucht und Beschäftigung suchte und fand. — Hier blieb er bis zur Thronbesteigung der Maria im Jahre 1553, verheirathete sich daselbst und beförderte mit Eifer das Gedeihen der protestantischen Kirche. Er selbst versicherte später, es wäre ihm um diese Zeit ein Leichtes gewesen, die Würde und Einkünfte eines englischen Bischofs zu erhalten, er habe aber dieselben abgelehnt, von der Ueberzeugung geleitet, daß die hierarchische Rangverschiedenheit der Geistlichen nicht in der heiligen Schrift begründet, sondern Erfindung späterer Jahrhunderte sei. Mag dem sein, wie ihm wolle, so erhellt doch sowohl aus der Willfährigkeit, womit er hier an der Begründung einer Kirchenverfassung mitwirkte, die er später so hartnäckig bekämpfte, als aus der Nachsicht, womit er anfangs die Liturgie Eduard's in Schottland duldete, zur Genüge, daß Knox vor dem Jahre 1560 entweder mit sich selbst noch nicht ganz im Reinen war, oder seine Ansichten den Zeitumständen anpaßte. Denn trotz der Widersprüche der presbyterianischen Schriftsteller läßt sich jetzt mit vieler Sicherheit nachweisen, daß die Protestanten in Schottland vor der Begründung ihrer Nationalkirche im Jahre 1560 den englischen Ritus wie die englischen Kirchenbücher zum Grunde gelegt hatten, ohne darum von Knox später eine Mißbilligung zu erfahren.

Als Maria Tudor bald nach ihrer Thronbesteigung mit qualvollem Flammentode alle diejenigen bedrohte, die es wagten, von dem katholischen Glauben abzuweichen, flüchtete sich Knox, wie viele Andere, die nicht mit jedem Regierungswechsel ihre religiösen Ansichten ändern wollten, auf das Festland und folgte dem Rufe einer englischen Gemeinde, die in Frankfurt a. M. ein Asyl gefunden und ihn zu einem ihrer Prediger erkoren hatte. In diese Stadt hatten sich nämlich schon vorher viele französische Hugenotten geflüchtet und von dem lutherischen

Magistrate die Erlaubniß erhalten, in einer eigenen Kapelle nach calvinischer Liturgie und in ihrer Landessprache Gottesdienst halten zu dürfen. Als nun die flüchtigen Engländer die nämliche Vergünstigung ansprachen, stellte ihnen die städtische Obrigkeit dieselbe Kapelle zur Verfügung, unter der Bedingung, daß sie im Aeußern nicht von den calvinischen Kirchengebräuchen abwichen. Deshalb ließ Knox in Uebereinstimmung mit den meisten Gliedern der Gemeinde von der Liturgie Eduard's VI., die er im Wesentlichen beibehielt, das Kirchengewand, die Litanei, die lauten Responsorien und andere unbedeutendere Dinge weg. Mit dieser Aenderung waren jedoch Manche unzufrieden, so daß, als bei der fortdauernden Verfolgung der Protestanten in England neue Flüchtlinge in Frankfurt Schutz suchten, darunter D. Cox, der als Eduard's VI. Lehrer bei der Abfassung jener Liturgie mitgewirkt hatte, sich in der Gemeinde eine Partei gegen Knox bildete, die gleich bei dem nächsten Gottesdienste durch laute Wiederholung der Gebetsformeln Störung verursachte. Als sich in den darüber ausbrechenden Streit zuletzt die städtische Behörde mischte, so verschafften sich Knoxens Gegner durch einen ehrlosen Streich den Sieg. Sie stellten nämlich den schottischen Prediger als einen Mann dar, der die Unterthanen zum Hasse gegen ihre Fürsten aufreize, indem sie aus seiner, nach der Abreise von England verfaßten Schrift: „Ermahnung an die Bekenner der Wahrheit in England"*) einige Stellen auszogen, worin er mit heftigen Worten von Maria sagt, daß sie an Abgötterei und blutdürstiger Grausamkeit weit über Jezabel gehe, und von Kaiser Karl, daß er ein ärgerer Feind Christi wäre, als vor Zeiten Nero. Dadurch brachten sie es bei dem Magistrate, der des Kaisers Rache fürchtete, dahin, daß er Knoxen die Weisung gab, Frankfurt zu verlassen. Er begab sich anfangs nach Genf, wo er schon vorher mit Calvin eine freundschaftliche Verbindung angeknüpft hatte, und wagte es dann, im Herbste 1555 eine Reise nach Schottland zu unternehmen.

*) Im Anhang zu: History of the Reformation of Religion in Scotland by John Knox, cet. published by William M' Gavin Esq. ed. II. Glasgow 1832. p. 409—438.

Hier hatten sich indessen die Umstände geändert. Die Königin Mutter hatte dem schwachen Grafen von Arran (der dafür von Frankreich mit dem Titel eines Herzogs von Chatelherault entschädigt ward) die Regentschaft aus den Händen gewunden, regierte jetzt das Land ganz im französischen Interesse und begünstigte aus politischen Gründen die Protestanten. Knox fand daher während seiner Anwesenheit in Schottland von Seiten der Obrigkeit keinerlei Hindernisse und bewirkte, daß Alle, die offen oder geheim dem neuen Lehrbegriff ergeben waren, zu einer kirchlichen Gemeinschaft zusammentraten, indem sie sich jeder Theilnahme an dem katholischen Gottesdienste für die Zukunft enthielten und in Privatwohnungen die Sacramente nach protestantischer Weise feierten und durch Lesen der Bibel und des englischen Gebetbuchs Gott verehrten. Doch sah Knox die Kämpfe, die der jungen Kirche bevorstanden, voraus, und hielt es nicht für gerathen, jetzt schon alle Nöthen und Gefahren derselben zu theilen, sondern folgte im Juli 1556 dem Rufe als Prediger einer englischen Gemeinde, die in Genf Schutz gefunden hatte, und begnügte sich, aus der Ferne seinen schottischen Glaubensgenossen, mit denen er einen brieflichen Verkehr unterhielt, durch Rath und Weisung beizustehen und ihre Unternehmungen zu leiten. Knoxens Lobredner haben sich von jeher große Mühe gegeben, dieser Entfernung ehrenvolle Beweggründe unterzulegen, allein nichts desto weniger tritt hier wie bei frühern Gelegenheiten deutlich zu Tage, daß er mit großer Liebe am Leben hing und einer wirklichen Gefahr lieber auswich, als ihr kühn entgegentrat, daß er also im Gegensatz zu seinen Worten in Schrift und Rede den glühenden Muth eines Märtyrers nicht besaß.

Vor seiner Abreise schrieb Knox auf Bitten der Grafen von Glencairn und Marischal einen Brief an die Regentin, worin er den verderbten Zustand der katholischen Kirche schilderte und ihr ans Herz legte, daß es die Pflicht aller Fürsten sei, die Kirche Christi, von Befleckung und Ausartung zu reinigen. Dieser Brief, der in einem gemäßigteren Style geschrieben ist, als seine übrigen Schriften, sollte die Regentin der Reformation geneigt machen, oder sie doch in der günstigen Stim-

mung gegen die Anhänger derselben erhalten, allein beim Empfange gab Maria zu erkennen, daß sie in ihrem Herzen dieselben Ansichten hege, wie ihre Brüder in Frankreich, und daß man aus der momentanen Begünstigung der Protestanten nicht auf ihre wahre Gesinnung schließen dürfe. Sie reichte das Schreiben dem neben ihr stehenden Erzbischofe von Glasgow mit der Frage: „ob er Lust habe, ein Pasquil zu lesen?" Dies bewog Knox, nachher den Brief bekannt zu machen, mit Zusätzen begleitet, die in einem ganz andern Tone gehalten sind (p. 361—374). Kaum hatte Knox Schottland verlassen, so suchte sich die Geistlichkeit auf eine lächerliche Weise an ihm zu rächen, indem sie ihn vor ihren Gerichtshof lud und, als er nicht erschien, seinen Körper den Flammen und seine Seele der ewigen Verdammniß zusprach. Da aber, wie M' Gavin sagt, beide außer ihrem Bereiche waren, so begnügten sich seine Richter damit, ihn in effigie am Kreuze von Edinburg zu verbrennen. Dies gab dem Reformator Veranlassung zu der „Appellation gegen das grausame und höchst ungerechte Urtheil der falschen Bischöfe und des Klerus von Schottland", eine Schrift, die er, mit einem „Bitt- und Ermahnungsschreiben an den Adel und die Gemeinen" begleitet, von Genf aus in seine Heimath zurückschickte und worin er den Inhalt seiner Lehre als hauptsächlich gegründet auf den Glauben, die Gnade und Erlösung im Gegensatze zur „Abgötterei, zum Aberglauben und zur eiteln, inhaltleeren Religion der katholischen Kirche" klar und kräftig auseinandersetzt und an die Entscheidung eines Conciliums appellirt. (Beide Schriften p. 375—408.)

Knoxens Aufenthalt in Genf war von großer Wichtigkeit sowohl für seine eigene Ausbildung als für die Gestaltung der Reformation in Schottland. Im Umgange mit Calvin und andern Gelehrten, deren sich damals viele aus allen Ländern in Genf aufhielten, entdeckte er das Mangelhafte seiner theologischen Bildung und suchte durch unermüdlichen Eifer und literarische Beschäftigungen das Fehlende nachzuholen. Er nahm Antheil an der Abfassung der englischen genfer Bibel, die sehr viele Ausgaben erlebte, obschon Elisabeth und Jacob sie der kühnen Anmerkungen wegen verwarfen und nie den öffentlichen Ge-

brauch derselben gestatteten; dann veröffentlichte er jene merkwürdige, durch Kraft der Rede ausgezeichnete Schrift, deren Titel schon Ton und Inhalt bezeichnet: „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment", die zunächst gegen die „englische Jezabel" gerichtet war und mit folgendem Satze beginnt: „Einer Frau die Leitung, Obmacht, Herrschaft oder Regierung über ein Reich, eine Nation oder eine Stadt zu übertragen, steht im Widerspruche mit der Natur, ist gegen Gottes geoffenbarten Willen und seine anerkannten Gebote und führt den Umsturz aller Ordnung, alles Rechts und aller Gerechtigkeit herbei" (p. 639—661). Knoxens Plan war, noch zwei „Trompetenstöße" folgen zu lassen; da aber bald darauf Maria starb und Elisabeth nachfolgte, so unterließ er es, da schon der erste ihm nicht allein den unwandelbaren Haß dieser Königin, sondern auch eine Menge Verleumdungen und Gegenschriften zugezogen hatte. Vergebens bemühte sich Knox später durch Briefe an Cecil darzuthun, daß die Schrift nur gegen Maria gerichtet gewesen sei, und daß eine von Gott so ganz besonders begnadigte Fürstin, wie Elisabeth, jedenfalls eine Ausnahme von den darin niedergelegten Grundsätzen mache; die englische Königin blieb ihm und seiner demokratischen Lehre ihr Lebenlang abgeneigt. — Auf den Gang der Reformation in Schottland wirkte Knox hauptsächlich durch seine Briefe und Ermahnungsschreiben an die Häupter der Protestanten und bewog sie im December 1557, den ersten Covenant zu schließen, worin sie sich die Congregation Christi, ihre Gegner aber die Congregation des Satans nannten und gelobten, Gut und Blut zu wagen zur Begründung der lautern Wahrheit des Evangeliums und zur Vertilgung der Abgötterei und des Aberglaubens, ein Bund, der bis zum Tode der Regentin noch dreimal erneuert wurde und wesentlich zum endlichen Siege des Protestantismus in Schottland beitrug.

Der Covenant war zur rechten Zeit geschlossen worden, da mit dem folgenden Jahre 1558 eine Wandlung der Dinge eintrat, die der neuen Kirche den Untergang drohte. Maria von Guise nämlich, eine Frau von ehrenhaftem Charakter, männlichem Geiste, strengen Sitten und ohne blinden Religionseifer, wurde von ihren Verwandten in Frank-

reich, denen sie mit allzu großer Anhänglichkeit ergeben war, bewogen, gegen die Protestanten ihr bisheriges Verfahren zu ändern und mit Strenge die weitere Verbreitung der Ketzerei zu hindern. Kaum hatte der Erzbischof von St. Andrews von diesem Vorgange Kunde erlangt, als er im April 1558 einen zweiundachtzigjährigen Priester, Walter Mill, vor seinen Gerichtshof laden und als letztes Opfer der Religionswuth auf dem Scheiterhaufen sterben ließ. Die Regentin trug zwar Anfangs Bedenken, durch Verfolgung der Protestanten das Signal zu unvermeidlichen Kämpfen und Verwirrungen zu geben, als aber im November die Königin Maria von England starb, die Guisen im Namen ihrer Nichte Maria Stuart Ansprüche auf den englischen Thron geltend machten und dabei auf die Unterstützung des Papstes und der Katholiken in Großbritannien rechneten, schloß sie sich dem Interesse ihrer Familie an, ließ den Befehl ergehen, daß auf nächste Ostern Jedermann der Messe beiwohnen müsse, und leitete eine Untersuchung gegen die protestantischen Prediger ein. Da riefen die Häupter der Congregation Knox aus Genf herbei, griffen zu den Waffen und erklärten sich bereit, ihre bedrohten Geistlichen zu schützen. Maria, obwohl im Uebrigen eine achtbare Frau, hatte die laxen Grundsätze ihres Standes und Vaterlandes angenommen, vermöge deren Ehrlichkeit, Redlichkeit und Treue nur den Einfältigen binden, während der Kluge sich von seinem Vortheile bestimmen läßt und danach seine Reden und Thaten einrichtet; sie gab daher den protestantischen Edelleuten das Versprechen, das gerichtliche Verfahren gegen die Prediger einzustellen, wenn jene die Waffen niederlegen und ihre Leute entlassen würden, brach aber, als das Letztere geschehen war, ihre Zusage und ließ dem Gerichte seinen Lauf. Dieser Wortbrüchigkeit machte sich die Regentin in der Folge noch etliche Male schuldig, wodurch sie zwar stets einige momentane Vortheile erlangte, aber das Zutrauen der Nation verlor und die Reihen der Protestanten stärkte. Als die Nachricht von der Treulosigkeit der Königin Wittwe nach Perth gelangte, wo noch viele Protestanten versammelt waren, traf es sich, daß Knox eine feurige Predigt hielt über die Worte: „Und Jesus ging zum Tempel Gottes hinein, und trieb

heraus alle Verkäufer und Käufer im Tempel, und stieß um der Wechsler Tische und die Stühle der Taubenkrämer", wobei er Gelegenheit nahm, auf eine ähnliche Entweihung der Kirchen durch den „papistischen Götzendienst" hinzuweisen. Diese Predigt brachte große Aufregung hervor, so daß, als kurz nachher ein Priester in derselben Kirche Messe lesen wollte, die gereizte Volksmenge denselben mit Gewalt wegtrieb und dann mit zerstörender Hand Altäre, Bilder, Reliquien und Ornamente zerschlug. Dies war der Anfang eines Vandalismus und einer Zerstörungswuth, die nicht blos alle Aeußerlichkeiten der Andacht, alles Schmuckwerk, alle Gegenstände der Kunst als die Träger des „Götzendienstes", traf, sondern der auch in wenigen Jahren fast alle kirchlichen Gebäude, von der stolzen Kathedrale zu Scone, dem Krönungs- und Begräbnißorte der schottischen Könige, bis zur geringen Dorfkapelle und von der reichen Abtei mit fetten Gründen und grünenden Triften bis zur stillen Einsiedelei erlagen. Knox feuerte gewöhnlich selbst die fanatisirte Menge zur Brandlegung und Verwüstung an, da man nach seinem eigenen Ausspruche „die Eulen nicht besser verscheuchen könne, als wenn man ihre Nester zerstöre", ein Verfahren, das ihm von jeher mit Recht zum Vorwurfe gemacht wurde, wenn auch in den Darstellungen katholischer und anglicanischer Zeloten und in den leeren Declamationen affectirter Alterthümler und Kunstenthusiasten späterer Jahrhunderte viele Uebertreibungen vorkommen, um seine Schuld zu erhöhen.

In dem Religionskriege, der jetzt über Schottland hereinbrach, entwickelte Knox eine bewunderungswürdige Kraft und Thätigkeit. Er war die Seele der Congregation, begleitete das Heer auf allen Zügen, ermuthigte die Wankenden und Zagenden, tröstete die Bekümmerten mit den Worten des Evangeliums, strafte die Gottlosen mit ernster Rede und verhieß mit prophetischem Geiste, denen, die bis ans Ende ausharren würden, den göttlichen Beistand und glorreichen Sieg. Die Nächte verwendete er auf die Abfassung schriftlicher Actenstücke und Briefe, besonders an Burghley und andere englische Staatsmänner, um von Elisabeth Hülfe an Geld und Truppen zu erlangen, da die Regentin von Frankreich aus beständig Unterstützung zog. Dabei lei-

tete er die Berathungen der protestantischen Edelleute und machte mehrere Reisen, um durch seinen persönlichen Einfluß den Fortgang der großen Sache ernstlicher zu betreiben. Die „Herren der Congregation" fühlten seine Bedeutung und unternahmen daher nichts von Wichtigkeit ohne seine Zustimmung, so daß, als sie übereingekommen waren, die Regentin ihres Amtes zu entsetzen, sie zuvor von Knox und Willock ein Gutachten darüber einholten, und erst nach deren Billigung, im Oktober 1559, die Entsetzungsacte bekannt machten. Aber auch die Gegenpartei erkannte die Wichtigkeit dieses Mannes, daher die Regentin sogar einen Preis auf seinen Kopf setzte. — In den Unterhandlungen mit Cecil zeigte übrigens Knox, daß er in der Wahl der Mittel nicht sehr gewissenhaft war und daß er auch Schleichwege nicht scheute, wenn sie zum Ziele führten. Als nämlich Elisabeth theils aus Abneigung gegen Knox und seine Lehre, theils aus Sparsamkeit, theils aus Bedenklichkeit, den Frieden zu brechen, lange zu keiner thätigen Unterstützung bewogen werden konnte, machte er dem Staatssecretär den Vorschlag, tausend Mann oder mehr englischer Truppen als Freiwillige nach Schottland zu schicken und sie dann für Rebellen zu erklären, an deren Unternehmung die Regierung keinen Antheil habe. Wenn indeß die Königin und ihr Staatsrath diesen Vorschlag verwarfen, so geschah dies keineswegs aus einem höhern sittlichen Beweggrunde, sondern weil man endlich doch zu der Ueberzeugung kam, ein directer Beistand von Truppen und Geld sei von größerm Vortheil und begründe um so sicherer den Einfluß der Elisabeth in Schottland. Denn die Bemerkung des Staatssecretärs, daß die Herren der Congregation ihrem Geldmangel durch Plünderung der reichen Abteien und Pfründen des katholischen Klerus abhelfen sollten, wird gewiß eben so wenig vor dem Richterstuhle der Moral bestehen können. Uebrigens ließ der habsüchtige Adel, dem es nicht um Religion zu thun war, diese Gelegenheit, sich zu bereichern, eben so wenig unbenutzt, wie früher der englische. Sobald sich der Sieg für die neue Sache entschieden hatte, griffen die Großen mit vollen Händen zu, unbekümmert, wie in Zukunft die neue Kirche und ihre Diener bestehen sollten. Die Aebte und Prälaten

ahmten dem Adel nach, indem sie ihre Pfründen theils in weltliche Besitzthümer umwandelten und die protestantische Religion annahmen, theils mit Freunden oder Verwandten Verträge abschlossen, wodurch sie sich die Einkünfte während ihres Lebens vorbehielten, diesen aber dann die liegenden Gründe und das übrige Vermögen als Eigenthum zusicherten. Daher bereicherte sich der Adel durch die Reformation ungemein, während die Krone arm blieb, die protestantische Geistlichkeit in der größten Dürftigkeit lebte und das Unterrichtswesen Noth litt.

So sehr anfangs das Glück der Waffen den Protestanten entgegen war und die Tapferkeit und Kriegserfahrung der französischen Hülfstruppen das Uebergewicht behielt, so trugen zuletzt doch die erstern den Sieg davon. Dieser wurde hauptsächlich durch drei Ursachen herbeigeführt: Erstens, weil den Reformirten aus England fortwährend Unterstützung zufloß, während die Franzosen bei der wachsenden Parteiung in ihrem eigenen Lande außer Stande waren, auswärtige Kriege zu unterhalten, zweitens, weil die Partei der Protestanten immer mehr Anhänger fand, theils um der Sache selbst willen, theils weil sie als die patriotische angesehen wurde, indem der Einfluß französischer Rathgeber auf die Regentin zu einer beunruhigenden Höhe gestiegen war und die Reformirten folglich die Befreiung des Landes von fremder Knechtschaft mit als Zweck ihres Strebens anführen konnten, und drittens endlich durch den Tod der Regentin am 10. Juni 1560. — In dem Vertrage von Leith, der sofort am 8. Juli zwischen Frankreich, England und Schottland abgeschlossen wurde, befand sich folgender Artikel: „Die schottischen Reichsstände dürfen im kommenden August eine Parlamentssitzung halten, welche der König und die Königin von Frankreich durch Bevollmächtigte beschicken mögen und deren Beschlüsse volle Gesetzeskraft haben sollen.“ So sehr war die protestantische Partei ihres Uebergewichts sich bewußt, daß sie keine nähern Bestimmungen hinsichtlich der Religion für nöthig hielt, und daß sie sich nicht verrechnet hatte, zeigt der Ausgang. Denn als die Berathungen über den Zustand der Kirche ihren Anfang nahmen, wurde eine Bittschrift eingereicht, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus Knoxens Feder floß, und worin in

den härtesten Ausdrücken gefordert wurde: erstlich, Abschaffung der abgötterischen, durch Gottes Wort verdammten katholischen Religion, zweitens, Wiederherstellung des ursprünglichen Christenthums und der reinen Sacramente, „die von der römischen Hure und ihren verschworenen Vasallen so schändlich gemißbraucht und profanirt worden sind", und drittens, Verwendung der kirchlichen Einkünfte zum Unterhalte der Prediger des Evangeliums, zur Beförderung des Unterrichts und zur Erleichterung der Armen. Am Schlusse hieß es: „Wir wollen beweisen, daß unter dem ganzen Gesindel (rabble) des Klerus nicht Ein pflichtgetreuer Geistlicher sich befindet, sondern daß alle Diebe und Mörder, Hurer und Ehebrecher, Rebellen und Verräther sind und darum unwürdig, in einem reformirten Staate geduldet zu werden. Da Euch nun Gott zu Richtern in seiner Sache bestellt hat, so nehmet diese unerträgliche Last von der Kirche weg, ehe sie sich in Dornen für Euere Augen und in Ruthen auf Euere Rücken verwandelt." Nach Ablesung dieses Gesuchs erhielt John Knox nebst vier andern Geistlichen (Spottswood, Douglas, Row und Winram) den Auftrag, ein Glaubensbekenntniß und ein Disciplinbuch zu entwerfen und dem Parlamente vorzulegen. Da diese schon vorher darauf gefaßt waren und die Hauptpunkte entworfen hatten, so kam das Bekenntniß innerhalb vier Tagen zu Stande und wurde fast ohne Opposition als Norm der künftigen Landeskirche angenommen. Das Disciplinbuch dagegen fand heftigen Widerstand wegen der darin enthaltenen Bestimmungen über das Kirchenvermögen, zu dessen Herausgabe der Adel keine Lust zeigte, daher auch dieser Punkt nicht wie die übrigen zur Ausführung gebracht werden konnte. Da indeß beide die Grundlage der presbyterianischen Kirche bilden und als Knoxens Ansichten über Glaube und Kirchenverfassung zu betrachten sind, so wollen wir den Inhalt derselben angeben. Nach Annahme des neuen Bekenntnisses und der neuen Kirchenform wurden nicht nur alle frühern Parlamentsbeschlüsse zu Gunsten der katholischen Religion für nichtig erklärt und die päpstliche Suprematie förmlich aufgehoben, sondern man gab auch den Befehl, die noch übrigen Klöster und kirchlichen Gebäude zu zerstören, und verbot unter

strengen Strafen die Messe. Wer sich einer Uebertretung schuldig mache, sollte das erste Mal mit Verlust des Vermögens und körperlicher Züchtigung belegt werden, das zweite Mal mit Verbannung aus dem Reiche und das dritte Mal mit dem Tode. So fern war man im sechzehnten Jahrhundert von dem Begriffe der Toleranz, daß dieselben Männer, die noch kurz zuvor unter dem Joche der Verfolgung geseufzt hatten, nun dieselbe Geißel über ihre früheren Verfolger schwangen. — Katholische Schriftsteller haben die Gültigkeit dieses Parlaments angefochten, erstens, weil man nicht die Ankunft der königlichen Bevollmächtigten abgewartet habe, sodann, weil über hundert Mitglieder des niedern Adels, deren Ständeberechtigung streitig erschien, an den Berathungen Theil genommen hätten, und endlich, weil der geistliche Stand durch die Abwesenheit vieler Bischöfe und anderer Prälaten nicht gehörig vertreten gewesen sei. Mag man diese Gründe, die von der Gegenpartei mit genügenden Beweisen widerlegt worden sind, auch noch so hoch anschlagen, so war doch jedenfalls die Mehrheit der Nation für das Neue und ihre Stimme mindestens eben so gewichtig als die Willkür oder die weltlichen Rücksichten dieses oder jenes Fürsten bei Erhaltung des Alten.

2. Glaubensbekenntniß der schottischen Kirche, entworfen von John Knox im August 1560.

Artikel 1. 2. Wir glauben an einen ewigen, vollkommenen Gott, Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erde, der den Menschen ursprünglich nach seinem Ebenbilde geschaffen und mit allen Vollkommenheiten geschmückt hat. Dieses Zustandes aber ging Adam durch Uebertretung des göttlichen Gebotes verlustig und vererbte die Sünde auf seine Nachkommen. Artikel 3. Durch diese Erbsünde wurde Gottes Bild im Menschen entstellt und er ein Feind des Herrn und ein Knecht des Satan, so daß der Tod auf ewig Gewalt hat über Alle, die nicht von oben wiedergeboren werden durch die Wirkung des heiligen Geistes in den Herzen der Auserwählten und den Glauben an die Gnade Gottes durch Christum. Artikel 4—7. Wir glauben an die Offen-

barung Gottes und den Fortbestand seiner Kirche von Adam bis Christus, in dem der alte Bund erneut wurde und in dessen Person beide Naturen, die göttliche und menschliche, vollkommen vorhanden und vereinigt sind und verdammen die Irrlehren eines Arius, Marcion, Eutyches und aller Derer, welche die Ewigkeit seiner Gottschaft leugnen oder die Wahrhaftigkeit seiner menschlichen Natur, oder beide vermischen oder trennen. Artikel 8. Die Gnadenwahl. Der ewige Gott erwählte uns aus bloßer Gnade, ehe denn der Welt Grund gelegt war in Christo, seinem Sohne. Da nun aber die Feindschaft zwischen Gottes Gerechtigkeit und unserer Sünde so groß war, daß kein Fleisch durch sich selbst zu Gott kommen konnte, so mußte Gottes Sohn als Mittler herabkommen, um Macht zu geben allen denen, die an ihn glauben würden, Gottes Kinder zu werden gleich ihm. Durch diese Brüderschaft mit Jesus wurde der Menschheit wieder erworben, was durch Adam verloren gegangen, und darum mußte der Mittler wahrer Mensch sein, weil er nur als solcher die Strafe für unsere Sünden erleiden und Gottes Gerechtigkeit durch seinen Tod versöhnen konnte, und zugleich wahrer Gott, um den Tod überwinden und uns ewiges Leben erringen zu können. Artikel 9—11 enthält den Glauben an den Opfertod Christi auf Golgatha, dessen Auferstehung, Himmelfahrt und einstige sichtbare Wiederkehr zum jüngsten Gericht, wo die Gläubigen belohnt, die Halsstarrigen, Gottlosen, Unfläthigen, Ehebrecher, Unterdrücker und alle Götzendiener und Ungläubigen ewiger Verdammniß übergeben werden. Artikel 12. Diesen Glauben erhalten wir durch Eingebung des heiligen Geistes, der dem Vater und dem Sohne gleich ist, der uns ohne alles Verdienst von unserer Seite heiligt und für die Wiedergeburt empfänglich macht, und ohne den wir nicht das Geringste zu unserm Heile zu unternehmen vermögen; daher sind (Artikel 13) gute Werke nicht die Wirkungen unsers freien Willens, sondern des in uns wohnenden Christus, der sich den Auserwählten durch den wahren Glauben mittheilt und die Herzen der Sünder, als da sind Mörder, Unterdrücker, Verfolger, Diebe, Trunkenbolde, Ehebrecher, Hurer, Götzendiener u. s. w., meidet. Denn wo Christus

durch den wahren Glauben Besitz nimmt vom Innern, da wirkt er gute Werke und bringt eine gänzliche Sinnesänderung hervor, so daß derselbe Mensch nun fliehet und haßt, was er vorher suchte und liebte, und daß ein fortwährender Kampf zwischen dem Fleische und dem Geiste in ihm stattfindet, bis der letztere siegt, während der natürliche fleischliche Mensch seinen bösen Lüsten und Begierden folgt und endlich des Teufels Beute wird. Die Kinder Gottes fechten wider die Sünde und seufzen und trauern, wenn sie in Versuchung gerathen. Artikel 14. Was gute und böse Werke sind, lernen wir aus Gottes Geboten und bezeichnen demnach als gut, was im wahren Glauben nach diesen Geboten geschieht, als böse aber nicht nur, was gegen Gottes Vorschriften ist, sondern auch Alles, was in Sachen der Religion und Gottesverehrung keine Gewißheit hat, sondern eitel Meinung und Erfindung der Menschen ist wie schon Jesaja sagt 29, 13.*) Artikel 15. Obschon der Mensch nichts Gutes durch sich selbst verrichten kann, so muß er doch nach der Vollkommenheit im Gesetze streben und hoffen, daß Gott die Unvollkommenheit mit der Gerechtigkeit seines Sohnes bedecke. Artikel 16. Gemeinschaft der Heiligen. Wie wir an Einen Gott, Vater, Sohn und Geist glauben, so glauben wir auch, daß von Anbeginn war, ist und sein wird Eine Kirche, d. h. eine Gemeinde von Erwählten, welche Gott recht anbeten durch den wahren Glauben an Christus, der das alleinige Haupt dieser Kirche ist. Sie ist allgemein (katholike), weil sie die Erwählten aller Zeiten, Reiche, Nationen und Zungen in sich begreift, die Gemeinschaft haben mit dem Vater und dem Sohne durch die Heiligung des Geistes, und sie heißt die

*) Der Verfasser des Glaubensbekenntnisses läßt keine Gelegenheit vorübergehen, den Katholicismus als Sünde zu bezeichnen. So steht unter den vorzugsweisen bösen Werken: not to call upon God alone, where we have need — — to have or to worship idols, to maintain and defend idolatrie (Schlagwort für Papismus) — — to profane, abuse or contemne the sacraments, u. a. — Auch in Beziehung auf den der Obrigkeit schuldigen Gehorsam sichert er sich durch eine Clausel einen Ausweg; als Sünde wird nämlich bezeichnet: „to disobey or resist any that God hath placed *in authoritie, while they pass not over the bounds of their office.*“ —

Gemeine der Heiligen, weil alle Glieder als Bürger des himmlischen Jerusalems Einen Herrn, Einen Glauben und Eine Taufe haben. Außer dieser Kirche und außer dem Glauben an Christus gibt es weder Leben noch ewige Glückseligkeit; deswegen verabscheuen wir die Gotteslästerung derjenigen, die da behaupten, daß ein unsträflicher Wandel in Gerechtigkeit und Tugend zum Heile hinreiche, weß Glaubens man auch sei; denn nur wer an Christum glaubt, hat Theil an der Seligkeit. Diese Kirche ist unsichtbar und nur Gott offenbar; sie umfaßt alle Auserwählten, die verstorbenen (ecclesia triumphans) die lebenden und gegen Sünde und Satan kämpfenden (ecclesia militans) und die kommenden. Artikel 17. Die Seelen der Auserwählten sind nach dem Tode in einem bewußten Zustande von Frieden und Glück, nicht in einem Schlafe, die Seele der Verworfenen in Angst und Qual. Artikel 18. Kennzeichen der wahren Kirche. Da Satan von Anbeginn bemüht war, seine verfluchte Synagoge mit dem Namen der Kirche Gottes zu bekleiden und die Herzen grausamer Mörder zur Verfolgung ihrer Glieder zu entflammen, so ist es nothwendig, durch klare und bestimmte Kennzeichen die makellose Braut Christi von dieser unflätigen Synagoge, dieser schändlichen Hure zu unterscheiden. Diese Kennzeichen sind aber nicht Alter, nicht angemaßter Titel, nicht Abstammung, nicht Ort und nicht Zahl der Bekenner, sondern erstens die Predigt des wahren Wortes Gottes, worin er sich uns offenbaret hat; zweitens die rechte Administration der Sacramente und endlich die richtige Handhabung der Kirchenzucht. In dieser Kirche, in deren Mitte Christus, ist auch die reformirte Kirche Schottlands begriffen, welche die kanonischen Bücher des alten und neuen Testaments als einziges Gesetz anerkennt und die Erklärung dieses Gesetzes nicht irgend einer Person oder Stelle, noch einer bevorzugten Kirche oder Kirchenversammlung zutheilt, sondern dem heiligen Geiste, durch den auch die Schriften verfaßt sind. Bei Erklärung dunkeler Stellen forschen wir also nicht nach den Ansichten früherer Gelehrten, sondern nach dem, was der Geist im Allgemeinen in der heiligen Schrift sagt, da darin keine Stelle der andern widersprechen kann, und folglich die dunklere nach der klaren

und einfachen zu deuten ist. Artikel 19. Es ist Gotteslästerung, zu behaupten, die heilige Schrift habe keine andere Autorität, als welche ihr die Kirche beilegt; ihre Autorität ist in Gott begründet. Artikel 20. Die Beschlüsse der allgemeinen Kirchenversammlungen sind als wahr anzunehmen, sofern sie mit den klaren Worten Gottes übereinstimmen, sollen aber durch ihre Aussprüche Glaubensartikel, die den Worten Gottes widerstreiten, geschmiedet werden, so sind sie als Lehren des Teufels zu verwerfen. Denn die Concilien sind nicht eingesetzt, um irgend ein ewiges Gesetz zu entwerfen, oder neue Glaubensartikel zu erfinden, noch auch um Gottes Wort richtig auszulegen oder ihm Autorität zu ertheilen, sondern theils zur Widerlegung von Ketzereien, theils zur Begründung der Ordnung und Zucht in der Kirche; doch auch diese nicht auf ewige Zeiten, sondern wenn gewisse Gebräuche dazu dienen, Aberglauben zu nähren, so sollen sie abgestellt werden. Artikel 21. Durch die Taufe und das Abendmahl, die einzigen wahren Sacramente, wird die Verbindung der Erwählten mit ihrem Haupte Jesu Christo besiegelt. Wir verdammen die Ansicht derer, die in den Sacramenten nichts als bloße Zeichen sehen, eben so wenig aber glauben wir bei dem Abendmahle an die wirkliche Verwandlung des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi, vielmehr nehmen wir an, daß unsere Seele durch den gläubigen Genuß des Abendmahls sich über alles Irdische und Fleischliche erhebt, in Gemeinschaft tritt mit Jesus und in ihm dann ihre Nahrung findet. Wir machen also einen Unterschied zwischen Christus in seiner ewigen Substanz und zwischen den Elementen in den Zeichen der Sacramente, so daß wir weder die Zeichen verehren statt dessen, was sie bedeuten, wie die Papisten, noch diese Zeichen als unnöthig und eitel verwerfen, sondern uns derselben mit aller Ehrfurcht bedienen als Mittel einer Verbindung mit Christus durch den heiligen Geist.*) Artikel 22. Zur richtigen Verwaltung der

*) M' Gavin bemerkt zu diesem Artikel mit Recht p. 217. The account of the Lord's supper, is extremely perplexed and wordy, which shows, that the writer was labouring to express something that he did not distinctly understand. —

Sacramente gehört erstlich ein durch eine Kirchengemeinde gesetzmäßig erwählter Diener und Prediger des Wortes Gottes und zweitens die Anwendung solcher Elemente und Formen, wie sie von Gott angeordnet sind. Deswegen ist die Lehre der römischen Kirche hierüber falsch, einmal weil ihre Priester keine wahren Diener Christi sind, und dann, weil sie die Sacramente durch eigene Erfindungen so befleckt haben, daß kein Theil in seiner ursprünglichen Reinheit verblieben ist. Artikel 23. Die Taufe wird nicht blos Erwachsenen, wie die Wiedertäufer lehren, sondern auch Kindern ertheilt, das Abendmahl aber nur nach vorausgegangener Vorbereitung an Würdige, die sich selbst zu prüfen im Stande sind. Der Artikel 24 über die weltliche Obrigkeit ist sehr klug abgefaßt; denn nach Einschärfung des Gehorsams, der Ehrfurcht, des Beistandes und einer Menge anderer Pflichten, die christliche Unterthanen der Obrigkeit in allen Abstufungen schuldig sind, wird gesagt, daß Königen, Fürsten, Herrschern und Magistraten die Erhaltung und Reinigung der Religion obliegt, so daß sie nicht nur zum Schutze der bürgerlichen Ordnung, sondern auch zur Erhaltung des wahren Glaubens und zur Unterdrückung jeder Art von Abgötterei und Aberglauben (idolatrie and superstition) eingesetzt sind, und daß Alle, die der Obrigkeit, wenn sie thut, was ihr obliegt, Widerstand leisten und Fürsten, die sorgfältig an Erfüllung ihrer Pflichten arbeiten, Rath und Hülfe versagen, sich an Gott, von dem jede Obrigkeit eingesetzt ist, versündigen. In dem letzten 25. Artikel von den der Kirche verliehenen Gaben wird gesagt, daß nicht Alle, die äußerlich an der wahren Kirche Christi Theil nehmen, auch wirklich erwählte Glieder derselben seien, sondern daß auch viele Unwürdige in der Kirchengemeinde, wie Unkraut unter dem Weizen, enthalten wären, die nicht der Vortheile theilhaftig würden, die den wahren Gläubigen erwarteten. Diese Vortheile sind: Vergebung der Sünden in diesem Leben und Auferstehung des Leibes und der Seele beim jüngsten Gerichte, wenn das Meer seine Todten zurückgeben, die Erde sich aufthun und Gott den Staub in seine ursprüngliche Gestalt verwandeln wird. Dann werden die Auserwählten gleich Jesu in ewi-

ger Herrlichkeit leben, die Uebrigen der Verdammniß in dem höllischen Feuer zugehen.

Das erste Buch von der Verfassung der schottischen Kirche, entworfen von John Knox u. A. im Jahre 1560.

A. Die Kirchengemeinde und deren Vorsteher.

1. **Kirchenbeamte.** a) Der Geistliche oder Pfarrer (minister, pastor), von der Gemeinde gewählt, versieht die Seelsorge, predigt das Wort des Evangeliums und verwaltet die Sacramente. Da im Anfange nicht Geistliche genug vorhanden waren, um alle Kirchengemeinden in Schottland mit solchen zu versehen, so wurden als Ersatz an manchen Orten fromme Männer von einiger Bildung bestimmt, die in Ermangelung eines Predigers den Text der heil. Schrift und die gewöhnlichen Gebete ablesen sollten und daher Vorleser (readers) genannt wurden. Erlangten diese nach und nach mehr Kenntnisse, so erhielten sie nach vorausgegangener Prüfung die Erlaubniß, einige Ermahnungen über die vorgelesene Schriftstelle an die Zuhörer zu richten, und trugen davon den Namen Ermahner (exhorters). b) Die Kirchenältesten. Ihre Stellung ist zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde und daher ihr Beruf ein doppelter: den Seelsorger sollen sie unterstützen durch Beaufsichtigung der Sitten, des Lebenswandels und der Religiosität jedes Gliedes der Gemeinde und ihm seine Berufsgeschäfte, wo sie können, erleichtern; dagegen haben sie auch darüber zu wachen, daß der Geistliche die reine Lehre des Evangeliums predige und die Pflichten seines Amtes erfülle, wobei sie Ermahnung und Tadel, und wo dies nicht hinreicht, im Einvernehmen mit der Gemeinde und dem Superintendenten, die Absetzung desselben aussprechen dürfen. Ihre Zahl ist unbestimmt; kleine Kirchengemeinden mögen gemeinschaftliche Aelteste wählen; auch wird eine jährliche Erneuerung der Wahl, die jedoch dieselben Glieder wieder treffen darf, als zweckmäßig empfohlen. — c) Die Diakonen verwalten die Einkünfte der Kirche, sammeln die Almosen und vertheilen sie unter die Armen. Jedes Jahr sollte neue Wahl stattfinden, indem man das lästige Amt, wofür keine Bezahlung gereicht

wurde, nicht zu lange einem Einzigen aufbürden wollte; im Falle einer Wiedererwählung konnte er es zweimal ablehnen. — d) Die Doctoren oder Lehrer, die im zweiten Disciplinbuch als vierte Gattung von Kirchenbeamten aufgeführt sind, werden im ersten nicht besonders erwähnt. Dieses Amt umfaßt besonders die Lehrer der Theologie auf den Universitäten, und ihre Hauptaufgabe war die Auslegung der heil. Schrift, die Reinerhaltung des Evangeliums von Irrthum und Häresie und die religiöse Belehrung. Sie waren Glieder und gewöhnlich Vorsteher des Aeltestencollegiums und gehörten auch als solche zu den Beamten der Kirche. — Außer diesen ordentlichen Kirchenbeamten führt das erste Buch der Verfassung noch Superintendenten auf, die aber nicht, wie Spottiswood, Robertson u. A. meinen, an die Stelle der Bischöfe traten, sondern aus derselben Nothwendigkeit wie die Vorleser und Ermahner hervorgingen und nur einen temporären Bestand haben sollten. Da nämlich die Zahl tauglicher Geistlichen zu gering war, als daß alle Kirchen mit solchen versehen werden konnten, so begnügte man sich, die bedeutendsten Städte mit bekannten Predigern zu versorgen, die übrigen Theile des Landes aber, das man zu dem Behuf in zehn Diöcesen theilte, unter die Aufsicht eben so vieler Superintendenten zu stellen, die nicht blos für die Errichtung neuer Kirchen zu sorgen und über das Betragen der Geistlichen und die gehörige Vollziehung der kirchlichen Functionen zu wachen hatten, sondern auch alle Vierteljahr die ganze Diöcese bereisen und dreimal wöchentlich an verschiedenen Orten predigen mußten. Die übrige Zeit sollten sie an einem bestimmten Platze ihren Wohnsitz nehmen, als Ortsgeistliche daselbst alle Amtspflichten erfüllen und jährlich der allgemeinen Kirchenversammlung Rechenschaft ablegen. (Das Institut der Superintendenten hatte keine Dauer; in den nächsten Jahrzehnten war das Amt erloschen, es ging in den Presbyterien auf.)*)

*) Die Zahl der Superintendenten war ursprünglich auf zehn festgesetzt, aber Mangel an Geld oder geeigneten Personen machte es unmöglich, mehr als fünf zu ernennen, nämlich John Erskine of Dun für Angus, John Winram für Fife, John Spottiswood für Lothian, John Willock für Glasgow und John Carswell für

2. Wahlart. Nach den demokratischen Grundsätzen Calvin's und Knoxens hatte die Gemeinde selbst das Recht, ihre Kirchenbeamten zu wählen, und weder der Grundherr noch ein geistlicher Vorgesetzter sollte der freien Wahl vorgreifen. Damit aber kein Untauglicher das wichtige Amt der Seelsorge an sich reiße, wurde zuerst der Name des gewählten Candidaten und sein Geburtsort öffentlich bekannt gemacht und Jedermann aufgefordert, was er etwa Nachtheiliges von dem früheren Lebenswandel wisse, gehörigen Orts anzugeben. Kam keine Anzeige, so wurde er von dem Superintendenten und den Geistlichen des betreffenden Sprengels, die den Kirchenrath ausmachten, geprüft, und wenn er als tauglich erfunden ward, an einem bestimmten Sonntage bei der Gemeinde eingeführt. Nach der Probepredigt mußte der Candidat in der Kirche einige Fragen des Superintendenten beantworten, hinsichtlich der Reinheit seines Glaubens und ob er entschlossen sei, aus lautern Beweggründen sich dem Amte zu widmen und dessen Pflichten mit Treue und Ernst zu erfüllen. Waren diese Punkte gehörig beantwortet und hatte das Volk nochmals seine Zufriedenheit mit der getroffenen Wahl zu erkennen gegeben, so wurde er, ohne Auflegung der Hände, zum ordentlichen Geistlichen eingesetzt, und dann die Kirche mit einer Ermahnung, dem Absingen eines Psalms und dem Segensspruche geschlossen. — Die Wahl der Superintendenten geschah auf ähnliche Weise durch die Geistlichen der Diöcese unter dem Vorsitz eines benachbarten Superintendenten, wobei sich der Candidat gleichfalls einer Prüfung über Gelehrsamkeit, Sitten und Befähigung zur Verwaltung eines solchen Amtes unterwerfen mußte. Im Fall der Saumseligkeit bei Erfüllung seiner Amtspflichten oder der Unwürdigkeit konnte er suspendirt oder entsetzt werden.

B. Kirchenverfassung und Kirchenzucht.

a) Kirchensession (Ortskirchenrath). Nach dem demokratisch-

Argyle. Die Fehlenden wurden ergänzt durch Visitatoren und Commissäre, die nur auf ein Jahr, von einer Synode zur andern, gewählt wurden und keinen bestimmten Wohnsitz in dem angewiesenen Districte zu haben brauchten. Schon in der zweiten Generalversammlung (1561) wurde jedoch vergebens, auf Vermehrung der Superintendenten angetragen. Keith p. 501.

republikanischen Princip der Genfer und schottischen Kirche sollte jedes Glied so viel als möglich Antheil an der Verwaltung des Ganzen nehmen. Daher hielten die Aeltesten mit den Diakonen und dem Geistlichen, als die Vertreter der Kirchengemeinde, wöchentlich eine Sitzung, um die äußern und innern Angelegenheiten der Kirche zu besprechen, Verstöße gegen die Sittlichkeit bei einzelnen Gemeindegliedern zu rügen und die Vorschläge und Verordnungen der Synode und Kirchenversammlung zu prüfen und in Ausführung zu bringen. Kleinere Landgemeinden sollten zu dreien und vieren zusammentreten und gemeinschaftliche Sitzungen halten. In Städten, wo sich Gelehrte und Schulen befanden, wurden wöchentliche Uebungen (weekly exercise oder prophesying) angeordnet, woran außer den Geistlichen und Gelehrten der Stadt die Pfarrer, Vorleser und andere Gebildete der Umgegend Theil nahmen. Diese „Gesellschaft der Erklärer" hatte gemeinschaftliche Uebungen in Auslegung der heil. Schrift zum Zwecke, wobei man die Gaben derjenigen prüfen wollte, die im Dienste der Kirche oder der Jugenderziehung verwendet werden sollten. In der Folge gingen diese Uebungen über in die Versammlungen der Presbyterien. — Bei späteren Wahlen hatten die Aeltestencollegien das Vorschlagsrecht, das bisweilen zur Selbstergänzung durch Cooptation gesteigert wurde.

b) Die Diöcesan- oder Provinzialsynode besteht aus den Geistlichen, Doctoren der Universität und einer bestimmten Anzahl abgeordneter Aeltesten einer Diöcese unter dem Vorsitze des Superintendenten. Sie versammelt sich jährlich zweimal, berathet die kirchlichen Angelegenheiten der Provinz, genehmigt oder verwirft die Beschlüsse der Kirchensession, prüft die vorkommenden Klagen gegen Geistliche und spricht über unmoralische Glieder der Diöcese die Kirchencensur aus.

c) Die Generalversammlung (Assembly oder Reichssynode) besteht aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern der Kirchenvorstände aller Districte des Reichs, die sich anfangs zweimal, später nur einmal im Jahre zu versammeln pflegten. Sie prüft in höchster Instanz die Beschlüsse und Anträge der Synoden und Kirchensessionen und nimmt als oberste Gesetzgebungs- und Verwaltungsbehörde der Nationalkirche

von Allem Notiz, das mit Religion, Kirche und Moralität in Beziehung steht und das Forum der untern Versammlungen überschreitet. Den Vorsitz führte ein freigewählter Moderator, der in der Folge die Bestätigung der Regierung haben mußte. Der erste Moderator war John Willock.*) — Wie der Kirchenbann ein mächtiger Hebel für die Macht der römischen Hierarchie war, so wurde die Kirchencensur in den Händen strenger presbyterianischen Geistlichen ein gefürchtetes Mittel, den Mächtigen und Stolzen zur Demuth und den Lasterhaften zu einem moralischen Lebenswandel zu bringen. Wer sich Verstöße gegen die Religion und deren Gebote, gegen die Sittlichkeit oder den Anstand zu Schulden kommen ließ, wer einen Lebenswandel führte, der dem Nächsten Aergerniß geben konnte, und wer irgend ein Vergehen beging, für welches er nicht dem Arme des weltlichen Richters anheimfiel, den erwartete die Kirchencensur in ihren verschiedenen Abstufungen. Wurde das Vergehen zum ersten Male begangen und wußten nur Wenige um die Sache, so fand eine Privatrüge vor dem Geistlichen statt; wirkte diese Ermahnung nicht und ging das gerügte Vergehen in eine Gewohnheitssünde über, so wurde der Strafwürdige von der Kirchensession zur Buße und Besserung aufgefordert und mußte, wenn er dazu bereit war, am folgenden Sonntag in der Kirche vor der Gemeinde seine Reue aussprechen und ihre Vergebung erflehen. Blieb aber auch dieses Mittel ohne Erfolg, oder war der Fehltritt zu anstößig, so sprach die Kirchenversammlung die Bannstrafe oder Excommunication über ihn aus, wodurch er nicht blos vom Genusse des Abendmahls und den Segnungen der Kirche ausgeschlossen wurde, sondern auch alles Umgangs und Verkehrs mit Andern als seiner Familie so lange beraubt blieb, bis er durch strenge Kirchenbuße seine Reue an den Tag gelegt

*) Im Jahre 1563 wurde der erste Moderator von der Assembly gewählt, und zwar eigenmächtig ohne königliche Bestätigung, wie denn in den ersten sieben Jahren der Regierung Maria's die Kirchenversammlung ihre Sitzungen zwei Mal jährlich ganz ohne königliche Genehmigung oder Einberufung abhielt. Die Mitglieder waren Geistliche, Aelteste und Barone; anfangs waren die Laien in der Mehrheit und die Berechtigung zum Anwohnen der Versammlung noch unbestimmt.



und während einer bestimmten Prüfungszeit die Aufrichtigkeit seiner Besserung zu erkennen gegeben hatte. Diese Kirchenbuße bestand darin, daß der Gebannte an drei Sonntagen, in einen Sack gekleidet, barfuß und entblößten Hauptes während der Predigt auf einem erhöhten Platze der Kirche stehend, seine Reue bezeigen mußte. Dieser strengen Strafe mußten sich Hohe und Niedrige, Weltliche und Geistliche unterziehen und besonders die letztern, die „als das Auge und der Mund der Kirche untadelig sein sollten".

C. Liturgie und Gottesdienst.

Die Taufe soll nur öffentlich in der Kirche nach dem Gottesdienst und ohne das Zeichen des Kreuzes und andere Ceremonien blos mit Wasser vollzogen werden, eben so die Trauung vor dem Anfange des Gottesdienstes. Das Abendmahl wird sitzend genossen, nach dem Vorbilde Jesu und seiner Jünger, „so daß der Geistliche das Brot bricht und dem Nächsten reicht und die Uebrigen ehrfurchtsoll ein Gleiches thun und es unter sich vertheilen; eben so den Kelch". Während dieser Handlung werden die Einsetzungsworte gesprochen und alles Knien unterbleibt. Das Abendmahl wird viermal im Jahre gereicht, nämlich an den ersten Sonntagen des März, Juni, September und Dezember. — Bei Beerdigungen sollen nicht blos die Ceremonien und Todtenmessen der katholischen Kirche unterbleiben, sondern nicht einmal Gesang, Lesen oder Leichenreden angewendet werden, letzteres darum nicht, weil sonst die Thätigkeit der wenigen Geistlichen gänzlich in Anspruch genommen würde, oder ein Unterschied zwischen Reich und Arm gemacht werden müßte. Kirchen sollen nicht mehr als Grabstätten gebraucht werden. — Zum regelmäßigen Gottesdienste versammelt sich in Städten das Volk zweimal des Sonntags in der Kirche, doch soll in den meisten Orten statt der nachmittägigen Predigt zur Belehrung der Schwächern katechetischer Unterricht vorgenommen werden. Außerdem wird noch während der Woche eine Predigt gehalten, und damit kein Tag ohne religiöse Andachtsübung bleibe, sollten an den übrigen Tagen die gewöhnlichen Gebete oder Stellen aus der Bibel gelesen und einige Psalmen gesungen werden. — Die kirchlichen Feiertage wurden im ganzen

Lande für aufgehoben erklärt und aus den Kirchen überall Taufsteine und Altäre entfernt und durch Taufbecken und Tische ersetzt.

D. Lehranstalten.

Da die geistige Ausbildung in Schottland bisher außerordentlich verwahrlost worden war, so suchten die Reformatoren diesem Uebel dadurch abzuhelfen, daß sie die Unterrichtsanstalten in den Bereich der neuen Kirche zogen und durch Fundirung aus dem Kirchenvermögen dieselben unabhängig zu stellen suchten. Dadurch wurde auch dem Armen, der bisher alles Unterrichts beraubt war, die Möglichkeit geboten, sich höhere Kenntnisse zu erwerben und eine Stufe in der Gesellschaft zu erklimmen, zu der früher nur Rang und Vermögen den Zugang bahnte; und wenn auch die Habsucht der Edelleute den größten Theil der geistlichen Güter au sich riß, und deshalb manche Einrichtung unterbleiben mußte, so wurden doch die wesentlichen Bestimmungen des Disciplinbuchs verwirklicht. Nach demselben sollte auf dem Lande der Pfarrer oder Vorleser den Kindern die Principien der Religion nach dem calvinischen Katechismus beibringen, dabei in jedem Pfarrorte eine öffentliche Schule bestehen, worin Religion, Grammatik (Muttersprache?) und Latein gelehrt werde; in den ansehnlichern Städten, wo die Superintendenten ihre Wohnsitze hatten, sollten Gymnasien (Colleges) errichtet werden, wo außer den alten Sprachen noch Logik und Rhetorik Lehrgegenstände bildeten. Von den drei Landesuniversitäten St. Andrews, Glasgow und Aberdeen, ist die erste die bedeutendste und besteht aus drei Collegien (Facultäten), Philosophie (worunter auch die Medicin begriffen ist), Jurisprudenz und Theologie, während die beiden andern nur je zwei Collegien besitzen. Jedes Collegium zerfällt wieder in mehrere Klassen. Die Universitäten sind mit großen Rechten und Privilegien versehen, und die Summen und alle übrigen Bestimmungen in dem Disciplinbuch genau angegeben.

E. Einkünfte der Kirche.

Da die Hierarchie in Schottland abgeschafft und der katholische Klerus für unfähig erklärt worden war, in Zukunft irgend ein geistliches Amt zu bekleiden, so war es natürlich, daß man denselben nicht

im Genusse der reichen Einkünfte lassen wollte, die mit seiner bisherigen Würde verbunden waren. Die Reformatoren gaben sich daher alle erdenkliche Mühe, das Parlament zu dem Entschluß zu bringen, diejenigen der gegenwärtigen Besitzer, die nicht zur neuen Kirche übergehen wollten, mit einem lebenslänglichen Jahrgehalt abzufinden, die übrigen im Besitze ihrer Einkünfte zu lassen, ihnen aber die Erhaltung der protestantischen Prediger nach den Bestimmungen des Disciplinbuchs aufzuerlegen, und ihre Stellen nach ihrem Tode nicht weiter zu besetzen. Dann wünschten sie, daß aus dem ganzen Kirchenvermögen ein Fond gebildet werde zum Unterhalte der reformirten Geistlichkeit, zur Bestreitung der Kosten des öffentlichen Unterrichts und zur Erleichterung der Armen und Hülfsbedürftigen. Die Besoldungen der Superintendenten und Prediger sollten aus einem Wohnhause nebst etlichen Grundstücken (manse and glebe), einigen bestimmten Bezügen von Lebensbedürfnissen und einer mäßigen Summe Geldes bestehen, so daß sie sowohl vor Noth und Nahrungssorgen sicher gestellt, als vor Uebermuth und Ausschweifung bewahrt würden. Die Erhebung der Zehnten, woraus diese Besoldungen bestritten wurden, sollte durch die Diakonen geschehen, die darüber vor den dazu bestellten Auditoren Rechenschaft abzulegen hatten. Die Bestimmungen des Disciplinbuchs über die Verwendung des Kirchenvermögens waren sehr zweckmäßig und die Ansprüche der Geistlichen keineswegs unbillig, allein der Adel hatte den Werth der geistlichen Besitzungen für die Vergrößerung seiner Macht kennen gelernt und war nicht geneigt, von dem Erworbenen sich willig wieder zu trennen. Der Erzbischof von St. Andrews hatte diesen Ausgang vorhergesehen und Knox zur Mäßigung im Reformiren und Zerstören ermahnen lassen; aber Mäßigung lag nicht im Charakter des schottischen Reformators.

3. Knox und Maria Stuart oder Prophetenamt und „Götzendienst“.

Als die Kunde von dem Tode des Königs Franz II. und der Rückkehr der Maria Stuart in ihre Erbstaaten nach Schottland gelangte, fürchtete Knox und seine Partei Gefahr für die neu gegründete Kirche, da sich

die Königin bisher entschieden geweigert hatte, den Vertrag von Leith und somit die Parlamentsbeschlüsse vom Jahre 1560 zu bestätigen und ihre Unzufriedenheit über die Religionsänderung bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab. Die bekannte Anhänglichkeit Maria's und ihrer Verwandten an den katholischen Lehrbegriff und das Recht, das im sechzehnten Jahrhundert die Fürsten allgemein ansprachen und übten, die Landeskirche willkürlich nach ihrem eigenen Ermessen zu bestimmen, mußten allerdings Knox und seine Freunde besorgt machen. Diese Besorgniß wurde noch erhöht durch den Gedanken an die herrschende Intoleranz jener Zeit, wonach es gar nicht möglich schien, daß zwei Kirchen friedlich neben einander bestehen könnten, sondern Jedermann, der nicht für indifferent gelten wollte, es seiner Religion schuldig zu sein glaubte, die Feinde derselben zu verfolgen, daher also die protestantische Partei sich von vornherein auf einen Kampf gefaßt machte, von dessen Ausgang ihr Bestehen abhing. Denn man war so weit entfernt, Duldung zu erwarten, daß Katholiken wie Protestanten das Recht der Ausschließlichkeit und Verfolgung anerkannten, aber jede Religionspartei dasselbe nur für sich ansprach. Rechnet man dazu noch die religiöse Gleichgültigkeit des schottischen Adels, dem es größtentheils nur um Beraubung der Kirchen und den Besitz der fetten Pfründen zu thun war, so wird man die Besorgniß des Reformators und aller derer, welchen der Bestand der reformirten Kirche in Schottland eine Lebensfrage war, begreiflich finden. Diesen Zustand des protestantischen Adels zur Zeit der Ankunft Maria's schildert der Staatssecretär Maitland in einem Briefe an Cecil folgendermaßen: „Diejenigen, die sich für Protestanten ausgeben, sind nicht gleich ernstlich gesonnen, diesen Glauben zu behaupten. Einige sind gewohnt, sich von französischer Kost zu nähren, so daß ihr delicater Magen nichts Anderes mehr verdauen kann; Andere sind so habgierig, daß, wo sich ihnen auch immer der Köder des Vortheils zeigt, sie dahin fliegen werden. Einige sind so unverständig, daß sie leicht durch die Anwesenheit ihrer Fürstin verführt werden können, wenn dieselbe ihnen ein freundliches Gesicht zeigt, oder, wie es die Umstände erheischen, sie mit finsterer Stirne anblickt;

Andere sind so sorglos und unwissend, daß sie lieber nur den gegenwärtigen Augenblick berücksichtigen, dem doch das schrecklichste Elend nachfolgen kann, als daß sie durch Ertragen einer kleinen momentanen Beschwerde sich und die Ihrigen für die Zukunft sicher zu stellen suchten.“ Unter diesen Umständen wird man es begreiflich finden, daß Knox von der Rückkehr der Königin von Schottland Gefahr für den Protestantismus befürchtete und daher nicht ruhig zusehen wollte, wie sein mühsam gegründetes Werk nach und nach wieder niedergerissen würde. Daß er also nicht die Hände in den Schooß legte, sondern mit der ganzen Energie seines Charakters sein Werk vertheidigte, so lange Gefahr da war, wird ihm Niemand verdenken, daß er aber Maria bis zu seinem Tode haßte und verfolgte, weil sie katholisch war, daß er in seinem Betragen die schuldige Ehrfurcht des Unterthanen gegen das legitime Oberhaupt verletzte, ja die Schranken des Anstandes überschritt, daß er selbst mit ihrem Unglücke kein Mitleid zeigte, sondern stets mit der nämlichen Härte und Bitterkeit von ihr sprach, auch als sie nicht mehr im Stande war, der reformirten Kirche zu schaden, — dies hat ihm bei Mit- und Nachwelt so viele Gegner und Tadler bereitet und wird nie in den Augen des Besonnenen und billig Denkenden gerechtfertigt werden können. Wir sind zwar weit entfernt, Kraft und Entschiedenheit in Wort und That Jemanden zum Vorwurfe zu machen, oder ein höfisches Benehmen und glatte, kernlose Worte als Vorzüge zu betrachten, sind auch keineswegs gewillt, die großartigen, von prophetischem Sinne geleiteten Charaktere des sechzehnten Jahrhunderts nach den herrschenden Ansichten verkehrter Enthusiasten oder verweichlichter Verfechter einer sentimentalen Ritterlichkeit zu beurtheilen; aber in Knoxens Schriften zeigt sich eine Härte, die an Rohheit grenzt, ein Parteieifer ohne Gerechtigkeit und Billigkeit und eine kalte Verfolgungssucht Aller, die nicht mit seinen Ansichten übereinstimmten — lauter Eigenschaften, die, in rauhe, unschöne Form gekleidet, nur unangenehme Empfindungen erregen können und von der Kraft und Wärme eines Luther, dem Derbheit doch auch nicht fremd war, sehr

verschieden sind. Wir wollen diese Behauptung durch einige Angaben näher beleuchten.

Als nach dem Tode Franz II. Maria's Halbbruder, der nachherige Graf von Murray, nach Frankreich reiste, um die Königin im Namen des Parlaments zur Rückkehr in ihr Vaterland einzuladen, bestand Knox darauf, man solle ihr gleich anfangs die Messe in der Schloßkapelle versagen und das dagegen erlassene Gesetz auch auf sie anwenden. Dieser Antrag wurde verworfen, weil Murray und viele andere Edelleute Maria nicht so tief verletzen und ihr die Rückkehr von vornherein verleiden wollten; es ward der Grundsatz aufgestellt, man dürfe ihr in Ausübung ihrer Religion keinen Zwang anthun, so lange sie nicht die Religion des Landes gefährde. Dieser Grundsatz wurde von Knox mit Eifer auf der Kanzel bestritten und das Volk durch heftige Reden gegen die Sünde des Götzendienstes beunruhigt und aufgeregt. Als daher am ersten Sonntage nach der Ankunft der Königin für sie und ihre Dienerschaft in der Schloßkapelle eine Messe gehalten werden sollte, entstand ein Auflauf vor dem Palaste und protestantische Eiferer schrieen: „Sollen wir dulden, daß der Götze wieder aufgerichtet werde in diesem Lande? Nein! der Priester des Götzendienstes soll des Todes sterben." Man mißhandelte einen Meßdiener, der Kerzen in die Kapelle tragen wollte, und machte Anstalt, mit stürmender Hand in dieselbe einzudringen, als Murray sich mit bloßem Schwerte an die Thüre stellte, und zwei andere protestantische Edelleute den Priester retteten „zum großen Schmerze der Frommen". Um ähnlichen Störungen vorzubeugen, erließ Maria des folgenden Tages (25. August) eine Proclamation, wodurch sie versicherte, die Religion in dem Zustande lassen zu wollen, wie sie dieselbe bei ihrer Ankunft vorgefunden, bis zur Entscheidung durch einen gültigen Parlamentsbeschluß ihren Unterthanen unter Todesstrafe verbot, irgend eine Aenderung oder Neuerung vorzunehmen und nur für sich und ihre Dienerschaft den ungestörten Besuch der Messe in der Schloßkapelle vorbehielt. Diese Verordnung, die von Jahr zu Jahr wiederholt wurde, befriedigte Knox und seine Partei keineswegs. Er verlangte, daß Gottes Gesetz gegen Götzen-

diener ohne Ausnahme auf Alle angewendet werde, und hielt am nächsten Sonntag eine heftige Rede, worin er äußerte, — „Eine Messe sei ihm furchtbarer, als die Landung von zehntausend Mann feindlicher Truppen zur Ausrottung der Religion, denn gegen diese könne Gott schützen, würde sich aber das schottische Volk mit dem Götzendienste beflecken, so würde Gottes Hand ferne von ihm sein." Hierauf ließ die Königin den kühnen Prediger vor sich kommen, um ihm in Gegenwart ihres Halbbruders seine vermessene Sprache zu verweisen und ihm für die Zukunft mehr Rücksicht zu empfehlen, aber er „klopfte" (knocked) in dieser merkwürdigen Unterredung so derb an ihr Herz, daß er sie zu Thränen brachte. Maria warf ihm vor, er habe ihr Volk zum Ungehorsam und zur Rebellion aufgereizt und demselben eine Lehre beigebracht, die von der ihrigen verschieden sei, worauf Knox erwiederte, „Gott habe ihn dazu berufen, die Nichtigkeit der päpstlichen Religion und den Betrug, den Hochmuth und die Tyrannei des römischen Antichrists zu beweisen, und dem Volke die wahre Erkenntniß beizubringen, im Punkte der Religion aber seien Unterthanen Gott mehr Gehorsam schuldig, als ihren oft ganz unkundigen Fürsten, und keineswegs verbunden, ihren Glauben und ihren Gottesdienst nach der Willkür ihrer Gebieter einzurichten, denn sonst hätten auch die Hebräer die Religion Pharaoh's, Daniel und seine Gefährten die des Nebukadnezar und die ersten Christen die der römischen Kaiser annehmen müssen". Auf die Bemerkung der Königin, daß diese doch nicht das Schwert gegen ihre Beherrscher erhoben hätten, antwortete Knox: „Gott hatte ihnen die Macht und Mittel nicht gegeben." „Wenn also Unterthanen diese Macht haben," fragte Maria weiter, „dürfen sie nach Eurer Meinung ihren Fürsten mit gewaffneter Hand widerstehen?" „Allerdings," entgegnete der Reformator, „wenn Fürsten die ihnen gesetzten Grenzen überschreiten. Denn der Gehorsam der Unterthanen gegen Könige und Fürsten ist nicht größer als der, den Kinder ihren Eltern schuldig sind; wenn nun ein von Wahnsinn ergriffener Vater das Schwert aufhebt, um seine Kinder zu erwürgen, diese ihm aber zuvorkommen, ihm das Schwert entwinden, ihn binden und bis zur Genesung in Haft halten, glaubt

Ihr, daß die Kinder dann Unrecht gethan haben? Eben so ist es mit Fürsten, welche die ihnen untergebenen Kinder Gottes morden wollen. Ihr blinder Eifer ist nichts als Wahnsinn; ihnen also das Schwert entreißen, ihre Hände fesseln und sie in Gewahrsam nehmen, bis sie wieder zu sich kommen, ist nicht Ungehorsam gegen die Obrigkeit, sondern der wahre Gehorsam, weil er mit dem Willen Gottes übereinstimmt." Bei dieser Rede entfärbte sich die Königin und blieb über eine Viertelstunde starr und sprachlos. Nachdem sie sich von ihrem Schrecken und Erstaunen erholt hatte, setzte sie die Unterredung weiter fort; als sie im Laufe derselben äußerte, sie wolle die Kirche von Rom schützen, die sie für die wahre Kirche Gottes halte, erwiederte Knox: „Euer Wille, Königin, ist kein Grund, und Euere Meinung macht die römische Hure nicht zur reinen, unbefleckten Braut Christi. Wundert Euch nicht, daß ich Rom eine Hure nenne, denn diese Kirche ist ganz und gar befleckt mit aller Art geistlicher Hurerei sowohl in Lehre als in Sitten." Auf Maria's Einwendung, ihr Gewissen spreche anders, fuhr er weiter fort: „Das Gewissen verlangt Erkenntniß, von der wahren Erkenntniß aber habt Ihr nicht mehr, als die Juden, die Christum kreuzigten."

Dieselben Ansichten, die Knox hier vor der Königin aussprach, predigte er mit noch größerer Schroffheit von der Kanzel herab und prägte dadurch allen seinen Zuhörern denselben Geist rücksichtsloser Unduldsamkeit ein, wie aus folgenden Zügen hervorgeht. Als im Herbste 1561 Maria von einer Reise aus dem Norden ihres Reiches nach Edinburg zurückkam, wurde ihr auf der Burg ein Festmahl bereitet. Da stellte man in Abbildungen die Verbrennung der Rotte Korah und andere über Götzendiener verhängte Strafen dar, und ein sechsjähriger Knabe, der von dem Dache durch das Fenster gelassen wurde, als ob er aus den Wolken niederstiege, mußte der Königin nebst den Schlüsseln des Schlosses eine Bibel und einen Psalter überreichen. Man wollte auch einen Priester darstellen, den die Flammen bei Erhebung der Hostie verzehrten, aber Huntley hinderte das Letztere. — Besonders fühlte sich die Königin verletzt, als um Michaeli desselben Jahres der neu erwählte Magistrat eine Bekanntmachung erließ, wonach

„alle Ehebrecher, Hurer, Trunkenbolde, hartnäckige Papisten und ähnliche unfläthige (filthy) Leute, als Priester, Mönche, Nonnen, Meßleser, innerhalb vierundzwanzig Stunden die Stadt verlassen sollten unter Karrnstrafe, Brandmarkung und ewiger Verbannung". Empört über eine solche Verfügung, wodurch sie selbst und ihre fremden Hofleute mit dem gemeinsten Gesindel zusammengestellt waren und aus der Stadt verwiesen werden sollten, bewirkte Maria eine neue Wahl und Aufhebung der Verordnung. Dies rügte Knox mit strengen Worten in seiner Reformationsgeschichte und sagt, „sie habe Mörder, Ehebrecher, Diebe, Hurer, Trunkenbolde, Götzendiener und andere Uebelthäter unter ihre königliche Fittige genommen, vorgebend, sie wären von ihrer Religion". Dergleichen Auftritte erbitterten die Königin, erzeugten in ihrem Innern Trotz, Groll und Widerspruch und bestärkten sie in der Anhänglichkeit an die katholische Lehre. Als daher Allerheiligen herbeikam, ließ sie Anstalten zu einem Hochamte treffen. Da betete Knox auf der Kanzel: „Herr! wende das Herz der Königin, das verstockt ist gegen dich und deine Wahrheit, oder, wenn dein heiliger Wille es anders beschlossen hat, so stärke die Herzen und Arme deiner Erwählten, damit sie kräftig widerstehen mögen der Wuth der Tyrannen." Als aber das Hochamt dennoch gehalten wurde und „das Weihwasser des Hofes" die protestantischen Edelleute immer nachsichtiger machte, so traten vier Geistliche (Knox, Row, Hay und Hamilton) nebst einigen andern protestantischen Eiferern im Hause eines Edinburger Bürgers zusammen und berathschlagten, „ob es Unterthanen gestattet sei, den Götzendienst ihrer Fürsten, der zu Aller Verderben immer weiter um sich greife, mit Gewalt abzustellen und die Obrigkeit, die ihre Macht überschreite, in die gesetzlichen Schranken zurückzudrängen". Aber diesmal waren die Edelleute nicht so willig, dem Grundsatze des bewaffneten Widerstandes beizutreten, wie früher, theils weil die meisten erlangt hatten, was sie wünschten, theils weil ihnen das Treiben der protestantischen Geistlichen selbst mißfiel, theils auch, weil viele an den eleganten Formen und dem glänzenden, nach französischer Sitte gebildeten Hofleben, wie es Maria einzuführen suchte, Gefallen fanden.

Je mehr aber die Lust an Pracht und Luxus, an Hoffesten, Maskeraden und Bällen aufkam und selbst den Grafen Murray, den die Frommen bisher als Muster eines Mannes, „in dem das Bildniß Gottes sei", dargestellt hatten, mit sich fortriß, desto heftiger donnerte Knox von der Kanzel herab gegen die schottische „Jezabel" und ihren Hof, wodurch diese Verderbniß herbeigeführt werde, gegen die Edelleute, die der Sirenenstimme der Verführung folgten, und gegen das sündhafte Volk, das die Lehren des Antichrists nicht von Grund aus vernichte. Seine Worte trafen von der Kanzel wie ein zermalmendes Schwert und er hielt die eiserne Zuchtruthe der Kirche über den Häuptern der Hohen wie der Niedern. „Wir nennen die Königin nicht eine Hure," sagt er in der Reformationsgeschichte, „obgleich ihre Hofdamen mehr hörten, als wir schreiben wollen, aber sie wurde erzogen in der Gesellschaft der niedrigsten Wüstlinge, ja solcher Menschen, die Blutschande nicht höher anschlagen als ehrliche Leute den Umgang mit ihren rechtmäßigen Ehefrauen. Was sie war und ist, weiß sie selbst am besten." Auf dieselbe Weise zogen auch die übrigen Geistlichen fortwährend gegen weltliche Lust, gegen Tand und Eitelkeit, gegen „Hoffeste, Tänze und Hurerei" los und machten Kirche und Kanzel zur Lästerbank. Jede Aeußerung eines heitern, frohen Sinnes, jeder Lebensgenuß, jede freudige Erhebung des Gemüths wurden als sündhaft dargestellt und als unvereinbar mit der Demuth und dem Ernste, den der verderbte Zustand der menschlichen Natur heische. Wenn sie von Hoffesten und Bällen hörten, forderten sie zu Buß- und Bettagen auf; wenn Musik und heiterer Gesang zu ihren Ohren drang, erinnerten sie an den Ort, wo sein wird Heulen und Zähnklappen; wenn sie Verfeinerung in äußerer Sitte, Kleidung und Lebensweise bemerkten, schrieen sie über heidnische Hoffahrt und über die Fallstricke des Satans. Ein niedergebeugtes, gedrücktes Gemüth, heuchelnde Demuth in Worten, worin sich der Sektendünkel und der innere Hochmuth verhüllte, Seufzer und Gebete ohne Drang und Wärme des Herzens, eine dumpfe Trauer ohne innern Schmerz, und ein eintöniges, freudenleeres, inhaltarmes Leben wurden von den presbyterianischen Geistlichen als Wandel, wie

er Gott gefalle, gepriesen. Nach dieser ascetischen Moral beurtheilten und richteten sie die junge, lebensfrohe Königin, die durch Erziehung und Neigung an ganz andern Dingen Gefallen fand, so wie den Adel und das Volk. Wer es wagte, diese engen Schranken zu überschreiten, wurde auf der Kanzel mit Namen genannt und vor der ganzen Gemeinde seines Fehlers wegen zurecht gewiesen; der Zorn des göttlichen Gerichts ward über den Halsstarrigen herabgerufen und Wehe! und Verdammniß über diejenigen ausgesprochen, die durch ihr Beispiel den Schwachen verlockten.

Dieselbe Sprache, die Knox auf der Kanzel führte, ließ er auch in der Kirchenversammlung und bei andern Gelegenheiten vernehmen. Im Juni 1562 entwarf er im Namen der Versammlung eine Adresse an die Königin, worin er sagte, in Folge des furchtbaren Gerichts, womit der Ewige den saumseligen Wächter bedrohe, der das Schwert des Zornes nahe sieht und unterläßt, Fürsten und Herrscher zur Buße aufzufordern, fühle er sich berufen zu verkünden, daß das Reich sich gegenwärtig in einem so gottlosen Zustande befinde, daß, wenn nicht in Kurzem Besserungs- und Heilmittel angewendet würden, Gottes Hand nicht lange mehr zögern könne, in seinem Zorne zu schlagen das Haupt und den Schweif, die ungehorsame Königin und das sündige Volk. Die Quelle alles Uebels aber sei dieser Götzen- und Bastarddienst, die Messe, nicht nur, weil Viele meinten, durch die Kraft dieses Götzendienstes Vergebung der Sünde zu erlangen, und daher in der Frechheit zu sündigen bestärkt würden, sondern auch, weil mit dem Deckmantel der Messe Hurer, Ehebrecher, Trunkenbolde, Gotteslästerer, Verächter des heil. Worts und der Sacramente und andere offenbare Uebelthäter geschützt und gehegt würden; „denn wird irgend ein Meßleser oder ernstlicher Beschützer derselben über einem solchen Verbrechen ergriffen, so kann keine Bestrafung erlangt werden, indem Alles dem Hasse seiner Religion zugeschrieben wird, und so werden verruchte Menschen in ihrem verruchten Wandel geduldet, eingehüllt und vertheidigt durch diesen abscheulichen Götzendienst". Diese Adresse fand jedoch so vielen Widerspruch von Seiten der protestantischen Edelleute,

daß sie nicht überreicht wurde. Freilich hatte Knox viele Ursache zur Unzufriedenheit, besonders als alle seine Mühe, das Kirchenvermögen ganz oder theilweise für die oben erwähnten Zwecke verwendet zu sehen, an der Habsucht des Adels und der Abneigung der Königin gegen ihn und seine Reformation scheiterte und er die protestantische Geistlichkeit der Dürftigkeit und dem Mangel preisgegeben sah. Man traf nämlich die Anordnung, daß ein Drittel des ganzen Kirchenvermögens zur Vermehrung der Kroneinkünfte, zur Besoldung der Geistlichen und zur Erhaltung der Schulen verwendet werden sollte, während die beiden andern den gegenwärtigen Besitzern vorbehalten blieben. Aber selbst diese Verfügung wurde noch durch allerlei Betrug bei der Aufnahme und Erhebung umgangen, und die Einkünfte der Geistlichen so geschmälert, daß dieselben nicht einmal den mittlern Volksklassen gleich standen. Darüber gerieth Knox in großen Unwillen und äußerte: „Ich sehe zwei Theile des Kirchenguts dem Teufel übergeben und den dritten Theil zwischen Gott und dem Teufel getheilt. O glücklicher Diener des Teufels und elender Knecht Christi, wenn es nicht nach diesem Leben eine Hölle und einen Himmel gäbe. Hat die Königin mehr Recht an das, was sie vertheilte, oder was sie selbst behielt, als die Juden, die Christum kreuzigten, an seine Kleider, die sie unter sich theilten? Für eure stummen Hunde waren früher zehntausend nicht genug, aber für die Knechte Christi, die mühsam sein Evangelium predigen, tausend Pfund! wie könnte man das ertragen!"

Uebrigens machte das rauhe Benehmen und die rücksichtslose Sprache der presbyterianischen Geistlichen auf den leichten, flüchtigen Sinn der Königin nur einen vorübergehenden Eindruck. Ihr heiteres Gemüth vergaß schnell die augenblickliche Kränkung, und ihre lebensfrohe Gesinnung führte sie bald wieder zu den Freuden und Lustbarkeiten, die ihr durch lange Gewohnheit zum Bedürfnisse geworden waren, und die dann immer wieder von Neuem die Prediger zu heftigen Ausfällen reizten. Jagd und Falknerei gewährten ihr im Herbste großes Vergnügen, wobei sie hoch zu Roß die Gebirge nnd Schluchten von Argyle, Murray und Atholl durchstreifte. Die langen Winterabende verkürzte

sie durch Gesellschaften, Bälle und Maskeraden, wobei es an nichts fehlte, was die Sinne ergötzen, den Geist beleben und die Phantasie aufzuregen vermag, wobei aber auch Maria nicht selten durch ihr freies Benehmen, durch Gefallsucht und übergroße Freundlichkeit gegen ihre Umgebung Anstoß gab. Die presbyterianischen Geistlichen, gegen deren puritanische Strenge sie sich sehr verging, fanden daher immer Gelegenheit, gegen den leichtfertigen Wandel und die frivolen Sitten Maria's zu eifern, woran sie dann gewöhnlich Ausfälle auf Götzendienst und Papstthum, durch die dergleichen herbeigeführt und gefördert werde, knüpften. Dieser Uebergang war um so natürlicher, als man die Verbindungen Maria's mit der katholischen Partei in Frankreich kannte und ihren geheimen, durch Jesuiten vermittelten Verkehr mit dem Papste ahnete, wodurch selbst billig gesinnte und nachsichtige Protestanten sich beunruhigt fühlten. Der Ausgang des Religionskrieges, der um diese Zeit in Frankreich in voller Flamme stand, konnte für Schottland von Bedeutung werden, daher Maria und ihr Volk mit ganz verschiedenen Gefühlen den Gang desselben beobachteten, und erstere bei jedem Siege der katholischen Partei von Neuem den Gedanken einer Gegenreformation in Schottland aufgriff. Dies beweist ein Brief, den sie Ende Januars 1563 an den Papst schrieb und worin sie versichert, daß ihr ganzes Streben bisher darauf gerichtet gewesen sei, ihr Volk, das zu ihrem großen Schmerze zu verdammungswürdigen Irrthümern sich habe verleiten lassen, wieder auf den rechten Weg zu bringen, daß aber die große Verderbtheit der Zeit ihr Unternehmen bisher mit geringem Erfolge gekrönt habe; sie bäte daher den heiligen Vater, es nicht ihrer Saumseligkeit zuzuschreiben, daß ihre Unterthanen die heil. römische Kirche noch nicht mit der schuldigen Ehrfurcht betrachteten; sie habe Prälaten ausgeschickt, um eine bessere Ansicht davon bei ihrem Volke zu erwirken, und sei bereit, kein Mittel und selbst ihr Leben nicht zu schonen, um dieses Ziel zu erreichen. Gleiche Gesinnung drückte Maria bald nachher in einem Schreiben an ihren Oheim, den Cardinal von Lothringen, aus, an den sie den Papst um nähern Aufschluß über ihre Absichten verwiesen hatte, und gibt auch hier ihren

Abscheu vor der protestantischen Religion und ihren festen Vorsatz zu erkennen, eher ihr Leben zu opfern, als in etwas zu willigen, was der heil. römischen Kirche Schaden bringen könnte. Und doch gab sie zu der nämlichen Zeit, da sie diese Briefe, die gewiß der treueste Abdruck ihrer innersten Gesinnung waren, schrieb, bei jeder Gelegenheit den Protestanten öffentlich die festeste Zusage, nichts Nachtheiliges gegen ihren Glauben unternehmen zu wollen, und bestrafte sogar den Erzbischof von St. Andrews, weil er gegen das Gesetz ein Hochamt gehalten hatte. Ist es demnach zu verwundern, wenn Knox und sein Anhang über solche Zweizüngigkeit mißtrauisch und erbittert wurden und die Königin trotz dieser öffentlichen Versicherungen als Feindin ihrer Religion ansahen und behandelten?

Die Katholiken kannten gleichfalls die Gesinnung der Königin und wußten wohl, daß ihre Verordnungen nicht der Ausdruck ihres Willens seien. Sie wagten daher im Vertrauen auf die Huld Maria's, durch welche sie der auf das öffentliche Bekenntniß der papistischen Religion gesetzten Strafe zu entgehen hofften, hie und da offener mit ihrer Ueberzeugung hervorzutreten, theils in Religionsgesprächen und polemischen Schriften, theils in kirchlichen Handlungen. Dies geschah besonders häufig um Ostern 1563, weshalb die eifrigen Protestanten, die vorher einen von Knox entworfenen Covenant geschlossen hatten, erklärten, sie würden jetzt keine Klage mehr wegen Verletzung der Religion vor die Königin und den Staatsrath bringen, da es den Anschein habe, als treibe sie durch ihre öffentlichen Bekanntmachungen und Verordnungen nur ihren Spott mit den „Brüdern", sondern das Gesetz gegen die Messe selbst handhaben und die Götzendiener mit dem Tode bestrafen. Zum Beweise, daß es ihnen damit Ernst sei, ergriffen sie einige katholische Priester und warfen sie ins Gefängniß. Auf diese Nachricht ließ die Königin Knox vor sich kommen und fragte ihn, ob es nach seiner Lehre ihren Unterthanen gestattet sei, dem Arme der Gerechtigkeit vorzugreifen und das Schwert in die eigenen Hände zu nehmen? Da antwortete der Reformator, das Schwert der Gerechtigkeit gehöre Gott und sei Fürsten und Herrschern nur gegeben, um Frevler zu bestrafen

und Schuldlose zu beschützen; verabsäumten sie aber diesen Zweck, so erlaube Gottes Gebot den Unterthanen, die Uebelthäter zu züchtigen und die Herrscher im Zaume zu halten, daß ihre Gewalt nicht Unschuldige treffe; Beispiele dafür liefere die heil. Schrift, „denn Samuel fürchtete sich nicht, Agag, den fetten und strotzenden König der Amalekiter, den Saul gerettet hatte, zu erschlagen, noch schonte Elias Jezabel's falsche Propheten und Baalspriester, obgleich König Ahab zugegen war. Phineas war keine obrigkeitliche Person und trug doch kein Bedenken, Cosbi und Zimri zu schlagen, als sie unfläthige Hurerei trieben“. Er rathe ihr daher, den Papisten verständlich zu machen, daß ihre Frevelthaten nicht ungestraft hingehen würden, da in Folge der Parlamentsacte alle Richter verpflichtet seien, Meßtreiber und Meßhörer nach den Gesetzen zu bestrafen, und zu bedenken, daß Unterthanen nur insofern der Obrigkeit Gehorsam schuldig wären, als sie dadurch nicht den Geboten Gottes zuwider handelten.

Je mehr die Hoffnung schwand, daß Maria ihrem Glauben entsagen würde, desto lauter sprach Knox gegen all ihr Thun und Treiben, und wählte dazu gewöhnlich die Kanzel. Die Gleichgültigkeit und Lauheit des Adels gegen die Religion und seine Abneigung gegen deren strenge und lästige Diener wurde der Verführung der Königin zugeschrieben; den zunehmenden Luxus in Kleidung und Lebensweise der Frauen, „der Gottes Rache nicht allein gegen die thörichten Weiber, sondern gegen das ganze Reich herabrufen würde“, leitete Knox von dem leichtfertigen und eiteln Sinn der Gebieterin her, und als endlich die Kunde im Volke erschallte, Maria wolle sich mit einem Papisten vermählen, rief er mit donnernder Stimme den Zuhörern zu: „Wenn ihr zugebt, daß ein Ungläubiger das Oberhaupt unserer Königin wird, so verbannet ihr Christum aus dem Reiche, bringt Gottes Zorn über das Land und führt euch selbst eine Pest ein.“ Alle Versuche Maria's, den Reformator durch Freundlichkeit und Bitten zu gewinnen, scheiterten an diesem felsenharten, unbeugsamen Manne, der ihre Thränen eben so wenig beachtete, wie ihre Drohungen und ihren Zorn. Als sie ihn einst bat, wenn er in ihrer Aufführung etwas finde, das ihm mißfalle,

so möchte er es ihr allein sagen und nicht auf der Kanzel darüber sprechen, sie würde gewiß willig seine Ermahnungen anhören, da antwortete er, „wenn sie in die Predigt gehen wollte, würde sie erfahren, was ihm an ihr und Andern gefiele und mißfiele; oder wenn sie vorziehe, in einer besondern Stunde den Inhalt seiner Lehre, die er predige, kennen zu lernen, so sei er auch dazu bereit, aber an ihrer Kammerthüre zu warten und dann die Erlaubniß zu erhalten, ihr ins Ohr zu flüstern, was die Leute von ihr dächten und sagten, erlaube ihm weder sein Gewissen noch sein Beruf". Diese Erfahrungen belehrten die Königin, daß sie den Sinn dieses Mannes nicht beugen könnte, weßhalb sie ihn noch mehr haßte, als zuvor. Durch ihre Liebenswürdigkeit und Ueberredungsgabe war es ihr nach und nach gelungen, die meisten Edelleute so zahm zu machen, daß sie in der Ständeversammlung vom Mai 1563 nicht einmal auf Bestätigung der Parlamentsbeschlüsse vom Jahre 1560, wodurch die Einführung der Reformation erst legale Gültigkeit erlangt hätte, bestanden. Mit welcher Erbitterung mußte sie nun auf einen niedrig stehenden Mann blicken, der die Kraft und den Willen besaß, alle ihre Schritte zu tadeln und zu hemmen, besonders als sie vernahm, daß ihre beabsichtigte Vermählung Gegenstand seiner Rüge geworden sei! In einer Unterredung, zu der sie ihn fordern ließ, gab sie daher mit der ganzen Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit ihres Charakters ihm ihren Groll und Haß zu erkennen und wurde durch die kühne und rücksichtslose Gegenrede des Reformators, womit er die Richtigkeit seiner Aeußerung zu beweisen suchte, so gereizt, daß sie vor Thränen, Schluchzen und „Heulen" ganz außer sich kam, und Knoxens Begleiter, Erskine von Dun, welchem Religionseifer auch nicht fremd war, es für nöthig hielt, sie durch freundliche Worte einigermaßen zu beruhigen, „während genannter John ohne die geringste Veränderung in seinem Angesichte daneben stand". Der Ton, in welchem Knox diese Begebenheit selbst erzählt, gibt einen merkwürdigen Beweis von der schonungslosen Strenge dieses Mannes. Als er aus dem Gemache der Königin in das Vorzimmer trat, wo die Hofdamen in ihrem prächtigen Putze saßen, redete er diese mit folgender Rede an:

„Schöne Damen, wie angenehm wäre dies euer Leben, wenn es nur immer so bliebe, und ihr dann am Ende mit allem diesen schönen Tande in den Himmel eingehen könntet, aber pfui! über den schuftigen Tod, der da kommen wird, ob wir wollen oder nicht; und wenn er einmal angreift, so werden schändliche Würmer mit diesem Fleische ihr Werk beginnen, mag es auch noch so schön und zart sein, und die einfältige Seele, fürchte ich, wird so schwach sein, daß sie weder Gold noch Geschmeide, weder Trobbeln, noch Perlen oder Edelsteine mit sich forttragen kann."

Diese Züge werden hinreichen, das Mißverhältniß zwischen der schottischen Königin und dem Reformator anschaulich zu machen. Er selbst fand sein Betragen stets so sehr in der Ordnung, daß er dasselbe in seiner Reformationsgeschichte keineswegs zu mildern oder zu beschönigen sucht, sondern mit aller Härte im Ausdrucke wiedererzählt. Spätere Schriftsteller, darunter auch Hume, haben daher theils aus Abneigung gegen die presbyterianische Kirche und den Rigorismus der Geistlichen, theils aus Vorliebe für Maria diese Züge einseitig aufgefaßt und dargestellt und durch Spott und Satire einen Anstrich von Lächerlichkeit über den fanatischen Eifer des Knox und seiner Partei geworfen. Wir stimmen zwar mit dieser Darstellung keineswegs überein und betrachten das zweideutige Betragen der Maria und ihre geheimen Pläne, die bestehende Kirche zu ändern, als wesentliche Veranlassung dieses Mißverhältnisses, allein eben so wenig können wir, wie Maccrie und andere Lobredner des Reformators, in diesem Benehmen nur Muth, strenge Pflichterfüllung und Vaterlandsliebe erkennen. Durch die beständigen Ausfälle und Invectiven gegen die Königin hatte die Geistlichkeit das Ansehen derselben bei dem fanatisirten Volke so geschwächt, daß Knox ohne Gefahr und Furcht sich Alles gegen sie erlauben durfte, ja durch diese rücksichtslose Derbheit in den Augen der großen Menge, die dadurch die Hohen und Mächtigen auf gleiche Stufe mit sich gesetzt sah, nur gewann. Dabei lebte Knox freilich der Ueberzeugung strenger Pflichterfüllung, daß aber schroffe Unduldsamkeit und ascetischer Rigorismus gegen alle Freuden des Lebens zu den Pflichten eines protestantischen Geistlichen gehöre, können wir eben so wenig einsehen, als

wir es für Vaterlandsliebe gelten lassen können, wenn der Reformator öffentlich sagt, er unterwerfe sich der Maria, wie der Apostel Paulus sich Nero unterworfen habe, und fortwährend Liebe und Vertrauen zwischen Fürst und Volk zu zerstören suchte. Er beurtheilte Alles nach seinen beschränkten presbyterianischen Begriffen; was damit übereinstimmte, war recht und gut, was ihnen widerstrebte, List, Trug und Fallstricke des Bösen. Menschliche Gefühle und natürliche Regungen des Gemüths galten nichts in seinen Augen und die Thränen der papistischen Königin betrachtete er nur als Ausbrüche des Zorns, daß sie seinen Widerstand nicht bewältigen könne, oder als Heuchelei.

Von dieser Zeit an war Knox ganz und gar bei der Königin in Ungnade gefallen, die jetzt auch keinen Versuch mehr machte, ihn milder zu stimmen oder einzuschüchtern. Wie wenig aber dies auf das Volk Einfluß hatte, beweist folgender Umstand. Im Herbste 1563 wurde ein Hochamt gehalten, als die Protestanten gerade das Abendmahl feierten. Da drangen einige Eiferer in die königliche Kapelle, störten die heilige Handlung und trieben den Priester mit Gewalt in die Flucht. Als Maria, die gerade von Edinburg abwesend war, davon Kunde erhielt, ließ sie zwei der Thätigsten ergreifen, um sie vor Gericht zu stellen. Dies verdroß Knox so sehr, daß er ein aufreizendes Rundschreiben an die einflußreichsten protestantischen Edelleute erließ und sie aufforderte, am Gerichtstage bewaffnet zu erscheinen, um ihre Brüder, die für die gerechte Sache gestritten hätten, gegen die Götzendiener zu beschützen. Dieses Schreiben wurde jetzt für hochverrätherisch erklärt, und Knox zur Verantwortung gefordert. Er folgte unerschrocken der Ladung, begleitet von Tausenden von Menschen, die alle Zugänge des Gerichtshauses besetzten und den Ausgang mit Ungeduld und Spannung abwarteten. Obgleich aber das Verhör in Gegenwart der Königin vor sich ging und viele der Richter, besonders Maitland, dem Reformator nicht hold waren, wurde er dennoch freigesprochen, weil man nicht wagte, an den Abgott des Volks Hand zu legen. Und doch hatte Knox durch die Art der Vertheidigung seine Schuld nicht vermindert. Auf die Anklage nämlich, daß er die Vasallen der Königin ohne deren

Erlaubniß einberufen habe, antwortete er: „Wenn Alles, was ohne ihre Erlaubniß in Schottland geschah, Unrecht ist, so trifft dieser Vorwurf die ganze Reformation", und gegen die Beschuldigung, daß er Marien grausamer Absichten angeklagt habe, rechtfertigte er sich mit der Frage, „ob sie nicht wisse, daß die halsstarrigen Papisten Todtfeinde aller derer seien, die das Evangelium Jesu Christi bekennen, und daß sie deren Vertilgung und die Ausrottung der reinen Lehre sehnlich wünschten", und schloß endlich mit der Behauptung, „daß die pestilenzialischen Papisten, durch deren Rath sie sich leiten lasse, Söhne des Teufels seien und den Geboten ihres Vaters gehorchen müßten, der von Anbeginn ein Lügner und Mörder gewesen". Bei Erwähnung des freisprechenden Urtheils fügt Knox in seiner Kirchengeschichte hinzu: „Diese Nacht wurde bei Hof weder getanzt noch gefiedelt."

Durch solche rücksichtslose Heftigkeit gegen Maria entfremdete sich Knox viele der protestantischen Edelleute, die mit dem Hofe in gutem Vernehmen standen, darunter besonders Maitland und Murray, so daß letzterer beinahe zwei Jahre lang in offener Feindschaft mit dem Reformator lebte, bis die Vermählung der Königin sie einander wieder näher brachte. Während dieser Zeit setzte Knox in seinen Predigten alle Rücksicht gegen die papistische Königin bei Seite und schonte auch keineswegs des glaubensschwachen Adels. Er betete öffentlich auf der Kanzel: „Herr! reinige das Herz der Königin von dem Gifte des Götzendienstes und befreie sie von der Knechtschaft des Satans, in der sie befangen ist. Ist es aber dein heiliger Wille, daß ihr Herz verstockt bleibe, so verkürze die Tage ihres Lebens", und in seiner Reformationsgeschichte beschließt er die Erzählung von dem sündhaften Leben und der grenzenlosen Ausschweifung, die Maria am Hofe eingeführt habe, mit dem Gebete: „Herr! blicke mit Mitleid auf uns, und befreie uns gnädig von der Tyrannei dieser Hure!" Besonders eiferte Knox und die ganze Geistlichkeit gegen die Vermählung der Königin mit dem Papisten Darnley und unterstützte mit aller Kraft die Unternehmungen Murray's und der übrigen Gegner dieser Verbindung. Als aber die Ehe dennoch zu Stande kam und Darnley, den Protestanten zu Ge-

fallen, bald nach der Trauung in St. Aegidien dem Gottesdienste beiwohnte, führte Knox die Stelle der heil. Schrift an: „Ich will ihnen Kinder zu Fürsten setzen und Säuglinge zu Regenten. Kinder sollen ihre Unterdrücker sein und Weiber sollen über sie herrschen", und bemerkte, daß Ahab von Gott gestraft worden sei, weil er sein abgöttisches Weib Jezabel nicht gezüchtigt habe. Der König sah darin eine Anspielung auf sich, verließ in Wuth die Kirche und bewirkte, daß Knox von dem geheimen Rathe zur Verantwortung gezogen und ihm das Predigen auf einige Zeit untersagt wurde. Wir werden der tragischen Ereignisse, die dieser Vermählung auf dem Fuße nachfolgten, und Knoxens Benehmen dabei später Erwähnung thun. In dem Günstlinge David Rizzio sah er das Werkzeug des Antichrists, der die Königin verleitet habe, dem Bunde, den mehrere katholische Fürsten des Festlandes zur Ausrottung der Ketzerei geschlossen hatten, beizutreten, und billigte daher dessen Ermordung, um die sowohl er als sein Amtsgenosse Craig gewußt zu haben scheinen, weshalb auf diese Zeit ein allgemeiner Buß- und Fasttag ausgeschrieben wurde, um den Beistand des Himmels für das Unternehmen anzuflehen und die Gemüther auf das Außerordentliche vorzubereiten. Darum glaubte sich auch Knox in Edinburg nicht mehr sicher, als Maria ihrem Zorne gegen die Verschworenen, worunter selbst Lord Ochiltree, der Vater von Knoxens zweiter Gemahlin, sich befand, den Lauf ließ und sie zur Flucht nach England nöthigte. Er begab sich ebenfalls dahin und kehrte erst nach Maria's Gefangennehmung wieder nach Edinburg zurück, wo er sich von Neuem als ihren heftigsten Gegner zeigte und bei allen Berathungen auf ihre Hinrichtung antrug. Die Schlacht von Langside und Maria's Flucht nach England krönten endlich das Streben des Reformators und führten die feste Begründung der presbyterianischen Kirche durch den Regenten Murray herbei.

4. Knoxens letzte Lebensjahre, Tod und Charakter.

Am 23. Januar 1570 wurde der Regent Murray, mit dem Knox in letzter Zeit besonders befreundet war, und der um die Gründung

der presbyterianischen Kirche in Schottland sehr große Verdienste hatte, von Hamilton von Bothwelhaugh erschossen. Diese Nachricht traf Knoxen eines Sonntags Morgens, als er sich gerade zur Predigt vorbereitete, und erschütterte ihn aufs heftigste. „Das Bild des Herrn", sprach er, „strahlte so herrlich in ihm, daß es der Teufel und die gottlose Rotte, deren Fürst er ist, nicht ertragen konnten, wir aber schätzten dieses köstliche Geschenk nicht, darum hat ihn Gott in die Hände der Mörder und Verräther fallen lassen;" und in der Leichenrede, die er ihm am 14. Februar über die Worte: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben", hielt, sprach sich sein Schmerz so aus, daß von mehr als dreitausend Menschen, die dem „guten Regenten" das letzte Geleit gaben, die meisten bis zu Thränen gerührt waren. Knox sah mit Recht in Murray's Fall den Anfang großer Verwirrung für Kirche und Staat. Denn kaum war er todt, so wurde das ganze Land von zwei mächtigen Parteien zerrissen und alles Elend und alle Gräuel eines blutigen Bürgerkrieges über die unglückliche Nation ausgegossen. Die Familie Hamilton, an die sich Kircaldy von Grange und Maitland anschlossen, erhoben sich gegen die bestehende Regierung und suchten die Wiedereinsetzung Maria's zu bewirken. Die dadurch herbeigeführten Ereignisse, besonders der Abfall des tapfern Kircaldy, der mit Knox seit der Belagerung des erzbischöflichen Schlosses zu St. Andrews in den freundschaftlichsten Verhältnissen gestanden hatte und der protestantischen Sache stets eifrig ergeben gewesen war, machten auf den Reformator einen solchen Eindruck, daß er im Oktober 1570 einen Schlaganfall erlitt, wodurch seine Sprache ihre vorige Kraft verlor und sein ganzer Körper geschwächt wurde. Dennoch blieb er stets derselbe und auf der Kanzel schien er sich jedesmal zu verjüngen. Da Kircaldy Befehlshaber des Edinburger Schlosses war, so fand seine Partei selbst in der Hauptstadt viele Anhänger. Man stellte daher an Knox die Forderung, in den Kirchengebeten der Königin Erwähnung zu thun, und als er sich dessen weigerte und in seiner gewohnten Weise nach wie vor von ihr sprach, wurden mehrere anonyme Drohbriefe an ihn geschrieben und endlich bei der Kirchenversammlung Klage gegen ihn

erhoben, daß er nicht für Maria beten wolle, vielmehr sie bei jeder Gelegenheit lästere und eine Verworfene nenne. Knox ließ sich weder durch das Eine noch durch das Andere einschüchtern und brachte, seiner Gewohnheit gemäß, am nächsten Sonntage die Sache auf der Kanzel zur Sprache. „Er bete nicht für die Königin, weil sie nicht seine Gebieterin sei und er nicht zu den Leuten gehöre, die ihre Zunge für Silber oder für die Gunst der Welt feil böten; übrigens habe er sie keineswegs gelästert, sondern ihr nur die Verbrechen vorgeworfen, deren sie sich offenbar schuldig gemacht; er sei so wenig ein Lästerer wie Jesaias oder Jeremias und andere begeisterte Redner, von denen er gelernt habe, jede Schlechtigkeit kühn bei ihrem wahren Namen zu nennen; auch habe er sie nie eine Verworfene geheißen, noch ihr geflucht, sondern nur gesagt, daß Hoffart und Reue nicht in Einem Herzen wohnen könnten, und gebetet, daß Gott zum Besten seiner Kirche seine Allmacht ihrem Stolze entgegensetzen und sie und ihre Anhänger und Schmeichler in ihrer Gottlosigkeit verwirren möchte.“ Auf der Kanzel war Knox ein unüberwindlicher Gegner, weshalb er auch alle Angriffe und Streitigkeiten, Alles, was ihm das Herz beschwerte, hier seinen Zuhörern mittheilte und gewöhnlich ein geneigtes Gehör fand. Die Kirche diente ihm nicht blos dazu, eine vorübergehende Andacht zu wecken oder geistliche Belehrung über die Worte der heil. Schrift zu ertheilen, sondern er machte sie zu einem Orte der Oeffentlichkeit, wo Alles verhandelt wurde, was Kirche und Staat betraf und wo er seine Ansichten und Aussprüche als unbestrittene Wahrheiten und Prophetenworte kund geben konnte. Die Kanzel wählte er, wenn er einem Angriffe zu begegnen, eine Verleumdung abzuweisen oder eine Lästerung zu rügen hatte; — hier fühlte er sich heimisch, hier war er sich seines Uebergewichts bewußt, hier kannte er den Eindruck seiner Stimme und seiner harten, aber kräftigen Worte. Dieses Bewußtsein belebte seine Rede und gab ihr jene Färbung von Kühnheit, prophetischer Weissagung und zermalmender Gewalt, die seine Gegner so sehr fürchteten, und wodurch die Sache, die er vertheidigte, gewöhnlich siegreich blieb. Seine persönliche Unerschrockenheit machte diese Waffe noch eindring-

licher und erhöhte die Macht seiner Worte. Zu keiner Zeit hat Knox die innere Kraft seiner Seele mehr gezeigt, als in diesen Tagen der Noth und Gefahr. Sein Körper war seit dem letzten Schlaganfalle so geschwächt, daß er ohne Stütze nicht mehr die Kanzel besteigen konnte, daher er auch nur Sonntags in der Frühe predigte, fast nie mehr sein Haus verließ und mehrmals seinen Entschluß aussprach, an den Angelegenheiten der Kirche und des Staats keinen thätigen Antheil weiter zu nehmen. Aber sobald er eine ernstliche Gefahr für dieselben erblickte, so vergaß er seine Schwäche und seine Vorsätze und trat ihr mit der ganzen Energie seiner kräftigeren Tage entgegen. Ob sein eigenes Beginnen oder das seiner Partei getadelt wurde, ob die Angriffe offen oder heimlich geschahen, er stand immer da gerüstet, sie zurückzuschlagen, und überzeugte seine Gegner, daß sie ihre Zwecke nicht erreichen würden ohne Widerstand, so lange er sich regen und sprechen könne. Kühn forderte er seine zahlreichen Widersacher auf, gegen ihn eben so offen zu handeln, wie er sein ganzes Leben lang gehandelt habe, und den unlautern Weg geheimer Verleumdung zu verlassen, „denn er habe doch gewiß nicht verdient, daß er in seinem hohen Alter noch gezwungen werden sollte, mit Schatten und Fledermäusen zu fechten, die das Tageslicht scheuen".

Noch schlimmer wurde die Lage des Reformators, als im April 1571 die hamilton'sche Partei sich der Hauptstadt bemächtigte und von da aus die Gegner, die in Leith ihr Standquartier aufschlugen, bekriegte. Viele der geachtetsten Einwohner Edinburgs verließen nun, theils freiwillig, theils gezwungen Haus und Gut, gaben Habe und Gewerbe dem Zufall preis und flüchteten sich aus einer Stadt, wo Parteihaß und Leidenschaft ihr längeres Weilen gefährlich machten. Auch Knox sah sich endlich genöthigt, obwohl mit großem Widerstreben, den Bitten der ihm freundlich gesinnten Bürger nachzugeben und den Ort seiner bisherigen Wirksamkeit zu verlassen. Seine Freunde hatten zwar jede Nacht sein Haus beschützt und ihn, wenn er ausging, gleich einer Leibwache begleitet; als aber eines Abends eine Kugel durch das Fenster in Knoxens Zimmer flog und sein Leben ernstlich bedroht wurde,

forderten sie ihn selbst durch eine Deputation, an deren Spitze die übrigen Geistlichen standen, auf, für die Erhaltung seines theuern Lebens bedacht zu sein. Gebeugt von Alter, Kummer und Krankheit, begab er sich alsdann nach St. Andrews, wo neue Feinde durch Kabalen und boshafte Verleumdungen ihm seinen Aufenthalt verbitterten und eine trübe Stimmung in ihm erzeugten, die sich in Allem, was er um diese Zeit schrieb, zu erkennen gibt. Er spricht darin häufig den Wunsch aus, den Leiden und Mühseligkeiten des Lebens entrissen zu werden, gebraucht sehr oft die Ausdrücke: „müde der Welt“ und „dürstend nach dem Heimgange“ und setzte unter eine Predigt des David Ferguson, die ihm von der Kirchenversammlung zur Prüfung und Begutachtung mitgetheilt worden war, die Worte: „John Knox, mit erstorbener Hand, aber freudigem Herzem preiset Gott und seine Gnade, daß er ein solches Licht in unserer Finsterniß scheinen ließ.“ Nur auf der Kanzel bewahrte er selbst hier noch das alte Feuer, so daß Jacob Melville, einer seiner damaligen Zuhörer und nachmals selbst ein berühmter Theolog und Kanzelredner, von ihm meldet: „Bei Eröffnung des Textes war er ruhig, etwa eine halbe Stunde lang, aber wenn er zur Anwendung überging, machte er mich so zittern und beben, daß ich die Feder, die ich, um Notizen zu machen, gewöhnlich bei mir führte, nicht mehr zum Schreiben halten konnte. Er war sehr schwach. Ich sah ihn jeden Sonntag langsam von der Abtei zur Pfarrkirche schleichen, mit einem Marderpelz um seine Schultern, einem Stabe in seiner Hand und geleitet von seinem guten, frommen Diener Richard Ballenden. Zwei Männer pflegten ihn auf die Kanzel zu führen, wo er sich gewöhnlich beim Anfange der Predigt anlehnte, aber ehe er zu Ende kam, war er so lebhaft und rüstig, daß es schien, als wolle er die Kanzel in Stücke schlagen und aus derselben hinausfliegen.“

Als im Juli 1572 ein Vertrag zwischen den feindlichen Parteien zu Stande kam, in Folge dessen die verbannten und flüchtigen Einwohner der Hauptstadt wieder in ihre Heimath zurückkehrten, da gedachten diese alsbald ihres verehrten Lehrers und Predigers und schickten einige Abgeordnete an ihn mit der Bitte, „wieder zu seiner Heerde zu

kommen und seine Stimme von Neuem unter ihnen hören zu lassen". Er nahm den Ruf an, unter der Bedingung, „daß man seinem Munde keinen Zaum anlege", verließ mit seiner Familie am 17. August unter großem Geleite St. Andrews und betrat am nächsten Sonntage seine bekannte Kanzel wieder. Aber seine Stimme war jetzt so schwach, daß er kaum mehr von der Hälfte seiner Zuhörer verstanden werden konnte, weswegen man ihm auf seine Bitte ein kleineres Local ausrüstete. Hier war es, wo er seinem gepreßten Herzen Luft machte, als Anfangs September die Kunde von der Pariser Bluthochzeit nach Schottland gelangte, und die letzten Tage seines Lebens mit tiefem Schmerze und Kummer füllte. Als er nämlich auf der Kanzel stand, raffte er alle seine Kräfte zusammen und donnerte mit prophetischer Stimme die Rache des Himmels „gegen jenen grausamen Mörder und falschen Verräther, den König von Frankreich", herab; ja er forderte in voller Versammlung den französischen Gesandten Lecroc auf, seinem Herrn zu sagen, „daß sein Urtheil in Schottland gesprochen sei, daß die göttliche Rache nie von ihm, noch von seinem Hause weichen werde, daß sein Name bei der Nachwelt verflucht sein und kein Nachkomme, der aus seinen Lenden hervorgegangen, sein Königreich in Frieden besitzen solle". —

Die letzte öffentliche Handlung des Reformators war die Einführung seines Amtsnachfolgers Lawson bei seiner Gemeinde in der Kathedralkirche zu Edinburg am 9. November 1572. Im Vorgefühle seines baldigen Todes nahm er hier feierlich Abschied, ermahnte seine Zuhörer zur Standhaftigkeit im Glauben und versicherte sie bei dem Namen dessen, dem er bald Rechenschaft ablegen müsse, daß er redlich unter ihnen gewandelt, ihnen das lautere Evangelium Jesu Christi in aller Einfalt gepredigt und niemals gestrebt habe, den Menschen zu gefallen, noch seine eigenen Neigungen zu befriedigen. Nach vollendeter Handlung schlich er, gestützt auf einen Stab und gelehnt an den Arm eines Dieners, schwankend die Straße hinab, auf welcher sich zu beiden Seiten seine Zuhörer aufgestellt hatten, begierig, noch den letzten Anblick ihres geliebten Lehrers zu genießen. Sie geleiteten ihn bis an sein Haus, aus dem er nie wieder lebendig herauskam.

Die letzten Tage des Reformators geben ein deutliches Bild von der inneren Kraft dieses Mannes und seinem hohen Charakter, der oft unter rauher Hülle verborgen war. Sie zeigen, daß das feste Bewußtsein, nach Wahrheit gerungen, nach seiner Ueberzeugung gehandelt und seine Kräfte dem Bleibenden und Bessern gewidmet zu haben, beim Sterben eine Würde und Größe verleiht, die dem Menschen, dessen Sinn und Streben nach außen gerichtet ist, stets abgehen. Während seiner Krankheit ließ er sich täglich von seiner Familie abwechselnd diejenigen Stellen der Bibel vorlesen, die ihm am liebsten waren, und versammelte am 17. November seine Collegen und die übrigen Mitglieder der Kirchensession vor seinem Bette, um Abschied von ihnen zu nehmen. Er versicherte sie, daß er nur die reine und wahre Lehre Christi ihnen gepredigt und immer blos die Sünde gehaßt habe, nie den Sünder, den er stets bemüht gewesen sei dem Herrn zu gewinnen, daß er nie Handel getrieben mit dem göttlichen Worte, sondern als treuer Haushalter bemüht gewesen sei, die Gaben, die ihm Gott verliehen, zu seiner Ehre ohne Ansehen der Person zu gebrauchen. Dann trug er den Predigern Lindsay und Lawson auf, zu Kircaldy zu gehen und ihm zu sagen: „John Knox bleibt derselbe Mann in dem Augenblicke, da er den Tod erwartet, wie in den Jahren der Kraft, in denen Du ihn erkannt hast. Gehe in Dich und bedenke, daß weder der steile Felsen, auf den Du blindlings Dein Vertrauen setzest, noch die fleischliche Klugheit des Mannes (Maitland's), den Du für einen Halbgott hältst, noch der Beistand von Fremdlingen Dich schützen werden, sondern daß Du schmachvoll von Deinem Felsenneste herabgeschleppt und im Angesichte der Sonne an einen Galgen aufgehängt werden wirst, wenn Du nicht schleunig Deinen Wandel besserst und zur Gnade Gottes Deine Zuflucht nimmst." „Des Mannes Seele ist mir theuer," fügte er hinzu, „und ich möchte nicht, daß sie zu Grunde gehe, wenn ich sie retten kann." Kircaldy wurde anfangs bewegt, aber die Leidenschaften siegten in ihm und nur zu bald gingen Knoxens prophetische Worte an ihm in Erfüllung. — Am 24. November 1572 endigte John Knox im fünfundsechzigsten Jahre seines Alters sein mühevolles und thaten-

reiches Leben. Zwei Tage darauf wurde seine Leiche unter dem mächtigen Zudrange des Volks auf dem Kirchhofe zu St. Aegidien beigesetzt, und der neu gewählte Regent Morton sprach bei der Einsenkung des Sarges das treffende Urtheil über ihn aus: „Hier liegt der Mann, der nie das Angesicht eines Menschen gescheut hat."

Es ist keine leichte Aufgabe, ein richtiges Urtheil über die Persönlichkeit eines Mannes abzugeben, der sein Leben unter beständigen Parteikämpfen hinbrachte, wodurch gewöhnlich nur die herbste Seite der Welt zugekehrt wird, der von den Zeiten der Reformation bis auf unsere Tage eine Menge Gegner gefunden hat, die auf die ungerechteste und gehässigste Weise sein Leben und seinen Charakter zu entstellen gesucht haben, und für den endlich auch wieder Verehrer und Bewunderer auftraten, die, von engherzigem Sektengeiste und Parteieifer beherrscht, ihn als einen fehlerlosen Glaubenshelden schilderten. Die große Menge seiner Gegner hat freilich seinen Namen mit einer Gehässigkeit bekleidet, welche die geringe Zahl der Bewunderer, deren Schriften größtentheils ein beschränktes Publicum haben, nicht abzustreifen vermochte; desto mehr wollen wir uns bestreben, nur der Wahrheit als Führerin zu folgen. Wir glauben dabei am sichersten zu gehen, wenn wir diese Gegner nach ihren religiösen und politischen Ansichten ins Auge fassen und ihre Vorwürfe zur Basis unsers Urtheils machen. Es sind hauptsächlich: 1) Katholiken; 2) Anhänger der bischöflichen Kirche und 3) Verehrer der Maria Stuart und Streiter für den passiven Gehorsam der Völker.

Wenn man bei den katholischen Schriftstellern die offenbaren Verleumdungen und boshaften Lügen abzieht, die Parteihaß und Rachsucht über den Charakter und Lebenswandel des schottischen Reformators ausgegossen haben, so beschränken sich ihre Vorwürfe hauptsächlich auf drei Punkte: übergroßen Eifer in Vertilgung der römischen Kirche, oder, wie er sich ausdrückte, des päpstlichen Götzendienstes, Unreinheit der Motive und Mangel an Gelehrsamkeit. Daß der erste Vorwurf, wenn man ihn als solchen gelten lassen will, nicht unbegründet ist, hat die vandalische Zerstörung der Kirchen und Klöster bei Einführung

des protestantischen Glaubens in Schottland zur Genüge gezeigt. Knox war von seinem ersten Auftreten bis zu seinem letzten Athemzuge ein fanatischer Feind der herrschenden katholischen Religion und ein mitleidloser, unnachsichtiger Verfolger ihrer Bekenner. Er kämpfte „gegen die Abgötterei und den Aberglauben" mit Gefahr seines Lebens zur Zeit ihrer Macht, er eiferte gegen den letzten Rest derselben und gegen jede Spur einer Wiederkehr mit verletzender Härte unter Maria und ließ sich zur Zeit der blutigen Parteikämpfe während ihrer Gefangenschaft und Jacob's Minderjährigkeit als gebrechlicher Greis auf die Kanzel führen, um den Fluch Gottes gegen die Feinde der protestantischen Kirche herabzurufen. Dagegen müssen wir hinsichtlich der Reinheit seiner Motive jeden Vorwurf und jede Verdächtigung entschieden zurückweisen. Nicht fleischliche Lust, um sich als Geistlicher verheirathen zu können, noch Neid gegen die Reichthümer und die Macht des Prälatenstandes, der in Schottland größtentheils nur dem Adel zugänglich war; nicht Ehrgeiz noch weltliches Trachten nach den Gütern dieser Erde — nein! keiner dieser bösen Dämonen führte ihn auf die Bahn, die er mit so großem Erfolge gegangen ist. Geleitet von der unwandelbaren Ueberzeugung, daß das, was er erkannt habe, Wahrheit sei, fühlte er sich berufen, die Unwahrheit mit aller Macht zu bekämpfen, ohne Rücksicht auf Menschen und menschliche Verhältnisse; der Geist, der in ihm lebte, trieb ihn; er glich aber keinem ruhigen, sanft hinfließenden Bache, der Unkraut und Blumen gleich wohlthätig bewässert, sondern einem reißenden Bergstrome, der durch Widerstand wächst und im eifrigen Streben Dämme und Klippen niederreißt, auch manche zarte Blüthe und manche nützliche Pflanze in den Abgrund stürzt. Der dritte Vorwurf eines Mangels an Gelehrsamkeit mag nicht ganz unbegründet sein, wenn man den schottischen Reformator mit vielen seiner Zeitgenossen auf dem europäischen Festlande vergleicht, mit denen er weder in Kenntniß des classischen Alterthums noch in theologischem Wissen sich messen konnte. Daher widmete er auch der gelehrten Schriftstellerei wenig Zeit, sondern trug nur Sorge, daß die besten Werke des Auslandes durch Uebersetzungen und Bearbeitungen seinen

Landsleuten bekannt würden. Einen contemplativen Geist und eine lebendige Phantasie hatte ihm die Natur versagt und für seinen praktischen Verstand und seine rastlose Thätigkeit fand er in den bewegten Zeiten jener ereignißvollen Epoche Beschäftigung genug. Wo es galt, durch kräftige Sprache das Volk anzufeuern, den muthlosen Schaaren Vertrauen einzuflößen, Schlaffheit und Sünde zu geißeln, die Feinde seines Glaubens zu brandmarken, da war Knox an seinem Platze, nicht aber am Schreibpulte oder in den engen Schranken einer gelehrten Disputation. Seine schriftstellerische Thätigkeit war blos auf das Praktische gerichtet; Briefe, Ermahnungsschreiben, polemische Abhandlungen, Beantwortung kirchlicher Fragen und Ausarbeitung der für die neue Kirche nothwendigen Glaubenssätze, Liturgien u. dgl. m. waren nebst der Geschichte der schottischen Reformation das Einzige, was von ihm im Druck erschien. In der Reformationsgeschichte sind die Thatsachen von einem ganz parteiischen Gesichtspunkte aufgefaßt und erfüllen den Leser durch die Härte des Urtheils und die Herbheit der Gesinnung mit Unbehagen, während die Form einen unästhetischen Geist und eine ungeübte Feder verräth. Zur Entschuldigung des Letztern kann man geltend machen, daß das Buch später mit manchen Abänderungen und Zusätzen im Publicum verbreitet wurde und mit großer Uebereilung componirt worden war; zur Entschuldigung der Härte, daß es in Zeiten der Aufregung und unter großer Irritation des Geistes verfaßt ist. Es zeigt jedoch ganz den Stempel seines Urhebers und ist, trotz mancher Einwendung, sicher als ein Werk des Reformators anzusehen. Uebrigens trug die Unwissenheit seiner Umgebung und die allgemeine Rohheit des Volks auch große Schuld, daß Knox diese Seite weniger ausbildete; denn außer Buchanan lebten damals keine bedeutenden Schriftsteller im Lande.

Die Gegner der zweiten Art traten erst zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts auf, als Jacob mit ziemlicher Gewißheit für den Nachfolger der Elisabeth in England galt. Da man wußte, daß er gegen die presbyterianische Kirche und deren Geistlichkeit, die ihm seine Jugend verbittert hatte, sehr eingenommen war und der bischöflichen Kirchen-

verfassung als viel übereinstimmender mit seinen hohen Ideen von der königlichen Macht und Würde bei weitem den Vorzug gab, so suchten sich viele anglicanische Geistliche bei ihrem künftigen Herrscher dadurch zu insinuiren, daß sie in einem andern Tone von Knox sprachen, als seine Zeitgenossen, die bei aller Verschiedenheit der Ansichten doch stets die Reinheit der Gesinnung, der Energie des Charakters und die aufrichtige Frömmigkeit in ihm geachtet hatten. Sobald aber der feindselige Ton von den anglicanischen Bischöfen angestimmt war, stimmten Schmeichler und Wohldiener des Königs in denselben ein, und je mehr die Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit des Reformators in die Ferne gerückt wurde, und je schroffer die Resultate seiner Kirche unter einer rücksichtslosen, heftigen Geistlichkeit hervortraten, desto mehr nahm die Zahl seiner Feinde und Tadler zu. Im siebenzehnten Jahrhundert, wo der Parteihaß sich so furchtbar in England äußerte, trafen alle Vorwürfe, die man gegen die presbyterianische und puritanische Kirche erhob, vorzugsweise den schottischen Reformator, den man hauptsächlich als den Begründer derselben ansah und dessen Charakter alle jene Eigenschaften an sich trug, die man an ihr haßte und verabscheute, die demokratische Härte und Rohheit, die Verachtung aller weltlichen Hoheit und Würde, die rücksichtslose Strenge gegen jedes, auch geringere moralische Vergehen, das engherzige Eifern gegen alle Freuden und Genüsse des Lebens. Man hob einseitig und parteiisch diejenigen Züge und Eigenschaften aus Knoxens Charakter hervor, die, einzeln dargestellt, ein sehr widerwärtiges Bild von seiner Persönlichkeit geben mußten: ein unausgebildetes, von den Schlacken der Rohheit, der Härte und mancherlei Leidenschaften nicht gehörig geläutertes Innere; Engherzigkeit in Beurtheilung alles Fremden, beschränkte Lebensansicht, wo Gewohnheiten und individuelle Meinungen gegen ihn ankämpften, Geringschätzung und Verkennung alles Schönen und Idealen, sofern es nicht mit der engen Moral und Dogmatik seiner Kirche übereinstimmte, ein Herz ohne tiefe und umfassende Liebe, ein Gemüth ohne hinreißende Wärme, eine Seele ohne poetischen Schwung und einen Geist ohne Phantasie; dagegen überging man die edeln und löblichen

Eigenschaften entweder mit Stillschweigen, oder setzte sie herab, als da sind: ein kräftiger, männlicher Sinn, ein entschlossener Muth, ein streng sittlicher, tugendhafter Lebenswandel, reine Motive bei seinen Handlungen, ein heller und praktischer Verstand und ein treues Festhalten an Freunden, — wenigstens so lange sie an die Partei oder Sache sich anschlossen, der er beigetreten war. Von Apollo und den Musen war Knox freilich nicht begünstigt, weil er ihre Gaben nicht kannte und nicht zu schätzen wußte, und kein Sterblicher wird diese himmlischen Güter je ungestraft verachten, aber eine rastlose Thätigkeit während eines langen Lebens zur Besserung und Belehrung einer Nation, ein starker Glaube, den er in Andern weckte, wie er selbst davon durchdrungen war, strenge Sittlichkeit und ernste Bekämpfung der Schlaffheit und Unsittlichkeit, die sich oft in das Gewand der Kunst und Poesie hüllen, dies sind Eigenschaften, die nicht gering angeschlagen werden sollten.

Nun noch einige Worte über die dritte Klasse von Gegnern. Da das Schicksal der unglücklichen Maria Stuart von jeher das Interesse von Künstlern, Dichtern und Schriftstellern aller Art erregt und in neuerer Zeit eine Anzahl Ritter begeistert hat, mit donquixottischem Heldensinne für die Unschuld und „Makellosigkeit" dieser Märtyrerin eine Lanze zu brechen, so ist es nicht zu verwundern, daß ihr Zorn zunächst den schottischen Reformator traf, der mit unwandelbarem Hasse die katholische Königin verfolgte und noch wenige Monate vor seinem Tode, „als er schon mit Einem Fuße im Grabe stand", in einem mysteriösen Briefe an Cecil ihre Hinrichtung angerathen hatte. Es standen Leute auf, die, wie Whitaker, Knox einen fanatischen Brandmörder, einen heiligen Wilden, den Sohn der Gewaltthat und des Barbarismus, den glaubensschwärmerischen Sachem der fanatischen Mohawks u. s. w. nannten, und es wurde Sitte, das Benehmen des schottischen Reformators seiner Königin gegenüber in das gehässigste Licht zu stellen. Unsere eigene Darstellung hat bewiesen, daß wir dieses Benehmen keineswegs rechtfertigen wollen, allein das können wir nicht zugeben, daß man auf der einen Seite nur Recht, Unschuld,

Milde und gute Absichten, auf der andern nur Härte, Schuld, Rohheit und feindliche Gesinnung erkennen will. War auch sein Betragen ungeziemend und vermessen und verletzte es den Anstand und die Ehrfurcht, die er seiner legitimen Landesfürstin schuldig war, so findet es doch Entschuldigung in der Falschheit, Doppelzüngigkeit und Gleißnerei, womit Maria ihren Lieblingsplan einer Wiedereinführung der katholischen Religion in Schottland zu verheimlichen suchte, während sie an dessen Realisirung arbeitete, in der Mißachtung, in welcher die königliche Macht damals allgemein in Schottland bei Adel und Volk stand, und in der harten Intoleranz des sechzehnten Jahrhunderts, die allen Reformatoren und Kirchenschriftstellern eine herbe Sprache gegen Andersdenkende eingab, mochten diese hoch oder niedrig gestellt sein. Was endlich den Vorwurf betrifft, daß Knox Aufruhr und Empörung gepredigt, daß er die Brandfackel des Bürgerkriegs angezündet und daß er das heilige Band zwischen Herrscher und Volk gewaltsam zerrissen habe, so sind hierüber die Ansichten von jeher verschieden gewesen, und werden es immer sein. Leuten, die den passiven Gehorsam als erste Tugend preisen, gilt jeder Versuch, eine bestehende Ordnung in Kirche oder Staat, oder eine durch Zeit und Verhältnisse fest begründete Macht zu stürzen, für frevelhaft und strafbar, mag auch das Bestehende noch so schlecht, der Zweck der Neuerer noch so edel sein. Ohne uns hierüber weiter in Erörterungen einzulassen, wollen wir nur im Allgemeinen bemerken, daß nach unserer Ansicht jedes Beginnen der Art erst durch den Zweck, nach dem gestrebt wird, durch die Beschaffenheit dessen, was man zu stürzen sucht, wie durch die Motive, von denen die Handelnden geleitet werden, sträflich oder löblich wird, und daß wir die Wohlthaten der Reformation zu innig fühlen, als daß wir Grundsätzen beitreten könnten, wodurch dieselbe unmöglich geworden wäre. Daß in einer feurigen Seele, wie die des schottischen Reformators, der den Drang nach Freiheit stärker empfand, als die meisten seiner Zeitgenossen, und der sich berufen fühlte, gegen jede Art von Knechtschaft und Unterjochung anzukämpfen, die schuldige Ehrfurcht bisweilen der Leidenschaft erlag, ist sehr begreiflich.

Knox war von kleiner Statur und schwächlichem Körper; seine Gesichtszüge waren strenge, und ein langer, auf die Brust reichender Bart gab ihm ein imposantes, ehrfurchtgebietendes Ansehen. Sein Bildniß führt dem Beschauer unwillkürlich die Scene vor die Seele, wo er Maria Stuart in ihrem Vorzimmer ausschalt. Die Beschwerden seines Lebens waren durch häufige Krankheiten und körperliche Leiden noch sehr erhöht und mochten auch viel zu der Morosität und Schwermuth seines Charakters beitragen, worüber er sich selbst häufig beklagte. Er hinterließ von seiner ersten Gattin zwei Söhne, die sich dem geistlichen Stande widmeten, von der zweiten drei Töchter, die sich nachmals an Prediger verheiratheten, dennoch aber scheint sein Geschlecht früh ausgestorben zu sein.

III.

Die Reformationsbewegung und die Confessionskämpfe Schottlands im Lichte der einheimischen Geschichtschreibung.*)

a) Schottland in der Reformationszeit nach Tytler.

Die geistige Ausbildung, als deren Folge die Kirchenreformation in den meisten Ländern anzusehen ist, war im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Schottland äußerst gering. Der Adel, der seine Zeit und seine Kräfte auf Familienfehden, oder auf Raubzüge in das benachbarte England, oder auf Bekämpfung der königlichen Macht verwendete, und seine freien Stunden der Jagd, Falknerei und den Gelagen widmete, hatte keine Ahnung von der tiefen geistigen Bewegung, die auf dem Festlande alle Stände und Verhältnisse erschütterte. Der Klerus der in Schottland unermeßliche Reichthümer besaß, war ganz entartet, indem die höhere Geistlichkeit, die lediglich aus jüngeren Söhnen adeliger Familien bestand, der Schwelgerei und jeder Art von Ausschweifung in hohem Grade ergeben war und nur nach den weltlichen Freuden des Lebens trachteten, die niedern Geistlichen dagegen und die übermäßige Anzahl von Mönchen aller Orden, mit gedankenlosem Stumpfsinne die kirchlichen Functionen in hergebrachter Form verrichteten und in Trägheit und Unwissenheit so versunken waren, daß viele

*) Aus den Heidelberger Jahrbüchern, Jahrgang XXV. 2. Doppelheft und Jahrgang XXX. 1. Doppelheft. Mit einigen Kürzungen.



glaubten, das Neue Testament sei von Luther verfaßt. Das Volk bestand theils aus Pächtern und Hörigen, die mit der Welt nicht viel Verkehr hatten, theils aus den Bewohnern unbedeutender Städte, die nur geringen Handel trieben und daher auch nur wenig Verbindung mit dem Festlande unterhielten. Die mittelalterlichen Klosterschulen waren in einem erbärmlichen Zustande, und so weit war man in Schottland entfernt, an den geistigen Regungen des Festlandes Antheil zu nehmen, daß man erst im Jahre 1509 einige geringe Versuche mit der Buchdruckerkunst vornahm, und im Jahr 1534 der Anfang mit dem griechischen Unterricht an einer neu gegründeten Schule gemacht wurde. Zwar waren im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts zwei Universitäten zu St. Andrews und Glasgow entstanden und mit dem Anfange des sechzehnten noch eine dritte zu Aberdeen errichtet worden: aber man würde sehr irren, wenn man hier ein wissenschaftliches Streben und ein freies Forschen wie auf den deutschen Universitäten jener Zeit voraussetzte; man lehrte in hergebrachtem Schlendrian das schottische Landrecht und das kanonische Recht, und glaubte mit der dürftigen, scholastischen Schulphilosophie alle Anforderungen des Geistes befriedigen zu können. Nur in St. Andrews theilte am Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts Johann Major (Mair) seinen Schülern die freiern Grundsätze eines Gerson und d'Ailly mit, die er durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich kennen gelernt hatte, von der Unterordnung der päpstlichen Macht unter die Concilien, von der nothwendigen Abstellung einiger schreienden Mißbräuche in der katholischen Kirche, und von der Beschränkung der königlichen Gewalt durch den Gesammtwillen eines Volks. Diese Lehren, ohne Klarheit, Tiefe und Scharfsinn von einem mittelmäßigen Kopfe vorgetragen, erweckten dennoch in mehreren jungen Leuten von Talent Nachdenken und wissenschaftliches Forschen und spornten sie zu weiterem Streben an, als die matten Strahlen geistiger Erleuchtung aus der Fremde auch in Schottland die dunkle Nacht der Unwissenheit zu durchdringen begannen. Diese Männer waren hauptsächlich Patrik Hamilton, Georg Buchanan und John Knox.

In den Bewohnern der britischen Inseln lag von jeher ein tiefes religiöses Gefühl und das Bedürfniß einer kirchlichen Gemeinschaft, wie aus dem großen Eifer hervorgeht, mit dem schottische und irische Missionäre im frühesten Mittelalter die Bekehrung der heidnischen Völker des Festlandes zum Christenthum betrieben, und wie man bis auf den heutigen Tag an der kirchlichen Strenge der Engländer sehen kann, die, trotz aller Zerrissenheit, stets fest an einem überlieferten Glauben hängen. Der elende Zustand der schottischen Kirche und der gänzliche Mangel einer erwärmenden Religion mußte daher in manchem Gemüthe Unruhe erzeugen, als durch äußere Umstände veranlaßt, einige Kunde von der Glaubensneuerung anderer Länder nach Schottland gelangte. Diese äußern Umstände wollen wir kurz beleuchten.

Als die drei mächtigsten Fürsten Europas, Kaiser Karl V., Franz I. und Heinrich VIII., mit ritterlichem Sinne ihre Kräfte an einander versuchten, regierte in Schottland König Jacob V., dem im Jahr 1513, nach der unglücklichen Schlacht von Flodden, wo sein Vater geblieben war, in einem Alter von anderthalb Jahren, die Krone zufiel. Seine ganze Jugendzeit wurde durch die Parteikämpfe und Factionen ehrgeiziger Edelleute getrübt, die mit gewaffneter Hand einander die höchste Macht bestritten, den jungen König als Gefangenen behandelten und seine Erziehung vernachlässigten. Darüber verwilderten die Sitten, Gesetz und Recht wurden mit Füßen getreten, und Frankreich und England unterhielten besoldete Parteien in dem unglücklichen Lande, um in ihren gegenseitigen Kriegen auf dessen Unterstützung rechnen zu können. Unter solchen Umständen gelangte Jacob zur Volljährigkeit und rächte sich nach erlangter Freiheit für den Druck, den er von der Familie Douglas während seiner Jugend zu erfahren gehabt hatte, durch Verweisung derselben aus den Grenzen seines Reiches. Allein sie fanden eine freundliche Aufnahme bei Jacobs Oheime Heinrich VIII. von England, dessen Interesse sie stets in Schottland verfochten hatten, und unterließen keine Gelegenheit, durch ihre Freunde und Verbündeten dem schottischen Könige Sorgen und Unruhen zu bereiten. Diese und andere Veranlassungen entzweiten Jacob V. gänzlich mit seinem Oheime

und bewogen ihn, sich an Franz I. anzuschließen und durch eine Heirath mit dessen Tochter und nach deren baldigem Tode mit einer Schwester der nachmals so mächtigen Guisen, diesen Bund zu befestigen. Dadurch kam Schottland mit Frankreich in nahen Verkehr; das rege wissenschaftliche Treiben der Franzosen zu jener Zeit blieb auf das befreundete Königreich nicht ohne Einfluß; junge Schotten besuchten französische Schulen, lernten daselbst die Schriften Calvins und der deutschen Reformatoren kennen, und brachten die erworbenen Lehren als Geheimnisse ihren Landsleuten aus der Fremde mit.

Wichtiger noch war der Einfluß Englands auf die schottische Kirchenreformation. Die Nähe beider Länder, die Gleichheit der Sitten und Sprache führten tägliche Berührungen herbei und machten, daß von jeher die Ereignisse des einen Staates in dem andern nachhallten. Als im funfzehnten Jahrhundert die Lollharden in England verfolgt wurden, flohen mehrere nach Schottland und verbreiteten dort ihre Ansichten; und obgleich zwei der thätigsten, Resby und Crawar, auf dem Scheiterhaufen ihr Leben endigten, so pflanzte sich doch im Stillen ihre Lehre bis auf die Zeiten der Reformation in Kyle und andern Orten des südlichen Schottlands fort. Auf gleiche Weise ging es auch jetzt, als Heinrich VIII. die englische Kirche der Oberhoheit des Papstes entzog, sich selbst zum Oberhaupt derselben erklärte und mit despotischem Sinne die Kirchengüter einzog und an dem alten Glauben gerade so viel änderte, als ihm gefiel und einträglich war. Tyndals englische Bibel und eine Menge polemischer, in der Landessprache verfaßter Schriften gegen die päpstliche Hierarchie und die katholische Kirche fanden ihren Weg nach Schottland, und erweckten daselbst der neuen Lehre Anhänger.

Jacob V. war im Ganzen ein wackerer Mann und für das Wohl seiner Unterthanen so sehr besorgt, als irgend ein Fürst jener Zeit; doch war er ohne bedeutende Eigenschaften und ohne tiefere Erkenntniß. Bittere Erfahrungen hatten ihn gegen den rohen, selbstsüchtigen Adel verstimmt und ihm den Gedanken eingegeben, wie seine Vorfahren, auf die Demüthigung desselben hinzuwirken; diese Verstimmung trug er

auch auf Heinrich VIII. über, in dessen Solde die meisten standen. Darum besetzte er die wichtigsten Aemter und die ersten Stellen seines Staatsraths mit fähigen Gliedern des höhern Klerus und befolgte ihre Ansichten bei der Verwaltung seines Reiches. Diesem Umstande und dem Einflusse seiner Gemahlin Marie von Guise muß man es zuschreiben, daß dieser sonst so milde und menschenfreundliche Fürst, der ein sehr weiches und empfängliches Gemüth besaß, gegen die Verbreiter der neuen Kirchenlehre harte und grausame Maßregeln ergriff. Es wurden strenge Gesetze erlassen gegen das Eintragen ketzerischer Schriften; gegen geheime Zusammenkünfte in Privatwohnungen, um solche Bücher zu lesen; gegen die Verbreiter von Ansichten, welche die Infallibilität des Papstes oder irgend ein Dogma der bestehenden Kirche bestritten und dergleichen mehr, und als dessen ungeachtet die neue Lehre immer mehr Eingang fand, übergab der König den edeln vierundzwanzigjährigen Patrik Hamilton, der einer der bedeutendsten Familien des Reiches angehörte und in Wittenberg und Marburg die neuen Grundsätze eingesogen hatte, der Glaubenswuth seiner Priester als erstes Opfer. Hamilton wurde im Jahr 1528 vor einen geistlichen Gerichtshof geladen, und als er nicht widerrufen wollte, auf einem Hügel bei Edinburg öffentlich verbrannt. Dieser Hinrichtung folgten vom Jahre 1530—1539 noch zehn andere; die Opfer gehörten meistens dem Priesterstande an und trugen durch die Standhaftigkeit, mit der sie die entsetzlichsten Qualen erlitten, wesentlich zur Verbreitung der verfolgten Lehre bei. Unter ihnen befanden sich zwei Dichter, Kyllor und Kennedy, die durch dramatische und satyrische Productionen den Aberglauben und den Wunderglauben des damaligen Kirchenwesens lächerlich gemacht und die Gemeinheit, Unwissenheit und Trägheit des Klerus gegeißelt und denselben der Verachtung preisgegeben hatten. Gleiches versuchten auch die beiden größten Dichter jener Zeit in Schottland, Georg Buchanan und David Lindsay; allein der erste entzog sich der Verfolgung durch die Flucht nach dem Festlande, wo er bis zum Jahr 1560 blieb, den andern schützte die persönliche Zuneigung des Königs gegen den Haß der Zeloten.

Strenger und consequenter wurde die Bekämpfung der neuen Richtung, als im Jahr 1537 David Beaton Erzbischof von St. Andrews wurde.

Dieser stolze und herrschsüchtige Prälat, der des Königs ganzes Vertrauen besaß, und im Staatsrathe wie im Parlamente durch die Energie seines Charakters, durch seinen überwiegenden Verstand und durch große Geschäftsgewandtheit den größten Einfluß übte, war entschlossen, durch jedes Mittel die Macht des Papstes, von dem er die Würde eines Cardinals und andere Beweise von Aufmerksamkeit empfangen hatte, in Schottland zu erhalten. Er ließ daher nicht nur geschärfte Edicte gegen alle Neuerung in Glaubenssachen ergehen, sondern fertigte auch eine Liste mit den Namen derjenigen Edelleute an, die einer Kirchenreform nicht abgeneigt schienen, theils aus Ueberzeugung von der Nothwendigkeit derselben, theils aus Anhänglichkeit an den König von England, hauptsächlich aber, weil sie sich wie ihre Standesgenossen in dem Nachbarlande, mit dem Raub der Kirchengüter zu bereichern hofften. Diese Liste überreichte er dem König und rieth ihm, strenges Gericht über die Schuldigen ergehen zu lassen und seine erschöpfte Staatskasse durch Einziehung ihrer Güter zu füllen. Obschon Jacob dieses Anerbieten mit Unwillen von sich wies, so scheint doch der Eifer, der sich für die Sache der katholischen Kirche in Schottland kund gab, dem Papst den Gedanken eingeflößt zu haben, diese Stimmung zu benutzen, um die Könige von Frankreich und Schottland in einen Bund gegen Heinrich VIII. zu vereinigen und der englischen Ketzerei das Haupt zu zertreten. Deswegen entzog er dem König von England den früher ertheilten Titel: Beschützer des Glaubens, und belegte dessen Neffen damit, den er noch zugleich durch Uebersendung eines geweihten Schwertes, das dieser zum Schutze der bedrohten Kirche gebrauchen möge, zu gewinnen suchte (V., p. 251). Um die Abschließung dieses geheimen Bundes zu betreiben, reiste bald darauf der Cardinal nach Paris, in der Absicht, sich von da nach Rom zu begeben, um sich den Titel eines Legaten a latere zu erwirken, aber der ganze Plan und die Fortsetzung der Reise wurden durch den Tod des Königs vereitelt.

Heinrich VIII. über den engen Anschluß Schottlands an Frankreich und über den Einfluß des Papstes und der katholischen Geistlichkeit daselbst beunruhigt, hatte schon im Jahre 1535 versucht, seinen Neffen durch glänzende Versprechungen zu einem Bündnisse und zur Ergreifung ähnlicher Maßregeln gegen die Kirche zu bewegen, indem er ihn zu einer Unterredung einladen und ihm eine Schrift gegen die päpstliche Hierarchie überreichen ließ. Dies war aber nicht die bekannte Schrift »the doctrine of a christian man«, wie Tytler V. p. 250 und schon vor ihm Pinkerton (history of Scotl. from the accession of the house of Stuart etc.) II. p. 327 angeben, indem dieses Buch erst im Jahre 1537 gedruckt wurde (Strype ecclesiastical memorials I. p. 315), sondern wie Lingard vermuthet (t. VI. p. 298 Pariser Ausgabe) die Abhandlung Gardiners de vera obedientia oder de vera differentia regiae potestatis et ecclesiasticae. Jacob lehnte jedoch die Einladung ab und legte das Buch seinem Staatsrath, der größtentheils aus Geistlichen bestand, zur Prüfung vor, wo es dann natürlich verdammt wurde. Im Jahr 1541 erneuerte Heinrich VIII. diese Einladung und begab sich sogar nach York, um die Zusammenkunft zu beschleunigen. Aber die schottische Geistlichkeit, die daraus Gefahr befürchtete, hintertrieb die Unterredung abermals, und beleidigte dadurch den leidenschaftlichen König von England tödtlich. Der Krieg war jetzt unvermeidlich. Ein englisches Heer überschritt die Grenze, verwüstete das Land und zwang den König zu dem sauern Schritte, die Hülfe seines Adels anzurufen. Dieser gab jedoch bald seine Abneigung gegen die geistlichen Rathgeber und gegen diesen ganzen Krieg zu erkennen; drohende Anzeichen einer Empörung nöthigten Jacob zur eiligen Flucht, und als bald darauf einige hundert Engländer mit Geschrei über das schottische Heer herfielen, wurde dasselbe von einem panischen Schrecken ergriffen und zerstreute sich in wilder Verwirrung, so daß über tausend Schotten, darunter 150 Edelleute von hohem Rang, in englische Gefangenschaft geriethen. Diese schmähliche Niederlage bei Solway-Moß im Spätherbst 1542 brach dem König das Herz; er verfiel in eine tiefe Melancholie, enthielt sich aller Nahrungsmittel und des Schlafes

und führte dadurch ein Fieber herbei, das ihn im zweiunddreißigsten Lebensjahre ins Grab stürzte. Sieben Tage vor seinem Tode wurde Maria Stuart, die einzige Erbin seines Reiches, geboren.

Der Tod des Königs war zwar, nach den protestantischen Schriftstellern jener Zeit, eine günstige Fügung des Himmels zur Begründung der Wahrheit, für das Land aber ein großes Unglück. König Heinrich VIII. nämlich suchte aus den Umständen Vortheil zu ziehen, um durch eine projectirte Heirath seines unmündigen Thronerben Eduard mit der Erbin der schottischen Krone das benachbarte Königreich an England zu bringen. Dazu benutzte er die Douglas und die durch die Schlacht bei Solway-Moß in englische Gefangenschaft gerathenen schottischen Edelleute, welche er mit dem Versprechen in ihre Heimath entließ, seine Absichten dort zu befördern. Von diesen waren die meisten der neuen Lehre zugethan, und ihren Bemühungen gelang es, den Cardinal, der nach des Königs Tod ein verfälschtes Testament vorgebracht hatte, worin ihm die Mitvormundschaft über die junge Königin und die Regentschaft des Reichs übertragen war, von der Verwaltung des Staates zu entfernen, ihn auf kurze Zeit gefangen zu halten, und den Grafen von Arran, das Haupt der Hamilton'schen Familie, der für einen Anhänger der Reformation galt, mit der Regentschaft zu bekleiden. Dies hatte einen Parlamentsbeschluß zur Folge, wodurch das Lesen der Bibel in der Landessprache erlaubt wurde. Aber der schlaue Cardinal fand bald Mittel, in Verbindung mit der Königin Mutter, Marie von Guise und unterstützt von dem französischen Hofe und der ganzen katholischen Geistlichkeit, der englischen Partei entgegenzuwirken, ihre Bestrebungen als unpatriotisch und die Unabhängigkeit des Landes gefährdend bei dem Volke zu verdächtigen und den charakterlosen, wankelmüthigen Regenten mit Hülfe seines Bruders John Hamilton, nachmals Erzbischof von St. Andrews, für die französische Partei zu gewinnen und zur öffentlichen Abschwörung seines ketzerischen Glaubens in der Kirche zu Stirling zu bewegen. Dies hatte eine zwiefache Folge. Zuerst nämlich entstand ein mehrjähriger Krieg und eine Reihe diplomatischer Verhandlungen zwischen England und Schottland, welche die

Charakterlosigkeit und Niederträchtigkeit der schottischen Edelleute in ein grelles Licht stellen. Die Häupter der bedeutendsten Familien stehen in englischem und später in französischem Solde, verlängern durch Falschheit, Meineid und offenbaren Verrath den Krieg der ihr Vaterland verheert, aus keinem andern Beweggrund, als um ihre Habsucht zu befriedigen, und geben ganz ohne Scheu zu erkennen, daß weder Ehre, noch Patriotismus, noch religiöse Ueberzeugung, sondern lediglich die Selbstsucht ihre Handlungen bestimmt. Die zweite Folge der Verbindung Arrans mit Beton, der bald nachher zum päpstlichen Legaten a latere und zum Kanzler erhoben ward, waren geschärfte Edicte gegen Religionsneuerung und wiederholte Hinrichtungen. Auf einer Umreise nämlich, die der Cardinal mit dem Regenten im Jahre 1545 durch das Land machte, ließ er zu Perth vier Männer, ketzerischer Ansichten halber, hängen, und eine Frau, die einen Säugling an der Brust trug, ertränken. Dies erregte um so mehr allgemeinen Unwillen unter dem Volke, als der Cardinal ein sehr unkirchliches Leben führte, sich ohne Scheu jede Ausschweifung erlaubte, und einige natürliche Kinder besaß, die er aufs glänzendste versorgte. Daher faßten mehrere Edelleute der englischen Partei den Plan, sich des verhaßten Cardinals durch Ermordung zu entledigen, und leiteten mit Heinrich VIII. darüber Unterhandlungen ein: aber theils die Vorsicht des Prälaten, theils die Furcht des Königs, durch öffentliche Billigung und Ermunterung einer so schändlichen That, die er doch sehr wünschte, seine königliche Ehre zu beflecken, verhinderte die Ausführung, bis Beton durch Hinrichtung des Georg Wishart, des thätigsten und beliebtesten reformirten Predigers, den Zorn der Religionsneuerer und der englisch gesinnten Edelleute, deren Vertrauter Wishart war, aufs äußerste reizte. Es bildete sich nun eine Verschwörung, deren Glieder, sechzehn an der Zahl, theils durch Parteihaß, theils durch Glaubenswuth, theils durch persönliche Feindschaft geleitet und durch englischen Einfluß angetrieben, am 29. Mai 1546 früh Morgens in den erzbischöflichen Palast eindrangen, mit unglaublicher Kühnheit an 150 Arbeitsleute, Dienstboten und Wächter daraus entfernten und dann unter Führung von James

Melville den Cardinal in seinem Schlafzimmer ermordeten. Die Darstellung dieser That und die darüber mit England geführten Unterhandlungen, für deren Begründung Tytler viele bisher unbekannte Actenstücke aus den Archiven benutzt und in einer besondern Abhandlung im Anhange mitgetheilt hat, gehört zu den besten Partieen des Buches und beschließt den fünften Band seiner Geschichte.

Wir haben schon im vorhergehenden Aufsatze dieses Ereignisses gedacht. Die Verschworenen bemächtigten sich des festen Schlosses, riefen noch gegen 150 ihrer Freunde zu sich und vertheidigten sich, im Vertrauen auf englische Hülfe, mit Glück gegen die Angriffe des Regenten. Wer seiner religiösen Ansichten wegen Verfolgungen befürchtete, begab sich dahin, und da während eines Waffenstillstandes die Belagerten mit den Einwohnern von St. Andrews Umgang pflegten, so wurden, hauptsächlich durch die Bemühungen des John Knox, auch in dieser erzbischöflichen Stadt Viele für die neue Lehre gewonnen. Knox, damals 41 Jahre alt, war ein vertrauter Freund Wisharts gewesen, und theilte ganz dessen Ansichten; er war ein Mann von unermüdlicher Thätigkeit, aber von einer Härte und fanatischen Parteiwuth, die den billig Denkenden verletzt und mit Unmuth erfüllt; diesen Charakter, der auf einem etwas rohen, nicht gründlich durchgebildeten Gemüthe beruhte, hat er seinen Schriften und seiner Kirche eingeprägt. Daß er die Ermordung des Cardinals billigte, geht aus der ganzen Darstellung derselben in seiner Reformationsgeschichte hervor und die Randbemerkung, die sich in der ältesten Octavausgabe findet: »The godly fact and words of James Melvil« steht ganz mit dem Texte in Uebereinstimmung, mag sie auch erst von späterer Hand beigefügt worden sein. David Lindsay, der die Ermordung des Cardinals zum Gegenstande eines Dramas machte, befand sich ebenfalls unter den Belagerten. Im Juli 1547 mußte sich jedoch die Besatzung dem Befehlshaber der französischen Hülfstruppen ergeben und wurde in Gefangenschaft nach diesem Lande abgeführt.

Der Tod Heinrichs VIII. brachte in dem Verhältnisse Englands zu Schottland keine Veränderung hervor. Im September 1547 rückte

Lord Somerset, damaliger Protector von England während der Minderjährigkeit Eduards VI., in das benachbarte Königreich ein, um die Heirath der beiden unmündigen Monarchen zu erzwingen, und gewann die blutige Schlacht von Pinkey, wobei der schottische Adel dasselbe ehrlose, selbstsüchtige und unpatriotische Betragen an den Tag legte, wie unter Heinrich VIII., indem Viele von ihnen um Güter und Geld während und nach der Schlacht ihr Vaterland verriethen. Diese „grobe Brautwerbung" brachte jedoch in der Mehrzahl des Volks große Animosität gegen England hervor, und machte es der Königin Wittwe und ihrem Anhange möglich, zuerst einen Heirathsvertrag mit Frankreich zu schließen, in Folge dessen die sechsjährige Maria Stuart nach Frankreich abgeführt wurde, um daselbst erzogen zu werden, und dann mit Hülfe des französischen Hofes die Regentschaft den Händen des schwachen, habsüchtigen und unfähigen Arran, der dafür den Titel eines Herzogs von Chatelherault erhielt, zu entwinden (April 1554). Dabei befolgte der französische Hof das von England gegebene Beispiel, indem er die einflußreichsten Edelleute durch Bestechung gewann.

Maria von Guise war eine kluge, einsichtsvolle Frau von einem etwas männlichen Geiste, der katholischen Kirche wie ihre ganze Familie ergeben, aber ohne schroffen Religionseifer, von achtungswerthem Charakter und vorwurfsfreiem Lebenswandel, nur auf das französische Interesse allzu sehr bedacht. Mit Hülfe der protestantischen Partei, die seit dem Uebertritte des bisherigen Regenten zur katholischen Religion und seit der Uebertragung des Erzbisthums von St. Andrews an John Hamilton, in dieser Familie ihre größten Gegner erblickte, hatte sie die Regentschaft an sich gerissen, und fuhr jetzt auch aus mehreren Ursachen fort, dieselbe zu begünstigen; einmal weil sie den französischen Hof, der mit Philipp II. und der bigotten Maria Tudor von England im Kriege war, durch einen Einfall in dieses Königreich unterstützen wollte, und dann, weil sie dem Dauphin den Titel eines Königs von Schottland und gewisse andere Rechte, die mit dem Besitze der »matrimonial crown« verbunden waren, verschaffen wollte, wozu sie die Unterstützung der Reformationspartei nicht entbehren konnte. Dies

hatte zur Folge, daß aus dem benachbarten England, wo der Fanatismus neue Scheiterhaufen errichtet hatte, mehrere Geistliche nach Schottland flüchteten und dort für die neue Lehre thätig waren, und daß Knox, wie wir früher gesehen, in seine Heimath zurückkehrte. Unter seinen Auspicien bekam jetzt die protestantische Partei Einheit und eine bestimmtere Richtung, sagte sich förmlich von der katholischen Kirche los und suchte durch geheime Zusammenkünfte ihr religiöses Bedürfniß zu befriedigen. Doch hielt es Knox, wie wir wissen, noch nicht für zeitgemäß, dieser entstehenden Kirche seine ganze Thätigkeit zu widmen, sondern folgte einem Rufe der englischen Gemeinde in Genf (1556). Von seiner Wirksamkeit in der Stadt Calvins ist oben die Rede gewesen. Er unterhielt einen lebhaften brieflichen Verkehr mit den Häuptern der protestantischen Partei, die auf seine Rückkehr nach Schottland drangen, und veranlaßte sie zu entscheidendern Schritten, um den Umsturz des „Götzendienstes“ (idolatry), wie sie die katholische Kirche immer bezeichneten, herbeizuführen. Daher kam am 3. December 1557 der erste Bund (covenant) zu Stande, worin die Häupter der „Congregation“, wie von dieser Zeit an die protestantische Partei genannt ward, sich verpflichteten, „da Satan vermittelst seiner Diener, der Antichristen der Zeit, grausam wüthet, die reine Lehre des Evangeliums und der Gemeinde Christi auszurotten“, mit Aufopferung von Gut und Blut die wahre Religion Jesu im Reiche zu begründen und einander beizustehen. Zugleich führten sie das common prayer-book und die englische Liturgie Eduards VI., gegen die Knox in Frankfurt so sehr geeifert hatte, ein. Letzteres bestreiten zwar presbyterianische Schriftsteller, allein Tytler hat es aus handschriftlichen Urkunden bewiesen (VI. p. 136, 138). Diesem Bunde folgen bis zum Tode der Regentin im Juni 1560 noch drei andere ähnlichen Inhalts.

In der weiteren Darstellung der Reformationsbewegung stimmt die Erzählung und das Urtheil Tytlers im Wesentlichen mit den Angaben überein, welche wir früher über die bilderstürmenden Vorgänge, über die Verwüstung der kirchlichen Gebäude durch Knox und die evangelischen „Brüder“ (brethren) mitgetheilt haben. Die schottische Refor-

mation trägt die Spuren der Rohheit und des Mangels aller Geistesbildung des Volks an sich. Die Prediger der neuen Lehre waren größtentheils Leute aus den untern Ständen, die ihre beschränkten Begriffe und ihren trockenen Dogmenglauben dem ungebildeten, alles Denkens und Urtheilens unkundigen Volke einflößten, ohne dessen Vernunft zu wecken. Daher wurden biblische unverständliche Ausdrücke in die alltägliche Sprache gemengt, die ganz verschiedenen Verhältnisse der Völker des Alten Testaments auf die Gegenwart bezogen und die Aussprüche Moses und der Propheten gegen Götzendienst und Götzendiener ohne Bedenken auf den Papismus und die Katholiken angewendet. Ein nackter, kunst- und poesieloser Gottesdienst wurde auf den Trümmern des alten pompösen Cultus begründet, und die schottische Kirche, die man später die presbyterianische nannte, trug ganz das Gepräge ihres Reformators, der selbst ohne alle Phantasie und ohne Sinn für Poesie und Kunst nur Gefallen fand an langen Predigten und inbrünstigen Gebeten.

Ueber die religiösen Kämpfe, die nun zwischen der französisch-katholischen Regierungspartei und den „Lords der Congregation" geführt wurden, so wie über Knoxens hervorragende Theilnahme an dem Gange der politischen Ereignisse enthält der sechste Band unseres Autors eingehende Berichte. Als die Regentin die Vorgänge in Perth vernahm, schwur sie, die Stadt dem Erdboden gleich zu machen, und Salz auf die Stätte zu säen als Denkmal ewiger Verwüstung (VI. p. 118); daß dieser Schwur nicht zur Ausführung kam, hinderten die Protestanten, die ihre Streitkräfte von allen Seiten zusammenzogen und sich der Regentin, die von Frankreich Geld und Truppen erhielt, entgegenstellten. Dies war der Anfang der Religionskriege in Schottland, die zwar mit wenig Blutvergießen geführt wurden und von keinen bedeutenden Ereignissen begleitet waren, deren Ausgang aber für das Volk die wichtigsten Folgen hatte. Die Regentin führte den Krieg größtentheils mit französischen Truppen, bezahlte den Sold mit französischem Geld und befolgte den Rath französischer Hofleute, denen sie die wichtigsten Aemter anvertraut hatte: dies reizte die Schotten zum Neid,

erweckte in ihnen Befürchtungen für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes und führte Viele unter die Fahne der Congregation, die ihrerseits den Blick nach England richtete. Die Unterhandlungen mit dem englischen Hofe führte meistens Knox, der eine erstaunenswürdige Thätigkeit entfaltete, aber nicht immer streng sittliche Mittel gebrauchte und anrieth. Er begleitete beständig das Heer der Congregation, feuerte den sinkenden Muth durch energische Reden an und theilte Mühsal und Gefahr mit ihm, er predigte in der Kathedrale zu St. Andrews, trotz der Drohung des Erzbischofs, daß er ihn von der Kanzel herunterschießen lassen würde, und forderte die Zuhörer „zur Abstellung des Götzendienstes" auf, was von den gewöhnlichen Folgen begleitet war. Des Nachts schrieb er dann Briefe an den englischen Gouverneur von Berwick, an den Staatssekretär Cecil, ja an die Königin selbst, um Unterstützung an Truppen und Geld zu erwirken. Elisabeth fing jetzt schon das falsche, zweideutige Spiel gegen Schottland an, das sie während ihrer ganzen Regierungszeit durchgeführt hat. Daß sie bei den feindseligen Absichten des französischen Hofes nicht ruhig zusehen wollte, daß man Schottland gleichsam zur Provinz Frankreichs und zum Kriegsherde gegen England mache, kann ihr Niemand verdenken, daß sie aber äußerlich die Maske der Freundschaft vorhielt und gegen Frankreich und die Regentin stets versicherte, sie würde dem kurz vorher abgeschlossenen Frieden treu bleiben, und doch zugab, daß Cecil, ihr allvermögender Staatssekretär, mit den schottischen Rebellen, wie die Protestanten bezeichnet wurden, in Verbindung trat, darin liegt das Schmachvolle ihrer Politik. Uebrigens zögerte sie lange, den entscheidenden Schritt zu thun; ihre Sparsamkeit, ihre Abneigung gegen Knox und dessen radicale Reformation, das gefährliche Beispiel, empörte Unterthanen zu unterstützen, der Friedensbruch — dies alles verursachte ihr Scrupel, so daß Knox, der selbst eine Reise nach Berwick unternahm, ihr den früher erwähnten Vorschlag machte, sie sollte einige tausend Mann nach Schottland schicken und dieselben dann, wenn sie in den Dienst der Congregation getreten wären, als ob sie aus eigenem Antrieb den Zug unternommen hätten, für Rebellen erklären,

um den Schein des Friedensbruchs von sich zu entfernen (Tytl. VI. p. 176. 177.). Cecil nahm zwar den Vorschlag nicht an, erwiederte aber sein Vertrauen durch die Hinweisung auf die reichen Besitzungen der Geistlichkeit, an denen die Herren der Congregation ihre Bedürfnisse befriedigen könnten (den merkwürdigen Brief Cecils und die Antwort der »brethren«, gibt Tytler VI. p. 142. und 153. aus den englischen Archiven, und wir wollen unten einigen Stellen daraus beifügen.*) Diese Verhandlungen zwischen der Congregation und dem englischen Hofe, die fast lediglich durch Knox geführt wurden, sind von Tytler sehr gut behandelt und darum höchst interessant, weil wir daraus erkennen, wie die Begründer der schottischen Kirchenreformation ohne Bedenken Alles das selbst thun und anrathen, was sie den Gegnern so sehr zum Vorwurf machten, daß Rebellion, Bestechung und Verrath keine Sünde sind, wenn sie gegen „Götzendiener", gegen „die Rotte des Antichrists", gegen „die stummen Hunde und faulen Bäuche" (die katholischen Geistlichen) gerichtet werden, und daß sie zuletzt mit England einen Bund schließen zur Vertreibung der Franzosen aus Schottland, worin kein Wort von Religion vorkommt, während Knox

---

*) »Ye Know your chief adversaries, the Papish Kirkmen, be noted wise in their generation, they be rich also, whereby they make many friends, by their wit with false persuasions, by their riches with corruption. As long as they feel no sharpness, they be bold; but if they be once touched with fear, they be the greatest cowards — nach Erwähnung des Verfahrens in England unter Heinrich VIII. fährt Cecil fort: I like no spoil, but I allow to have good things put to good uses, as to the enriching of the crown, the help to the youth and the nobility, the maintenance of ministry in the church, of learning in schools, and to relieve the poor members of Christ being in body and limbs impotent; — dann gibt er nähere Winke: the present time requireth defence of yourselves, and this I mentioned not impertinent thereto, and to me the more marvel — that you omit also such opportunity to help yourselves. — Die Herren der Congregation verstehen den Wink und antworten: We are not ignorant that our enemies, the Popish Kirkmen are crafty, rich, malicious and blood-thirsty and most gladly would we have their riches otherwise bestowed. But consider Sir, that we have against us the established authority which did ever favour you and Denmark both in all your reformations, and therefor that without support we cannot bring them to such obedience as we desired.

immer predigte, daß zur Begründung des wahren Evangeliums, was der einzige Zweck ihres Kampfes sei, Gott die Arme seiner Kinder stärken würde, weßwegen man nicht auf die Hülfe des Fleisches bauen möge. Uebrigens war das Betragen der Regentin während dieser Zeit um nichts ehrenvoller; in Erwartung französischer Hülfstruppen schloß sie mit den Protestanten Verträge, wenn sie im Nachtheil war, und brach dieselben ohne Bedenken, wenn sich ihre Lage besserte; daher kam es, daß die Congregation, als sie englischer Hülfe versichert war, sich nicht mehr mit ihr einlassen wollte, sondern sie im Namen des Königs und der Königin ihrer Regentenwürde entsetzte. Bei den Verhandlungen über diesen Act eigenmächtigen Vorgehens gaben Willock und Knox ein Gutachten ab, und bewiesen aus der Bibel, daß Gott sich schon öfters zur Erreichung seiner Zwecke, ähnlicher Mittel bedient habe. Ein Verwaltungsrath, der aus den Häuptern der Congregation und einigen reformirten Geistlichen bestand, sollte die Geschäfte leiten, und ein Aufruf an die katholische Geistlichkeit, dem Götzendienst zu entsagen und sich zur reinen Lehre Christi zu bekehren, machte die Einleitung zu einem verheerenden Kriege, der durch englische und französische Hülfe sich sehr verlängert haben würde, wenn nicht der Tod der Regentin am 10. Juni 1560 die Entfernung der Franzosen und den Vertrag von Leith herbeigeführt hätte. Zu Anfang des Krieges hatte der Bischof von Amiens und einige französische Hofleute der Regentin gerathen, sich bei einem Parlamente der Häupter der Congregation zu bemächtigen und sie sogleich tödten zu lassen; allein ein so ehrloses Verfahren, wie man es später in Frankreich versuchte, verwarf die Regentin (Tytl. VI. p. 221 aus einem handschriftlichen Briefe Throckmortons an die Königin).

Der Vertrag von Leith oder Edinburg, worin die Staatsklugheit Cecils sich in ihrer ganzen Glorie zeigte, verschaffte der Königin Elisabeth unbedingten Einfluß über Schottland; zwei Punkte waren darin von der größten Bedeutung: erstens daß der französische Hof sich in Zukunft des Titels und Wappens eines englischen Königs zu enthalten habe und Elisabeth als die rechtmäßige Beherrscherin anerkannt werde,

und sodann daß die Schotten ein Parlament halten dürften, welches der französische Hof beschicken möge, und dessen Beschlüsse legale Gültigkeit haben sollten. Bei dem herrschenden Uebergewicht der nationalprotestantischen Sache schien es überflüssig, nähere Bedingungen über die religiöse Zukunft beizufügen. Dieses Parlament trat im August 1560 zusammen, und da dessen Bestimmungen wichtig zu werden schienen, so sprachen über hundert Mitglieder des niedern Landadels, die nur selten im Parlamente zugegen waren, und deren Berechtigung dazu sogar bestritten wurde, Sitz und Stimme an und erhielten sie, während viele Geistliche und einige vom hohen Adel, die das Parlament für ungültig erklärten, so lange keine königliche Bevollmächtigung den Zusammentritt erlaube, keinen Antheil an den Berathungen nahmen. Dadurch war der protestantische Einfluß vorherrschend, und als von einigen der eifrigsten Reformirten ein Gesuch eingereicht wurde: „das Licht des Herrn im Lande leuchten zu lassen, die pestilenzialischen Irrthümer der katholischen Kirche abzustellen, die Sacramente, die von der römischen Hure schändlich mißbraucht worden wären, in ihrer Reinheit einzuführen, und den sogenannten Klerus, der aus lauter Gesindel (rabble) bestehe, und unter dem nicht ein rechtschaffener Mensch sich befände, sondern nur Diebe, Mörder, Rebellen, Verräther und Hurer, aus der Kirche Gottes zu verjagen und sie ihrer parlamentarischen Rechte für unwürdig zu erklären" (Tytl. VI. p. 209), so erhielt Knox und drei seiner Kollegen den Auftrag, ein Glaubensbekenntniß für die schottische Kirche zu entwerfen. Binnen vier Tagen wurde dasselbe verfaßt und mit ganz geringem Widerstande von der Versammlung angenommen. Anders ging es mit dem Disciplin-Buch über die Verfassung der neuen Kirche, das bald darauf vorgelegt wurde, und dessen wesentliche Bestimmungen, wie die des Glaubensbekenntnisses ebenfalls, der calvinischen Kirche in Genf entnommen waren. Weil nämlich dasselbe die Güter der katholischen Kirche zum Unterhalt der protestantischen Geistlichkeit, der Schulen und der Armen ansprach, so widersetzten sich die Edelleute, deren gemeine Selbstsucht nun recht zum Vorschein kam, behandelten die Forderung, die bereits geraubten Kirchengüter

herauszugeben, als „andächtige Schwärmerei" und suchten vielmehr durch Gewalt oder Verträge mit den geistlichen Besitzern sich auch der übrigen noch zu versichern. Die Bischöfe, Aebte, Pröbste ꝛc. lernten bald ihren Vortheil ebenfalls kennen, indem sie entweder zum Protestantismus übertraten und ihre Pfründen säcularisirten, oder dieselben mit Erlaubniß des Papstes Freunden und Verwandten übertrugen und sich nur ihren Unterhalt ausbedungen. Durch solches Verfahren wurde das ungeheuere Kirchenvermögen verschleudert; der habgierige Adel bereicherte sich, während die Kroneinkünfte abnahmen und die protestantische Geistlichkeit der bittersten Armuth preisgegeben ward, ein Umstand, der für die demokratische Richtung der presbyterianischen Kirche nicht ohne Einfluß war. — Die übrigen Bestimmungen des Disciplinbuchs wurden eingeführt: Die Kirchengemeinde, deren Repräsentanten die Kirchenältesten und Diaconen (Almosenpfleger) sind, wählen frei die Geistlichen, die alle unter sich gleich sind; weil aber die Zahl der fähigen Prediger im Anfange nicht für das ganze Land ausreichte, so wurden über sie Superintendenten und unter sie Vorleser (readers) bestellt; die Local-Kirchensitzung ist der Kreis-Synode, und diese wieder der General-Synode untergeordnet; die Kirche richtet und straft ihre Glieder in kirchlichen Angelegenheiten und kann dabei von der weltlichen Obrigkeit nicht beeinträchtigt werden. — Den Schluß der parlamentarischen Berathungen machte die Abschaffung der päpstlichen Suprematie und der geistlichen Gerichtsbarkeit, sowie das Verbot, unter Androhung der strengsten Strafen und beim dritten Wiederholungsfall der Todesstrafe, Messe zu lesen oder derselben anzuwohnen.

In Frankreich vernahm man diese Vorgänge mit großem Mißfallen, verweigerte die Bestätigung des Vertrags von Leith und würde nicht unterlassen haben, durch kräftige und blutige Maßregeln die vermessene Ketzerei niederzudrücken, wenn nicht am 6. December 1560 Franz II. gestorben wäre und die Guisen ihren Einfluß bei Hof verloren hätten. Kein Wunder, daß die Frommen in Schottland triumphirend priesen, wie Gottes Hand sichtlich über ihrer Kirche ruhe. Maria Stuart entschloß sich bald nachher, nach Schottland zurückzu-

kehren, verweigerte aber hartnäckig die Bestätigung des Edinburger Vertrags, ehe sie darüber mit den Großen ihres Reiches sich berathen hätte, und führte dadurch eine Reihe von Unterhandlungen und Intriguen von Seiten Elisabeths herbei, die Tytler weitläufig zum Theil aus ungedruckten Briefen Throckmortons, des englischen Gesandten in Paris, mitgetheilt, ohne jedoch dadurch ein anderes Resultat zu liefern, als aus den zahlreich gedruckten Quellen hervorgeht; nur daß er die bestrittene Angabe, daß Jacob Stuart, der nachherige Graf Murray, ganz nach Elisabeths Eingebung gehandelt und dem englischen Hofe alle Gedanken und alles Thun seiner Schwester mitgetheilt habe, aufs neue bekräftigt, und darin mit Camden und den gleichzeitigen katholischen Schriftstellern übereinstimmt. Wir lassen diese Angabe dahingestellt sein, können aber dabei nicht umhin, zu bemerken, daß wir nicht jedes Wort, was ein Diplomat seinem Hofe berichtet, als unbedingte Wahrheit unterschreiben würden. Sehr häufig haben diese Briefe eine Parteiansicht und einen Parteizweck, und stellen die Dinge in diesem Lichte dar, wozu ihnen jedes Gerücht, jede unverbürgte Angabe dienen muß.

Wie rasch der Jubel, mit welchem die Königin in Edinburg empfangen ward, verhallte und in welch schlimme Stellung sie zu Knox und der reformirten Geistlichkeit wie zur ganzen Nation gerieth, haben wir im vorhergehenden Aufsatz erfahren. Die Angaben Tytlers im VI. Bande stimmen damit im Wesentlichen überein. Als sich Maria entschloß zu heirathen, fand sie nicht blos Widerstand an der falschen, geheimnißvollen und zweideutigen Politik der Elisabeth, sondern auch an Knox und den Predigern, die für ihren Glauben Gefahr befürchteten, wenn der Gemahl der Maria der katholischen oder der anglicanischen Kirche angehöre. Das Gewebe von Betrug, Täuschung, Heuchelei und diplomatischem Ränkespiel, womit diese Begebenheit umhüllt ist, hat Tytler mit großer Ausführlichkeit im letzten Capitel des sechsten Bandes dargestellt, und zu beweisen gesucht, daß alle Schuld auf Elisabeth, ihren Ministern und Maria's verrätherischen und verkauften Rathgebern Murray und Maitland ruhe,

daß dagegen das Benehmen der schottischen Königin aufrichtig, freundschaftlich und ehrenhaft gewesen. Ohne diese Angabe entkräften zu wollen, müssen wir jedoch bemerken, daß Tytler hie und da einseitig verschweigt, was sich gegen Maria anführen läßt; er übergeht, daß der allzu freie Lebenswandel der Königin, woran sie sich in Frankreich gewöhnt hatte, daß Hofbälle, Feste und Maskeraden aller Art bei der Armuth des Landes den schottischen Geistlichen Anstoß geben mußten, er erwähnt nicht ihres brieflichen Verkehrs mit dem Papste (wie man aus Plats Concilium Trident. ersehen kann), nicht ihrer, durch Jesuiten unterhaltenen Verbindung mit den Guisen zur Wiederherstellung der katholischen Kirche in Schottland, und bedenkt nicht, daß die Weigerung der Maria, den Vertrag von Leith zu bestätigen, Elisabeth eben so sehr beleidigen mußte, wie sich die schottische Königin unangenehm berührt fand, daß man ihre Thronrechte in England nicht förmlich anerkennen und feststellen wollte. Uebrigens stimmen wir dem Verfasser vollkommen bei, daß die Mittel, die Elisabeth gebrauchte, unehrenhaft waren, daß ihre Falschheit im Vergleich mit dem offenen, geraden, wenn auch leichtsinnigen Charakter der Maria sehr gehässig wird, und daß die schmähliche Weise, wie sie durch ihren schlauen Gesandten Randolph die Empörung Murray's und seiner Freunde nährte und nach dem Mißlingen derselben alle Schuld von sich ablehnte, jeden unbestochenen Beurtheiler mit Unwillen erfüllen muß. Der Verfasser schließt den sechsten Band mit der Bemerkung, daß es wunderbar sei, daß Raumer den Brief Randolph's, der die Vermählung Maria's mit Darnley erzählt, und der von Keith, Chalmer und Robertson abgedruckt worden sei, als handschriftlichen, bisher ungedruckten anführe. Es ließe sich leicht nachweisen, daß in dem ganzen Raumer'schen Briefwechsel fast nichts steht, das nicht gedruckt in Keith, Haynes, Forbes, Robertson u. A. zu finden wäre, und daß das Wenige, was etwa neu darin ist, der geschichtlichen Wissenschaft unbeschadet, entbehrt werden könnte.

Der siebente Band beginnt mit dem unglücklichen Entschluß der Königin Maria, dem zwischen Frankreich, Spanien und andern katholi-

schen Fürsten des Festlandes geschlossenen Bunde zur Ausrottung der Ketzerei in Europa beizutreten, ein Entschluß, der die schrecklichsten Folgen für sie hatte. Seit dieser Zeit gewann David Rizzio, der in des Papstes Sold stand, und bei Maria französischer Geheimschreiber wurde, großen Einfluß bei ihr. Er hintertrieb die Begnadigung Murray's und der geflüchteten Edelleute und erregte den Neid des schottischen Adels und die Eifersucht Darnley's. Die Verschwörung gegen den fremden Günstling ist von Tytler klar und gut erzählt, und dabei aus ungedruckten Quellen nachgewiesen, daß Elisabeth, Cecil und Leicester um den ganzen Plan wußten und das Schreckliche geschehen ließen, obschon es anfangs nicht blos auf die Ermordung Rizzio's, sondern auch auf Beraubung der Freiheit, ja vielleicht sogar auf den Tod Maria's selbst abgesehen war (vergl. appendix Nr. II. p. 439, einen italienischen Brief aus der Sammlung des Prinzen von Labanoff); auch ist die streitige Frage, ob Knox um die Verschwörung gewußt habe, bejahend entschieden und die Gründe dafür in einer besondern Abhandlung im Anhange gewürdigt. Die beiden Geistlichen der Hauptstadt, Knox und Craig, wurden in das Geheimniß gezogen, ein großes öffentliches Fasten für Abwendung der Gefahr, womit die Kirche Gottes bedroht sei, ging der Ermordung voraus und bereitete die Gemüther auf etwas Großes und Unerwartetes vor; inbrünstige Gebete und lange Predigten über passende Texte des Alten Testaments machten die Gemüther mit dem Gedanken an Widerstand, Gewaltthat und Blutvergießen vertraut. Solche Texte waren die Ermordung von Oreb und Zeb, die Vertilgung der Benjamiten, das Fasten Esthers und das Aufhängen Hamans, wobei den Zuhörern ans Herz gelegt wurde, daß es Pflicht sei, schnelle und gründliche Rache an Allen zu nehmen, welche die Kinder Gottes verfolgten (VII. p. 34). — Bei dem Charakter der Maria war diese Verbindung nicht ohne Gefahr für die protestantische Kirche, der sie stets abgeneigt blieb. Sie besaß drei Eigenschaften, die ihr Betragen dabei erklären: festen Glauben an die untrügliche Wahrheit der katholischen Kirche und die Heiligkeit des Papstes, unbedingtes Vertrauen in ihre Oheime und Unterordnung ihres Willens

unter deren Rathschläge, und endlich Wankelmuth, Schwäche und Mangel an Willenskraft, einem rohen und leidenschaftlichen Adel, einem ungebildeten Volke und einer zelotischen Geistlichkeit gegenüber. Diese Eigenschaften bewirkten, daß sie in stetem Kampfe mit sich selbst lebte und nur im Haß gegen die presbyterianische Kirche und deren rücksichtslose Diener standhaft war, indem die ganze Richtung ihres Wesens gegen diese ankämpfte. Wenn sie daher aus Klugheit oder aus Liebe zur Ruhe und Bequemlichkeit, oder auch, um ihrer Genußsucht ungestörter nachhängen zu können, den Reformirten in Schottland Rechte und Vortheile einräumte und äußerlich die presbyterianische Geistlichkeit auf Kosten der katholischen Kirche zufrieden zu stellen suchte, so fühlte sie in ihrem Innern sich darüber beunruhigt und glaubte eine Sünde gegen ihre Religion und deren Oberhaupt zu begehen. Daher stand sie seit ihrer Rückkehr nach Schottland mit dem Papste in fortwährender Verbindung, bedauerte stets, daß die Umstände ihr nicht gestatteten, mehr für die Wiederherstellung des Katholicismus zu thun, und ergriff jetzt die Gelegenheit, ihre innere Gesinnung zu zeigen. Rizzio theilte ihre Ansichten; er war ein Besoldeter des Papstes, galt für den bittersten Feind und Widersacher Gottes und seiner Kirche, für einen Tyrannen und Unterdrücker der Kinder Gottes. Es ist also nicht zu verwundern, wenn Knox, der die Ermordung solcher Personen für erlaubt hielt*), sofern durch die ordentlichen Gerichte ihre Bestrafung nicht erlangt werden kann, der Verschwörung zur Ermordung Rizzio's beitrat.

Das traurige Zerwürfniß Maria's mit ihrem Gatten, und dessen schreckliche Ermordung durch Bothwell, liegen unserm Plane fern. Tytlers Darstellung stimmt im Wesentlichen mit dem Bekannten über-

*) Dies gibt selbst sein größter Lobredner Maccrie im Leben des Knox zu p. 30: The truth is, he held the opinion, that persons who, according to the law of God, and the just laws of society, have forfeited their lives, by the commission of flagrant crimes, such as notorious murderers and tyrants, may warrantably be put to death by private individuals, provided all redress, in the ordinary course of justice, is rendered impossible, in consequence of the offenders having usurped the executive authority, or being systematically protected by oppressive rulers.

ein: die Edelleute setzten durch diese Begebenheit ihrer Ehrlosigkeit und Leidenschaftlichkeit die Krone auf. Denn es geht aus dem Buche hervor, daß Maitland, Argyle, Huntley, Morton, Archibald Douglas und noch Viele um die Ermordung wußten, daß diese und eine Menge anderer der ersten Adligen des Reichs mit Bothwell den schändlichen Bund schlossen, im Vertrauen auf welchen dieser die Königin, mit ihrem Einverständniß, raubte und heirathete; daß dann dieselben Edelleute mit England in Verbindung traten und zum Sturze Bothwell's und Maria's einen neuen Bund schlossen. Uebrigens geht aus der Erzählung Tytler's hervor, daß Darnley und sein Diener zuerst erdrosselt und in einen benachbarten Garten gebracht wurden, ehe man das Haus in die Luft sprengte; daß Maria um die Ermordung gewußt haben mußte, obschon sich nach dem jetzigen Stand der Dinge kein directer Beweis für ihre Schuld oder Unschuld, noch für die Aechtheit oder Unächtheit ihrer Gedichte und Briefe an Bothwell führen läßt, und man sich also mit der moralischen Ueberzeugung, die für ihre Schuld spricht, begnügen muß (t. VII. p. 267), und daß endlich Murray, dem der ganze Plan nicht fremd war, sich aus Klugheit jeder Theilnahme enthalten und in Ahnung der Folgen eine Reise nach Frankreich unternommen habe. — Die Protestanten, die Maria und Bothwell zu gewinnen suchten, erlangten durch diese schrecklichen Begebenheiten, was ihnen bisher standhaft verweigert worden war, nämlich Bestätigung ihrer Religion als Staatsreligion durch einen Parlamentsbeschluß vom April 1567, und förmliche Abschaffung aller Gesetze und Verfügungen gegen die neue Religion. Aber dessen ungeachtet wurden die Prediger nicht nachsichtiger gegen die Königin. Sie beteten auf den Kanzeln, Gott möge die Schuldigen kund machen und bestrafen, und Craig, der gezwungen wurde, die Heirath Maria's mit Bothwell zu proclamiren, rief in der Kirche Himmel und Erde zu Zeugen auf, daß er diese Verbindung als anstößig und gehässig verabscheue, und ermunterte die gläubigen Zuhörer, Gott mit Inbrunst zu bitten, eine Ehe, die gegen Vernunft und Gewissen sei, zum Heile des unglücklichen Reiches zu verhindern (t. VII. p. 117). Wie erwähnt, hatte es Knox

für rathsam gehalten, nach Rizzio's Ermordung Edinburg zu verlassen, und wagte es erst nach Maria's Flucht nach Dunbar wieder dahin zurückzukehren. —

Während Maria's Gefangenschaft zu Lochleven waren die schottischen Geistlichen sehr thätig, das Volk für die Edelleute günstig zu stimmen und die Schuld der Königin in den schrecklichsten Farben auszumalen. „Knox", sagt Tytler VII. p. 146, „ergriff die Sache der Lords des geheimen Rathes (diesen Titel gaben sie sich) mit aller Energie, die seinen Charakter auszeichnete; aus frühern Erfahrungen kannte Niemand besser als er die Macht der Volksmeinung, wenn sie einmal erregt sei, und Niemand verstand es besser, sie zu erregen als er, durch jenen Stil der Kanzelberedsamkeit, den er angenommen hatte, — ernst, sentenzenreich, satirisch, gesprächig, oft derb, aber immer das Ziel treffend, immer erfolgreich. Es kann kein Zweifel sein, daß die Reformation ihre Begründung in Schottland hauptsächlich der Macht der Volksmeinung zu verdanken hat, die durch die Reden und Predigten der Geistlichkeit erregt, gelenkt und fortwährend wach erhalten wurde. Solch eine Macht wurde in England durch Elisabeth und ihre Minister nicht gestattet." — Die Edelleute wußten diesen Einfluß zu gebrauchen; durch Fasttage, lange Predigten, inbrünstige Gebete wurde das Volk so in Aufregung gehalten, daß es nicht blos auf strenge Bestrafung der unglücklichen Königin drang, sondern auch die Hamilton'sche Partei, die auf Maria's Befreiung und Wiedereinsetzung bestand, und später zu deren Vertheidigung die Waffen ergriff, als Feinde der Kirche ansah und bekämpfte. Wie wenig übrigens der Hamilton'schen Familie die Rettung und Wohlfahrt der Königin am Herzen lag, und wie dieselbe lediglich aus Neid und Parteihaß gegen Murray, der von den Herren des geheimen Raths zum Regenten ausersehen war, geleitet wurde, weist Tytler aus neuen Quellen (t. VII. p. 171) nach. Ihr ehrgeiziges Streben war nach dem Besitze des Thrones gerichtet, deren nächste Erben sie nach Maria und ihrem Söhnchen waren, daher sie sich auch bereit erklärten, mit der andern Partei gemeinsame Sache zu machen, wenn sie sich entschließen wollte, die Königin hinrichten zu

lassen, „weil dann nur noch der kleine König zwischen ihnen und dem Throne stände, der möglicherweise sterben könnte, während es wahrscheinlich sei, daß die junge Maria noch viele Kinder bekäme". — In diesem Punkte stimmten die angeblichen Freunde Maria's mit ihren erklärtesten Gegnern, den protestantischen Geistlichen und den zelotischen Presbyterianern überein. Denn als die Frage berathen wurde, was man mit der gefangenen Königin anfangen sollte, so lautete das Urtheil der Geistlichkeit: man solle sie des Mords und des Ehebruchs anklagen, und wenn sie dieser Verbrechen überwiesen würde, mit dem Tode bestrafen. „So weit", sagt Tytler VII. p. 161, „war das Volk entfernt, die Lehre des passiven Gehorsams, die ihm Elisabeth einprägen lassen wollte, geduldig anzunehmen, daß es auf dem entgegengesetzten Extrem stand und der Nation das Recht zusprach, ihre Gebieterin für irgend ein begangenes Verbrechen zur Verantwortung zu ziehen." „Es geht die Rede öffentlich unter dem Volk," schreibt der Gesandte an Elisabeth, „daß ihre Königin nicht mehr Freiheit oder Vorrecht habe, einen Mord oder Ehebruch zu begehen, als irgend eine Privatperson, weder nach den Geboten Gottes, noch nach den Gesetzen des Reichs." Diese populären Grundsätze wurden nun zum erstenmal öffentlich und eindringlich gepredigt. Knox, Craig und die andern reformirten Geistlichen betrachteten die Kanzel und die Presse als die gesetzlichen Träger (vehicles) ihrer politischen und religiösen Ansichten, und der berühmte Buchanan, der sich den Verbündeten angeschlossen hatte, sprach dieselben Grundsätze mit ungemeiner Kraft und Geschicklichkeit aus. Ihre Argumente gründeten sich auf die Beispiele der gottlosen Fürsten des Alten Testaments, welche ihrer Abgötterei wegen abgesetzt und getödtet worden waren, und auf angeführte, aber streitige Präcedenzien in ihrer eigenen Geschichte von ähnlicher Strenge der Unterthanen gegen ihre Oberhäupter. In Folge dieser Bemühungen wurden die wenigen Freunde, die es anfangs gewagt hatten, die schottische Königin zu vertheidigen, zum Schweigen gebracht und eingeschüchtert, und der Geist des Volks wurde zu einem solchen Zustand von Raserei und Wuth entflammt, daß Maria, um ihr Leben zu retten, daran dachte,

sich nach Frankreich in ein Kloster, oder zu der alten Herzogin von Guise zu begeben."

Der Sieg der verbündeten Edelleute über die Königin und die Erhebung des Grafen von Murray zum Regenten führten auch den Sieg der protestantischen Kirche über die letzten Widerstände in Schottland herbei. In dem ersten Parlament, das Murray am 15. December 1567 versammelte, wurden die Beschlüsse vom Jahr 1560 in Betreff der päpstlichen Suprematie und der neuen Kirchenordnung feierlich ratificirt; alle Gesetze, die dem Worte Gottes widerstrebten, aufgehoben und das früher erwähnte protestantische Glaubensbekenntniß als Landesreligion förmlich angenommen und bekannt gemacht. Ketzerei und Götzendienst sollte gründlich ausgerottet und aller Messedienst mit Confiscation, Verbannung und im dritten Wiederholungsfall mit dem Tode bestraft werden. Es wurde ferner beschlossen, daß alle, die sich dem Glaubensbekenntniß widersetzten, oder sich weigerten, die Sacramente nach presbyterianischer Form zu empfangen, nicht als Glieder der christlichen Kirche zu betrachten seien und von allen Aemtern in Kirche und Schule ausgeschlossen werden sollten. Die Prüfung und Zulassung der Prediger wurde als ein Recht der Gemeinde und der Kirche angesprochen, den Patronatsherren jedoch das Präsentationsrecht zugestanden, mit der Befugniß, an die Kirchenversammlung zu appelliren, wenn die Superintendenten und Geistlichen einem tauglichen Candidaten die Zulassung versagten. (Bekanntlich in der Folge eine heftig verfochtene kirchliche Streitfrage in Schottland.) Die zwei letzten Punkte waren die Bestimmung, daß der König oder dessen Stellvertreter beim Antritt der Regierung in Zukunft einen Eid ablegen müsse, die wahre Religion zu erhalten und jede Ketzerei auszurotten, und die Forderung der Geistlichen, das Kirchenvermögen zu den früher angegebenen Bestimmungen zu verwenden. Aber diese Forderung scheiterte diesmal, wie immer, an der Habsucht des Adels, der sich nur mit Mühe dazu verstand, der von Maria getroffenen Bestimmung, wonach ein Drittel abgegeben werden sollte, nachzukommen. Thron und Kirche blieben arm. Ein gewaltthätiger Angriff auf die königliche Kapelle durch den

zelotischen Grafen von Glencairn und die Zerstörung der Altäre und Ornamente bezeichneten den gänzlichen Untergang „des Papstthums und der Götzendienerei".

So wurde die protestantische Kirche, die man in der Folge die presbyterianische nannte, nachdem unter Jacob VI. nach dem Sturze des Episcopalsystems die eigenthümliche Presbyterialform eingeführt worden war, in Schottland begründet. Der Wille der Nation hat den Widerstand der Beherrscher besiegt und eine Kirche errichtet, die, weil sie aus dem Volke hervorgegangen war, ganz auf demokratischen Principien beruhte. Im Kampfe gegen die königliche Macht hatte sie sich gebildet, unter Kämpfen war sie erstarkt, daher sie auch ihrem ganzen Wesen nach antimonarchisch war und jeden Eingriff in ihre republikanisch organisirte Verfassung mit Mißtrauen und Hartnäckigkeit abwies. In Maria Stuart sahen die presbyterianischen Geistlichen ihre Erbfeindin, und verfolgten sie bis zu ihrem Tode mit mitleidsloser Härte, ohne ihrem schrecklichen Schicksale die mindeste Theilnahme zu zollen. Als im Jahre 1570 Elisabeth von Murray und seiner Partei ersucht wurde, Maria nach Schottland zurückzuschicken und den Händen feindseliger Richter zu übergeben, schrieb Knox einen höchst merkwürdigen, mysteriösen Brief an Cecil, worin er in dunkeln, räthselhaften Ausdrücken die Hinrichtung der unglücklichen Gefangenen als nothwendig für die Erhaltung der Ruhe und der wahren Religion in beiden Reichen darstellte, zu einer Zeit, wo er, wie er selbst unterschrieb, mit Einem Fuße im Grabe stand (diesen bisher ungedruckten Brief gibt Tytl. VII. p. 300). Die Ermordung Murray's unterbrach die Unterhandlungen hierüber; als aber nach der Bartholomäusnacht Elisabeth, aus Furcht vor den um sich greifenden Verschwörungen, sich ihrer gefährlichen Gefangenen durch Mar und Morton entledigen wollte, und deswegen ihren Gesandten Killegrew nach Schottland schickte, fand sie abermals in den presbyterianischen Geistlichen, und sogar, wie Tytler (VII. p. 390.) vermuthet, in Knox selbst, Beförderer ihres Planes, der aber durch den Tod des Grafen von Mar vereitelt wurde. Morton's Erhebung zur Regentschaft am 24. Novem-

ber 1572, die nur drei Tage dem Tode des schottischen Reformators voranging, bezeichnete den völligen Sieg der königlichen protestantischen Partei über die Anhänger Maria's, und mit der Hinrichtung des tapfern Kirkaldy von Grange und dem mysteriösen Tode des klugen Maitland, womit der siebente Band dieser Geschichte schließt, verschwand Maria's letzte Hoffnung einer Wiedereinsetzung auf den schottischen Thron. Die Stimme der presbyterianischen Geistlichkeit, die des wackern Kirkaldy Tod forderte, weil er abtrünnig geworden war, trug zum endlichen Sieg der königlichen Partei mehr bei, als englische Truppen und englisches Geld. Mußten nicht die fortwährenden Invectiven an heiliger Stätte und aus einem Munde, der nur berufen schien, Wahrheit zu verkünden, das Volk endlich gewöhnen, den Namen ihrer Königin nur mit Flüchen und Verwünschungen aussprechen zu hören, in ihr nur eine „Mörderin und Ehebrecherin“, eine „Dienerin des Antichrists“ und dessen „Abgötterei“, eine „Feindin des Evangeliums“ zu erblicken? und Volksmeinung ist eine starke Waffe. — Zur Ergänzung des frühern Aufsatzes wollen wir unsere Abhandlung mit der wenn auch mangelhaften Schilderung des Charakters des schottischen Reformators schließen, wie sie Tytler p. 401 gibt: „Die Geschichte seines Lebens ist fast nichts Anderes, als die Geschichte jener großen, religiösen Revolution, und Niemand kann ihm das Lob versagen, mit Muth, Unbescholtenheit und unermüdlicher Thätigkeit jenes System der Wahrheit verkündet zu haben, das er für begründet hielt in dem Worte Gottes. Diesem blieb er treu bis an sein Ende und obschon es mich bedünkt, daß er bei manchen Gelegenheiten nach dem, offenbar irrigen und antichristlichen Grundsatze handelte, daß der Zweck die Mittel rechtfertige, so finden wir ihn doch nie geleitet von eigennützigen oder feilen Motiven. In dieser Hinsicht steht er allein da und ragt über alle Männer hervor, mit denen er zu thun hatte. Ein System auszurotten, das er in jeder Beziehung für falsch und abergläubisch hielt, und es durch ein anderes zu ersetzen, von dem er fest überzeugt war, daß es das Werk Gottes sei, scheint die herrschende Leidenschaft seiner Seele gewesen zu sein. Niemand, der die Geschichte der Zeit oder

seine eigenen Schriften studirt hat, wird läugnen, daß er bei der Ausführung oft rauh, unnachgiebig und schonungslos gewesen sei, aber dabei war er auch uneigennützig, gerade und offen. Er fürchtete den Mächtigen nicht, noch schmeichelte er ihm; der Glanz der Mitra oder die Einkünfte der reichsten Pfründen hatten in seinen Augen keinen Reiz, und man darf in seine Aufrichtigkeit keinen Zweifel setzen, wenn er in dem letzten Briefe an seinen alten und geprüften Freund Lord Burghley versichert, daß er es für eine größere Ehre achte, daß durch seine Vermittelung das Evangelium einfach und wahrhaftig in seinem Vaterlande gepredigt werde, als wenn er der höchste Prälat in England geworden wäre."

b. Presbyterianismus und Episcopalsystem unter den Stuarts, nach den kirchengeschichtlichen Werken der Wodrow-Gesellschaft in Edinburg.

Nirgends findet man ein regeres Interesse für vaterländische Geschichte, nirgends eine größere Pietät für die kirchlichen, politischen und socialen Einrichtungen der Vorfahren, als in Großbritanien. Alles Alte wird hier mit Ehrfurcht betrachtet und so lange als möglich beibehalten, und fordert die Zeit neue Schöpfungen und Einrichtungen, so bedient man sich häufig der alten Formen und knüpft das Neue eng an das Bekannte und Frühere. Darum wurzelt auch die Gegenwart mit allen ihren Instituten, Sitten, Gebräuchen, mit ihrem ganzen Staats-, Kirchen- und Schulwesen nirgends so in der Vergangenheit als in England. Alles erscheint hier alt und dennoch entbehrt nichts der Lebenskraft und raschen Thätigkeit der Jugend; Alles scheint sich in schwerfälliger Form und in einem unbeholfenen Mechanismus zu bewegen und dennoch schafft die Nation mit geistiger Freiheit und angebornem Tacte die großartigsten Dinge. Das englische Volk, das zu den Hauptträgern der modernen Civilisation gehört, behält im Gerichts- und Verwaltungswesen die altfränkischen Formen früherer Jahrhunderte bei; die englischen Universitäten bewahren noch immer die mittelalterlichen Einrichtungen und den klerikalischen Charakter; in den öffentlichen Schulen herrscht noch immer die Lehrweise und der Pennalismus der

guten alten Zeit, an die man schon durch die eigenthümliche Tracht erinnert wird; die Staatskirche, wider die doch die meisten und heftigsten Schläge geführt worden, steht noch ganz auf dem Standpunkte, auf den sie Elisabeth gestellt; und dennoch ist England mehr als irgend ein Land in Europa in stetem Fortschritt begriffen. Diese Achtung für das Bestehende, diese Pietät für die Schöpfungen der Vorfahren bildet den Grundzug des britischen Charakters und bewirkt, daß man die Landesgeschichte, die Alterthümer, die Einrichtungen in Staat und Kirche bis ins kleinste Detail durchforscht und das Interesse für frühere Zustände und Personen in dem gegenwärtigen Geschlechte stets wach zu erhalten sucht. Diese nationale Eigenthümlichkeit hat, abgesehen von dem Einfluß, den dabei die Natur des Volks und die insularische Lage des Landes geübt haben mag, hauptsächlich darin ihren Grund, daß das englische Staats- und Religionsleben erst mit der Reformation beginnt, daß von dieser Epoche an Alles einen naturgemäßen Lauf genommen hat und folglich die Zustände der Gegenwart sich ohne Sprünge und Lücken an die Vergangenheit anreihen. Das Zeitalter der Königin Elisabeth ist der Ausgangspunkt und der Boden der bedeutendsten Nationalinstitute Englands; diese großartige Zeit, worin die kirchliche, die politische und literarische Bildung einen mächtigen Aufschwung nahm, in der die britische Nation sich zuerst aus der untergeordneten Stellung, die sie bisher eingenommen, emporarbeitete und die Bahn einschlug, auf der sie seitdem zu Macht und Herrschaft gelangte; diese kraftvolle Zeit mit ihrer Fülle an hervorleuchtenden Persönlichkeiten ist der Stolz des englischen Volks, und die Gegenwart in ununterbrochener Continuität an diese Glanzperiode anzuknüpfen das eifrige Streben jedes wahren Patrioten in England. Darum hält man alle Einrichtungen und Institute, alle Werke der Kunst und Wissenschaft, die diese Periode berühren, in besonderer Verehrung und sucht durch Bewahrung der ursprünglichen Formen das Andenken daran lebendig zu erhalten. Das Reformationsjahrhundert ist die Schöpfungszeit der englischen Freiheit und folglich der Protestantismus die Seele des ganzen Staats- und Kirchenwesens. Während Deutschland und die Schweiz durch die un-

vollständige Reformation zerrissen und geschwächt wurden, stiegen England und Holland, wo die Erneuerung der Kirche eine durchgreifende war, zu Eintracht und Macht empor und während in Deutschland der dreißigjährige Krieg eine ewige Scheidewand zwischen den beiden Religionstheilen aufrichtete und die neue Zeit durch eine unübersteigliche Kluft von der alten trennte, bewirkte die englische Revolution eine größere Verbreitung und eine festere Begründung des protestantischen Lehrbegriffs und erscheint dennoch den Engländern bis auf den heutigen Tag als ein beklagenswerthes Ereigniß, weil dadurch die neue Zeit der Blüthe von der alten, in der die Wurzeln und der Stamm ruhten, vorübergehend getrennt wurde. Diese der ganzen Nation inwohnende Pietät für die Reformationszeit äußert sich besonders in dem hohen Interesse für alle literarischen Producte dieser Periode. Die veraltete ins Unendliche ausgesponnene und von puritanischem Zelotismus durchwehte Geschichte der englischen Märtyrer von John Fox, das kolossale Sammelwerk von Strype, die großen Reformationsgeschichten von Gilb. Burnet und Andern werden in prachtvollen Editionen immer wieder von Neuem unter das Volk gebracht und finden Käufer und Leser in Menge; Biographien und Monographien, die in Masse erscheinen, wecken das Interesse für das Einzelne und erhalten minder wichtige Ereignisse und untergeordnete Persönlichkeiten im Andenken des Volks. Der Geschichtsunterricht der Jugend ist lediglich auf die alte Welt und auf die Landesgeschichte beschränkt und in dieser ist es wieder vorzugsweise die neuere mit Heinrich VIII. beginnende Zeit, die bis ins Einzelnste, bis zu den Mährchen und Anekdoten herab dem Gedächtnisse eingeprägt wird. Dies ist der Boden, auf dem sich der praktische Engländer bewegt, hier findet er lauter bekannte Zustände, lauter heimische Ideenkreise, lauter Einrichtungen, die entweder noch bestehen oder leicht aus dem Bestehenden erhellen. Nicht die romantischen Gebilde des Mittelalters füllen die Phantasie der englischen Jünglinge, sondern die Großthaten der neuern Geschichte; die Ruinen zerstörter Klöster und Abteien fesseln nur das Interesse sentimentaler Alterthumsschwärmer; die thatensüchtige Jugend ergötzt sich an der

blühenden Welt, die auf diesen Trümmern emporwuchs, und schaut mit stolzem Nationalgefühl auf die „hölzernen Mauern Altenglands", durch die drei Welttheile dem thatkräftigen Insellande zinspflichtig wurden; mögen auch immerhin in dem Zion schirmenden Oxford einige beklommene Herzen die Errungenschaft der Reformation von sich werfen und im Schooße der alleinbeseligenden Kirche Ruhe für ihr geängstetes Gemüth suchen, die lebensfrohe Jugend jubelt noch immer am 5. November über die Errettung von dem papistischen Pulvercomplott und höhnt in Guy Fawkes die Feinde der Staatskirche.

Noch stärker und lebendiger ist das Interesse für die Reformationszeit in Schottland; nicht als ob auch hier die kirchliche Neuerung eine so glorreiche Zeit begründet hätte, wie in dem Nachbarlande; vielmehr hat der strenge Eifer des harten Knox und das engherzige poesielose Presbyterianerthum wesentlich beigetragen, die Rohheit und Barbarei, die noch im 15. und 16. Jahrhundert über Schottland lag, fester und dauerhafter zu machen; hier ist es der Glaubenseifer und die strengreligiöse Richtung des Volkes, die das Interesse wach erhält. Denn neben den materiellen Anliegen, die in der Seele des Schottländers einen großen Raum einnehmen, ist der Eifer für protestantisches Christenthum und kirchliche Gläubigkeit die bedeutendste Triebfeder aller seiner Handlungen; für die poetische Welt, welche pantasiereiche Dichter in die schottischen Hochlande und die Alpengegenden der Schweiz verlegten, hat der fremde Leser mehr Sinn und Mitgefühl als der nüchterne Eingeborne. An der starren Orthodoxie des presbyterianischen Schotten scheiterten alle Versuche des Staats, durch Begründung des Episcopalsystems kirchliche und politische Uniformität in beiden Reichen herbeizuführen, und derselbe Geist, der einst die Streiter des Herrn unter die Fahne des Covenants geschaart, der durch den Ruf: „Zu Euern Gezelten, Israel!" das ganze Volk ohne Rücksicht auf Stand, Geschlecht und Lebensalter zum Kampfe beseelt hat, lebt noch heute frisch und kräftig in der Brust des strengen Presbyterianers. Es ist der Geist des puritanischen Demokratismus und der kirchlichen Freiheit und Gleichheit, der Geist des Hasses und der Feindschaft gegen jede Hierarchie,

Cäsareopapie und aristokratische Bevorzugung auf religiösem Gebiete, derselbe starre, trotzige Sinn, den einst Knox gegen Maria kund gab und der vor einigen Jahrzehnten zur Gründung der Freikirche führte, als man in Gefahr stand, dem Einfluß der Regierung und der Einwirkung aristokratischer Patrone anheimzufallen.

Bei solcher Anhänglichkeit des schottischen Volks an die kirchlichen Formen und Satzungen, wie sie von dem strengen Reformator und seinen gleichnamigen Zeitgenossen entworfen worden, ist das Interesse für das religiöse Leben der Vorfahren sehr begreiflich. Die Fortschritte der Cultur haben auf das presbyterianische Kirchenthum keinen mildernden Einfluß geübt; das schottische Zion trägt noch immer den polemischen Charakter der Reformationszeit; der Geist eines Knox und Andreas Melville herrscht noch jetzt auf den Kanzeln und den Lehrstühlen von Edinburg und St. Andrews; noch immer ist über dem Tweed und den Cheviothügeln die christliche Liebe nur auf den gleichdenkenden rechtgläubigen Bruder beschränkt; was also vor drei Jahrhunderten für Religion und Kirche geschrieben und gelehrt ward, findet noch jetzt seine volle Geltung und mit den Kämpfen und Siegen, mit den Leiden und Drangsalen der damaligen Gläubigen fühlt das lebende Geschlecht noch immer die innigste Sympathie. Darum ist die Literatur über die schottische Kirche so außerordentlich reich, weil das ganze Volk sich dafür interessirt und wo religiöser Eifer nicht wirkt, da übt Nationalgefühl und Parteigeist seine Macht. Und damit sich möglichst Viele an dem kirchlich-literarischen Nationaleigenthum betheiligen können, bilden sich Gesellschaften oder Vereine zur Herausgabe wichtiger Werke aus früherer Zeit, eine Sitte, die in Großbritannien, wo alles Gemeinnützige vom Volke selbst ohne Zuthun der Regierung ausgeht, schon manches Große und Edle zu Tage gefördert hat. Diese Gesellschaften, an deren Spitze ein geeigneter mit entscheidender Vollmacht über die zu treffende Wahl ausgerüsteter Ausschuß steht, und die durch die rege Theilnahme aller Gebildeten an solchen Bestrebungen über bedeutende Geldmittel zu verfügen haben, lassen ältere theils vergriffene und vergessene, theils blos in Manuscript vorhandene Werke auf eigene Kosten drucken und

an die Mitglieder vertheilen, und da es hierbei nicht auf Gewinn abgesehen ist, so können bei der zahlreichen Betheiligung die Einzelnen um geringe Kosten bedeutende Erwerbungen machen. Derartige Vereine bestehen in Edinburg (Wodrow-Gesellschaft; Bannatyne-Club), in Glasgow (Maitland-Club), in Aberdeen (Spalding-Club) und andern Orten; alle ihre Werke zeichnen sich durch prachtvolle typographische Ausstattung aus. Da der Hauptzweck dieser Gesellschaften die möglichst große Verbreitung nützlicher, Frömmigkeit und Religiosität befördernder Bücher ist, so sind sie mit ihren Publicationen sehr freigebig. Auch gegen fremde Bibliotheken beweisen sie ihre Liberalität durch Gratissendungen und besonders hat sich die Heidelberger Universitätsbibliothek schon mehrmal einer solchen Gunst zu erfreuen gehabt. Vor Jahren erhielt sie von dem Bannatyne-Club eine Anzahl Werke über schottische Kirchen- und Profangeschichte und im Laufe der vierziger Jahre hat die seit Mai 1841 „zur Herausgabe der Werke der Reformatoren und ältern Kirchenschriftsteller der reformirten Kirche in Schottland" gestiftete Wodrow-Gesellschaft sie mit einer Reihe wichtiger Werke über die Reformationszeit und die darauf folgenden kirchlichen Kämpfe bedacht. Von diesen im Auslande wenig bekannten Schriften mögen einige Angaben über Inhalt und Standpunkt auch für deutsche Geschichtsfreunde von Interesse sein, da sie zur Aufhellung des großen inneren Kampfes um kirchenrechtliche Principien unter den Stuarts nicht wenig beitragen.

Das bedeutendste Werk der ganzen Sammlung ist:

The history of the Kirk of Scotland, by Mr. David Calderwood, some time minister of Crailing. Edited from the original manuscript preserved in the British Museum, by the Rev. Thomas Thomson. Edinburgh, printed for the Wodrow-Society 1842—1845. 7 Bände in gr. 8.

Dieses werthvolle Werk, aus dem alle schottischen Kirchen- und Profanhistoriker, wie Robertson, Cook, M'Crie u. A. ihre Nachrichten über das Reformationsjahrhundert geschöpft haben, war früher nur in Handschriften vorhanden, welche die Nachkommen des Verfassers dem britischen Museum zum Geschenke gemacht hatten. Es rührt von einem

gelehrten Geistlichen aus Jacobs VI. (I.) Zeiten her, der zur Vertheidigung seiner „geliebten Kirche“ zahlreiche Schriften verfaßt und darüber harte Schicksale erduldet hat. „Da die Geschichte (sagt der Herausgeber in der Vorrede) sich hauptsächlich um Kampf und Leiden dreht, wobei die Fürsten und Gewaltigen der Erde und der Finsterniß die Feinde waren, so war es ein glückliches Geschick, daß die Erzählung dieses Kampfes in die Hände eines Mannes kam, den der Monarch vergebens einzuschüchtern und die ganze Hierarchie umsonst zum Schweigen zu bringen sich bemüht hatten. Sein eigenes Herz scheint auch mit besonderer Liebe sich zu dieser ihm angemessenen Beschäftigung hingezogen gefühlt zu haben, so daß er nach seiner Rückkehr aus der Verbannung viele Jahre mit dem Sammeln und Anordnen des Materials für dieses wichtige Unternehmen zubrachte. Endlich, als er sein 73. Jahr erreicht, gewährte ihm die allgemeine Kirchenversammlung zur Vollendung seines Werkes ein Jahrgehalt von 800 L. St. schottischer Währung. Zwei Jahre nachher starb Calderwood, aber der Zweck seines Lebens, die Abfassung einer Geschichte unserer Nationalkirche vom Anfange der Reformation bis zum Ende der Regierung Jacobs VI. war erreicht.“ Diese Geschichte war von doppelter Art: 1) Ein großes Sammelwerk von 3136 Seiten, das alle Documente und Materialien enthielt, von dem aber nur noch 1117 Seiten in drei Bänden vorhanden sind. 2) Eine ausgearbeitete und geordnete Geschichte in drei Folianten von 2013 Seiten. Dieses letztere Werk ist die vorliegende von der Wodrow-Gesellschaft in sieben starken prachtvollen Octavbänden herausgegebene Kirchengeschichte. Die unverbürgte Nachricht, daß Calderwood noch ein drittes compendiöses Werk über denselben Gegenstand verfaßt habe, scheint Veranlassung zu einer literarischen Fälschung gegeben zu haben. Schon im Jahre 1678 nämlich erschien unter dem Titel: »Colderwood's True history of the Kirk of Scotland« ein gedruckter Folioband, den man lange für einen Auszug aus dem größern handschriftlichen Werke hielt, der aber wahrscheinlich von einem der unter Karl II. verfolgten schottischen Geistlichen herrührt. Aber auch dieser „gedruckte Calderwood“ enthält wichtige Nachrichten und Urkunden über die letzten

Jahrzehnte des sechzehnten und die ersten des siebenzehnten Jahrhunderts.

Es kann unser Zweck nicht sein, näher auf den kirchenhistorischen Inhalt der Calderwood'schen Geschichte einzugehen, und doch ist der Inhalt das Bedeutendste daran. Als geschichtliches Kunstwerk ist sie ohne allen Werth, da sie weder durch Schönheit des Stils und der Darstellung noch durch großartige Auffassung oder Anordnung ausgezeichnet ist. Der Verfasser steht auf engkirchlichem Standpunkte; sein Gesichtskreis ist beschränkt, sein Urtheil erhebt sich nicht über die Grundsätze einer dürren, puritanischen Moral; sein Herz fühlt nur Mitleid mit den Leiden der Glaubensbrüder und Haß gegen die Andersdenkenden. Humanität ist ihm eben so fremd, wie philosophische Auffassung menschlicher Dinge; er beklagt die über die presbyterianische Kirche verhängten Verfolgungen und Bedrückungen, aber nicht mit dem Unwillen, den jede freie edle Seele über Intoleranz und Geisteszwang empfindet, sondern mit dem Ingrimm eines Besiegten, den es schmerzt, daß die Verfolgten nicht die Verfolger sind; bei dem Märtyrertod der ersten Bekenner der evangelischen Lehre jammert er, daß der böse Feind durch die Priester, seine Diener, so große Gewalt habe über die Kinder des Lichts, aber in dem Meuchelmorde des Cardinals Beton sieht er die gerechte Strafe des Himmels wegen seines Hasses gegen die neue Lehre.

Der erste Band, der nach einer kurzen Einleitung über die ältere schottische Geschichte und die Lollarden mit Jacobs V. Regierungsantritt (1514) beginnt und mit dem Tode der Regentin Maria von Guise (1560) endigt, schließt sich in Ton, Sprache und Form an Knoxens Reformationsgeschichte an, aus der Manches entlehnt ist. Beide Werke tragen die parteiische, streng puritanische Färbung, die sich im feindseligsten Hasse gegen den Papismus und dessen Träger und Schützer, den Klerus und den Hof, und im unbedingten Preisen der Meinungsgenossen und ihrer Sache kund gibt. — Der zweite Band schildert die Einführung der Reformation in Schottland, die Entstehung und den Inhalt des Glaubensbekenntnisses, des Disciplinbuchs und der Liturgie, und die Verhandlungen der zwanzig ersten Kirchenversamm-

lungen, wobei die eiteln Versuche, die durch die Raubsucht des Adels herbeigeführte Verarmung der presbyterianischen Kirche und Geistlichkeit zu heben, das größte Interesse in Anspruch nehmen. Neben diesen kirchlichen Dingen werden auch die tragischen Geschicke Maria's während ihres Aufenthals in Schottland, ihre Flucht und ihre Haft in England und Murray's Ermordung (1570) durch die Hamiltons erzählt; für die Schicksale seiner unglücklichen Königin hat der strenge Presbyterianer kein Gefühl, ihre Anhänglichkeit an den „papistischen Götzendienst", mit dessen Cultus sie ihre Schloßkapelle entweihte, erscheint ihm so sündhaft, daß schon darum Gottes Strafgerechtigkeit ein so hartes Verhängniß auf sie herabschicken mußte, wenn auch ihre übrigen Verbrechen nicht so groß und offenkundig gewesen wären. Eine abergläubische, engherzige Teleologie verbunden mit dem Glauben an Ahnungen und Prophezeihungen findet sich bei allen presbyterianischen Schriftstellern der Reformationszeit; menschliches Elend, plötzlicher Tod, Wahnsinn gelten ihnen als sichtbare Zeichen des Himmels, die sich auf dem Haupte des Gottlosen und Ungläubigen sammeln. Auch wir glauben an eine höhere Macht, deren Walten sich im Großen der Weltgeschichte kund gibt, sind aber der Meinung, daß der menschliche Geist zu kurzsichtig und beschränkt ist, um deren Absichten im Einzelnen erfassen und nachweisen zu können. Der Vorzug der presbyterianischen Orthodoxie vor der römisch-katholischen „Abgötterei" scheint uns keineswegs so groß, daß darum der Allmächtige die ewigen Gesetze gerade so eingerichtet haben sollte, damit jene den Sieg erlange; auch stimmt es keineswegs mit der christlichen Vergeltungslehre nach dem Tode, daß man schon hier den Thaten und Gesinnungen auf sichtbare Weise den entsprechenden Lohn folgen läßt. Die merkwürdige Unterredung, worin Knox der Königin sagte, daß „die Kinder Gottes" ihren götzendienerischen Fürsten und Obrigkeiten mit eben so viel Recht gewaffneten Widerstand leisten dürften, als es Kindern gestattet sei, ihren wahnsinnigen Vater zu fesseln, um ihn von verderblichen Handlungen abzuhalten, wird von Calderwood mit sichtbarem Wohlgefallen und der größten Umständlichkeit erzählt.

Der dritte Band befaßt sich mit den verhängnißvollen Jahren von 1570—1582, während welcher das unglückliche Land von blutigen Parteikämpfen zerrissen ward, Murray's Nachfolger in der Regentschaft eines gewaltsamen Todes starb und der letzte Regent Morton, ein in die tragischen Geschicke des schottischen Hofes tief verflochtener Mann, auf dem Blutgerüste endete. In kirchlicher Hinsicht bilden das letzte Ringen und der Hintritt des gewaltigen Reformators Knox, Andreas Melville's Kampf gegen Bischofmacht und Bischoftitel und die Errichtung der Presbyterien als vermittelnder Kirchenbehörde zwischen der Gemeinde (Kirchensession) und der Generalsynode den Mittelpunkt der Darstellung. So wenig man auch mit der Natur des schottischen Reformators sympathisiren mag, seine Kühnheit, Kraft, Charakterstärke müssen Jedermann imponiren. Der unerschrockene Geist des alttestamentlichen Propheten war in ihm wiedererstanden; er sprach und handelte wie ihm der zornige Jehovah, der die Sünden der Väter an Kind und Kindeskind heimzusuchen drohte, eingab, ohne Rücksicht auf irdische Verhältnisse, ohne Menschenfurcht und ohne Selbstsucht. Er war ein Mann der That, der sich berufen fühlte zum Dienste jenes gewaltigen Herrn der Heerschaaren und der dieser Berufung mit aller Energie seiner starken Seele Folge leistete. Noch wenige Wochen vor seinem Tode schwankte, wie früher erzählt, der gelähmte Greis gestützt auf einen Stab und geleitet von einem Diener durch die Straßen von Edinburg nach der Kirche, um von der Kanzel seinen Fluch auf die Urheber der Bartholomäusnacht herabzuschleudern.

Der vierte Band geht bis zum Jahre 1589 und umfaßt die trübseligste Periode der schottischen Geschichte — die ersten Regierungsjahre Jacobs VI. während der Haft und Hinrichtung seiner Mutter in England. Bei keinem Fürsten möchten die contrastirenden Eigenschaften, Hochmuth und Ohnmacht, Dünkel und Unfähigkeit, Feigheit und Trotz so innig verbunden gewesen sein, als in diesem unköniglichsten aller Könige, unter dessen Regierung in Schottland eine völlige Anarchie herrschte. Der furchtsame, friedliebende Fürst, den der Anblick eines entblößten Schwertes zittern machte, war nicht im Stande,

den rohen, allzeit schlagfertigen Feudaladel, der theils aus angeborener Fehdelust, theils aus Parteiwuth für oder gegen die vertriebene Königin, theils aus Selbstsucht und Leidenschaft stets zum Kampf und zur Empörung bereit war, in Ordnung zu halten. Unfähig selbst zu regieren, war er doch zu hochmüthig, um selbständigen, charaktervollen und klugen Rathgebern sein Vertrauen zuzuwenden; er verschwendete Gunst und Gnade in ungemessener Weise an unwürdige, geckenhafte Günstlinge, die durch körperliche Schönheit und Wohlgestalt das Herz des Königs, dem dieser Vorzug gänzlich abging, gewonnen hatten, unbekümmert um die Meinung des Volkes, das alle Noth und alles Elend diesen Lieblingen Schuld gab und den Waffen der empörten Großen, die den Monarchen zur Entfernung dieser unwürdigen und übermüthigen Günstlinge zwingen wollten, Erfolg wünschte. Gegen die presbyterianische Kirche mit ihren demokratischen Einrichtungen und gegen die strengen Geistlichen, die auf der Kanzel und in den kirchlichen Versammlungen über Hoch und Niedrig eine furchtbare Geißel schwangen und mit rücksichtsloser Derbheit alle Gebrechen und Schäden des Staats und der Kirche, alle Sünden des Hofes und des Familienlebens ihrer scharfen Rüge unterzogen, fühlte Jacob einen unüberwindlichen Haß; allein er hatte nicht den Muth, seines Herzens Meinung kund zu geben; knirschend fügte er sich dem geistlichen Joche, pries wohl mitunter die presbyterianische Kirche als die reinste, die das apostolische Gepräge am vollkommensten an sich trage, nahm hie und da thätigen Antheil an den theologischen Disputationen und gelehrten Kämpfen, wobei er mit innigem Wohlgefallen seine pedantische und dünkelhafte Schulmeisternatur an den Tag legte; aber sein Bestreben, das dem Volke und der Geistlichkeit so verhaßte Episcopalsystem in Schottland zu begründen, seine Nachsicht und Milde gegen einheimische und fremde Katholiken, von denen er mehrere in seiner nächsten Umgebung duldete, indeß das Volk sie lieber an den Pranger gestellt hätte, und seine wiederholten Versuche, die schrankenlose Freiheit und Kühnheit des presbyterianischen Priesterthums zu brechen, gaben seine eigentliche Gesinnung kund. Die Geistlichen ahnten diese in der Tiefe seiner

Seele verschlossene Gesinnung und geriethen über die Heuchelei in Wuth. In ihrem Zorne vergaßen sie ihre Stellung zu dem Herrscher des Landes und erlaubten sich eine in Monarchien unerhörte Sprache; Knoxens Geist und Prophetenkühnheit schwebte über der ganzen Corporation. Der gänzliche Mangel an Würde, Haltung und Majestät in Jacob begünstigte ihr Gebahren; sie hatten das Volk auf ihrer Seite und durften im Vertrauen auf diesen Schutz die ärgsten Invectiven gegen den König und seinen Hof schleudern. — Am erbärmlichsten erscheint Jacobs Benehmen seiner Mutter Maria Stuart und der Königin Elisabeth gegenüber. Er hatte nie Liebe zu seiner Mutter gefühlt, die ihm von Jugend auf als Mörderin seines Vaters, als eine abgöttische Frau, die durch ihren Götzendienst sich und das Land in Elend gestürzt, dargestellt worden war; ihre Haft war ihm ganz recht, denn ihre Rückkehr nach Schottland hätte ihn in eine untergeordnete Stellung gebracht; und wenn je einmal ein kindliches Gefühl in ihm aufkam, oder die Vorstellungen fremder Höfe an sein Gewissen schlugen, so fiel es der klugen Elisabeth, die den König und seinen Adel im Sold hatte, nicht schwer, ihn zu beschwichtigen und diese Regungen zu unterdrücken. Sie hatte ein sicheres Mittel, ihn fügsam zu machen — die unbestimmte Erbfolge in England. Als das lange bedrohte Haupt der Unglücklichen endlich fiel, „konnte Jacob seine innere Freude nicht verbergen, obschon er nach Außen traurig schien"; ohne Mühe gelang es dem englischen Gesandten, ihn von jeder feindlichen Demonstration abzuhalten; er nahm das dargebotene Sühnegeld von 2000 L. St. für das Blut der Mutter, und — schwieg.

Der fünfte Band enthält die kirchlichen und politischen Begebenheiten Schottlands bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Jacobs Brautfahrt nach Dänemark, womit das Buch anhebt, war die größte Heldenthat, zu der sich dieser unritterliche König aufschwang; auf sie blickte er noch in seinem Alter mit Stolz und Freude und begünstigte daher später die ähnliche aber erfolglose Brautfahrt seines Sohnes Karl und seines Günstlings Buckingham nach Spanien. Aber des Königs Stellung zur Geistlichkeit und zum Volke wurde nach seiner Vermäh-

lung nicht freundlicher als zuvor. Eine Anzahl katholischer Edelleute (Huntley, Errol u. A.) hatten mit Philipp II. ein Complott zur Einführung des Romanismus in Schottland gebildet. Einige verschlagene, kühne Jesuiten machten die Zwischenträger. Durch die Wachsamkeit der presbyterianischen Geistlichen wurde der Plan entdeckt und die Schuldigen verhaftet. Statt nun über die Betheiligten ein strenges Strafgericht zu verhängen und dadurch alle ähnlichen Versuche für die Zukunft niederzuschlagen, behandelte Jacob die Angeklagten mit auffallender Schonung und Milde, sei es aus innerer Sympathie, sei es, daß er nach der Gunst der englischen und auswärtigen Katholiken strebte, um bei einem dereinstigen Thronwechsel in England ihrer Unterstützung theilhaftig zu werden. Diese Nachsicht, welche die Betheiligten zur Beharrlichkeit ermuthigte, reizte den Zorn der presbyterianischen Geistlichen im höchsten Grade. Die Kanzel, die sie zur Tribüne umgeschaffen, auf der das öffentliche Leben und alle politischen Begebenheiten und Zeitfragen verhandelt wurden, ertönte von ihren Klagen und Invectiven. Die Prediger der Hauptstadt erdreisteten sich, an den in der Kirche anwesenden König vermessene Fragen, Anreden und Beschwerden zu richten; sie wendeten Stellen des alten Testaments auf ihn an, drohten ihm mit den Aussprüchen der Propheten, beschuldigten ihn einer geheimen Vorliebe für Abgötterei, durch die er über sich und sein Land den Zorn Jehovas herabziehen werde, wie einst die götzendienerischen Könige Israels. Was half es ihm, daß er einige der Verwegensten mit gerichtlichen Proceduren verfolgte und zur Flucht nöthigte — die ganze Priesterschaft war von demselben Geiste beseelt. Alle standen für Einen, Alle verfochten dieselbe Sache, namentlich seitdem es ihnen gelungen war, im Jahr 1592 der Presbyterialform in ganz Schottland Eingang zu verschaffen und dadurch die kirchliche Disciplin und den religiösen Demokratismus noch strenger und fester zu begründen. Jacob besaß zu wenig Würde und Majestät, als daß er die Kühnheit der Prediger hätte in Schranken halten können; sein zweideutiges Handeln und das Bewußtsein seiner Unaufrichtigkeit und Doppelzüngigkeit raubte ihm die Kraft und den Nachdruck, die nur ein

gutes Gewissen verleiht; wie konnte der schwache König Jacob der strengen, aber ehrlichen und rechtschaffenen Geistlichkeit gegenüber eine Haltung gewinnen, er der öffentlich für einen Eiferer der protestantischen Kirche gelten wollte und heimlich Jesuiten und Papisten begünstigte; er der sich als warmen Anhänger der presbyterianischen Gleichheit gerirte, dabei aber nie den Gedanken an Begründung des Episcopalsystems in Schottland aufgab und kurz vor seiner Uebersiedelung nach England in zweien wider seinen Willen veröffentlichten Werken: „das wahre Gesetz freier (d. h. absoluter) Monarchien" und „Basilikon Doron" seine nach unumschränkter Königsgewalt im Staate und nach dem hierarchischen Episcopalismus in der Kirche zielenden Absichten kund gab? Die englische Episcopalkirche stand ihm als Ideal vor der Seele; sie hatte in seinen Augen einen hohen Vorzug vor der römisch-katholischen Kirchenform, weil jene dem König den Platz einräumt, den in der letztern der Papst inne hat. Allein wie sehr er sich Mühe gab, der bischöflichen Einrichtung in Schottland Geltung zu verschaffen, wie sehr er hoffte, durch schlaue Verleihung des Rechts parlamentarischer Repräsentation an die Kirche, die Ehrgeizigen für seine Ansichten zu gewinnen — an dem demokratischen Gleichheitssinn der schottischen Prediger scheiterten alle Versuche. Im Gefühle ihrer Macht und ihres Einflusses beim Volke verschmähten sie jeden Glanz, jede Erhöhung von Seiten des Throns. Sie wollten im Parlamente nicht vertreten sein, weil sie sich stark genug fühlten ohne weltliche Autorität ihre Macht und ihr Ansehen zu behaupten; sie wollten keine hierarchische Rangordnung, die den Ehrgeizigen und Stolzen zum Abfall von der gemeinsamen Sache verlockt, durch Verleihung hohen Ansehens an einzelne Bevorzugte über die große Masse der niedern Geistlichen Geringschätzung und Mißachtung gebracht und durch Begründung einer Rangverschiedenheit ihre Eintracht und ihr gemeinsames Streben nach einem gemeinsamen Ziele gestört hätte. Es war weniger der Glaube an die göttliche Einsetzung ihrer Kirchenform als die richtige Einsicht, daß ihre Macht hauptsächlich in der demokratischen Gleichheit und in der apostolischen Armuth der Diener der Kirche beruhe, die sie zum hart-

näckigen Kampf gegen des Königs hierarchische Bestrebungen beseelte; es war nicht apostolische Demuth, es war priesterliche Herrschsucht, die sich gegen jeden Rangunterschied sträubte, es war ein unbeugsamer demokratischer Stolz, ein starker Corporationsgeist, der den presbyterianischen Klerus zum Verfechter priesterlicher Gleichheit machte. Darum waren gerade die begabtesten, gelehrtesten und thatkräftigsten Prediger, die am ersten auf Beförderung hätten rechnen können, die eifrigsten Antagonisten der bischöflichen Ordnung; nur charakterschwache unbedeutende Männer, denen der Muth oder die Kraft zum eignen Aufschwung fehlte, griffen nach der fremden Gunst, die ihnen Rang und Auszeichnung ohne Mühe und eignes Ringen zutheilte. In Andreas Melville lebte ein Geist wie einst in Gregor VII. und Innocenz III.

Mit Jacobs Erhebung auf den englischen Thron beginnt für die schottische Kirche eine verhängnißvolle Zeit, die Calderwood, ein standhafter Verfechter der presbyterianischen Gleichheit, für die er Kerker und Verbannung erduldete, im sechsten und siebenten Bande seiner bis zu Jacobs Tod (1624) reichenden Geschichte geschildert hat. Die Episcopalkirche mit ihrem königlichen Primat, ihrem aristokratisch-royalistischen Klerus, ihrer beschränkten Redefreiheit, ihrem glänzenden ceremoniellen Kultus und dem gänzlichen Mangel aller Stimmberechtigung der Gemeinde — lauter Einrichtungen, die von einer despotischen jedem Demokratismus feindseligen Herrschernatur ausgingen — fand des Königs vollen Beifall. War er früher nach dem Grundsatze der Gleichheit Aller vor Gott mit dem geringsten Gliede der Gemeinde auf Eine Linie gestellt und der strengen Disciplin und Rüge der Geistlichen unterworfen gewesen, so wurde er jetzt von den durch Elisabeth an knechtische Unterwürfigkeit gewöhnten Bischöfen nahe an die Gottheit selbst gerückt; hatte man früher seine Einmischung in theologische und kirchliche Sachen entschieden abgelehnt, so pries man ihn jetzt als die Quelle aller kirchlichen Macht und Weisheit, rühmte seine theologische Gelehrsamkeit in prunkvollen Panegyriken und verherrlichte ihn als einen von dem Herrn ganz besonders Erleuchteten. Kein Wunder, daß der König in seinem beschränkten Hochmuth das Episcopalsystem mit dem der

Königsmacht so förderlichen Institut der hohen Commission auch in Schottland zu begründen und den langen presbyterianischen Predigt-Gottesdienst durch einen prunkvolleren ceremoniellen Cultus zu verdrängen wünschte. Unumwunden sprach er jetzt seinen Grundsatz aus: „Kein Bischof, kein König!" und schritt nun nicht mehr auf Umwegen, sondern mit königlicher Herrschergewalt zur Einführung des Bischofthums und zur Vernichtung der demokratischen Presbyterien und der in selbständiger Macht handelnden Kirchenversammlung. Nachdem man die letztere aufs Unbestimmte vertagt und eine Anzahl widerstrebender Geistlichen, darunter den kühnen Vorkämpfer für presbyterianische Freiheit und Gleichheit, Andreas Melville, durch Verbannung oder Verhaftung entfernt hatte, wurden zwei Erzbischöfe und 17 Bischöfe der schottischen Kirche vorgesetzt und das königliche Primat angeordnet (1606). Spottswood, der Kirchenhistoriker, ein sanfter, ruhiger Mann, den alle Episcopale als Zierde der schottischen Kirche preisen, ging auf des Königs Absichten ein und erlangte den erzbischöflichen Stuhl von Glasgow und dann die Würde eines Primas von St. Andrews; sein Rivale Calderwood, ein eifriges Glied der presbyterianischen Opposition, die dem Episcopalsystem einen beharrlichen Widerstand entgegensetzte, zog sich Amtsentsetzung, Haft und Verfolgung zu. Denn König Jacob hatte seinen Sinn auf eine allmähliche Uniformirung der Kirche in beiden Reichen gestellt; der Plan war ihm zu theuer, als daß er sich durch die Protestationen der Presbyterianer hätte abschrecken lassen: durch Druck und Verfolgung sollte der Widerstand gebrochen werden. Wer sich nicht fügte, erlitt Gewalt und als endlich im Jahr 1621 die fünf Artikel von Perth unter harten Kämpfen Anerkennung fanden, da glaubte Jacob die Dränger und Peiniger seiner Jugend für immer besiegt zu haben. Aber er sah nur die Fügsamen und Schwachen, die sich durch die königliche Gnade blenden, durch irdische Vortheile verlocken ließen; er bemerkte nicht die gegnerisch gesinnten Anhänger der presbyterianischen Gleichheit, die das Herz des Volks besaßen, die in engen Kreisen von Gleichgesinnten den Geist des Widerstandes und des Hasses nährten gegen eine Königsfamilie, die dem Gewissen der

Unterthanen Gewalt anthat. Während Jacob und sein Sohn ihr Herz an der unbeschränkten Königsmacht in Kirche und Staat weideten, entzündeten die langen Gebete und die leidenschaftlichen Predigten der verfolgten und entsetzten presbyterianischen Geistlichen, die ihren bittern Groll in starrer Brust verschlossen hielten, eine Gluth, die zuletzt in mächtige Flammen aufschlug und den Thron der Stuarts verzehrte.

An Calderwoods große Geschichte reihen wir Row's kurze chronologische Darstellung derselben Ereignisse:

The history of the Kirk of Scotland from the year 1558 to August 1637. By John Row, Minister of Carnock: with a continuation to July 1639, by his son, John Row, principal of King's College, Aberdeen. Edinburgh 1842.

Johann Row (1568—1646) Prediger zu Carnock, war der dritte Sohn des Reformators John Row (1526—1580), der in Gemeinschaft mit Knox und drei andern Theologen im Jahr 1560 das schottische Glaubensbekenntniß und das erste Disciplinbuch entworfen hatte. Er benutzte bei seiner Geschichte (die bisher nur in etlichen Manuscripten vorhanden gewesen, nunmehr aber gleichzeitig von der Wodrow-Gesellschaft in einem Octavband und von dem Maitland-Club in zwei Quartbänden herausgegeben wurde) theils die schriftlichen Notizen seines Schwiegervaters David Fergusson, theils seine eigenen Lebenserfahrungen, welcher letztere Umstand dem Werke eine größere Wichtigkeit und eine eigene Frische und Lebendigkeit verleiht. Wie aus der Inschrift des Grabsteins erhellt, den der Herausgeber in seiner dem Werke vorgesetzten Lebensbeschreibung abbilden ließ, war John Row acerrimus veritatis et foederis Scoticani assertor, hierarchias pseudo-episcopalis et Romanorum rituum cordicitus osor: in frequenti symmistarum apostasia cubi instar constantissimus; doch geht sowohl aus der Haltung seiner Geschichte als aus seinen Lebensschicksalen hervor, daß er ein gemäßigter Presbyterianer war, der zwar dem aufgedrungenen Episcopalsystem widerstrebte und einer Ladung der hohen Commission nicht Folge leistete, sich aber dabei doch mit solcher Vorsicht und Mäßigung benahm, daß er mit keiner weitern Strafe belegt

wurde, als mit dem wenig beachteten Verbote, Predigten außerhalb seines Pfarrsprengels zu halten. Erst bei der Darstellung der Willkürmaßregeln Karls I. nimmt Row einen schärfern, gereizteren Ton an.

Nie war der Presbyterianismus in größerer Gefahr als in dem dritten Decennium des siebenzehnten Jahrhunderts, wo ein stolzer, herrschsüchtiger und durchgreifender Monarch mit dem Plan umging, die von Jacob begonnene kirchliche Uniformität der beiden Reiche zu vervollständigen und die ganze Kirchenform in Verfassung und Cultus der römisch-katholischen zu nähern. Zu dem Zweck ließ Karl, wie wir oben erfahren haben, durch den Erzbischof Laud die englische Liturgie revidiren und das Ceremonienwesen vermehren und gebot dann, daß die schottische Kirche in Lehre, Cultus und Verfassung vollkommen nach diesen neuen Vorschriften eingerichtet werde. Ein prunkvoller, reichbesoldeter Prälatenstand sollte den demokratischen Stolz und die presbyterianische Gleichheit vollends brechen und Ehrgeiz, Egoismus und menschliche Schwachheit unter den Predigern wecken, die bischöflichen Gerichtshöfe und die mit königlicher Herrschergewalt ausgerüstete hohe Commission sollten die Synoden und Presbyterien gänzlich verdrängen und ersetzen; ein neues geistliches Gesetzbuch sollte der legislativen Macht der Kirchenversammlung ein Ende machen, das allgemeine Gebetbuch den freien Gebeten und Predigten Schranken setzen und der anglicanische Ornat und Kirchenschmuck die Erinnerung an die alte Zeit der kirchlichen Freiheit und Dürftigkeit allmählich tilgen. Aber Karls Streben scheiterte an der Energie und Glaubenskraft des Volks, dessen heiligste Güter er angetastet. Der Tumult in der Kathedralkirche zu Edinburg (1637), der die Gründung des Covenants zur Folge hatte, macht den Schluß der Row'schen Kirchengeschichte. Die Abhandlungen, die unter dem Namen Coronis angehängt sind, scheinen apokryphisch und die in Form eines Tagebuchs ausgeführte Fortsetzung bis zum Jahr 1639 ist ohne Bedeutung.

In formeller Hinsicht hat Row vor seinem ältern Zeitgenossen Calderwood manche Vorzüge. Seine Darstellung ist einfach, naiv und

durch eingestreute Anekdoten unterhaltend; sein Stil ist klar und nicht ohne Reiz, und der ruhige und herzliche Ton seiner Erzählung, besonders in dem ältern Theile der Geschichte, wo ihn die Thatsachen noch nicht so nahe berührten und eine mehr objective Haltung gestatteten, muß jeden Leser ansprechen. Row besitzt alle Gaben eines volksthümlichen Chronisten; Schade! daß er das poesielose, einförmige Kirchenwesen Schottlands zum ausschließlichen Objecte seiner Darstellung gemacht; denn erst wo er abbricht, erhält das Presbyterianerthum mit seinem finstern Fanatismus eine großartige welthistorische Bedeutung und einen poetischen Strich.

Ein drittes höchst wichtiges Werk, aus dem Calderwood und Row einen Theil ihrer historischen Erzählung geschöpft haben, ist:

The Autobiography and diary of Mr. James Melvill, minister of Kilrenny in Fife, and Professor of Theology in the University of St. Andrews, with a continuation of the diary. Edited from Manuscripts in the libraries of the faculty of Advocates and University of Edinburgh, by Robert Pitcairn Esq. Edinb. 1842.

In den Annalen der schottischen Kirche während Jacobs VI. Regierungszeit steht der Name Melville unter den Streitern für presbyterianische Freiheit und Gleichheit gegen Prälatenthum und Hierarchie in erster Linie. Andreas Melville, dessen Leben der kenntnißreiche Thomas M'Crie in zwei Bänden der Welt kund gemacht hat, war eine der kühnsten und kräftigsten Naturen des sechzehnten Jahrhunderts, an Muth, Charakter und demokratischen Grundsätzen dem Reformator Knox ähnlich, aber an Geist, Gelehrsamkeit und vielseitiger Bildung demselben überlegen. Beladen mit dem Zorne des Königs, dessen Pläne an dem charakterfesten Manne einen unüberwindlichen Widersacher fanden, mußte er nach der Errichtung des Episcopats in Schottland seine alten Tage in der Fremde beschließen, indem er es vorzog, als Verbannter zu Sedan das Brod der Trübsal mit gutem Gewissen zu essen, als eine Prälatenstelle durch das Opfer seiner Ueberzeugung und seiner Ehre zu erkaufen. James Melville (1556—1614), der Verfasser des vor-

liegenden Tagebuchs, das die Hauptquelle des erwähnten Werks von M'Crie bildet, war der Neffe und treue Mitarbeiter des vorigen. Sanft und nachgiebig von Charakter lehnte er sich ganz an seinen Oheim an und handelte stets in dessen Sinn, wenn auch mit weniger Energie und Starrheit. Seine Kenntnisse, seine Beredsamkeit und seine Geschäftsgewandtheit machten ihn zu einem thätigen Mitgliede der Generalversammlungen, bei denen er nie fehlte; und da er wegen seines feinen Benehmens und liebenswürdigen Charakters auch bei Hofe weniger gehaßt war, als seine Meinungsgenossen, so bediente man sich seiner gewöhnlich bei allen Verhandlungen zwischen dem König und der Synode. Einem solchen Manne wäre es leicht gewesen, einen der höchsten Posten in der neuorganisirten Episcopalkirche Schottlands zu erwerben, aber auch er beharrte bis an seinen Tod bei den Grundsätzen, die er sein ganzes Leben hindurch verfochten. Mit seinem Oheim und vier andern Geistlichen nach London berufen (1606) vertheidigte er die presbyterianische Kirchenform mit solcher Festigkeit, daß der König, der ihn umsonst durch ein in Aussicht gestelltes Bisthum zu gewinnen gesucht, es für gerathen hielt, ihn zuerst in Newcastel, dann in Berwick zurückzuhalten. Hier starb er im Jahr 1614. Noch auf seinem Todbette sprach er zu den Umstehenden: „Während meines Lebens habe ich stets die Hierarchie als eine ungesetzliche und unchristliche Einrichtung gehaßt und bekämpft und mußte darum als Verbannter leben, und daß ich in denselben Ansichten sterbe, davon seid ihr alle Zeugen.“ Sein ausführliches Tagebuch geht mit der Fortsetzung bis zum Jahr 1610 und bildet einen Octavband von mehr als 900 Seiten. Hinsichtlich des Inhalts ist dasselbe von großer Wichtigkeit, da es die Erfahrungen und Beobachtungen eines, in das kirchliche Leben der Zeit tief verflochtenen Mannes enthält, dessen Urtheile und Angaben von höchster Glaubwürdigkeit sind; denn Melvill war ein allgemein geachteter, nach Wahrheit strebender Geistlicher, den Parteieifer und Leidenschaft keineswegs einseitig, vorurtheilsvoll und blind gemacht; hinsichtlich der Form ist es weniger ausgezeichnet, die Darstellung ist breit und ermüdend, der Stil ohne Reiz und die Erzählung nicht so einfach, leicht und naiv wie bei Row.

Melvill's Zeit- und Gesinnungsgenosse war Robert Bruce, Prediger zu Edinburg, ein Mann von eben so unbeugsamem Charakter und eben so unwandelbarer Anhänglichkeit an die Grundsätze der presbyterianischen Freiheit und Unabhängigkeit wie Andreas Melville. Er war einer der kühnsten und unwandelbarsten Kämpfer für „die Rechte und Freiheiten der Kirche Christi" und einer der thätigsten Förderer der Parlamentsacte vom Jahr 1592, die bis auf den heutigen Tag als der große Freibrief des Presbyterianismus betrachtet wird. Andreas Melvill, sein Kampfgenosse, nannte ihn „einen Helden, geschmückt mit jeder Tugend, einen standhaften Bekenner und beinahe Märtyrer des Herrn Jesus", und Livingston, von dem weiter unten die Rede sein wird, sagte „daß nach seiner Meinung seit den Tagen der Apostel nie ein Mann mit größerer Gewalt gesprochen habe, als Robert Bruce". Die Lebensbeschreibung dieses Mannes von Robert Wodrow nebst einer Anzahl dazu gehöriger Briefe und Documente und siebenzehn Predigten finden sich in dem folgenden Werke:

Sermons by the Rev. Robert Bruce minister of Edinburgh, Reprinted from the original edition of MDXC and MDXCI. with Collections for his life, by the Rev. Robert Wodrow minister of Eastwood. Now first printed from the manuscript in the library of the University of Glasgow. Edited by the Rev. Will. Cunningham D. D. Trinity college church, Edinburgh. Edinburgh 1843.

Bruce's öffentliches Leben ist zu innig mit der Geschichte des presbyterianischen Kirchenwesens seiner Zeit verflochten, als daß hier einige biographische Notizen genügend sein könnten. Nur über seine Verbannung wollen wir einige Worte beifügen. Im Jahr 1600 wurde Schottland plötzlich durch die Nachricht von einer mysteriösen Verschwörung, durch welche bei einer Jagdpartie des Königs Leben in solcher Gefahr geschwebt habe, daß seine Rettung wie ein Wunder erscheinen mußte, in Bestürzung und Unruhe versetzt. Der über die Begebenheit veröffentlichte Bericht enthielt so viele wunderbare und unglaubliche Umstände und das ganze Ereigniß trug einen so geheimniß-

vollen, abenteuerlichen Charakter, daß Viele Zweifel über den wirklichen Thatbestand hegten und eine Mystification argwöhnten, um den Mord der angeblichen Urheber Lord Gowrie und seines Bruders Ruthven, sehr angesehener und geachteter Männer, zu verhüllen. Als nun an die Geistlichkeit die Aufforderung erging, nicht nur für die Rettung des Königs öffentliche Dankgebete zu halten, wozu sich alle bereit zeigten, sondern der Versammlung auch die nähern Umstände der Verschwörung mitzutheilen, wie der Bericht sie angegeben, weigerten sich mehrere, das für Wahrheit auszugeben, was ihnen zweifelhaft schien. Durch Drohungen und Strafen wurden die meisten der Renitenten bewogen, dem Wunsche des Königs zu willfahren, nur Robert Bruce, der angesehenste Prediger Edinburgs, beharrte bei seiner Weigerung und wurde darum verbannt. Wie es ihm von dem an erging, wollen wir mit den Worten M' Crie's in Andreas Melvill's Leben angeben: „Von dem Augenblick an, wo Bruce von Edinburg entfernt wurde, ward der Beschluß gefaßt, er solle nie wieder zurückkehren. Er wurde mit der Hoffnung hingehalten, daß er wieder in seine Stelle eingesetzt werden sollte, aber die ihm vorgelegten Bedingungen waren entweder der Art, daß er sie nothwendig verwerfen mußte, oder man nahm sie zurück, wenn er ihnen beizutreten bereit war; später wurde er verfolgt bis zu seinem Tod (über dreißig Jahre lang) durch die niedrige Eifersucht der Bischöfe, die sein Betragen ausspioniren ließen, bei Hofe Denunciationen wider ihn einreichten und bewirkten, daß man seinen Verbannungsort von Zeit zu Zeit änderte und ihn von einem Ende des Reichs zum andern schleppte. Die ganze Behandlung, die dieser charakterfeste Diener des Evangeliums erfuhr, war schmachvoll für die Regierung. Zugegeben auch, daß er sich zu scrupulös benahm, daß er in Bezug auf Gowrie's Schuld einen Grad von Gewißheit verlangte, der nicht gerade vonnöthen war, um die von ihm begehrte öffentliche Bekanntmachung zu rechtfertigen, daß Stolz nicht der letzte seiner Beweggründe war und daß er zu sehr den Ehrenpunkt hervorhob (was nicht Jedermann zugeben wird), so hätten ihm doch seine hochherzige Gesinnung und Ehrlichkeit, die er überall beurkundete, seine großen Talente

und ausgezeichneten Verdienste um Kirche und Staat, nicht zu reden von seiner Abkunft und Verwandtschaft, eine ganz andere Behandlung sichern sollen. Aber der Hof haßte ihn wegen seiner Treue und fürchtete seinen Einfluß bei der Opposition gegen Jacobs Lieblingsplan. Ein zweiter Umstand, der Bruce's Begnadigung hoffnungslos machte, war das Bewußtsein des Königs, daß er demselben ein schweres Unrecht zugefügt." Bruce's Lebensbeschreibung von Wodrow, die gleich dem übrigen Inhalte, zum erstenmal hier abgedruckt erscheint, ist mehr eine Zusammenstellung alles Materials, was sich auf dessen Geschichte bezieht als eine ausgearbeitete Biographie. Für die Erkenntniß der kirchlichen Zustände Schottlands in jener Zeit sind sowohl die biographischen Notizen als die beigefügten Briefe von Wichtigkeit.

Folgendes Werk

The miscellany of the Wodrow-Society: containing tracts and original letters, chiefly relating to the ecclesiastical affairs of Scotland during the sixteenth and seventeenth centuries. Selected and edited by David Laing Esq. vol. I. Edinb. 1844.

ist für den Historiker, der sich auf Forschungen über die schottische Kirchen- und Profangeschichte während des 16. und 17. Jahrhunderts einläßt, von der größten Bedeutung, so wenig es auch zur allgemeinen Lectüre geeignet sein mag. Es ist eine Sammlung von höchst seltenen größtentheils zum erstenmal aus Handschriften abgedruckten Actenstücken über die Reformationsgeschichte. Ueber den Plan äußert sich der Herausgeber: „Die Periode, die gegenwärtige Sammlung umfassen soll, erstreckt sich von der ersten Morgenröthe der Reformation in Schottland, bis bald nach der Revolution, wo die presbyterianische Kirchenverfassung endlich wieder hergestellt ward. Die Auswahl beschränkt sich auf solche Artikel, die entweder einiges Licht über die kirchlichen Angelegenheiten verbreiten oder interessant zu sein scheinen als literarische Reliquien irgend eines der treuesten und ergebensten Diener der schottischen Kirche im 16. und 17. Jahrhundert."

Der vorliegende mit Facsimiles und typographischen Curiositäten

ausgeschmückte Band enthält: 1) Das Glaubensbekenntniß der helvetischen Kirchen, aus dem Lateinischen ins Englische übersetzt von dem bekannten Märtyrer Georg Wishart (1536). 2) Die in Wittenberg gehaltene lateinische Disputation eines schottischen Katholiken (Jacob Melville) mit einigen Lutheranern; zuerst gedruckt in Bologna 1530. 3) Die von einem Manuscript abgedruckte alterthümliche Geschichte der schottischen Zustände vom Juli 1558 bis April 1560. 4) Die merkwürdige Vertheidigungsschrift des katholischen Abtes Kennedy von Croßraguell († 1564) eines der gelehrtesten und würdigsten Apologeten der römisch-katholischen Kirche (Ane Compendius Tractive conforme to the scripturis of almychtie God, ressoun and authoritie, declaring the nerrest and onlie way, to establische the conscience of ane christian man, in all materis (quhilks 'ar in debate) concernyng Fayth and religioun A. D. 1558). Da diese Abhandlung das Bedeutendste war, was der katholische Clerus in Schottland den Neuerern entgegenzusetzen hatte, so rief sie viele Gegenschriften hervor; eine solche von Kennedy's Jugendfreunde und Studiengenosse in Paris Davidson († 1572) verfaßte Gegenschrift findet sich hinter dem „kurzen Tractat" abgedruckt. Eine den Abhandlungen vorgesetzte genaue Zusammenstellung aller biographischen Notizen über die Verfasser erleichtert das Verständniß und erhöht den Werth. 5) Ein Brief desselben Kennedy vom Jahr 1559 an den Erzbischof Beton von Glasgow, dem jener seinen mit John Willock geführten Streit über die Messe und seine darauf bezügliche Correspondenz mittheilt. Auch diesem Actenstücke ist ein Abriß der Biographie Willocks des eifrigsten und thätigsten Mitarbeiters von Knox an dem Werke der Reformation vorgedruckt. 6) Einige Briefe (darunter einer von dem Regenten Morton) an John Campbell, einen Freund von Knox und Förderer der Reformation. 7) Calvin's Katechismus in lateinischen Jamben von Robert Pont, einem evangelischen Geistlichen (1573). 8) Ein Verzeichniß der Geistlichen und „Leser" der schottischen Kirche im Jahr 1574 und ihrer Besoldungen nebst einer Einleitung über die älteste Kirchenform und die Besoldungsregulirungen der Geistlichen. 9) Briefe und

Papiere des Herrn Jacob Carmichael, Predigers zu Haddington, aus den Jahren 1582—1586. Carmichael war ein Freund von Andreas und Jacob Melville und gleich diesen als Eiferer für das Presbyterianerthum von Jacob VI. verfolgt. 10) Eine Reihe von Schriften betreffend die Rechtfertigung der Kirche von Schottland gegen die in der Paulskirche zu London im Jahr 1589 von Bancroft gehaltene Predigt. Dr. Rich. Bancroft, nachmals Primat von England, war der erste englische Prälat, der die Grundsätze der presbyterianischen Kirche von der Gleichheit der Geistlichen anfocht und die Vorzüge der englischen Kirche vor der schottischen dadurch darzuthun suchte, daß er die göttliche Einsetzung des Bischofthums und die ursprüngliche Verschiedenheit des Standes der Bischöfe und Presbyter nachzuweisen sich bestrebte. 11) Zehn Briefe, die der schottische Prediger John Welsch, Schwiegersohn und Gesinnungsgenosse des Reformators Knox, aus Frankreich, wo er nach seiner Verbannung eine Pfarrstelle bei einer hugenottischen Gemeinde bekleidete, an Robert Boyd von Trochrig in den Jahren 1607—1609 geschrieben hat. Welsch, von dem die „biographischen Denkwürdigkeiten der Wodrow-Gesellschaft“, deren wir weiter unten Erwähnung thun werden, eine Lebensbeschreibung enthalten, war einer der standhaftesten und muthigsten Vertheidiger des Presbyterianerthums gegen den von König Jacob begünstigten Prälatismus, weshalb er die letzten Jahre seines Lebens in der Verbannung zubringen mußte. Alle Versuche, ihm die Erlaubniß zur Rückkehr nach Schottland zu erwirken, scheiterten an dem Zorne des Monarchen. Er starb fern von der Heimath im Jahre 1622. 12) Die Form der Ordination der Geistlichen und der Consecration der Erzbischöfe und Bischöfe, wie sie im Jahr 1620 in Uebung war. — Der vorliegende erste Band dieses Sammelwerks (aus dem wir einige weniger wichtige Actenstücke in der obigen Aufzählung übergangen haben) ergänzt die schottische Reformationsgeschichte von Keith, der seine Abneigung gegen das Presbyterianerthum auf die schottische Reformation übertrug und daher den Bemühungen und Erzeugnissen der römischen Partei größere Aufmerksamkeit und Liebe zuwandte als den Bestrebungen der Neuerer, die da-

gegen in den meisten schottischen Geschichtswerken ausschließliche Geltung finden. Von dieser Einseitigkeit ist das gegenwärtige Sammelwerk frei, es betrachtet alle entschiedenen Aeußerungen kirchlicher Gesinnung ohne Rücksicht auf die Tendenz. Es wäre höchst wünschenswerth, wenn in den folgenden Bänden mit derselben Unparteilichkeit und Unbefangenheit die Meinungsäußerungen der Episcopalen und Presbyterianer, der Royalisten und Republikaner mitgetheilt würden, wie in diesem Bande die Ansichten der Katholiken und Evangelisch-Gesinnten.

Hier wollen wir folgendes Werk anschließen:

An apologetical narration of the state and government of the Kirk of Scotland since the Reformation by William Scot, minister of Cupar; und Certaine Records touching the estate of the Kirk in the years 1605 u. 1606 by John Forbes, minister of Alford. Edinb. 1846.

Das Werk enthält den geschichtlichen Nachlaß zweier schottischen Geistlichen aus der Zeit Jacobs VI. William Scot war ein Freund und Gesinnungsgenosse der beiden Melvilles, Calderwoods und Rows und einer jener presbyterianischen Geistlichen, die der König im Jahre 1606 nach London beschied, um ihnen bessere Begriffe über das Episcopalsystem beizubringen, und sein Name wird immer unter denen genannt, die sich bei den Verhandlungen am meisten hervorgethan. Daß er jedoch wieder nach Schottland zurückkehren durfte und in seinem geistlichen Amte belassen wurde, beweist, daß er sich vorsichtiger, klüger und gemäßigter benommen haben muß, als viele seiner Amtsgenossen. Wie Row blieb auch Scot unter dem bischöflichen Regimente den Grundsätzen von kirchlicher Freiheit und geistlicher Gleichheit getreu; da er aber kein Eiferer und Vorfechter war und sich nicht zum Märtyrerthum hindrängte, so ließ ihn der bischöfliche Gerichtshof in Ruhe. Er erreichte ein Alter von 84 Jahren († 1642) und erlebte noch die Wiedergeburt der Presbyterialverfassung und die Gründung des Covenants unter Karl I. Mit Beziehung auf ihn sagt Wodrow in den handschriftlichen biographischen Notizen, die dem Werke vorgedruckt sind: „Es war eine glückliche Vorsehung für diese Kirche, daß wir noch einige

wenige alte Diener des Evangeliums besaßen, die gesehen und Theil genommen hatten an dem Ruhme des ersten und reinsten Zustandes der Kirche, die überstanden hatten die lange dunkle Wolke vierzigjähriger Verderbniß vom Jahre 1597 bis 1637 und ihre Priesterkleidung bewahrt und rein gehalten. Sie waren von großem Nutzen beim Wiederaufbau unsrer verödeten Orte im Jahre 1638, namentlich Männer von solchem Ernste, solcher Klugheit und Weisheit wie Herr W. Scot."

Ueber den Inhalt äußert sich der Herausgeber (David Laing) in der Vorrede: „Dieses Werk bietet einen kurzen aber umfassenden Ueberblick über die kirchlichen Angelegenheiten von der Reformation im Jahre 1560 bis zum Zusammentritt des Parlaments nach der Ankunft Karls I. in Schottland im Jahre 1633. Es behandelt also eine Periode unserer Kirchengeschichte, die ausführlicher erzählt und beleuchtet wurde von Calderwood (der indessen Scots apologetische Erzählung benutzt zu haben scheint) und andern spätern Schriftstellern. Der persönliche Antheil jedoch, den der Autor an vielen der spätern von ihm dargestellten Begebenheiten nahm, verleiht dem Werke einen Grad von Werth, den es ohne diesen Umstand nicht besitzen möchte. — Scots apologetische Erzählung wird den Gliedern der Wodrow-Gesellschaft dargeboten nicht als ein Werk, das Anspruch auf große historische Wichtigkeit macht, aber als ein Buch, das der Erhaltung durch eine solche Gesellschaft würdig ist, wäre es auch nur, um als literarisches Denkmal eines Mannes zu dienen, der während seines langen Lebens und in Zeiten von ungewöhnlicher Schwierigkeit sich so hoher und gerechter Achtung erfreute wegen seines Eifers und seiner Treue in seinen priesterlichen Functionen und der so ausgebreitete Kenntnisse mit so seltener Bescheidenheit und so hoher Urtheilskraft verband."

Die zweite Schrift von John Forbes dreht sich hauptsächlich um die im Jahre 1605 ohne königliche Erlaubniß von einer Anzahl presbyterianischer Prediger angeordnete Generalsynode in Aberdeen und die darauf gegründete gerichtliche Procedur und Bestrafung der Theilnehmer. John Forbes, der Verfasser vorliegender Darstellung, ein Mann von hoher Abkunft und von kirchlichem Eifer beseelt, war zum Mode-

rator (Präsidenten) dieser Versammlung gewählt worden, und da er und der frühere Vorsitzende John Welsch als die Häupter der presbyterianischen Opposition galten, so traf sie der Zorn des Monarchen in erhöhtem Grade. Sie wurden in getrennten Zellen eingekerkert und von allem Verkehr mit ihren Freunden abgeschlossen, indeß den übrigen zwölf Theilnehmern eine minder schwere Haft auferlegt ward. Da jedoch bei der gegen sie eingeleiteten Gerichtshandlung Alle gleiche Gesinnung an den Tag legten, ihr Verfahren als auf dem alten Rechte und Herkommen beruhend rechtfertigten und den königlichen Gerichtshof als einen weltlichen, dem kraft der Selbständigkeit der schottischen Kirche, in dieser rein geistlichen Angelegenheit keine Macht zustehe, entschieden verwarfen, so wurde auch über Alle die Strafe lebenslänglicher Verbannung aus dem britischen Insellande verhängt. Wie beredt auch Forbes und Welsch ihre Sache führten und die Ungerechtigkeit des Richterspruchs bewiesen — König Jacob wollte den puritanischen Starrsinn brechen und bestätigte das durch ein übereiltes Verfahren eines parteiisch zusammengesetzten Gerichts und durch Anwendung eines veralteten Gesetzes erlangte Urtheil. „Am 7. November 1606 bestiegen die verurtheilten vierzehn Geistlichen in Leith das Schiff, das sie nach Frankreich bringen sollte. Bei ihrer Einschiffung erfolgte eine ergreifende Scene. Viele ihrer Freunde waren versammelt, um ihnen Lebewohl zu sagen. Vor dem Eintreten fielen sie am Ufer auf ihre Kniee und beteten mit großer Inbrunst, was die Zuschauer tief erschütterte; und nachdem sie freudigen Herzens den 23. Psalm angestimmt, nahmen sie Abschied von ihren Brüdern und Bekannten, bestiegen das Schiff und landeten ungefährdet in Frankreich. Dies war das Resultat eines Gerichtsverfahrens gegen Forbes und seine Gefährten, das der größte Theil der Gebildeten Schottlands als tyrannisch und widerrechtlich betrachtete und das ihren Abscheu erhöhte gegen das Episcopat und ihren Widerwillen gegen die Bischöfe, in denen sie die Hauptanstifter sowohl dieser als aller übrigen strengen Maßregeln gegen die Presbyterianer erblickten.“ Forbes hatte dasselbe Schicksal wie Welsch. Alle Versuche, ihm die Rückkehr in seine Heimath zu erwirken, schlugen fehl. Er

durchwanderte die meisten protestantischen Länder Europas und als er endlich in Holland eine Pfarrstelle fand, die ihn und seine Familie kümmerlich nährte, hatte er noch von der Rachsucht Jacobs, der ihm die Ruhestätte mißgönnte, zu leiden. Niedergebeugt von Kummer und Sorgen fand Forbes sein Grab in fremder Erde. Er starb 1634 und erlebte nicht mehr den Umschwung der Dinge, der die Gedrückten erhob und die Stolzen demüthigte.

Ueber die Zeit, da das Presbyterianerthum nicht nur in Schottland einen vollständigen Sieg über seine Widersacher davon trug, sondern sogar in England die Lehre von kirchlicher Freiheit und Gleichheit sich auf den Trümmern des Bischofthums und des Thrones aufbaute, befindet sich in der übersendeten Sammlung kein ausführliches Werk. Nur die Autobiographie des John Livingston, eines jener presbyterianischen Geistlichen, die den Covenant ins Leben riefen, die fanatisirten Schaaren ins Feld führten und mit Bibelsprüchen, Gebeten und feurigen Predigten den Muth und den Glaubenseifer der Streiter wach erhielten, ist in folgendem Werke enthalten:

Select Biographies. Edited for the Wodrow-Society, chiefly from manuscripts in the library of the faculty of Advocates, by the Rev. W. K. Tweedie. Vol. I. Edinb. 1845.

Aus der kurzen, trockenen Lebensbeschreibung des ehrlichen, treuherzigen Presbyterianers, der seine ganze rastlose Lebensthätigkeit der Begründung und Erhaltung des alten demokratischen Kirchenwesens widmete, lernen wir freilich die großartige Zeit nur unvollkommen kennen, aber die Schicksale, Thaten und Leiden des Einzelnen lassen doch auf den geschichtlichen Hintergrund, auf die mächtigen Kämpfe und Bestrebungen der Nation schließen.

Als die Losung zum Kampfe gegen den aufgedrungenen „Baaldienst" gegeben war und der eigensinnige König dem Willen der Nation mit gewohntem Starrsinn widerstand, wurde unter Fasten und Beten der Covenant erneuert und zuerst in Edinburg, dann im ganzen Lande mit Begeisterung unterzeichnet. „Ich war zugegen (erzählt Livingston),

als in Lanerk und in verschiedenen andern Pfarreien nach der Morgenpredigt der Covenant gelesen und beschworen ward, und ich darf versichern, daß ich in meinem ganzen Leben nie solche vom Geiste Gottes ausgegangene Bewegung sah; gewöhnlich strömte die ganze Bevölkerung des Orts aus eigenem Antriebe zusammen und ich habe wiederholt gesehen, wie mehr als tausend Menschen ihre Hände auf einmal in die Höhe streckten und dabei Thränen vergossen, so daß im ganzen Lande alles Volk, mit Ausnahme einiger offenkundigen Papisten und der wenigen, die niedriger Zwecke halber den Bischöfen anhingen, dem Bunde (Covenant) Gottes zur Reformation der Religion wider Prälatenthum und Ceremonie beitraten." Dieselbe Begeisterung, die sich bei der Stiftung des heiligen Covenants kund gab, beseelte die Streiter zum Kampf und Sieg. Livingston, der im zweiten Jahre als Feldprediger mit dem Heere zog, das Karls I. Truppen zurückschlug, eine drohende Stellung auf der englischen Grenze einnahm und dem langen Parliament in London einen mächtigen Schutz und Rückhalt in seinem Kampf gegen das Königthum und anglicanische Priesterthum bot, schildert den Geist und die Haltung der Truppen folgendermaßen: „Mir wurde von dem Presbyterium der Armee aufgetragen, eine Erzählung von dem Gefechte bei Newburn zu entwerfen. — Es war sehr erbaulich wahrzunehmen, daß wenn wir zu einem Nachtquartier kamen, fast im ganzen Heere nichts zu bemerken war, als Psalmensingen, Beten und Bibellesen bei den einzelnen Soldaten in ihren Zelten, und wie man mir sagte, war dies im vorhergehenden Jahre, als die Armee bei Dunce-Law lag, noch mehr der Fall." Was vermochten Karls zagende Miethtruppen gegen solche von Glaubenseifer durchdrungene Streiter, die unter Psalmengesang und Gebet ins Feld zogen und denen die ganze trotzige Nation, die sich ohne Zuthun der Regierung eine eigene Volksvertretung (die Tafeln) geschaffen, als Rückhalt diente? und welche Hoffnung konnte der königliche Bevollmächtigte Hamilton auf den Erfolg seines Vermittlungsgeschäfts setzen, als bei seinem Einzug in Edinburg 700 Geistliche und 60,000 trotzige Presbyterianer in imponirender Ruhe eine Gasse bildeten, durch die jener ziehen mußte?

Was vorauszusehen war, erfolgte. Die Generalversammlung in Glasgow im November 1638 vernichtete mit einem einzigen Schlage alle kirchlichen Schöpfungen der beiden Stuart'schen Könige und verlieh dem Presbyterianerthum eine Macht, wie dasselbe sie nie vorher besessen. Die Bischöfe traf Entsetzung und Kirchenbann, die Episcopalverfassung wurde aufgehoben, das Gebetbuch mit seiner Liturgie und seinem ceremoniösen Cultus entfernt und der Generalsynode ihre autonomische Gewalt zurückgegeben. Nun konnten sich die Geistlichen wieder in freien Predigten und langen Gebeten voll Inbrunst ergehen, und der Gebrauch, den sie von dieser Freiheit sowohl bei dem König machten, als dieser sich vor seinen puritanischen Feinden in das schottische Lager geflüchtet, als bei dessen Sohne, als derselbe nach des Vaters blutigem Ende in Schottland landete und dort als König anerkannt ward, bewies, daß mit der Freiheit auch die ganze demokratische Strenge und Unbeugsamkeit wiedergekehrt war. Das Uebermaß des kirchlichen Eifers, das die schottischen Prediger gegen den lebenslustigen, leichtsinnigen und charakterlosen Karl II. (dessen zweideutiges Benehmen während der Unterhandlungen über seine Rückkehr nach Schottland von Livingston, einem der an ihn abgeordneten Deputirten, anschaulich geschildert ist) bewiesen, erzeugte in diesem Fürsten bittern Haß gegen das Presbyterianerthum und zog demselben in der Folge neue Niederlagen und Drangsale zu.

Zweiundzwanzig Jahre lang (1638—1660) herrschte die presbyterianische Kirchenform in ihrer strengsten Folgerichtigkeit in Schottland. Die Generalsynode übte eine Macht, vor der sich Alles beugte, Staat und Regierung erhielten eine kirchliche Färbung, presbyterianische Geistliche leiteten die Unterhandlungen mit England; Geistliche entschieden über Krieg und Frieden; das Presbyterium der Armee und die Feldprediger griffen in die strategischen Anordnungen des Heeres ein, eine neue, mächtige Hierarchie, gehoben durch den Grundsatz priesterlicher Gleichheit und durch den Fanatismus des Volks, drohte die ganze Nation in die Fesseln eines theokratischen Regiments zu schlagen; ein neues Propheten- und Priesterthum maßte sich das Mittleramt an zwischen einem zürnenden Gott und einem sündhaften Volke. Diese

Energie des Presbyterianerthums, das über König und Prälatismus triumphirte, imponirte den Engländern, die aus Haß gegen den aristokratischen Episcopalismus und das königliche Papstthum dem Puritanismus huldigten; sie schlossen mit den Schotten einen feierlichen Bund und adoptirten die demokratische Synodalverfassung, die in dem Nachbarlande so sichtbare Wunder gewirkt und das Herrenthum so leicht und so schnell in den Staub getreten. Aber in dem aristokratischen England konnte das ungewohnte Kirchenwesen keinen festen Boden gewinnen. Der Adel und die große Masse des Volks trugen lieber das gewohnte Joch der bischöflichen Hierarchie, das ihnen leichter vorkam, als die Zuchtruthe, die ein presbyterianischer Priesterstand mit demokratischer Derbheit und Schonungslosigkeit über Hoch und Niedrig schwang; und die Independenten, die jedes geistliche Regiment verwarfen und der Kirchengemeinde autonomische Rechte in religiösen Dingen beilegten, murrten, daß der kirchliche Despotismus nur eine andere Form angenommen und daß nun statt einiger wenigen Bischöfe eine zahllose Schaar von Geistlichen ihre Zwingherrschaft übte. Cromwells Schwert und Klugheit verschaffte den republikanischen Grundsätzen der letztern den Sieg; aber der Plan des Protectors, die drei Reiche und vielleicht auch das calvinische Holland zu einer kirchlichen und staatlichen Gesammtrepublik zu vereinigen, fand eben so heftigen Widerstand bei den Presbyterianern, die an der Idee eines alttestamentischen Königthums unter priesterlicher Bevormundung festhielten, als deren eigenes Streben, der Synodalverfassung eine dauernde Herrschaft zu verleihen, an dem aristokratisch-hierarchischen Sinne der Engländer. Auch in dem katholischen Irland mißlang Cromwells kühner Plan, wenn schon das Schwert der Sieger die unglückliche Insel dergestalt umwandelte, daß Livingston, der vor der Revolution viele Jahre in Irland geweilt, im Jahre 1656 in vielen Gegenden lauter neue Bewohner fand.

„Als im Jahre 1660 die Kunde erscholl, daß der König zurückgerufen wurde, so sah ich deutlich, daß dies einen Umsturz des ganzen Werks der Reformation und eine harte Prüfung über alle Anhänger derselben herbeiführen würde." Mit diesen Worten leitet Livingston

die schwere Zeit der Trübsal und Verfolgung ein, die unter Karl II. über Schottland erging und durch die er selbst genöthigt ward, in seinen alten Tagen ein Asyl auf fremdem Boden zu suchen und in Rotterdam mit vielen Leidensgefährten als Verbannter zu leben. Der Tod raffte ihn dahin (1672), ehe er die Erlösung erschaute. Außer seiner Lebensbeschreibung hat Livingston werthvolle biographische Notizen und Charakteristiken der ausgezeichnetsten schottischen Geistlichen vor und während seiner Zeit hinterlassen, die nebst einer Biographie des energischen Predigers John Welsch und anderen Schriften kirchenhistorischen Inhalts in dem obenerwähnten Werke abgedruckt sind.

Ueber die Tage der Trauer und Noth unter Karl II. liegen leider keine Werke vor. Wodrow, dessen Namen der Verein zu seiner Standarte gemacht und dessen Correspondenz wir später erwähnen werden, hat ein anerkannt treffliches Werk über die Leiden der Kirche Schottlands unter den letzten Stuarts verfaßt, das aber die Wodrow-Gesellschaft nicht neu edirt hat. Neben diesem Buche sind die Denkwürdigkeiten des Historikers Gilbert Burnet, über seine eigene Zeit, die bedeutendste Quelle. Von den Stuarts konnte man, wie von den Bourbonen, sagen, daß sie in der Fremde nichts gelernt und nichts vergessen hätten. Karl II., im Herzen Papist, brachte alle Vorurtheile seiner Familie auf den Thron zurück; Unbeschränktheit der Königsmacht in Staat und Kirche war auch sein Ziel, und sein Streben war um so unheilvoller als es sich auf die Charakterlosigkeit und die corruptionsfähige Natur der Menschen stützte und er dem verzweifelten Grundsatz aller Leichtsinnigen und Gewissenlosen huldigte post me deluvium. Leider! fand er in England und Schottland willfährige Werkzeuge zu seinem Despotismus. Die Stürme der Revolution hatten die kräftigsten Männer dahingerafft; das nachgeborene Epigonengeschlecht ließ sich im ersten Enthusiasmus für das restaurirte Königthum williger das Joch der Selbstherrlichkeit auflegen als seine Väter. Am schwersten lag die Hand des Schicksals auf Schottland. In dem verhaßten Presbyterianerthum, das während der Republik durch Abschüttelung der Patronatsrechte seinen demokratischen Charakter vervollständigt hatte,

sah der König die Quelle alles Unheils, das seine Familie betroffen; er selbst hatte unter dem schweren Joche der schottischen Geistlichkeit die bittersten Tage seines Lebens zugebracht; ihre strenge Sittenlehre wie ihr kunst- und poesieloser Cultus widerstrebten seiner ganzen Natur — alles wirkte zusammen, um ihn zum unversöhnlichen Feind der presbyterianischen Kirche und ihres übermüthigen Priesterstandes zu machen und er erklärte beiden einen Krieg auf Leben und Tod, einen Krieg der blutigsten, unversöhnlichsten Rache. Er ließ die Generalsynode von Glasgow für aufrührerisch erklären, cassirte ihre Beschlüsse und machte die Abschwörung des Covenants und den Eid für das königliche Primat und die bischöfliche Einrichtung zur Bedingung jeder Anstellung in Kirche und Staat. Ueber 400 eidweigernde Geistliche wurden ihrer Stellen beraubt und durch unfähige und mißachtete Prediger ersetzt, und als die Verfolgten zuerst in Privathäusern, dann bei wachsendem Zudrange der Gleichgesinnten im freien Felde religiöse Versammlungen anordneten, wurden diese durch Soldaten auseinander getrieben und durch strenge Edicte nicht nur alle derartigen Zusammenkünfte untersagt, sondern auch allen Unterthanen geboten, dem Gottesdienste ihres Kirchspiels und nur diesem beizuwohnen. Wer sich der Communion oder der Predigt entzog, wer bei einem abgesetzten oder fremden Geistlichen seine religiösen Bedürfnisse befriedigte, wurde an Gut und Freiheit geschädigt; die Wohnungen der Hartnäckigen wurden mit schweren Einquartierungen heimgesucht — auch Schottland hat seine Dragonaden aufzuweisen! Der Druck war unerträglich und dennoch kam es zu keiner allgemeinen Erhebung wie in frühern Tagen. Die Revolution mit ihren Leiden und Schrecknissen war noch in zu frischem Andenken; sie hatte die Energie gebrochen, den Muth gelähmt; man hatte sich in der republikanischen Zeit zu sehr nach Wiederherstellung des Königthums gesehnt, als daß man so bald einen neuen Angriff gewagt hätte. Einzelne Aufstände, wie gerecht sie auch erschienen, fanden keine Unterstützung und endigten mit dem blutigen Untergange der Verwegenen; das Volk betrauerte ihr Loos und beweinte sie als Märtyrer, aber es empörte sich nicht. Der Erzbischof Sharp, der

hartherzige Vollstrecker der königlichen Befehle, fiel durch die Hand einiger kühnen Verschwörer; der größte Theil der Nation erblickte darin ein Strafgericht des Himmels für schwere Versündigung, sah aber dennoch ruhig zu, wie an den Mördern blutige Strafe genommen ward und furchtbare Inquisitionsgerichte unerhörte Tyrannei und Gewissenszwang im ganzen Lande ausübten. Nur ihre gottesdienstlichen Versammlungen im freien Felde, in stillen Thälern, auf moorigen Haiden ließen sie sich nicht rauben; sie schlugen Gut, Freiheit, Familienglück in die Schanze, aber in ihrem Gewissen, an ihrem Seelenheil wollten sie nicht geschädigt sein; und um nicht schutzlos ihren Peinigern zu unterliegen, zogen sie mit Wehr und Waffen dahin. Da geschah es, daß eine Truppenabtheilung eine solche gewaffnete Feldversammlung mit Gewalt auseinander treiben wollte; die Covenanters setzten sich zur Wehre, schlugen die Angreifer zurück und verfolgten den Feind. Dies gab das Signal zu einer Erhebung. Wie in frühern Tagen zogen Schaaren von Gleichgesinnten zu den Siegern, der Aufstand griff um sich, die Zeit der Vergeltung schien gekommen. Aber die Unbefangenheit und das alte Selbstvertrauen war von den Presbyterianern gewichen; Zwietracht, Unschlüssigkeit und die Furcht vor einer neuen Thronumwälzung schwächten die Streitkräfte der Covenanters; das Treffen bei Bothwell-Bridge (1679) entschied wider sie und lieferte 1200 Presbyterianer in englische Kriegsgefangenschaft, aus der ein großer Theil gleich Sclaven nach den Barbadoes-Inseln geschafft wurden, aber fast größtentheils im Meere umkamen. Diese Niederlage war der Anfang jener blutigen Verfolgungsjahre, welche die Schotten als „Mordzeit" bezeichnen und die an die gräuelvollsten Scenen fanatischer Glaubenswuth erinnern. Damals war das Presbyterianerthum groß im Dulden wie früher im Handeln; auch in diesen Tagen der Trübsal und Verfolgung hatte die Lehre von kirchlicher Freiheit und Gleichheit einen poetischen Strich. Sie ließen den Leib tödten und sich der irdischen Güter berauben, aber den Glauben, von dem das Heil ihrer Seele und das ewige Leben abhing, hielten sie mit allen Kräften fest.

Unter Jacob II., einem Eiferer für die römisch-katholische Kirche,

zu der er öffentlich übergetreten, wurden die strengen Gesetze gegen Presbyterianer und Dissidenten abgeschafft und ein Toleranzedikt erlassen, das der Restauration des Papismus den Weg bahnen sollte. Aber sein unbesonnener Glaubenseifer und seine eben so unklugen als ungesetzlichen Maßregeln zu Gunsten der Katholiken erzeugten in England, wo man längst die Ueberzeugung gewonnen, daß von den Stuarts weniger die Wohlfahrt des Landes als das Gedeihen der römischen Kirche und die Mehrung der Königsgewalt erstrebt werde, eine Revolution, die auf Schottland eben so folgenreich rückwirkte, wie einst die Siege des Covenants auf die englische Nation. Jacob II. und seine katholischen Nachkommen starben in der Fremde, indeß unter seinem Schwiegersohne, Wilhelm von Oranien, die Freiheit Englands und Schottlands in Kirche und Staat fröhlich aufblühte. Der kinderlose Monarch hatte nicht das ehrgeizige herrschsüchtige Streben, die Königsmacht auf Kosten der nationalen Freiheit zu erhöhen; er bestätigte die bill of rights, welche die alten Rechte der Nation gegen künftige Gewaltstreiche sicher stellte, ohne der Würde der Krone zu nahe zu treten; als Calvinist hatte er keine besondere Anhänglichkeit an das Bischofthum, er willigte daher in Schottland in die Abschaffung des Episcopats und Supremats und in die Wiederherstellung der Synodalverfassung und wurde somit der Begründer des Presbyterianerthums auf neuer, gemäßigter Grundlage. Der Plan des Königs, auch die Anhänger des Prälatismus in ihren Stellen und kirchlichen Rechten zu schützen, scheiterte an dem Widerstande der Presbyterianer gegen die halbe Maßregel, die eine neue Spaltung in der Nation hervorgerufen hätte und an dem vaterländischen und religiösen Eifer des Schotten Castares, der seinen Einfluß als königlicher Kaplan zur Aufhebung dieser Bestimmung benutzte. Alle Jacobiten und Episcopalen verloren ihre Stellen und schieden aus der schottischen Kirche aus, desgleichen auch die eifrigen Anhänger des Covenants, welche die strengen Bestimmungen dieser Bundesurkunde als Standarte des Presbyterianerthums aufgepflanzt sehen wollten. Die große Mehrzahl des Volks dagegen schloß sich der gemäßigten Nationalkirche an, die jedoch

das Patronat als Aussaat neuer Kämpfe und Spaltungen in ihrem Schooße trug.

Die Union Schottlands und Englands unter der Königin Anna im Jahre 1707 war nur eine staatliche, keineswegs auch eine kirchliche Vereinigung. Doch betrachteten die eifrigen Presbyterianer die Union als eine Niederlage, da die schottische Nation im englischen Parliamente nur schwach vertreten ist, anglicanische, der presbyterianischen Kirche feindlich gesinnte Bischöfe im Oberhaus Sitz und Stimme haben und der Fortbestand der Testacte, durch welche die höhern Staatsämter blos den Episcopalen zugänglich blieben, viele Ehrgeizige zum Uebertritt verleiten konnte, was während der Zeit des Indifferentismus und der kirchlichen Lauheit, die dieser Union folgte, häufig eintrat.

An diesen Verhandlungen nahm Robert Wodrow (1679—1734), von dem unsere Gesellschaft den Namen trägt und mit dessen umfassender Correspondenz wir unsere Notizen schließen, vielfachen Antheil. In der Vorrede zu diesen Briefen, die folgenden Titel führen: The correspondence of the Rev. Robert Wodrow, minister of Eastwood, and author of the history of the sufferings of the church of Scotland. Edited from manuscripts in the library of the faculty of Advocates by the Rev. Tomas M'Crie. 3 Voll. Edinb. 1842. 1843.
sagt der Herausgeber von Wodrow's Charakter: „Obwohl vorzugsweise ein Mann des Friedens und sogar aus äußerster Furcht vor Streit und Zwiespalt geneigt, sich (wie er bei mehreren Gelegenheiten gethan) Maßregeln zu fügen, die er beklagte, und Grundsätze gelten zu lassen, die er mißbilligte, so kann über seinen gesunden Sinn, seinen ächten Werth und seine vollkommene Ehrenhaftigkeit unter allen Vorurtheilsfreien nur Eine Meinung obwalten. Seine Vaterlandsliebe und seine Gesinnung kamen zum Vorschein in dem thätigen Antheil, den er an allen öffentlichen Fragen des Tages, insonderheit an denen über die Union nahm, wobei er sich durch seine standhafte Opposition keiner geringen Gefahr aussetzte. An allen Controversen, die während seines Lebens die Kirche beunruhigten, nahm er mehr oder weniger

Antheil und kein Vorhaben, das nur im Entferntesten die Interessen der Religion berührte, konnte daheim oder im Auslande in der politischen Welt ins Werk gesetzt werden, ohne daß das Auge und die thätige Feder dieses wachsamen Wächters der Kirche darauf gerichtet gewesen wären. Der unersättlichen Wißbegierde, die kleinsten Begebenheiten des Tages zu erforschen, kam nur der unermüdliche Fleiß gleich, mit dem er sie aufzeichnete. Innerhalb seines Bereiches entging ihm nichts, und Alles, was er sich angeeignet, wurde aufbewahrt. Die Correspondenz eines solchen Mannes muß von unschätzbarem Werthe sein für den Forscher der Geschichte und der Sitten vergangener Zeiten." Ist es auch nicht zu läugnen, daß der briefliche Verkehr eines durch seine Gelehrsamkeit und seine historischen Forschungen auf dem Gebiete der einheimischen Kirchengeschichte allgemein geachteten Mannes mit seinen in Staat, Kirche und Wissenschaft ausgezeichnetsten Zeitgenossen manche für die Geschichte und das kirchliche Leben nicht unwichtige Notizen enthalten mag, so gehört doch die ganze Pietät und Ehrfurcht eines Engländers und Schottländers für vergangene Zustände und Personen dazu, um diese Briefe, die Wodrow selbst mit regelrechtem Sinn, und wie es scheint, nicht ohne Ostentation gesammelt und in große Bände eingetragen und eingeheftet hatte, noch heute zu lesen. Denn da jene Periode, aus welcher diese Correspondenz stammt (1709—1731), an großartigen Begebenheiten ärmer war, als irgend eine andere in der schottischen Kirchen= und Profangeschichte, viele Briefe auch ohne alles Interesse sind, so muß nothwendig das Meiste dieser umfangreichen Sammlung von untergeordnetem Werthe sein und würde es noch mehr sein, hätte nicht der Herausgeber (Thomas M'Crie der Sohn) werthvolle Anmerkungen und biographische Notizen über alle in den Briefen vorkommenden Personen beigefügt und das Ganze durch einen umfassenden Index zugänglicher gemacht. Doch scheint die entschuldigende Bemerkung, womit er die Vorrede des dritten Bandes schließt und worin er mehr auf den künftigen Nutzen als auf die gegenwärtige Unterhaltung hinweist, anzudeuten, daß er selbst die Dürftigkeit und Trockenheit des

Stoffes gefühlt, aber aus Pietät die Unterdrückung des Unwesentlichen gescheut habe.

Was dem Inhalte an Interesse abgeht, wird keineswegs durch die Form ersetzt. Stil und Sprache zeugen von solcher Nachlässigkeit und Ungeübtheit, daß der Herausgeber in der Vorrede zum ersten Bande die total inattention to the graces of composition and a sad absence of literary taste eines Zeitgenossen von Addison entschuldigen und durch eine Vorliebe für das heimische Idiom erklären zu müssen glaubte.

IV.

John Milton und die englische Revolutionszeit, nach dessen Prosaschriften über Kirche, Staat und öffentliches Leben dargestellt.*)

1. Einleitung.

Wir beabsichtigen in den folgenden Blättern die Ansichten und geistigen Kämpfe eines Mannes darzustellen, der in einer tiefbewegten Zeit, da alles Bestehende in Frage gesetzt und erschüttert wurde, durch Schrift und Rede bedeutend auf die Dinge in Kirche und Staat eingewirkt hat, der die große Katastrophe, wodurch England zu einem republikanischen Gemeinwesen umgeschaffen wurde, billigte, förderte und rechtfertigte, und der sich nach dem blutigen Schlag aus innerster Ueberzeugung an der Verwaltung des englischen Freistaats betheiligte. Da man bei Milton's Namen zunächst an den Dichter des „Verlorenen Paradieses“ denkt, so wollen wir gleich hier bemerken, daß wir nicht gemeint sind, die poetische Seite des Mannes zu betrachten, sondern seine nicht minder wichtige politische und publicistische Wirksamkeit zur Anschauung zu bringen. Seine sämmtlichen Prosawerke, die uns dabei als Halt- und Ausgangspunkt dienen, wurden im Jahre 1848 in drei

*) Aus Raumer's Histor. Taschenbuch. Dritte Folge dritter und vierter Jahrgang. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1852. 1853.

starken Octavbänden von J. A. St. John mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben, und unsere Absicht ist, den merkwürdigen Mann in seiner eigensten Gestalt, wie er sich in seinen mannichfachen Schriften kundgibt, und soviel als möglich mit seinen eigenen Worten dem Leser vorzuführen.

Milton hat mit Cromwell und den andern Führern der revolutionären Erhebung Englands im siebenzehnten Jahrhundert lange das Loos getheilt, von der Nation mit vorurtheilsvoller Abneigung behandelt zu werden. Die höfische Bildung, die unter dem Einflusse Ludwigs XIV. und seines glanzvollen Hofes in Versailles während der Regierungszeit der beiden letzten Stuarts in England aufkam und sich während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts in ungestörter Herrschaft erhielt, war der kirchlichen und politischen Anschauungsweise der Cromwell'schen Zeit entschieden feindselig. Der religiöse Ernst und die trüben Lebensansichten der Puritaner waren den gebildeten, von französischer Leichtfertigkeit und religiösem Indifferentismus erfüllten Kreisen, denen die englischen Schriftsteller sämmtlich angehörten, gänzlich zuwider. Der Haß dieser calvinistischen Eiferer gegen Theater, Tanz und andere Lebensfreuden, ihre sittenrichterliche Strenge gegen jede heitere Geselligkeit, ihre Mißachtung aller Künste, mit einem Worte, ihre finstere Moral und morose Lebensanschauung standen mit der socialen Bildung und mit dem ganzen, auf feinen Lebensgenuß hinstrebenden Zeitgeiste in zu grellem Widerspruch, als daß sie, ich will nicht sagen Sympathie, sondern nur eine gerechte Beurtheilung gefunden hätten. Ebenso verdammte der entschieden monarchische Sinn der Engländer und der Stolz auf ihre »happy constitution« die politische Richtung der Cromwell'schen Periode als eine Verirrung und die kühle, auf den gewohnten Kirchenbesuch beschränkte Religiosität der vornehmen Episcopalen hatte kein Verständniß für den frommen Eifer und die Glaubenswärme der Puritaner und Independenten. Sie vergaßen, daß sie ohne die maßlose Energie jener Eiferer nie zum ruhigen Besitz ihrer bürgerlichen und religiösen Freiheit gelangt, sondern wie die Franzosen in die Versumpfung des

politischen Absolutismus und in die Drangsale der religiösen Verfolgung gerathen wären.

Zu diesem ungerechten Urtheil trug der geistreiche, freidenkende, aber in den Vorurtheilen seiner Zeit tief befangene Geschichtschreiber Hume nicht wenig bei. Wie er gegen Cromwell und seine Partei verfuhr, so Johnson, der Repräsentant der selbstgefälligen Mittelmäßigkeit und das Orakel der vornehmen Kreise, gegen Milton. Ohne Verständniß des idealen Strebens und der großartigen Natur des poesiereichen Mannes hat Johnson in dessen Lebensbeschreibung ein so carikirtes Bild von ihm entworfen, daß mehrere Verehrer des Dichters, selbst solche, die mit seinen religiösen und politischen Ansichten nicht übereinstimmten, ihn gegen die Beschuldigungen des Kritikers rechtfertigen zu müssen glaubten. Erst unserm Jahrhundert war es vorbehalten, gegen jene gewaltigen Männer gerecht zu sein und die dunkeln Flecken, die Vorurtheil und einseitige Befangenheit auf ihr Andenken geheftet, zu tilgen. Die neuern englischen Geschichtscheiber, namentlich Macaulay, stellten sich bei Beurtheilung vergangener Zeiten und entschwundener Geschlechter auf einen höhern Standpunkt: sie bildeten ihr Urtheil über die hervorragenden Persönlichkeiten und deren Meinung und Thun im Geiste jener Zeit ohne Rücksicht auf die Ansichten der Nachgeborenen und ohne die Zustände und die öffentliche Meinung der Gegenwart als Maßstab anzulegen; sie betrachteten die historischen Erscheinungen im Spiegel der geschichtlichen Vergangenheit und sprachen nicht in befangener Engherzigkeit über die Männer einer großen, geistig bewegten Zeit darum die Verdammung aus, weil sie nicht dachten und handelten wie ihre sich klüger dünkenden Enkel. Sie lernten sogar ihre Fehler und Irrthümer achten, sofern sie aus edeln Beweggründen hervorgingen und ein reines, von Eigenliebe und Selbstsucht freies Streben zu Grunde lag.

Die Prosaschriften des blinden Dichters, die wir in den folgenden Blättern einzeln aufführen und besprechen werden, wurden in dem wichtigsten und bewegtesten Zeitraume der englischen Geschichte, in den Jahren 1641—1660 abgefaßt und tragen nicht wenig zur klaren Er-

kenntniß jener ereignißvollen Tage bei. Milton stand mitten in der Bewegung und sein kräftiger, freiheitglühender Geist nahm an allen Erscheinungen und Lebensfragen den innigsten Antheil. Darum stehen seine Schriften in naher Beziehung zu den kirchlichen und politischen Vorgängen und Kämpfen des Augenblicks, und er hat dabei stets einen bestimmten praktischen Zweck vor Augen. Dieses höhere Ziel gibt daher auch seinen Worten und Aussprüchen eine besondere Bedeutung; sie sind der Ausdruck der mit Kühnheit und Selbstvertrauen vorwärts strebenden Partei, die durch Kampf zum Sieg gelangte, die aber, weil sie nach Idealen strebte, welche in der irdischen Menschenwelt auf tausend Hindernisse stoßen, nicht zu Ruhe und Glück kam. Darum zieht sich auch durch die spätern Schriften Milton's ein elegischer Ton durch, der den tiefen Gram und die wehmüthige Stimmung seiner Seele beurkundet, während die frühern Erzeugnisse einen kühnen hoffnungsreichen Geist athmen und durch ihre kecke Polemik und ihren aggressiven Muth das mächtige Selbstvertrauen verrathen, von dem die kampflustige Partei der Freiheitsmänner erfüllt war.

Die Schriften zerfallen in drei Hauptgruppen. Solange der Grundsatz der Stuarts: „Kein Bischof, kein König!" in voller Kraft bestand, stritt Milton mit den Puritanern gegen das Episcopalsystem und somit nur indirect gegen den drohenden Absolutismus der Königsmacht. Seine, sowohl durch gelehrte Beweisführung als durch kräftige und schwungvolle Darstellung ausgezeichneten Schriften polemisch-kirchlichen Inhalts waren von so gewaltiger Wirkung, daß die bischöfliche Partei sich seufzend unter den Schlägen beugte und die Puritaner die Führung ihrer Sache vertrauensvoll in seine Hände legten. Milton hatte nach einigen Jahren den Triumph, die bischöfliche Hierarchie nebst ihrer ganzen halbrömischen Kirchenform zusammenbrechen zu sehen. Aber nur zu bald mißbrauchten seine bisherigen Genossen, die Presbyterianer, den mühsam errungenen Sieg zur Begründung eines neuen Geistes- und Gewissenszwanges, der dem bischöflichen Kirchenregiment an Strenge und Intoleranz nichts nachgab. Da trat Milton auch gegen sie als Vorfechter der Freiheit in die Schranken und forderte mit der Partei

der Independenten für jeden Einzelnen das Recht der kirchlichen Selbstbestimmung, die religiöse Freiheit des Individuums. Und auch diese Partei erreichte auf kurze Zeit das Ziel ihres Strebens. Allein es war ein Kampf im eigenen Heerlager; es war eine ähnliche Erscheinung wie in der französischen Revolution der Sieg der demokratischen Bergpartei über die Gironde, nur daß die Presbyterianer an Edelsinn und Großmuth jenen französischen Republikanern weit nachstanden, die Independenten dagegen mehr Begeisterung und echtes Freiheitsgefühl in sich trugen, als die französischen Jakobiner. Diese Spaltung schwächte die Revolutionspartei und führte endlich zur Restauration der Königsmacht und des Episcopats, trotz der warnenden Stimme Milton's, der noch wenige Wochen vor der Rückkehr Karl's II., gleich einem blinden Seher, seinen Kassandraruf fruchtlos erschallen ließ. Ja, er wagte sogar zur Blütezeit der Stuart'schen Reaction, als er schon mit Einem Fuß im Grabe stand, noch einen Nothschrei zu erheben gegen die planmäßige Begünstigung des Papismus.

In diesen polemisch-kirchlichen Schriften gibt sich Milton als einen tief-religiösen Mann von echt-christlicher Gläubigkeit zu erkennen, dem die Worte der heiligen Schrift als der unzweifelhafte Wille Gottes erscheinen, und dem das Evangelium eine wahre Botschaft des Heils, ein Stecken und Stab für die Irrgänge des Lebens ist. Dabei unterscheidet er aber streng zwischen Inhalt und Form, zwischen dem göttlichen Kerne und der menschlichen Schale, zwischen Religion und Kirche. Während er die christliche Lehre als den festen, unwandelbaren Fels und Eckstein der menschlichen Glückseligkeit ansieht, will er die kirchliche Form ausschließlich der individuellen Wahl und dem freien Urtheil überlassen wissen; und erkennt nur in dem vollständig-durchgeführten Freiwilligkeitsprincip den Sieg der christlichen Freiheit über den antichristlichen Gesetzeszwang der römisch-katholischen Kirche.

Die zweite Gruppe bilden die Abhandlungen über die Ehe und die Vorschläge zu einer neuen Organisation des öffentlichen Erziehungswesens. In der erstern Schrift sucht Milton nachzuweisen, daß die Einsetzung der Ehe nicht blos behufs der Fortpflanzung, sondern zu-

nächst behufs des geselligen Zusammenlebens beider Geschlechter in Liebe und Eintracht, zur Erleichterung und Erheiterung des Daseins und zur Erfüllung des Lebenszwecks eingesetzt sei und daß folglich auch eine Scheidung nicht blos wegen fleischlichen Ehebruchs, sondern auch wegen Ungleichheit der Naturen, wegen geistiger und gemüthlicher Unverträglichkeit gestattet sein müsse. Eine Schrift, worin die kanonischen Ehegesetze als unchristlich verworfen, die Ehescheidungsgründe vermehrt, ja die Scheidung selbst dem Gewissen des Ehemanns anheimgegeben wird, mag auf den ersten Anblick Bedenken erregen bei einem Manne, der zur Zeit der Abfassung selbst in unglücklicher Ehe gelebt, indem seine Gattin wegen politischer Meinungsverschiedenheit ihn auf längere Zeit verlassen hatte. Allein man mag über die in der Schrift ausgesprochenen Ansichten urtheilen wie man will, man mag seine Grundsätze, die allerdings ihre schwachen Seiten haben, billigen oder verwerfen, der erhabenen Auffassung des ehelichen Verhältnisses wird Niemand seine Bewunderung versagen können. Er entwirft von der Ehe, wie sie nach seiner Ansicht aus den Einsetzungsworten der Genesis hervorgeht, das reinste ideale Bild, gegründet in erster Linie auf echte Liebe und harmonisches Ineinanderleben zweier Naturen zu einem einzigen Wesen, und erst in zweiter Linie auf die fleischliche Gemeinschaft. Jene geistige Verbindung gilt ihm als unabweisliche Bedingung und als einziger fester Grund der Ehe, und wo daher die eine Ehehälfte, d. h. zunächst die Frau durch ungesellige Eigenschaften, durch Lieblosigkeit, durch moroses Wesen, durch Mangel an Geistesbildung, durch die Unfähigkeit, mittels passender Unterhaltung dem Manne eine Gefährtin und Gehülfin zu sein, die Unmöglichkeit eines solchen geistigen Bundes in Liebe und harmonischem Zusammenleben kund gibt, da soll eine Trennung der Ehe mit gerechter und billiger Auseinandersetzung der äußerlichen Verhältnisse und eine andere Verheirathung gestattet sein. Diese in das bürgerliche Leben tief eingreifenden Vorschläge stießen schon zu seiner Zeit auf vielfachen großen Widerspruch und nöthigten ihn durch mehrere nachfolgende Schriften die Nachweisungen zu liefern, daß seine Ansichten ganz und gar mit den Worten der heiligen Schrift in Einklang ständen.

Daß er die Bande der Moral und Sittlichkeit nicht lockern, sondern vielmehr stärken, dem Leichtsinn und der Frivolität nicht Vorschub leisten, sondern einen Damm entgegensetzen wollte, brauchte er nicht erst zu versichern; man bemerkte die Reinheit der Absicht aus der ganzen Haltung des Buchs, aus dem platonischen Geiste, den es athmet.

Die zweite Schrift dieser Gruppe ist eine kurze Auseinandersetzung über Erziehung in einem an einen Freund gerichteten Schreiben. Er tadelt mit guten Gründen die Fehlerhaftigkeit des damaligen Unterrichtswesens in England und macht Vorschläge zu einer Reorganisation desselben mittels großer und zahlreicher Schulanstalten, die in dem ganzen Lande an passenden Stellen errichtet werden und worin die Jünglinge von dem 13. bis 21. Jahre ihre geistige und physische Ausbildung ohne Universitätsstudien empfangen sollten. In dieser merkwürdigen Schrift sind fast alle pädagogischen Systeme der spätern Zeit im Keime enthalten und namentlich findet der realistische Unterricht im Gegensatz zu dem herrschenden Formalismus der Sprachstudien einen warmen Fürsprecher in Milton. Aber der Ernst der Zeit und seine eigene energische und thätige Natur bewahrte ihn vor den Verirrungen der spätern Philanthropen. Er will die Jugend nicht erschlaffen durch Erleichterung und Beschränkung des Unterrichts, sondern er will durch größere geistige Bethätigung, durch weise Führung und durch praktische Anleitung den jugendlichen Geist bereichern, stärken und zum eigenen Forschen befähigen, er will durch Erweckung eines größern Interesses für höhere Studien und eines edlern Sinnes Begeisterung für Wissenschaft und Tugend erzeugen; er will durch körperliche Uebungen, genußreiche Erholung, durch Belebung der Geselligkeit und Freundschaft die Jugend an reinere und edlere Freuden gewöhnen und dadurch den Grund zu ihrem künftigen Lebensglück legen. Es ist nicht zu verkennen, daß Milton bei dem Entwurf dieser idealen Einrichtungen die genossenschaftlichen Vereine der alten Griechen und namentlich das Bundesleben der Pythagoräer vor Augen gehabt und daß ihm einige Ideen aus Plato's Staat vor der Seele geschwebt haben.

Die dritte und stärkste Gruppe der Milton'schen Prosawerke um-

faßt die Staatsschriften, unter denen die ursprünglich lateinisch abgefaßte „Schutzrede für das englische Volk gegen Salmasius" am bekanntesten, aber keineswegs am bedeutendsten ist. Der »Iconoclast« oder die zermalmende Gegenschrift wider das bekannte, angeblich von König Karl I. selbst herrührende, Werk »Eikon basilike« ist ein Muster kräftiger und edler Polemik und das goldene Schriftchen „Areopagitica" verficht mit poetischem Schwung und mit hinreißender Beredsamkeit die edelsten Güter des Menschen — Denk-, Lehr- und Preßfreiheit und zwar gegen das presbyterianische Parlament, das seinen jüngst errungenen Sieg nunmehr zu Zwangsmaßregeln mißbrauchen wollte. Während der republikanischen Zeit war Milton, damals schon erblindet, als Secretär des Staatsraths für die auswärtigen Angelegenheiten in Cromwell's Cabinet thätig und die diplomatischen Actenstücke und Regierungsschreiben der Zeit tragen so sehr das Gepräge des Milton'schen Geistes, daß St. John sie in die erwähnte Sammlung der Prosaschriften aufzunehmen für gut fand. Aus diesen Urkunden geht auch hervor, daß Milton's Verhältniß zu Cromwell bis zum Tode des Protectors keine Erschütterung erfuhr, und daß er auch noch unter Richard Cromwell sein wichtiges Amt verwaltete. Und mit welcher Charakterfestigkeit er seinen Grundsätzen treu blieb, ersieht man noch aus einer kurz vor der Restauration verfaßten Schrift an Monk, worin er diesen zu bestimmen suchte, durch das neu einzuberufende Parlament der Nation eine ähnliche republikanische Verfassung geben zu lassen, wie sie in den Niederlanden bestände. Das war zu einer Zeit, wo dieser Heuchler schon mit König Karl II. sich verständigt hatte und das royalistisch-gesinnte Parlament die Restauration der Monarchie in unvorsichtiger Uebereilung bewerkstelligte. Durch längere Verborgenheit und den Schutz eines einflußreichen Freundes, dem er früher einige Dienste geleistet, entging Milton der reactionären Wuth der royalischen „Cavaliers", die nicht blos an den lebenden Widersachern blutige Rache nahmen, sondern sogar die Leichen von Cromwell und Bradshaw schändeten. Wie Milton der Verfolgung und den Schergenhänden entging, ist immer noch räthselhaft; denn daß eine gewisse heilige Scheu vor

dem blinden Sänger, oder die Ehrfurcht vor seinem hohen Genius auf die „Junker" der Reaction einen Einfluß geübt habe, ist nicht anzunehmen. Ein solches „menschliches Rühren" galt von jeher bei Leuten dieses Schlags für Schwäche und sentimentale Anwandlung, unwürdig des ritterlichen und adligen Blutes in ihren Adern.

Was die politischen Ansichten Milton's betrifft, so wurzeln sie zunächst in einer unwandelbaren Liebe zur Freiheit, in einem glühenden Patriotismus und in der festen Ueberzeugung, daß die monarchische Verfassung nur ein auf dem Grundsatz der Nationalsouveränetät beruhender Gesellschaftsvertrag zwischen König und Volk sei[1]); daß dieser Vertrag nur so lange in Gültigkeit bestehe, als die beschworenen Bedingungen mit gewissenhafter Treue von beiden Seiten eingehalten würden, daß aber dieselben Gesetze, die dem König zur Bestrafung der Uebelthäter zu Gebote ständen, auch auf ihn ihre Anwendung finden müßten, wenn er sich einer Uebertretung schuldig mache. Nach diesen Grundsätzen ist demnach die revolutionäre Erhebung einer Nation gegen einen treubrüchigen König gerecht und gesetzlich, und wenn sie dann die bisherige Verfassung, die ihr keine genügende Bürgschaft gegen Tyrannei geboten, umändert und mit einer andern Staatsform vertauscht, so bedient sie sich nur ihres angeborenen Rechts. Auf dieser Argumentation beruht Milton's ganze politische Anschauung. Er hält zwar die republikanische Verfassung für die Gott wohlgefälligste und der Menschenwürde am meisten entsprechende Staatsordnung und sucht an verschiedenen Orten den Beweis zu führen, daß diese Staatsform im Alten und Neuen Testament vor jeder andern bevorzugt und gepriesen werde; doch verwirft er auch eine monarchische Verfassung keineswegs, sofern ein gerechter König die Gesetze gewissenhaft hält und handhabt und die Garantien der Volksfreiheit nicht gefährdet werden. Wie er bei den kirchlichen Fragen genau unterscheidet zwischen der innern Lehre und der äußern Form und bei strengem Festhalten an der erstern eine weite Mannichfaltigkeit in der letztern zuläßt, so will er auch bei den politischen und staatsrechtlichen nur die Fundamentallehren der Volkssouveränetät und der Heilighaltung der zwischen Volk und Obrigkeit

vereinbarten Gesetze gewahrt wissen, wogegen er in der äußern Gestaltung eine Mannichfaltigkeit der Formen und Einrichtungen und eine freie Wahl und Prüfung gestattet. Er hängt nicht mit doctrinärer Systemsucht an einem festen Princip, von dessen Einführung allein alles Heil und Segen einer Nation bedingt sei. Die Wohlfahrt des Staats ist ihm der höchste Zweck; die Begründung dieser Wohlfahrt darf aber nicht in die Macht eines von Schmeichlern und Sophisten umgebenen Königs gelegt sein, sondern muß von einem durch Volkswahl berufenen hohen Rath oder Nationalsenat ausgehen. Ein solcher Senat wird aber in einer Republik seiner Aufgabe besser und ungehemmter genügen können als in einer Monarchie, wo der Einfluß des Hofes auf die gesetzgebende Versammlung nie ganz zu vermeiden sein wird.

Fassen wir nun diese verschiedenen Seiten und Richtungen in einem Gesammtbilde zusammen, so werden wir Milton als freiheitbegeisterten Idealisten charakterisiren müssen, der die Dinge dieser Welt und die darin handelnde Menschheit mit dichterischer Phantasie betrachtete und sie nach seiner poetischen Auffassung beurtheilte. Die dichterische Natur Milton's gibt sich überall kund; alle seine Schriften, sie mögen ihrem Inhalte und ihrer Tendenz nach noch so sehr die praktischen Verhältnisse des wirklichen Lebens berühren, tragen ein poetisches Gepräge und enthalten hier und da echt dichterische Stellen, schwungvolle Bilder, treffende Gleichnisse und Allegorien. Selbst die Sprache und Darstellung hält sich meistens auf dichterischer oder oratorischer Höhe, und selten versäumt er eine Gelegenheit zu einem poetischen Excurs, zu einer schwungreichen Steigerung. Eine durchaus innerliche, contemplative Natur, war Milton weniger zum praktischen Handeln als zur Erweckung eines begeisterungsfähigen, empfänglichen Volkes in einer aufgeregten Zeit geeignet. Seine Worte kamen von Herzen und gingen zu Herzen; die enthusiastische Freiheitsliebe, die aus seiner dichterischen Seele mächtig ausströmte, riß die Leser fort und füllte ihre Brust mit ähnlichen Gefühlen. Darum waren auch seine Schriften besonders während der in den vierziger Jahren herrschenden und bis zum Tode des Königs stets wachsenden Aufregung von großer Wirkung.

Zu dieser idealistischen Auffassung des Lebens und der Menschen haben Milton's persönliche Schicksale nicht wenig beigetragen. Er brachte seine Jugend großentheils fern vom Geräusche der Welt in stiller Zurückgezogenheit zu, wo er sich mit dem unermüdlichsten Fleiße den Wissenschaften hingab, um den glühenden Durst nach Weisheit und Erkenntniß zu befriedigen. Er schloß keinen Zweig von dem Bereiche seiner Forschung aus, doch widmete er, außer der Bibel, vorzugsweise der altclassischen Literatur und den poetischen Erzeugnissen der Italiener seine geistige Thätigkeit. Eine Reise nach Italien war die einzige vorübergehende Unterbrechung dieses eifrigen Studienlebens, was die zwiefache Folge hatte, daß es ihn dem praktischen, handelnden Leben und der Berührung der Außenwelt enthob und daß es seine Augen dermaßen schwächte, daß er kurz nach Begründung der Republik völlig erblindete. Dadurch sah er sich noch mehr als zuvor ausschließlich auf sein Inneres gewiesen; die Außenwelt war ihm jetzt nur noch durch fremde Vermittelung zugänglich; es ist also nicht zu verwundern, daß er sich den Menschen nach seiner innern Auffassung dachte, daß er das Urbild seiner Gestaltungen aus seiner an edler Lectüre gebildeten und gestärkten Seele schöpfte, daß er die Menschheit theils in der jugendlichen Kraft des Alterthums, theils in der idealen Vollendung der Dichtkunst sich vorstellte. Darum müssen viele seiner Vorschläge und Ideen dem nüchternen Betrachter menschlicher Dinge als Traumgebilde erscheinen, die nur bei einem bis in die untersten Klassen durchgebildeten und veredelten Menschengeschlechte einen festen Boden und dauernden Haltpunkt finden könnten, die aber an einem gebrechlichen, von materiellen Interessen und rohen Leidenschaften so sehr beherrschten Geschlechte, wie die untern Volksklassen des damaligen und jetzigen Europa, nothwendig scheitern müßten. Diesen idealen Standpunkt des dichterischen Publicisten müssen wir stets bei Beurtheilung seiner Ansichten und Vorschläge vor Augen haben. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, so wenig als die geistigen Gebilde eines Plato oder die utopischen Träume eines Jean Jacques Rousseau, mit welchem Letztern

er in mancher Beziehung verglichen werden kann, so verschieden auch im Allgemeinen Beider Naturen waren.

Milton und Rousseau waren darin ähnlich, daß sie den Zeitgeist, wie er sich in den edelsten Naturen ihrer Nationen zu entfalten begann, richtig erriethen und zur Ausbildung führten. In England hatte der Religionsdruck der bischöflichen Hierarchie, verbunden mit dem verletzenden Hochmuthe und den absolutistischen Bestrebungen der Stuarts, eine allgemeine Sehnsucht nach Befreiung von diesem zwiefachen Joche erzeugt. Diese Sehnsucht äußerte sich zunächst in einer negirenden Opposition gegen die herrschenden Gewalten, eine Opposition, die der Natur der Sache nach in ihrem zerstörenden Gange so lange fortschritt, bis sie auf dem entgegengesetzten Extrem angekommen war, wo dann nothwendig ein Rückschlag erfolgen mußte. Diesen geistigen Proceß machte Milton vollkommen mit, so lange der Widerstand gegen Absolutismus und Hierarchie in der Action und im Zunehmen war; als aber der reactionäre Rückschlag erfolgte, beharrte er mit ehrenwerther Consequenz, die überhaupt einen hervorragenden Zug in Milton's Charakter bildet, bei seiner ursprünglichen Ansicht und stand daher bald mit denselben Grundsätzen, die vorher der größte Theil der Nation mit ihm getheilt hatte, vereinsamt da. In Frankreich bildete sich im nächsten Jahrhundert auf langsamem Wege eine nicht minder starke Opposition gegen die bestehenden Einrichtungen, Gewohnheiten, Sitten und Mißbräuche in Kirche, Staat und öffentlichem Leben. Diese Opposition erhielt durch Rousseau eine eigenthümliche Richtung und ein positives Ziel in der Aufstellung des Princips, daß nur in der Rückkehr zur ursprünglichen Einfachheit und Wiederherstellung eines reinen Naturzustandes die Gebrechen der Zeit und der menschlichen Gesellschaft geheilt werden könnten. Auch dieser geistige Proceß führte zuletzt zum Umsturz des Bestehenden; allein Rousseau erlebte nicht den Ausbruch der blutigen Revolution, wodurch dieser Umsturz bewirkt wurde; es blieb daher ein Räthsel, wie er sich gegen die praktische Realisirung seiner Idee verhalten haben würde. Schwerlich hätte er dieselbe Consequenz des Charakters gezeigt wie Milton.

Darin also sind beide Männer ähnlich, daß sie die echten Kinder ihrer Zeit waren und von der herrschenden Geistesrichtung ebenso wohl getragen wurden, als sie dieselbe bestimmten. Sie sind auch darin ähnlich, daß sie den Menschen von seiner göttlichen Seite erfaßten und seine Natur und sein Wesen idealisirten; daß sie Vorschriften gaben, wie man diese edle Menschennatur durch gutgeleitete Erziehung immer mehr ihrer Bestimmung der Gottähnlichkeit nahe bringen könne; daß sie bei dieser Erziehung den alten gänzlich vergessenen Spruch: ut sana mens sit in sano corpore, durch größere Beachtung der körperlicheu Ausbildung wieder zu Ehren bringen wollten. Sie gehen ferner bei Aufstellung ihrer politischen Systeme von dem Grundsatze der Volkssouveränetät aus und fußen auf der Lehre, daß der Staat ein Gesellschaftsvertrag mit gegenseitig bindenden Gesetzen sei, und daß die Staatsform, in welcher der Volkswille sich am reinsten und unmittelbarsten kund gebe, die zweckmäßigste und der Idee am meisten entsprechende sei. In ihrer religiösen Anschauung haben sie trotz der innern Grundverschiedenheit darin Aehnlichkeit, daß Beide Form und Inhalt streng scheiden und jene als unwesentlich der freien Wahl des Individuums anheimgestellt wissen wollen. Was aber den Kern des Glaubens, den Beide heilig halten, betrifft, so tritt hier die große Verschiedenheit der Zeiten, als deren Organe Beide dastehen, recht auffallend hervor. Milton hält an der evangelischen Lehre fest und sieht in der gläubigen Hingebung an das Wort und den Geist der heiligen Schrift das echte Kennzeichen eines vollkommenen Menschen: Rousseau bringt selbst die Christuslehre in ihrer specifischen Erscheinung einer idealen Naturreligion zum Opfer, um das Band, das die Creatur mit dem Schöpfer verbindet, so allgemein und geistig zu machen, daß alle Menschen ohne Unterschied dasselbe fassen könnten. Milton erscheint überall als strenggläubiger Christ, Rousseau als idealistischer Religionsphilosoph.

Trotz dieser einzelnen Aehnlichkeiten sind die Schriften beider Männer sehr verschieden. Sie gleichen sich nur in dem einen Punkte, daß sie alle in einer poetisch oder rhetorisch gehobenen Sprache und

Darstellung abgefaßt sind. Zwar tragen Milton's Werke nicht das leichte, elegante Gepräge, das die Schriften des französischen Philosophen auszeichnet; dafür enthalten sie aber viele Stellen von echt poetischem Schwung und pathetischer Beredsamkeit. Milton geht in seinen Schriften stets von positiven Sätzen und unbestrittenen Wahrheiten aus und nimmt seine Argumente weniger aus dem eigenen raisonnirenden Verstande, als aus den Schriften der Alten oder aus der Bibel; Rousseau beginnt nicht selten mit einer petitio principii, indem er einen vieldeutigen, halbwahren Satz an die Spitze stellt und dann durch eine Reihe dialektischer Schlüsse und Folgerungen den Leser mit einem sophistischen Netz umstrickt, aus dem er sich nicht loszuwinden vermag, bis er auf den Ausgangspunkt selbst zurückgeht. Milton hielt sich rein von allen sittlichen Verirrungen der Jugend, führte stets einen moralisch-tadellosen Lebenswandel und bewegte sich in geordneten häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen; dieser Umstand gab ihm festes Selbstvertrauen und einen von aller Menschenfurcht freien Muth. Rousseau gerieth durch harte Schicksalsschläge, durch Verführung und Charakterschwäche auf mancherlei Abwege, wodurch sein Leben vergiftet, sein Geist von einer krankhaften Reizbarkeit getrübt und seinen Lehren die feste Grundlage des sittlichen Ernstes entzogen wurde. Daher empfängt man beim Lesen der Milton'schen Schriften den Eindruck von einem mannhaft und siegreich durchgeführten Kampfe, während man bei Rousseau zugleich die Seelenleiden und die Verfolgungen des Verfassers durchfühlt. Dort herrscht ein gesunder, reiner Sinn und ein klarer selbstbewußter Menschengeist; in Rousseau ist unter reizender und verlockender Hülle viel geheimes Gift enthalten; und während Milton mit blanker Waffe und offenem Visir geradezu auf den Feind losgeht und ihn aus seinem Bollwerk herauszutreiben sucht, untergräbt Rousseau die Fundamente und bringt somit den Feind sammt seiner Schutzwehr zu Falle. Rousseau's philosophischer Geist drückt allen seinen Werken und Gebilden eine entschieden subjective Prägung und Färbung auf; Milton's episch-plastische Dichternatur gibt seinen Schö-

pfungen eine klare objective Gestalt, denen mitunter zu einem poetischen Kunstwerk nur die dichterische Form abgeht.

Mögen diese wenigen einleitenden Worte genügen, um das Interesse des Lesers auf einen Mann zu lenken, dessen Persönlichkeit bisher unter uns noch sehr wenig bekannt war; der mit unwandelbarer Consequenz und Charakterfestigkeit dieselben Ansichten und Grundsätze in sich getragen und verfochten hat, wie sich auch die äußern Umstände gestalten und verändern mochten, und der unter vielen Ansichten und Behauptungen, die als gewagt und extrem erscheinen dürften, und deren praktische Verwirklichung mitunter sehr bedenklich sein möchte, nie einen gemeinen Grundsatz, nie einen unedeln Gedanken ausgesprochen hat. Eine reine Dichternatur, hat Milton die ihn umgebende Welt idealistisch gesteigert, und manche seiner Ideen tragen den Stempel dieser Auffassung an sich und eignen sich ihrer Erhabenheit und Idealität wegen nicht für das gebrechliche Menschengeschlecht der rauhen Wirklichkeit; aber sein eigener Werth wird dadurch um nichts geschmälert. Möge nie die Zeit kommen, wo der praktische Nutzen der einzige Maßstab der Beurtheilung wird!

2. Milton's selbstentworfene Lebensskizze.

Als Milton's Widersacher, aus Zorn über die vernichtende „Schutzrede für das englische Volk“ gegen Salmasius, seinen Wandel zu verdächtigen suchten und seine Blindheit als Strafe des Himmels für sein unsittliches Leben darstellten, da gab er in seiner „Zweiten Schutzrede“ folgende Nachrichten über sich und seine früheren Lebensjahre, um die Verleumder zu widerlegen und zu beschämen:

„Ich bin geboren in London von ehrbaren Eltern[2]; mein Vater war ausgezeichnet durch unwandelbare Rechtschaffenheit, meine Mutter durch große Mildthätigkeit, die ihr die allgemeine Achtung erwarb. Mein Vater bestimmte mich von Kindheit an zur literarischen Laufbahn und mein Durst nach Wissen war so gewaltig, daß ich von meinem zwölften Jahre an fast nie meine Studien verließ und selten vor Mitternacht zu Bette ging. Dies zog mir hauptsächlich den Verlust meines Gesichts

zu. Meine Augen waren von Natur schwach und ich war häufigen Kopfschmerzen ausgesetzt; was jedoch die Glut der Wißbegierde nicht abzukühlen, noch den Gang meiner Ausbildung zu hemmen vermochte. Mein Vater ließ mich täglich unterrichten sowohl in der lateinischen Schule als durch Privatlehrer zu Hause. Nachdem ich in verschiedenen Sprachen hinreichende Kenntnisse erworben und nicht unbeträchtliche Fortschritte in der Philosophie gemacht hatte, schickte er mich nach Cambrigde auf die Universität. Hier folgte ich sieben Jahre lang dem gewöhnlichen Lauf des Unterrichts und Studiums, zur Zufriedenheit aller Guten und ohne auf meinen Charakter irgend einen Flecken zu bringen, bis ich den Doctorgrad empfing. Dann kehrte ich in meines Vaters Wohnung zurück, zum großen Leidwesen der meisten meiner Collegiengenossen, die mir viele Beweise von Freundschaft und Achtung gegeben. Auf dem Landgute meines Vaters, wo dieser den Rest seiner Tage zubrachte, genoß ich einer kurzen, ununterbrochenen Muße, welche ich ausschließlich der Lectüre der griechischen und römischen Classiker widmete, obwol ich auch gelegentlich die Hauptstadt besuchte, sei es, um mir Bücher zu kaufen, sei es, um mir neue Kenntnisse zu erwerben in der Mathematik oder Musik, in der ich damals eine reiche Quelle von Freude und Erholung fand. Auf diese Weise verlebte ich fünf Jahre bis zu dem Tode meiner Mutter. Dann bekam ich Lust, fremde Länder zu besuchen, besonders Italien, den vielgepriesenen Sitz der Cultur, die gastliche Wohnstätte jeder Art von Bildung. Mein Vater gab seine Einwilligung und ich verließ die Heimath, begleitet von einem Diener." (Mehrere kleinere Gedichte, Sonette, Oden, in englischer und lateinischer Sprache, hatten bereits große Erwartungen rege gemacht und die allgemeine Aufmerksamkeit auf Milton gelenkt. Diese Reise fand statt im Jahre 1638.)

„Bei meiner Abreise gab mir der berühmte Henry Wootton, der lange Zeit König Jakob's I. Gesandter in Venedig gewesen, einen glänzenden Beweis seiner Achtung, indem er mir einen eleganten Brief schrieb, der nicht allein die wärmste Freundschaft athmete, sondern auch einige gute Lehren und Verhaltungsregeln enthielt, die mir auf meiner

Reise großen Nutzen gewährten. Der edle Thomas Scudamore, König Karl's Gesandter in Paris, an den ich Empfehlungsbriefe hatte, nahm mich sehr zuvorkommend auf. Der Lord führte mich bei dem gelehrten Hugo Grotius, dem damaligen Gesandten der Königin von Schweden am französischen Hofe, ein, nach dessen Bekanntschaft ich großes Verlangen trug, und als ich nach einigen Tagen meine Reise nach Italien fortsetzte, versah er mich mit Briefen an die englischen Kaufleute auf meinem Wege, daß sie mir alle in ihrer Macht stehenden Gefälligkeiten erweisen möchten. In Nizza bestieg ich ein Schiff, langte in Genua an und besuchte dann Livorno, Pisa und Florenz. In letzterer Stadt, welche ich wegen der Eleganz ihres Dialekts, wegen ihres Geistes und ihres Geschmacks ganz besonders schätzte, hielt ich mich etwa zwei Monate auf. Während dieser Zeit schloß ich eine intime Freundschaft mit vielen Personen von Rang und Gelehrsamkeit und war ein beständiger Genosse ihrer literarischen Unterhaltungen, eine Sitte, die dort herrschend ist und sehr viel zur Verbreitung der Bildung und zur Befestigung der Freundschaft beiträgt. Keine Zeit wird jemals die angenehmen Erinnerungen verwischen, die ich an Jakob Gaddi, an Carlo Dati, an Frescobaldo, Cultellero, Bonomatthai, Clementillo, Francisco und viele andere im Herzen trage."

„Von Florenz ging ich nach Siena, von da nach Rom. Nachdem ich hier etwa zwei Monate zugebracht, um die Alterhümer dieser berühmten Stadt zu besehen, wobei mir Lukas Holstein, (Bibliothekar in der Vaticana) und andere gelehrte und geistreiche Männer die größte Aufmerksamkeit erwiesen, setzte ich meine Reise nach Neapel fort. Hier wurde ich von einem Klostergeistlichen, mit dem ich von Rom aus die Reise gemacht, bei Johann Baptista Manso, Marquis von Villa, eingeführt, einem Edelmann von hohem Rang und Ansehen, dem Torquato Tasso, der berühmte Dichter, sein Buch von der Freundschaft gewidmet hat. Dieser gab mir während meines Aufenthalts große Beweise seiner Achtung: er selbst führte mich in der Stadt herum und zu dem Palast des Vicekönigs; und mehr als einmal besuchte er mich in meiner Wohnung. Bei meiner Abreise entschuldigte er sich ernstlich, daß er

mir nicht noch mehr Höflichkeit erwiesen; er habe sich zurückhalten müssen, weil ich mit so wenig Vorsicht über religiöse Dinge gesprochen hätte. Als ich Anstalten traf, um nach Sicilien und Griechenland überzusetzen, bewogen mich die traurigen Nachrichten über die bürgerlichen Bewegungen in England, meinen Plan zu ändern; denn ich hielt es für unwürdig, zu meinem Vergnügen im Auslande umherzureisen, während meine Mitbürger zu Hause für die Freiheit kämpften."

„Auf meiner Rückreise setzten mich einige Kaufleute in Kenntniß, daß die englischen Jesuiten in Rom ein Complot gegen mich geschmiedet hätten, wegen meiner freien Aeußerungen über Religion. Ich hatte mir es allenthalben zur Regel gemacht, nie zuerst eine Unterredung über Religion anzufangen, aber wenn Fragen hinsichtlich meines Glaubens an mich gestellt wurden, mich ohne allen Rückhalt oder Furcht zu äußern. Ungeachtet dieser Warnung kehrte ich doch nach Rom zurück. Ich that keinen Schritt, weder meine Person, noch meine Ansichten zu verbergen, und während der zwei Monate meines zweiten Aufenthalts vertheidigte ich ebenso öffentlich, wie zuvor, die reformirte Religion mitten in der Hauptstadt des Papstthums. Mit Gottes Hülfe kam ich wohlbehalten wieder in Florenz an, wo ich mit so vieler Liebe empfangen wurde, als wenn ich in meine Heimath zurückgekehrt wäre. Nachdem ich hier abermals zwei Monate verweilt und einen Ausflug von einigen Tagen nach Lucca unternommen hatte, überstieg ich die Apenninen und ging über Bologna und Ferrara nach Venedig. In dieser Stadt hielt ich mich einen Monat auf, um die Merkwürdigkeiten zu betrachten, ließ meine Bücher, die ich in Italien gesammelt, auf ein Schiff bringen und reiste dann über Verona, Mailand und an den Ufern des Lemanischen Sees hin nach Genf. Der Name dieser Stadt erinnert mich wieder an die Verleumdungen meiner Gegner und zwingt mich, Gott zum Zeugen anzurufen, daß ich an allen diesen Orten, wo das Laster so wenig unterdrückt und mit so wenig Scham geübt wird, nie von dem Pfade der Rechtschaffenheit und Tugend abgewichen bin und daß ich stets bedachte, daß, wenn mein Betragen auch vor den Augen der Welt verborgen bleiben möchte, es doch nicht der Allwissen-

heit Gottes entgehen könnte. In Genf hatte ich täglich Unterredungen mit Johann Deodati, dem gelehrten Professor der Theologie. Dann setzte ich meine Reise durch Frankreich fort und kehrte nach einer Abwesenheit von einem Jahr und drei Monaten in mein Vaterland zurück, gerade zu der Zeit, als Karl, nachdem er den Frieden gebrochen, mit den Schotten den sogenannten Bischofskrieg erneuerte, der ihn endlich, als die Royalisten in dem ersten Treffen geschlagen wurden und die Engländer allgemein und mit Recht sehr verstimmt waren, in die Nothwendigkeit versetzte, ein Parlament einzuberufen."

„Bald nach meiner Rückkunft miethete ich ein geräumiges Haus in der Stadt für mich und meine Bücher, wo ich wieder mit glühendem Eifer meine literarischen Beschäftigungen vornahm und im Vertrauen auf die weise Führung der Vorsehung und den Muth des Volks ruhig den Ausgang des großen Kampfes abwartete. Die Kraft des Parlaments hatte angefangen den Stolz der Bischöfe zu demüthigen. Viele Stimmen erhoben sich theils wider die Laster der Einzelnen, theils wider den ganzen Stand. Man fand es unrecht, daß England allein von der reformirten Kirchenform abweiche, und forderte eine Umgestaltung derselben nach dem Vorbilde der übrigen reformirten Kirchen und insonderheit nach dem Worte Gottes. Dies weckte meine Aufmerksamkeit und meinen Eifer. Ich sah, daß sich ein Weg öffnete für die Begründung wahrer Freiheit, daß hier das Fundament gelegt werden könnte zur Erlösung der Menschen von dem Joche der Knechtschaft und des Aberglaubens; daß die religiösen Fragen, denen die Aufmerksamkeit damals vorzugsweise zugewendet war, einen heilsamen Einfluß auf die Zustände und Einrichtungen des Staats üben würden; und da ich von Jugend auf über die Verhältnisse von Kirche und Staat nachgedacht, so gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß, wenn ich jemals nützlich sein wollte, so dürfte ich mich in einer so bedenklichen Krisis meinem Vaterlande, der Kirche und so vielen meiner Mitchristen nicht entziehen. Ich entschloß mich daher alle andern Studien, mit denen ich gerade beschäftigt war, aufzugeben und die ganze Kraft meiner Talente und meines Fleißes diesem einzigen wichtigen Gegenstand zu

widmen. Ich schrieb also zwei Bücher an einen Freund über die Reformation der Kirche von England. In der Folge, als zwei Bischöfe von hervorragender Stellung ihre Privilegien gegen einige puritanische Geistlichen verfochten, hielt ich dafür, daß ich über solche Fragen, zu deren Betrachtung ich allein durch meine Liebe zur Wahrheit und meine Ehrfurcht vor dem Christenthum geführt wurde, wohl eben so gut zu schreiben vermöchte, als solche, die nur für ihre Einkünfte und selbstgeschaffenen Rechte stritten. Ich antwortete daher dem Einen in zwei Büchern „Ueber Prälatenthum und Episcopat" und „Ueber Kirchenregiment", und dem Andern in einigen „Bemerkungen" und in einer „Apologie für Smectymnuus".[3]) Man hielt dafür, daß ich bei dieser Gelegenheit den Geistlichen, die der Beredsamkeit ihrer Gegner nicht gewachsen waren, eine rechtzeitige Hülfe gebracht hätte, und ich wurde daher von dem an fleißig zur Widerlegung gegnerischer Schriften in Anspruch genommen."

„Als die Bischöfe der Menge ihrer Widersacher endlich erlagen, hatte ich Muße, meine Gedanken andern Fragen zuzuwenden, — der Begründung echter und wahrhafter Freiheit, welche mehr nach innen als nach außen zu suchen ist und deren Existenz nicht sowohl auf dem Schrecken des Schwerts als auf der Ehrbarkeit des Lebens und Reinheit der Sitten beruht. Da ich nun bemerkte, daß es drei zum Glück des bürgerlichen Lebens wesentliche Arten von Freiheit gebe — religiöse, häusliche und bürgerliche — und da ich über die erste bereits geschrieben hatte, die Erreichung der letztern aber das eifrige Bestreben der Vorgesetzten wäre, so beschloß ich meine Aufmerksamkeit zunächst der zweiten Gattung, der häuslichen Freiheit zu widmen. Diese schien mir auf drei wesentlichen Fragen zu beruhen, auf den Verhältnissen der Ehe, auf der Erziehung der Kinder und auf der freien Veröffentlichung der Gedanken. Diesen drei Punkten wendete ich daher zunächst mein Nachdenken zu. Ich entwickelte meine Ansichten nicht allein in Bezug auf die Schließung, sondern auch auf die Trennung der Ehe, sofern besondere Umstände die letztere nothwendig machten; ich nahm dabei meine Beweise aus dem göttlichen Gesetze des alten Testaments,

welches Christus weder aufheben noch durch ein strengeres ersetzen wollte. Zur Unterstützung meines Satzes, daß der Ehebruch nicht als die einzige ausschließliche Bedingung einer Ehescheidung gelten dürfe, sondern daß auch noch andere Ursachen als Scheidungsgründe zulässig seien, führte ich außer den Erlebnissen meines eigenen Nachdenkens auch noch viele Beweisstellen aus andern Autoren an, welche seitdem unser berühmter Selden in seinem „Hebräischen Weibe“ ausführlicher behandelt hat. Vergebens rühmt sich der Mann seiner Freiheit in dem Senate oder auf dem Forum, wenn er zu Hause in der niedrigsten Knechtschaft eines schwächern Wesens schmachtet. Ueber diesen Gegenstand veröffentlichte ich daher einige Schriften, die besonders am Platze schienen zu einer Zeit, wo Mann und Frau bisweilen die erbittertsten Feinde waren, wo der Mann manchmal zu Hause bleiben und für die Kinder sorgen mußte, indeß die Mutter im Lager des Feindes gesehen ward, Tod und Verderben ihrem Gatten drohend.[4]) Hierauf schrieb ich über die Grundsätze der Erziehung, zwar nur im Allgemeinen, aber doch für Solche, die sich ernstlich mit dem Gegenstand befassen, ausführlich genug; denn nichts ist wichtiger als eine gute Kinderzucht, wenn in die Gemüther der Menschen Tugend eingeprägt werden soll, die einzige reine Quelle politischer und persönlicher Freiheit, der einzige treue Wächter der Staaten, das Bollwerk ihres Glücks und ihres Ruhms. Endlich schrieb ich meine »Areopagitica«, um die Presse von den Fesseln, womit sie gebunden war, zu befreien; damit nicht die Entscheidung über Das, was wahr und falsch sei, was veröffentlicht und was unterdrückt werden sollte, in die Macht einiger wenigen ungebildeten und servilen Individuen gestellt würde, die jedem Werke, dessen Ideen und Grundsätze über die Fläche des gemeinen Vorurtheils und Aberglaubens gingen, ihre Sanction versagten.“

„Ueber die letzte Gattung der bürgerlichen Freiheit schwieg ich aus dem angegebenen Grunde; auch schrieb ich nicht früher über die Prärogative der Krone, als bis der König, vom Parlament für einen Feind erklärt und im Felde besiegt, von dem hohen Gerichtshof zum Tode verurtheilt wurde. Als nämlich einige presbyterianische Geist-

lichen, welche früher Karl's erbittertste Feinde gewesen waren, nunmehr, eifersüchtig auf die wachsende Macht der Independenten und deren Uebergewicht im Parlament, ein wildes Geschrei erhoben gegen den Urtheilsspruch und alle ihre Kräfte anstrengten, um dessen Vollstreckung zu verhindern, obschon sie nicht über das Urtheil selbst, sondern vielmehr nur darüber ergrimmt waren, daß dasselbe nicht von ihrer Partei ausging; als sie sogar zu behaupten wagten, daß die Lehre der Protestanten, der Glaube aller reformirten Kirchen ein so gewaltsames Verfahren gegen Könige verabscheue, so hielt ich es für meine Pflicht, einer so offenkundigen Unwahrheit zu widersprechen. Zu dem Behuf zeigte ich in einer allgemein und abstract gehaltenen Schrift, ohne unmittelbare Beziehung auf Karl, wie nach den Gesetzen gegen Tyrannen verfahren werden dürfte. Zur Unterstützung meiner Ansicht führte ich die Meinungen der berühmtesten Theologen an, während ich zugleich die grenzenlose Unwissenheit und Frechheit der Leute, die nun andere Grundsätze als früher aufstellten und von denen sich Besseres hätte erwarten lassen, mit Schärfe hervorhob. Dieses Buch [5]) erschien erst nach dem Tode des Königs und war mehr in der Absicht geschrieben, die Gemüther des Volks mit dem großen Ereigniß zu versöhnen, als die Gesetzmäßigkeit des Richterspruchs nachzuweisen, der die Obrigkeit anging und bereits vollzogen war."

„Dies waren die Früchte meiner Studien, die ich der Kirche und dem Staat ohne allen Lohn darbrachte, doch haben mir die Arbeiten selbst den Frieden des Gewissens und den Beifall der Guten verschafft, und mir zugleich Gelegenheit gegeben, von jener Freiheit der Rede Gebrauch zu machen, die ich so sehr liebte. Andere kamen ohne Anstrengung und Verdienst in den Besitz von Ehrenstellen und Einkünften, aber Niemand wird mir sagen können, daß ich jemals um etwas nachgesucht hätte, weder in eigener Person noch vermittelst meiner Freunde; nie hat mich Jemand in der Lage eines Bittenden gesehen, weder an den Thüren des Senats, noch in den Vorzimmern der Großen. Ich lebte gewöhnlich zurückgezogen zu Hause, wo mein eigenes Vermögen, von dem ein Theil während der bürgerlichen Unruhen mit Beschlag

belegt worden, ein anderer Theil durch die drückenden Contributionen, die ich zu erleiden hatte, zu Grunde gegangen war, mir eine, wenn auch dürftige Existenz gewährte. Als ich mit diesen Beschäftigungen zu Ende war, und nunmehr einer ungestörten Ruhe zu genießen vermeinte, faßte ich den Vorsatz, eine zusammenhängende Geschichte meines Vaterlandes von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart zu schreiben. Schon hatte ich vier Bücher vollendet, als ich nach dem Sturze der Monarchie und der Errichtung der Republik von einer Aufforderung des Staatsraths, meine Dienste dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu widmen, überrascht wurde."

„Bald nachher erschien ein Buch, das dem König zugeschrieben ward und die feindseligsten Beschuldigungen gegen das Parlament enthielt. Ich wurde aufgefordert, eine Antwort dagegen zu verfassen, und widerlegte daher sein »Icon (εἰκὼν βασιλική)« durch die Schrift »Iconoclastes«. Ich warf keine Schmähungen auf die gefallene Majestät, wie Uebelwollende behauptet haben, ich zog nur die Königin Wahrheit dem König Karl vor. Nun trat Salmasius mit seiner Schutzrede für den König auf, und auch gegen dieses Werk verfaßte ich im Auftrag des Staatsraths, dem ich damals angehörte, die erste Rechtfertigungsschrift für das englische Volk. Weder bei diesem noch bei irgend einem andern Werke wurde ich von Ehrgeiz oder von Begierde nach Gewinn und Ruhm geleitet. Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe und der uneigennützige Trieb nach religiöser und politischer Freiheit waren meine einzigen Führer. Als ich öffentlich aufgefordert wurde eine Erwiederung auf die königliche Schutzrede zu schreiben, litt ich unter dem Druck der Krankheit und unter der Furcht, das Licht meines noch übrigen Auges zu verlieren; die Aerzte erklärten mir bestimmt, wenn ich mich auf das Werk einließe, so würde ich unfehlbar erblinden, aber ihre Ermahnungen waren nicht im Stande, mich bedenklich zu machen oder von dem Unternehmen abzuschrecken. Ja, hätte mir die Stimme des Aesculap im heiligen Tempel von Epidaurus selbst zugerufen, sie hätte zurückstehen müssen hinter dem himmlischen Mahner in meiner eigenen Brust. Mein Entschluß blieb unerschüttert, obwohl ich nur die Wahl zwischen

dem Verlust meiner Augen und dem Aufgeben meiner Pflicht hatte. Ich führte meiner Seele jene zwei Schicksalswege vor, die das delphische Orakel dem Sohne der Thetis verkündete:

„Meine göttliche Mutter, die silberfüßige Thetis
Sagt, mich führe zum Tod ein zwiefach endendes Schicksal.
Wenn ich allhier ausharrend die Stadt der Troer umkämpfe,
Hin sei die Heimkehr dann, doch blühe mit ewiger Nachruhm.
Aber wenn heim ich kehre zum lieben Lande der Väter,
Dann sei verwelkt mein Ruhm, doch weithin reiche des Lebens
Dauer, und nicht frühzeitig ans Ziel des Todes gelang' ich."

„Ich bedachte, daß so mancher ein geringeres Gut durch ein größeres Uebel erkaufte, den Glanz des Ruhmes durch den Verlust des Lebens, daß ich mir dagegen ein großes Gut durch ein kleines Leiden erringen könnte, daß ich, wenn auch blind, immer noch die ehrenvollsten Pflichten zu erfüllen und mir einen innern Schatz zu erwerben vermöchte, der dauerhafter als der Ruhm, auch größerer Bewunderung und Achtung würdig sei. Darum entschloß ich mich, den kurzen Zeitraum, da mir noch der Genuß des Augenlichts vergönnt wäre, für das gemeine Beste so nützlich als möglich anzuwenden."

„Daraus erhellt also, welche Motive mich leiteten, als ich die Ausführung höher anschlug als den Verlust. Mögen demnach die Verleumder aufhören, die göttlichen Gerichte herabzuwürdigen und mich zum Gegenstand ihrer abergläubischen Erdichtungen zu machen; mögen sie wissen, daß ich weit entfernt bin, mein Loos mit Kummer oder Reue zu betrachten; daß ich vielmehr unveränderlich bei meiner Gesinnung verharre; mögen sie versichert sein, daß ich keineswegs das Gefühl des göttlichen Zorns in mir trage, sondern vielmehr seine väterliche Gnade und Güte bei den wichtigsten Ereignissen erfahre und wahrnehme, vor allem darin, daß ich mich durch den Trost und die Stärkung, welche er selbst meinem Gemüthe einflößt, in seinem göttlichen Willen beruhige, und immer mehr auf Das sehe, was er mir verliehen, als auf Das, was er mir versagt hat; und endlich, daß ich das Bewußtsein meiner That gegen keine der ihrigen vertauschen oder eine Rückerinnerung aufgeben möchte, welche eine beständige Quelle der Beruhigung und Zufriedenheit für mein Herz ist." 6)

Als Secretär der republikanischen Regierung führte Milton die auswärtige Correspondenz. Da somit alle Staatsschreiben, die im Namen des Staatsraths oder des Protectors an die auswärtigen Regierungen, an die Fürsten und Obrigkeiten des Festlandes gerichtet waren, nicht blos aus Milton's Feder, sondern auch großentheils aus seinem Geiste flossen, so hat der Herausgeber seiner Werke alle in das Bereich der auswärtigen Angelegenheiten gehörigen Briefe und Noten aus den Jahren 1649—1658 dem zweiten Bande beigefügt. Diese Schreiben, die sich durch die Schönheit und Eleganz der Form, durch die Feinheit des Tons und durch die kräftige und klare Sprache vor allen ähnlichen Schriftstücken jener Zeit vortheilhaft auszeichnen, sind theils im Namen des Staatsraths oder Parlaments theils im Auftrag des Protectors Oliver Cromwell, einige wenige auch für Richard Cromwell verfaßt. Die erstern sind eigentliche diplomatische Noten und Actenstücke, die größtentheils Handelsinteressen und commercielle Beschwerden und Verwickelungen zum Inhalte haben, die letztern sind blos Conveniënzbriefe, in denen Richard Cromwell den Tod seines Vaters und seinen eigenen Regierungsantritt den mit der englischen Republik befreundeten Höfen und Regierungen anzeigt. Dagegen sind die im Namen des Protectors Oliver Cromwell verfaßten Briefschaften und Actenstücke von hohem geschichtlichen Interesse. Sie geben Zeugniß von der großartigen und gesunden Politik des merkwürdigen Mannes, der damals die Zügel der Regierung im Innern und nach außen mit starker und sicherer Hand führte, und rechtfertigen die Bewunderung, die nicht blos Milton, sein Freund und Gesinnungsgenosse, und sein ganzes Zeitalter ihm zollte, sondern zu der auch die englischen Geschichtschreiber und Staatsmänner der Gegenwart nach einer langen Periode der Verblendung und des Vorurtheils zurückgekehrt sind. Cromwell ging zu der von der Königin Elisabeth befolgten Politik zurück, von welcher die Stuarts zum Nachtheil des Reiches abgegangen waren. Diese bestand im Wesentlichen darin, England zum Mittelpunkt einer protestantischen Staatenunion zu machen, worin es der größern Kraft und Einheit wegen eine Art Hegemonie oder Protectorschaft üben würde. Um zu

diesem Ziel zu gelangen, mußte der alte Kampf gegen Spanien, das Bollwerk der katholischen Kirche, erneuert werden. In jenem Zeitalter, wo die Politik noch größtentheils der Religion dienstbar war und sich den confessionellen Einwirkungen nicht zu entziehen vermochte, war blos Spanien eine Großmacht von hervorragendem Einfluß auf die europäische Politik; Frankreich war für den Augenblick mit seinen eigenen Anlegenheiten beschäftigt, bis durch den Krieg der Fronde der junge Absolutismus die widerstrebenden aristokratischen und ständischen Elemente vollends besiegt hatte, worauf es dann die Stelle einnahm, die Cromwell dem englischen Staate hatte erringen wollen. Daß der Lord-Protector bei allen seinen auswärtigen Beziehungen dieses Ziel unverrückt im Auge behielt, sagt er nicht blos selbst in einem merkwürdigen Schreiben an die Generalstaaten vom August 1656, sondern es geht auch aus seiner ganzen Handlungsweise, wie sie die von Milton verfaßten Schriftstücke beurkunden, deutlich hervor. Eine Reihe von Briefen der freundschaftlichsten Art an den Schwedenkönig Karl X. Gustav, geben Zeugniß von dem eifrigen Bemühen des Lord-Protectors diese protestantische Macht an sich zu knüpfen, ein Bemühen, das ihm auch vollkommen gelang. Er beglückwünscht ihn über seinen siegreichen Kampf mit den Polen, er sucht ihm Hülfe und Bundesgenossen zu verschaffen, er bemüht sich, seinen Krieg mit Dänemark, den er als einen Bruderkrieg ansieht, zu vermitteln. Auf gleiche Weise knüpft er freundliche Beziehungen an mit dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem die schmeichelhaftesten Beweise der Anerkennung und Hochachtung gegeben werden, mit den protestantischen Handelsstädten des Nordens, Hamburg, Lübeck, Danzig u. a. mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, dem er den Wunsch ausspricht, daß die deutschen Protestanten lutherischen und calvinischen Bekenntnisses von ihrem confessionellen Haß abstehen und, statt einander zu drücken und zu verfolgen und eine unerreichbare äußere Vereinigung durch gegenseitigen Zwang herbeiführen zu wollen, in brüderlicher Eintracht und christlicher Verträglichkeit und Friedfertigkeit miteinander leben möchten, damit nicht der gemeinsame Feind, der von Spanien und Italien aus

seine Fallstricke lege, Herr werde. Daß die Vereinigten Staaten so wenig ihren gemeinsamen Vortheil erkannten und durch einen widerwärtigen, ihnen selbst so unheilvollen Krieg seine politischen Pläne durchkreuzten, ist ihm sehr unangenehm und schmerzlich, wie ein Brief an die Räthe der protestantischen Schweiz, die ihn zum Frieden ermahnt hatten, deutlich beurkundet, daher er auch nach hergestelltem Frieden eifrig bemüht ist, durch Beweise von Freundschaft und Vertrauen das natürliche Band aufs neue zu knüpfen und das gestörte Verhältniß wieder zu ordnen. Mit den protestantischen Cantonen der Schweiz werden die freundschaftlichsten Beziehungen unterhalten und ihnen der Widerstand gegen den Katholicismus zur heiligsten Pflicht gemacht. Um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen und seine evangelische Gesinnung aufs deutlichste kund zu thun, nahm sich Cromwell mit dem größten Eifer der verfolgten Waldenser in den Thälern von Piemont an. Die umfassende Correspondenz über dieses Anliegen bildet den Kern und Mittelpunkt dieser Staatsbriefe und aus der Wärme und Kraft des Inhalts erkennt man deutlich Milton's schwungvollen Geist. Cromwell mahnt darin den Herzog von Savoyen mit nachdrücklichen Worten zur Milde und Schonung gegen die Unglücklichen und erinnert ihn an die alten Verträge und Toleranzedicte seiner Vorfahren; er bittet den König von Frankreich und den Staatsminister Mazarin um Verwendung und Vermittelung; er schildert in mehreren Briefen an die Könige von Schweden und Dänemark, an die Generalstaaten und andere protestantische Regierungen die Leiden und Bedrängniß der Verfolgten und fordert sie zu gemeinschaftlichen Schritten zu deren Beschützung auf; er ersucht den Großen Rath von Genf und die übrigen protestantischen Cantone, die Unglücklichen aufzunehmen und zu beschirmen; — er weist zur Abstellung der augenblicklichen Noth 2000 Pfd. St. an und verspricht weitere Sendungen durch Collecten. Noch wenige Monate vor seinem Tod beklagt sich Cromwell in einem Brief an den Schwedenkönig, daß die durch spanische Einwirkung erzeugten Unruhen und Störungen in England ihn an einer noch kräftigern Beschützung der gemeinsamen protestantischen Sache hinderten.

Als der Krieg zwischen England und Spanien ausbrach, schrieb Milton ein lateinisches „Manifest", worin er im Namen des Lord-Protector und des Staatsraths die vielfachen Rechtsverletzungen, Beleidigungen und Mißhandlungen, die den Engländern von den Spaniern widerfahren wären, auseinandersetzt und daraus die Folgerung zieht, daß die Spanier die britische Nation zu einem Vertheidigungskrieg gezwungen hätten. Diese Mißhandlungen und Beschädigungen, welche die Spanier den englischen Seeleuten, Colonisten und Handelsleuten zufügten, hatten ihren Grund theils in der Intoleranz der Spanier gegen alle Protestanten (eine Intoleranz, die so weit ging, daß sie keinem Engländer erlaubten, in irgend einem den Spaniern zugehörigen Lande seine Religion zu bekennen, oder eine Bibel im Haus oder auf dem Schiffe zu haben), theils in der nationalen Anmaßung, daß ihnen allein das Recht zustehe, die westindischen und amerikanischen Meere zu beschiffen, Handel zu treiben und Colonien anzulegen, weil sie die neue Welt entdeckt hätten und vom Papste mit der Herrschaft darüber beschenkt worden wären. In Folge dieses angemaßten Rechtes behandelten sie alle englischen Seefahrer und Kaufleute als Piraten und erlaubten sich gegen sie jede Art von Bedrückung, ja selbst Beraubung und Mord. Was den ersten Grund des Besitzrechtes angeht, sagt Milton, so wissen wir recht gut, daß die Päpste stets sehr freigebig gewesen sind im Verschenken von Reichen und Ländern, die ihnen nicht angehörten, wir wissen aber auch, daß sie darin verschieden handelten von Christus, dessen Statthalter sie sich nennen und der die Einmischung in einen Rechtsstreit mit der Antwort zurückgewiesen hätte: „Wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über Euch gesetzt?" Und was den zweiten Rechtstitel betreffe, daß ihnen der ganze westliche Welttheil gehöre, weil sie einige Länder davon entdeckt hätten, so sei der eben so unvernünftig und unhaltbar. Jedes Volk habe das Recht, in fremder Erde Colonien anzulegen, vorausgesetzt, daß dieselbe entweder unbewohnt sei, oder daß die Einwohner vertragsweise ihre Einwilligung dazu geben. Aus der Aufzählung der vielen Fälle von Mißhandlung, Beraubung, Ermordung, deren sich die Spanier gegen englische Unter-

thanen schuldig gemacht, geht hervor, daß die Spanier in ihren staatlichen Beziehungen weder Völkerrechte noch Menschenrechte achteten, denn es wird erzählt, daß der englische Gesandte Ascham während einer politischen Sendung in Spanien ermordet worden wäre, ohne daß die Regierung die wiederholt verlangte Genugthuung gegeben, und in Westindien und Amerika verfuhren spanische Schiffe und Ansiedler gleich Mörder- und Räuberbanden. Ferner geht daraus hervor, daß die beiden Stuarts alle diese Rechtsverletzungen und Mißhandlungen an englischen Schiffen und Kaufleuten ungeahndet geschehen ließen, bis Cromwell sich ihrer annahm. Wie räumt sich solche Schwäche und Ohnmacht nach außen mit dem Hochmuth und der Hoffahrt im Innern?

Milton widmete seine Talente, sein Vermögen, die ganze Kraft und Thätigkeit seiner freiheitglühenden Feuerseele dem Dienste der Revolution und der daraus hervorgehenden Republik, worin er die nothwendige Uebergangsstufe zu einem wahrhaft freien Staats- und Kirchenwesen erblickte. Er preist bei jeder Gelegenheit, namentlich in der „Zweiten Schutzrede" die Leiter und Träger der revolutionären Bewegung, durch deren Muth und Thatkraft das große Werk der Befreiung unternommen und bis zur Vollendung des Grundbaues geführt worden sei; aber er beschwört sie, nicht bei diesen Anfängen stehen zu bleiben, das Bauwerk nicht eine unfertige Ruine zu lassen, sondern den Tempel der Freiheit so herrlich aufzurichten, wie man nach solchen Fundamenten erwarten dürfe. Allein der wehmüthige Ton, der in derselben Schutzrede unter den lobpreisenden Worten sich durchfühlen läßt, die wiederholten Ermahnungen an das freiheitbegeisterte Volk und seine Führer, die edelsten Güter und Rechte des freien Mannes fest zu begründen, geben Zeugniß von der geheimen Angst und Sorge, daß dieses Ziel nicht erreicht werden, daß der große Kampf ohne jene segensreiche Errungenschaften bleiben möchte, die allein einen Ersatz für die Stürme und Leiden einer Revolution gewähren können. Daß diese Befürchtungen immer mehr zur traurigen Gewißheit in ihm wurden und er mit Kummer auf den Gang der Dinge blickte, läßt sich nicht nur aus dem Still-

schweigen schließen, das er während der letzten Jahre der Republik beobachtete, sondern auch aus einem Brief, den ein gewisser Wall im Mai 1659 als Antwort an Milton schrieb, und aus dem wir einige Stellen mittheilen wollen:

„Sie beklagen sich über den Mangel an Fortschritt bei der Nation und über die retrograde Bewegung, die sich in der letzten Zeit sowohl in politischer Freiheit als in religiöser Wahrheit kund gebe. Das ist allerdings sehr schlimm, aber bedauern wir die menschliche Schwachheit! Wenn Diejenigen, welche den größten Eifer für unsere kirchliche und bürgerliche Freiheit darlegten, welche hoch und theuer versicherten, stets deren Verfechter zu sein, so daß wir alles Vertrauen in sie setzten, wenn solche Männer, nachdem sie zu Macht gekommen, das ihnen anvertraute Gut verrathen, uns zurückführen nach Aegyptenland und vermittelst der Gewalt, die wir ihnen zur Erwerbung der Freiheit anvertraut, uns in Ketten halten, was kann das arme Volk thun? Sie wissen ja, wer Diejenigen waren, die das Grab des Heilands bewachten, um ihn von der Auferstehung abzuhalten (nämlich die Soldaten, das stehende Heer)! Ferner, wenn das Volk nicht frei ist, sondern eingeengt durch die Sorgen für den Lebensunterhalt, so werden die Geister niedergeschlagen und knechtisch. Zu dem Ende sollen unsere heimischen Erwerbsmittel, unsere Fabriken, unsere Fischerei, unsere Moorgründe, unsere Waldungen, unser Gemeinland, unser Seehandel u. s. w. verbessert und geordnet werden; dies würde der großen Masse einen bequemen Unterhalt geben, wozu vor allem die Abschüttelung des fluchwürdigen Jochs der Zehnten wesentlich beitragen würde."

„Noch einen andern Umstand muß ich erwähnen, nämlich daß der Druck der normännischen Eroberung und Tyrannei fortdauert, ohne daß man an dessen Abstellung denkt; d. h. daß Grund und Boden nach wie vor im Erb- und Zehnpacht gehalten wird und einem Grundherrn oder vielmehr Tyrannen zu eigen verbleibt: dies hat zur Folge, daß die Leute nichts auf die Verbesserung ihres Landes oder ihrer Häuser wenden wollen, da sie nicht wissen, wie lange sie im Besitze derselben bleiben; diese sind dem Grundherrn weit sklavischer unter-

worfen, als der Rest des Volks dem König oder der höchsten Obrigkeit." (Die Freimachung von Grund und Boden, die große Errungenschaft der Französischen Revolution, wurde also damals auch gewünscht und erstrebt, aber nicht erzielt!)

„Wir haben geharrt auf die Freiheit, aber sie muß Gottes Werk sein, nicht das der Menschen, die Gefallen finden an der Erhaltung ihres Stolzes und ihrer weltlichen Interessen, um dem Fleisch zu dienen, unbekümmert um die köstliche Freiheit des Menschengeschlechts. — Aber wir wollen nicht verzweifeln, sondern unsere Schuldigkeit thun; Gott wird das segensvolle Werk hinausführen, trotz aller Widersacher und zu ihrem eigenen Verderben, so sie bei ihrem Thun verharren."

Erst als Milton bemerkte, daß der schleichende Heuchler Monk auf die Restauration des Königthums sinne und die Rückkehr der Stuarts betreibe, erhob er noch einmal seine Stimme zur Erhaltung der Freiheit und der republikanischen Staatsform. Sie blieb ohne Wirkung. Der Schluß des Schicksals mußte erfüllt werden; und Milton lebte noch lange genug, um die Reaction mit allen ihren Schrecken und Orgien zu schauen, aber auch noch lange genug, um aus der wachsenden Opposition der Whigpartei eine neue erfolgreiche Revolution vorauszusehen. Die Restauration gewährte ihm die Muße, durch eine große epische Dichtung, wozu er den Gedanken von Jugend auf in sich getragen, seinen Namen zu verewigen und den Ruhm der Nation zu verherrlichen.

3. Schriften über Kirchenordnung und Episcopat.

Von der Reformation in England. Ueber Prälatenthum und Episcopat. Ueber die Einrichtung des Kirchenregiments. Bemerkungen gegen den Remonstranten. Apologie für Smectymnuus. Ueber Regierungsgewalt in kirchlichen Dingen. Ueber die Mittel, Miethlinge aus der Kirche zu entfernen.

Wie wir aus Milton's Lebensabriß gesehen haben, widmete er nach seiner Rückkehr aus Italien seine erste publicistische Thätigkeit den kirchlichen Streitfragen, die damals die aufgeregten Gemüther vorzugsweise beschäftigten. Bei dem großen Eifer der Stuarts für die Episco-

palkirche, mit deren Bestand sie die Interessen der Monarchie aufs innigste verknüpft dachten, war es natürlich, daß die wachsende Opposition wider den drohenden Absolutismus des Königthums zunächst ihre Kritik gegen die bischöfliche Kirchenverfassung richtete, um dadurch einen Angriffspunkt gegen das ganze Regierungssystem der Stuarts zu finden. War ihr Schiboleth: „kein Bischof, kein König", oder wie die Losung des heutigen Romanismus lautet: „Thron und Altar", in seinen Grundfesten erschüttert, so wankte das ganze künstliche Gebäude. Es war nicht Plan und Absicht, welche die Oppositionspartei zunächst zur Bekämpfung der kirchlichen Politik der englischen Königsfamilie trieb, es war vielmehr der richtige Instinct des Volks, der die schwächste und verhaßteste Seite des Regierungssystems zum Angriffspunkt wählte. Nichts hatte den Stuarts in England und Schottland größern Haß zugezogen und mehr Feinde bereitet, als die drückende Cäsareopapie, der die edelsten Rechte des Menschen verletzende Glaubens- und Gewissenszwang; und nichts ist schwieriger und unhaltbarer, als aus der heiligen Schrift oder aus der Kirchengeschichte und ihren Urkunden die Beweisgründe für die ausschließliche Richtigkeit irgend einer religiösen oder kirchlichen Ansicht von praktischen Folgen aufzustellen. Denn darin besteht eben der Charakter des Christenthums als einer Weltreligion, daß es sich mit den verschiedensten Formen verträgt, daß dasselbe an keine äußere Manifestation geknüpft ist, der christliche Kern und Geist in den verschiedenartigsten Gestalten und Erscheinungen enthalten sein kann. Jeder Versuch also, eine bestimmte concrete Kirchenform als die specifisch-christliche und die alleinberechtigte hinzustellen, wird immer scheitern, zumal wenn sie ihre Rechtfertigung nicht auf die bloße Macht des Bestehens, auf Herkommen und Tradition gründet, sondern auch Vernunft, Schrift und Geschichte zu Hülfe ruft. Der Widerspruch und Widerstand wird um so größer werden, je mehr die Vertheidiger und Schirmherren einer solchen bestimmten Form durch Anwendung äußerer Gewalt ihrem Systeme allgemeine Geltung zu verschaffen und die Freiheit des Gewissens, das Recht des eigenen Forschens, Prüfens und Wählens zu vernichten oder zu verkümmern trachten.

Noch größer erscheint der Zwang, wenn man aus einzelnen biblischen Aussprüchen Beweisgründe herleiten will, daß die monarchische Staatsform die dem Christenthum am meisten entsprechende bürgerliche Ordnung wäre. Die größtentheils allgemein und unbestimmt gehaltenen Stellen, worin die Apostel von weltlicher Obrigkeit sprechen, lassen sich auf jede rechtmäßige Obrigkeit, sofern sie nur die ewigen göttlichen und menschlichen Gesetze achtet, anwenden; und die heilige Schrift wie die Geschichte beweisen zur Genüge, daß das Christenthum sich mit jeder Staatsform verträgt; ja daß, wenn man die im alten Testament vorwaltende politische Grundanschauung auch beim neuen als noch vorhanden ansehen darf, der republikanisch-patriarchalischen Regierungsform in den Augen Gottes der Vorzug vor der monarchischen zukommt, und daß die irdische Königsgewalt stets in bestimmter Unterordnung unter die den Menschen von Gott verliehenen Satzungen und Gesetze erscheint. Gerade die gottesfürchtigen und streng religiösen Männer mußten daher an dem Verfahren der Stuarts und ihrer bischöflichen Adjutanten, die bestehende Staats- und Kirchenform mit einem Heiligenschein zu umgeben und zum Gegenstand einer götzendienerischen Verehrung zu machen, großes Aergerniß nehmen, zumal da sie in den Trägern dieser Staats- und Kirchenidee so wenig Göttliches zu erblicken vermochten. Es kam ihnen als eine Profanation der heiligen Schrift vor, daß man ein System, das so sehr die Wahrzeichen menschlicher Unvollkommenheit und menschlichen Ursprungs an sich trug, auf Gottes Wort und Satzungen zurückführen wollte und es war daher ganz natürlich, daß sie zuerst den Schleier, in den das Idol gehüllt war, zerrissen, daß sie als menschliches Machwerk hinstellten was für göttliche Satzung ausgegeben ward, daß sie das phantastische Gebilde in seine Bestandtheile zerlegten und es den Augen des Volkes in seiner nackten Gestalt als ein formloses Wahngebilde zeigten, dem keine Ehrfurcht gezollt werden dürfte.

Aus diesem Gesichtspunkte sind Milton's erste Flugschriften gegen das bestehende Staats- und Kirchensystem zu betrachten. Sie haben zunächst den Zweck, auf dem Wege der gelehrten Beweisführung dar-

zuthun, daß die bischöfliche Kirchenform weder eine göttliche Einsetzung noch eine dem echten apostolischen Christenthum entsprechende Ordnung sei; daß die anglicanische Episcopalkirche voller Schäden und Gebrechen sei und einer neuen Reformation bedürfe, daß die bischöfliche Kirche, weit entfernt das Königthum zu stützen, von jeher gestrebt habe, die weltliche Obrigkeit zu schwächen und sich selbst alle Macht beizulegen. Dieses dreifache Ziel liegt Milton's sämmtlichen Flugschriften kirchlichen Inhalts zu Grunde; aber der „rothe Faden" der durch alle durchzieht und ihnen den revolutionären aufreizenden Charakter verleiht, ist der grenzenlose Haß gegen das Episcopat und dessen Träger; die Propheten im alten Israel haben nicht stärker gegen die Baalpriester gesprochen und geeifert als Milton und seine puritanischen Gesinnungsgenossen gegen die englischen Bischöfe und das ganze Prälatenthum. Alle Uebel der Kirche und der Gesellschaft leitet er mehr oder minder von dem Eigennutz, der Hoffahrt, der Selbstsucht, der Sinnlichkeit, dem Uebermuth, der Charakterlosigkeit und den übrigen Lastern und Untugenden der Prälaten ab.

Nach dieser Darstellung des gemeinschaftlichen Charakters dieser kirchlichen Polemik wird es genügen, den Inhalt und Gang der einzelnen Schriften in einigen kurzen Andeutungen anzugeben, um für die wichtigern Flugschriften politischer Natur mehr Raum zu gewinnen. — Die erste schon im Jahre 1641 verfaßte Schrift handelt von der Reformation in England und den Ursachen, die ihre vollständige Durchführung bisher verhindert haben, in zwei an einen Freund gerichteten Büchern. Nach einer etwas schwülstigen und rhetorisch gefärbten Einleitung über den Aberglauben und die religiöse Versunkenheit des Mittelalters preist er das Loos Englands, daß es von Gott besonders ausersehen worden, die entartete Kirche in ihrer Reinheit wiederherzustellen.[7]) Denn zu einer Zeit, wo noch das ganze übrige Europa in der Nacht des päpstlichen Aberglaubens gelegen, habe in England bereits John Wicleff eine Fackel angezündet, die, wenn sie auch durch den Papst und seinen Anhang auf einige Menschenalter wieder ausgelöscht worden, doch als Leuchte für alle folgenden Reformationen ge-

dient habe. Hierauf beleuchtet er in einigen großen Zügen die Reformation der englischen Kirche unter Heinrich VIII., Eduard VI. und Elisabeth, in der Absicht, aus der Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit des Unternehmens die Nothwendigkeit einer neuen gründlichen Durchführung des Werks darzuthun. Die Hauptgebrechen der englichen Kirche sieht er in der Beibehaltung der Ceremonien und der Bischofswürde, wodurch man das Volk des ihm gebührenden Rechts der Priesterwahl beraubt habe. Dieser Charakter sei der anglicanischen Kirche durch die von weltlichen Motiven geleiteten Begründer aufgedrückt worden. Heinrich VIII. habe die Reformation nur als ein Mittel zur Befriedigung seiner Sinnlichkeit, seines Herrscherstolzes, seiner Habgier und Genußsucht angesehen, keineswegs als ein göttliches Werk zur Reinigung der Kirche und zur Verherrlichung des Namens Jesu. Die durch ihn begründete Kirche sei von der päpstlichen wenig verschieden gewesen; sie habe die Ceremonien und das ausschließliche Ordinatsrecht der Bischöfe bestehen lassen. „Unsere Ceremonien“, sagt Milton, „sind ihrem Wesen nach ohne Sinn und dienen zu nichts, als entweder unsere Rückkehr zum Papismus zu erleichtern oder den Mangel besserer Erkenntniß zu verbergen und den Pomp des Prälatenthums zu heben.“ Was die Bischöfe betreffe, so seien die meisten von ihnen sehr schwach gewesen; „sie hätten den Papst abgeschworen und doch mit dem Papstthum gebuhlt und dessen Ansehen unter sich getheilt“. Die Charakterlosigkeit der Bischöfe und ihre Connivenz gegen die Begierden und Leidenschaften der Mächtigen sei besonders unter Eduard VI. recht zu Tage gekommen.

„Die Bischöfe wurden gewöhnlich als Hebel gebraucht, um vermittelst ihrer feilen Würde irgend einen beabsichtigten Staatsstreich durchführen zu helfen. Wenn für die Prinzessin Maria die Gestattung ihrer Messe bewirkt werden sollte, damit Kaiser Karl V. nicht zürne, wer sonst wurde abgeschickt als die ehrwürdigen Prälaten Cranmer und Ridley, um von dem jungen König die Erlaubniß zu erpressen? Als Lord Sudley, Admiral von England und Bruder des Protectors, gegen alles Recht sein Leben verlieren sollte, so wurde Niemand geeigneter

gefunden als Latimer, ihn in der Predigt mit den erfundenen Beschuldigungen zu belasten und ihn dadurch bei dem Volke um seine Ehre zu bringen. Cranmer, einer von des Königs Testamentsvollstreckern, und die übrigen Bischöfe gaben, dem Ehrgeize eines Verräthers zu Gefallen ihre Einwilligung zu dem Unternehmen, nicht blos Maria, die Papistin, sondern auch Elisabeth, die Protestantin, von der Thronfolge auszuschließen, obschon beide von ihnen früher als die rechtmäßigen Nachkommen ihres Herrn und Meisters anerkannt worden waren." Dabei hebt er hervor, daß der junge König einen reinern Begriff von dem echten Christenthum gehabt habe als seine geistlichen Rathgeber.

Daß die Reformation auch unter Elisabeth den Charakter der Halbheit bewahrt habe, leitet Milton zum Theil von politischen Rücksichten und Zeitverhältnissen, hauptsächlich jedoch von den Rathschlägen und Eingebungen der Bischöfe her, die durch allerlei Beweggründe die Königin zur Beibehaltung ihrer eigenen Genußsucht, Ehrbegierde und Herrschgier dienenden Einrichtung bewogen hätten.

Dann geht Milton zu dem Hauptzweck der Schrift über, nämlich zu der Beweisführung, daß die Wahl aller Geistlichen ohne Unterschied des Ranges dem Volke zukomme. Im Anfange seien die Bischöfe von der Gemeinde gewählt worden und weder an Würde noch Reichthum über den Presbyteren gestanden; daß man aber schon frühe in der Kirchenverfassung von der apostolischen Vorschrift und Sitte abgegangen, rühre von der seit Konstantin eingetretenen Verderbniß der Kirche und Verfälschung der Christuslehre her; die Schenkung dieses ersten christlichen Kaisers sei für die Kirche das Gefäß der Pandora gewesen; von dem an sei Hoffahrt und Weltlust in den Klerus gedrungen und habe den Geist aller Kirchenmänner dermaßen verdunkelt, daß sie die Wahrheit nicht mehr zu erkennen vermocht hätten. Diese sei daher nicht in ihren Schriften zu suchen, sondern allein in der Bibel, auf die jene selbst, im Gefühl ihrer Irrthümlichkeit, als auf die einzige lautere Quelle der echten Lehre zurückgewiesen hätten.

Ehe Milton im zweiten Buch in seiner Beweisführung gegen das

Prälatenthum weiter geht, macht er einige treffliche Bemerkungen über Politik und politische Schriftsteller. Durch falsche Grundsätze und Sophismen hätten diese die Staats- und Regierungskunst zu einem System der Bedrückung, Unterjochung und Erpressung umgeschaffen. Gut regieren heißt nach ihm, eine Nation zu echter Weisheit und Tugend heranbilden, daß sie dem menschlichen Berufe, Gott ähnlich zu werden, nachkomme; „dies sei die wahre Blüthe eines Landes das übrige folge diesem, wie der Schatten der Substanz". „Der Staat sollte einem einzigen großen Christenmenschen gleichen; er sollte das Wachsthum und die Gestalt eines ehrlichen Mannes an sich tragen, an Tugend wie an Körper gleich mächtig und abgeschlossen; denn die Ursachen und Grundlagen des Glückes sind dieselben im Einzelnen wie im Gemeinwesen." Dem Staat oder der Monarchie, folgert er daraus, kann demnach nichts heilsam und ersprießlich sein, was nicht auch dem echten Christen gut und zuträglich wäre; das Episcopalsystem sei aber beiden nachtheilig und bringe der Monarchie wie dem Christenthum Schaden.

Nach dieser Einleitung zieht Milton gegen die Behauptung der Stuarts und ihrer Anhänger, daß das monarchische Princip in der bischöflichen Kirche seinen Halt und seine Stütze habe, und daß folglich Königthum und Episcopat unzertrennlich seien, mit starken Waffen zu Felde. Er weist aus der Geschichte des Alterthums nach, daß die Priestermacht stets der Königsmacht feindselig gegenüber gestanden und sie zu schwächen gesucht; er zeigt, wie das Papstthum nur durch Abfall von den bilderstürmenden byzantinischen Kaisern und mittels Begünstigung der usurpatorischen Besitznahme der fränkischen Krone durch Pipin und der römischen Kaiserwürde durch Karl den Großen zu seiner Macht und zu seinem weltlichen Besitze gekommen, und führt eine Menge geschichtlicher Beispiele an, aus denen klar hervorgehe, daß die bischöfliche Hierarchie stets nur nach Erhöhung der eigenen Macht auf Kosten der Königsrechte und der Staatsgewalt gestrebt habe. Die bischöfliche Kirche habe überall und insbesondere in England nur die Befriedigung der eigenen Herrschsucht im Auge gehabt; sie habe die

Freiheit des Volks unterdrückt, um ihren Despotismus fester zu begründen, sie habe Glaubens- und Gewissensfreiheit in Banden gelegt und fromme Männer durch Druck und Verfolgung zur Flucht nach Amerika getrieben, um in ihrer Herrschaft keinen Widerstand zu erfahren; sie habe sich nur dann an den Thron angeschlossen, wenn dieser willig und bereit gewesen wäre, ihren ehrgeizigen Bestrebungen zu dienen. Weit entfernt also, so folgert er, daß die bischöfliche Kirchenform das monarchische Princip in England gehoben und gestützt habe, seien durch die Ränke der Hierarchie und den Uebermuth der Prälaten dem Throne die größten Stöße und Erschütterungen bereitet worden. Nicht der Episcopat, sondern die Gerechtigkeit, nicht ein ceremonienvoller Cultus, sondern häusliche und bürgerliche Tugend, nicht ein prunksüchtiger, schwelgerischer Prälatenstand, sondern ein einfaches, sittsames und kräftiges Volk seien die Stützen und Säulen der Throne und Reiche. Solche Staaten hätten Kraft und Freiheit zur Unterlage, und wenn die Schotten und Engländer auf dem betretenen Wege in Eintracht fortschritten, so könnten sie dem brittischen Reiche diese edeln Güter erwerben. Zu dieser einträchtigen Beharrlichkeit ermuntert sie Milton in folgenden Worten: „Gehet voran, Hand in Hand, ihr beiden Nationen, und laßt euch nie trennen! Seid das Loblied und der Heldengesang der Nachwelt: verdient es zu sein; aber strebt nur nach Tugend, nie nach Erweiterung euerer Grenzen (denn was nützt es, einen welken Siegeslorber aus den Thränen unglücklicher Menschen zu gewinnen?) und bemüht euch, den reinen Gottesdienst in der Kirche, die Gerechtigkeit im Staat herzustellen. Dann werden euch die härtesten Mühseligkeiten sanft werden; der Neid wird in die Hölle fahren, List und Bosheit werden zu Schanden werden, mag es einheimisches Unheil oder auswärtige Arglist sein; ja, fremde Völker werden dann um euere Gunst buhlen und euch dienen: denn Herrschaft und Sieg sind nur die Dienstmannen der Tugend und Gerechtigkeit. Ueberlasset ruhig der Weisheit die Besiegung und Entwaffnung der List und Intrigue, die nur ihre zwei abtrünnige Widersacher sind. Vereinigt euere unüberwindliche Macht zur Vollbringung würdiger und göttlicher Thaten;

und wer euern Bund zu brechen sucht, den soll ein von Geschlecht zu Geschlecht forterbender Fluch treffen!"

Die zwei nächsten Schriften: „Ueber Prälatenthum und Episcopat", und „Ueber die Einrichtung des Kirchenregiments" sind kritische Widerlegungen zweier im Interesse des Episcopats geschriebener Flugschriften: „Eine bescheidene Vorstellung an den hohen Parlamentshof" von Bischof Hall und „Die apostolische Einsetzung des Episcopats" von dem gelehrten Erzbischof Usher.

Die zunehmende Macht der Presbyterianer und Puritaner in dem kurz zuvor einberufenen „Langen Parlament" erfüllte die Bischöfe mit gerechter Besorgniß über die Zukunft der Episcopalkirche, welche täglich in Schrift und Rede heftige Angriffe zu erleiden hatte. In frühern Jahren würden die Bischöfe in ihrem Stolz die Angriffe entweder nicht beachtet oder unterdrückt haben. Aber der Geist der Zeit war ein anderer geworden; die öffentliche Meinung, die sich in freien Aeußerungen erging, ließ sich nicht mehr durch Machtsprüche gebieten, sie machte den Bischöfen zur Pflicht, sich auf den von ihren Gegnern betretenen Kampfplatz zu begeben und ihre Sache mit denselben Waffen zu vertheidigen, mit denen sie angegriffen ward, mit Vernunftgründen und historischen und biblischen Beweisstücken.

Die aus einer unvollständigen und unterbrochenen Reformation hervorgegangene anglicanisch-bischöfliche Kirche war nicht, wie die lutherische, oder gar die zwinglische und calvinische Kirchenordnung, auf das apostolische Zeitalter und die evangelischen Schriften zurückgegangen, sondern sie nahm, da sie zunächst nur die Vernichtung der päpstlichen Autorität im Auge hatte, diejenige Periode der allgemeinen christlichen Kirche zum Ziel und Ausgangspunkt, wo der römische Bischof noch nicht die ganze Kirchengewalt an sich gerissen hatte, wo die von den Kaisern einberufenen Concilien noch legislative Macht besaßen und die Landesbischöfe in der Ausübung ihrer unabhängigen Jurisdiction noch nicht beschränkt waren. Diesen Zeitpunkt fanden die englischen Reformatoren und Schriftsteller in den drei Jahrhunderten, die zwischen Konstantin's Alleinherrschaft und Pipin's Thronbesteigung und Schen-

kung lagen, daher sie auch bei Begründung der anglicanischen Kirche nur auf diesen Zeitpunkt zurückgingen und allen Einrichtungen, Satzungen und Zuständen, die sich auf die sechs ersten Jahrhunderte des Christenthums zurückführen ließen, göttlichen Ursprung und echtchristlichen Charakter beilegten. Dahin gehörte nun vor allem die durch Rang, Würde, Macht und Reichthum ausgezeichnete bischöfliche Hierarchie, die in zeitlichen Dingen unter dem König stand, in geistlichen aber nur die aus ihren Standesgenossen gebildete allgemeine Kirchenversammlung als gesetzgebend ansah. In dieser Hierarchie war der römische Bischof nur ein Glied, dessen Macht und Jurisdiction nicht über die Grenzen des römischen Bisthums reichte. Diese Auffassung der kirchlichen Verfassungsfrage wies der englischen Kirche eine mittlere Stellung an zwischen den protestantischen Kirchen des Continents, die in Lehre, Cultus und Verfassung auf das apostolische Zeitalter zurückgingen, und der römisch-katholischen Kirche, die in dem erst während des Mittelalters zur vollen Ausbildung gekommenen Papstthum mit dem Hohen Rathe der Cardinäle die von Gott verordnete kirchliche Obrigkeit erblickte. Nur infolge dieser Auffassung konnte die englische Kirche sich den Charakter der echt-katholischen beilegen, indem sie auf dem Boden der Kirche wurzele, ehe diese durch menschliche Zusätze entstellt worden sei, und der römisch-katholischen den Vorwurf machen, sie sei in schismatischer Richtung von der wahren Bahn abgewichen. Diese Anschauung, worauf der Glaube an die ununterbrochene Bischofweihe beruht, sowie die Ansicht, daß ihre Kirche nicht, wie die protestantischen, auf Privaturtheil und willkürlicher Auslegung der heiligen Schrift gegründet sei, sondern daß sie stets den heiligen Geist, den Christus seiner Kirche verheißen, in sich getragen habe, ist das charakteristische Kennzeichen, das specifische Kriterion der anglicanischen Episcopalkirche. Dieses Kriterion bildet den eigentlichen Kern und Mittelpunkt der englischen Kirche, daher auch alle „Hochkirchlichen" dieses ihrem stolzen Selbstgefühl so sehr zusagende Dogma stets mit der größten Entschiedenheit verfochten haben.

In der ersten Gegenschrift sucht nun Milton mit gelehrten Be-

weisgründen darzuthun, daß in dem Zeitalter der Apostel zwischen Bischof und Presbyter kein Unterschied gewesen, daß die Bischöfe in den Versammlungen der Kirchenältesten (Presbyteren) den Vorsitz geführt, ohne eine höhere Würde zu besitzen oder einen besondern Stand zu bilden; daß Titus und Timotheus, die man als die ersten Bischöfe ausgebe, nur eine außerordentliche Mission als Abgesandte der Apostel gehabt; daß die Schriften der Kirchenväter, in welchen der bischöflichen Autorität als einer göttlichen oder apostolischen Einsetzung Erwähnung geschehe, theils, wie die Ignatianischen Briefe, unecht oder interpolirt seien, theils aus der nachkonstantinischen Zeit herrührten, wo die Kirche schon ihren ursprünglichen Charakter verloren gehabt. Aus allem dem gehe hervor, daß die bischöfliche Kirchenverfassung eine menschliche Einrichtung sei und aus einer Periode stamme, wo die evangelische Lehre schon durch fremdartige Zusätze entstellt gewesen; daß folglich alle frommen und religiösen Männer nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht hätten, die von Menschen geschaffene Kirchenverfassung, die sich als verderblich und religionsfeindlich erwiesen, wieder abzuschaffen und eine dem göttlichen Willen mehr entsprechende Form einzuführen.

Hatte Milton in der ersten Schrift nur nachgewiesen, daß der Prälatenstand keine göttliche Anordnung, sondern Menschensatzung sei, so sucht er in der zweiten, die er ebenfalls im Jahre 1641, d. h. in einer Zeit abfaßte, wo (wie er selbst in der Vorrede versichert) durch die im Parlament wie im Publicum eifrig besprochene Kirchenfrage eine fieberhafte Aufregung herrschte, darzuthun, daß von den Aposteln nur Presbyteren und Diakonen eingesetzt worden und daß man folglich wieder zu dieser ursprünglichen Form zurückkehren müsse. Wir können uns hier in die Untersuchungen über ein kirchengeschichtliches Problem, das in jenen heißen Tagen kirchlicher und politischer Gährung nach beiden Richtungen mit allen Mitteln der Gelehrsamkeit erschöpfend behandelt wurde, nicht einlassen; bei der gänzlichen Verschiedenheit des Standpunkts beider Parteien und bei der großen praktischen Bedeutung der Frage war eine Verständigung und Versöhnung nicht möglich. Milton's Schrift war auch nicht weniger als eine wissenschaftliche

Prüfung und Ergründung der Frage; dazu waren die Leidenschaften zu rege, die Zeiten zu unruhig, die praktischen Resultate zu nahe liegend und eingreifend; in den Tagen, die einer gewaltigen Umwälzung vorangehen, werden Streitfragen nicht als Objecte einer müßigen Wißbegierde in ruhiger Forschung ergründet, sondern als Ziele des öffentlichen Handelns im Interesse der Partei mit leidenschaftlichem Eifer einseitig verfochten. Milton stand gleich anfangs mitten in der Bewegung; was er damals that und schrieb, war in naher Beziehung mit den Zeitverhältnissen und hatte den Zweck, die öffentliche Meinung bald durch gelehrte Beweisführung, bald durch begeisterte, Gemüth und Phantasie anregende Flugschriften, bald durch scharfe Polemik im Parteiinteresse zu bearbeiten und zu lenken. Auch bei der vorliegenden Schrift war es keineswegs Milton's Tendenz, die damals mit großer Heftigkeit verhandelte Streitfrage, ob das Prälatenthum oder die presbyterianische Synodalordnung die der Kirche angemessene und von den Aposteln bestimmte Verfassung wäre, mit gelehrten Argumenten erschöpfend zu erörtern, sondern unter der polemischen und dialektischen Beweisführung leuchtet das sichtliche Bestreben hervor, die Bischöfe in den Augen des Volkes verhaßt zu machen und herabzusetzen, sodaß die Argumente gegen das Episcopalsystem zugleich zu Schlägen gegen den Prälatenstand werden. Die Sprache und Darstellung bewahrt darum auch nicht die ruhige Haltung einer gelehrten Beweisschrift, sondern sie ahmet den Geist einer aufgeregten, kampfgerüsteten Zeit. Die siegreiche Durchführung der puritanischen Ansicht hat so gewichtige praktische Ergebnisse, daß das wissenschaftliche Interesse, das sonst den polemischen und apologetischen Gelegenheitsschriften als Hauptmotiv unterliegt, hier ganz zurücktritt. Die Wissenschaft steht hier lediglich im Dienste der politischen und kirchlichen Tendenzbestrebungen; sie ist nur die Unterlage für die scharfen, Mark und Bein durchdringenden Diatriben wider das Bischofthum, das die edelsten Güter des Menschen, die Denk- und Glaubensfreiheit und die freie Erforschung der Wahrheit, vernichtet und die Kirche aus einer reinen und unbefleckten Braut Christi zu einer feilen Dirne umgeschaffen habe.

Auch die bischöflichen Schriften, welche Milton's Erwiderung hervorgerufen, hatten mehr die praktische als die theoretische Seite der Frage im Auge, wie man schon daraus ersieht, daß sie die endlose Zersplitterung der Kirche durch Schismen und Sektenbildungen ohne die zusammenfassende Gewalt des Episcopats, als Hauptargument gegen die Ansicht der Puritaner geltend machten. Milton, der die Synodalform der Presbyterianer nur als den Weg zur vollkommenen Religionsfreiheit ansah und ihre Sache nur so lange führte, als sie unter dem bischöflichen Drucke standen, sich aber von ihnen wandte, als sie nach errungenem Siege ihrer Ansicht dieselbe Ausschließlichkeit vindicirten wie ihre Gegner vor ihnen, widerlegt diese Behauptung mit der richtigen Bemerkung, daß die Gewissensfreiheit das beste Gegenmittel gegen alle Schismen und Sektenbildungen wäre; denn nur wo eine bestimmte Kirchenform als die einzig richtige und allein beseligende aufgestellt werde, entständen Sekten und Häresien. Das Episcopat, statt ein Damm gegen Schismen und Irrlehren zu sein, befördere also vielmehr die Zersplitterung und Uneinigkeiten in der Kirche; und wo es ihr gelinge, die religiöse Freiheit durch Zwang und Druck niederzuhalten, da theile sie das Loos des ungeschickten Arztes, der die Krankheit durch den Tod heile, oder den Ruhm des Winters, der, indem er das Unkraut und die schädlichen Dünste des Frühlings und Sommers vernichtet, auch die Blüthen und Früchte in Kälte und Starrheit begrabe. Wolle man auf der einen Seite den zunehmenden Sektenbildungen steuern und auf der andern das Wachsthum des Katholicismus verhindern, so möge man die Reformation der Kirche vollständig durchführen, dann würden die Sekten verschwinden, die Katholiken würden ihre Hoffnungen auf Restauration ihrer Kirche in England aufgeben müssen und die englische Kirche würde aus ihrer schismatischen Sonderstellung zu den protestantischen Kirchen des Festlandes heraustreten und mit diesen zu einem Ganzen zusammenwachsen. Was aber den Grundsatz der Stuarts: „Kein Bischof, kein König," angehe, so habe er die Unhaltbarkeit und Falschheit desselben schon früher nachgewiesen; wenn das Königthum dem mythischen Helden Meleager gleiche, dessen

Leben nur so lange dauere, als der Feuerbrand Prälatenthum nicht erlösche, dann sei die eigene Lebenskraft sehr schwach.

Nachdem Milton im ersten Buche dieser Streitschrift nachzuweisen gesucht, daß das Bischofthum keine apostolische Einsetzung sei, führt er im zweiten gewaltige Schläge gegen den Stolz und die weltliche Hoffahrt der Prälaten, gegen den Unsinn der Ceremonien beim Cultus und gegen die unchristliche Verbindung von zeitlicher Richtergewalt und moralischer „Censur" in der bischöflichen Jurisdiction. „Freilich", sagt er, „ist die Welt weit entfernt von der apostolischen Anschauungsweise der Dinge, nach welcher die Weisheit aus der Einfalt, die Stärke aus dem Dulden, die Würde aus der Niedrigkeit erkannt werden soll; und wie Viele gibt es heutzutage, die es für das Erste halten, die Letzten zu sein, und zu befehlen vermeinen, wenn sie dienen?" Aber trotz der Gefahr, nicht nur keine Beachtung zu finden, sondern nicht einmal begriffen zu werden, wolle er doch die Wahrheit frei bekennen. In der bischöflichen Jurisdiction sieht er eine der Vernunft wie der Christuslehre widersprechende Einrichtung; das zeitliche Schwert und das geistliche Wort seien hier in unheilvollem Bunde vereinigt, die väterliche Gewalt der Apostel hätte sich in eine oberherrliche Zwingherrschaft verwandelt und aus einem moralischen Sittengericht, das durch Worte und Ermahnungen die Sünder bessern, die Fehlenden zurechtweisen, die Lasterhaften auf den Weg der Tugend führen, und das nur solche Strafen verhängen sollte, die durch Erweckung des Gewissens, der Scham, des Ehrgefühls Reue, Buße und Besserung zu bewirken im Stande wären, sei ein weltlicher Justizhof geworden, der den Frevler an Leib und Gut, an Freiheit und Ehre strafe. Diese durch den Stolz des Prälatenstandes herbeigeführte Verbindung zeitlicher und geistlicher Gewalt sei die Quelle des unchristlichen Sinnes und Wandels der Kirchenglieder, und dem könne nur wieder gesteuert werden, wenn die Kirche die weltliche Jurisdiction an die weltliche Obrigkeit abgebe und ihre moralische Richtergewalt stärke durch Beiziehung angesehener Gemeindeglieder zur Ausübung ihres sittenrichterlichen Amtes.

Mit diesen Bemerkungen über die Verderblichkeit des Prälaten-

thums und die Vorzüge der collegialischen Presbyterialordnung verbindet Milton viele richtige und schöne Gedanken über die nothwendige Trennung des Geistlichen und Weltlichen, der kirchlichen Obrigkeit von den zeitlichen Magistratsbehörden, die Gerichtsbarkeit des Worts von der Gerichtsbarkeit des Schwerts und über die guten Folgen, die ein reges Scham- und Ehrgefühl auf das ganze Thun und Denken der Menschen übe. Den Schluß macht eine feurige Diatribe gegen den Prälatenstand. „Das Evangelium mit seiner geheimen Macht gleicht dem Engel der Offenbarung, der da auszieht auf weißem Pferde mit Schwert und Krone zum Sieg und zur Eroberung. Läßt man ihn ruhig seinen Weg gehen, so thut er, was seines Amtes ist, indem er die hochmüthigen Gedanken und das stolze Trachten des Fleisches überwindet und unter Christi Gehorsam zwingt zum Heil vieler Seelen. Lenkt man ihn aber von seinem Wege ab und zwingt ihn seine unwiderstehliche Macht kund zu thun durch eine Lehre von fleischlicher Gewalt, wie das Prälatenthum ist, so wird er diese fleischliche Gewalt, die ihr in seine Hände gelegt, gebrauchen, um euern Geist gefangen zu nehmen durch knechtischen und blinden Aberglauben, und eine Herrschaft voll Gewaltthat, Raub, Hochmuth und Sinnenlust aufzurichten." Er schildert die Bischöfe als die echten „Kaufleute von Babylon", die um schnöden Gewinn nicht nur die Religion, sondern auch die Freiheit, die Volksrechte, die zeitlichen und ewigen Güter entweder an die päpstliche oder an die königliche Tyrannei verhandelten. Sie seien, gleich den alten Prätorianerbanden, zugleich die Stützen des Despotismus und die Dränger und Peiniger des Volks, bald die Schergen und Diener der Tyrannen, bald ihre Verführer, Treiber und Mörder. Sie duldeten keinen gerechten und volksfreundlichen Fürsten auf dem Thron; wo ihr Rath gehört werde, da sei Wortbruch, Gesetzesverletzung, Tyrannei; was sie berührten, das verwandle sich, nicht wie bei Midas in Gold (was den meisten sehr willkommen wäre), sondern in den Unrath und Auswurf der Sclaverei; sie seien die wahren Wölfe im Schafskleide, sie der wahre Drache Aegyptenlandes, der die Erde mit Verwüstung und Zerstörung heimsuchte und sich mit dem Fleisch und Blut einer

reinen Jungfrau mästete, bis St. Georg, unser alter Schutzpatron, ihn erschlug; auch der neue Drache werde das Land verheeren, die Braut Christi, die Kirche, verschlingen und seine Grube mit den Gebeinen der Heiligen füllen, wenn nicht ein neuer St. Georg auferstehe und das Scheusal erlege. Ein König, der die Gesetze achte und befolge, gleiche dem starken Simson mit seinem herrlichen Lockenhaupt; so lange er seine Haare, d. h. die Gesetze in ihrem natürlichen Wuchs erhält, ist er so stark, daß er mit einem Eselskinnbacken, d. h. mit dem Worte seines geringsten Dieners, Tausende von Solchen, die sich wider seine gerechte Macht erheben, zu erlegen vermag. Wenn er aber sein Haupt niederlegt in den Schoos der Buhlerin, d. h. des schmeichlerischen Prälatenthums, so wird er im Schlafe den Philistern überliefert, die ihm die schönen Locken der Gesetze und der gerechten Kronprärogative, worin seine Kraft und sein Schmuck bestand, abschneiden und ihn blenden und schwächen, bis er endlich verzweiflungsvoll und lebensmüde sich selbst und Vielen von ihnen den Untergang bereitet. Von der Art seien die vermeintlichen Stützen und Diener der Königsmacht, die „des Herrn Gesalbten" mit dem faulen Oel niederträchtiger Schmeichelei besudelten und sein gesundes Lebensblut vergifteten.

Das Ende bildet folgende Apostrophe an das Parlament: „Gott wollte einst Sodom nicht verschonen, wenn sich weniger als zehn Gerechte in der Stadt befänden; ich aber sage euch, wenn ihr nach gehöriger Prüfung nur Eine gute Seite oder Eigenschaft am Prälatismus findet, sei es in Bezug auf Religion oder weltliche Regierung, auf König oder Parlament, auf Fürst oder Volk, auf Gesetz, Freiheit, Wohlstand, Bildung, so verschonet ihn, so laßt ihn leben und sich ausbreiten, bis er mit seinem Schatten alle eure Würden und Ehren und allen Ruhm des Landes verdunkelt hat. Wenn er dagegen erfunden wird als boshaft, feindselig, zerstörend gegen alles dieses, wie es nicht anders sein kann, so laßt euer strenges und unparteiisches Urtheil die göttliche Strafgerechtigkeit nachahmen; dann laßt eure strafende Gewalt niederregnen auf dieses gottlose und drückende Regiment und begrabt es unter dem todten Meer der Vernichtung, daß es nie mehr sich zu

erheben vermöge gegen die heilige reformirte Kirche und das auser-wählte Volk Gottes."

Was der genannten kirchlichen Flugschrift noch ein besonderes Interesse verleiht, ist die Einleitung zum zweiten Buch, worin sich Milton über die Motive seiner literarischen Thätigkeit und über seinen Plan, einst als epischer Dichter aufzutreten, ausspricht. Diese Selbstbekenntnisse geben, wie die früher erwähnten Nachrichten über seine Lebensumstände in der „Zweiten Schutzrede", Zeugniß sowohl von der edeln Natur und Charakterstärke des Verfassers als von seiner tiefen, das innerste Wesen erfassenden Religiosität, die den Preis des Christenthums als das Ziel aller geistigen Bestrebungen und Beschäftigungen ansieht. Die Enthüllung der göttlichen Wahrheit und die Ausbreitung ihrer Erkenntniß ist nach Milton die Aufgabe jedes fähigen und begabten Menschen. Diese göttlichen Wahrheiten werden mit kostbaren orientalischen Edelsteinen von wunderbarem Glanze verglichen, die allen Denen, welche begierig darnach seien, um geringe Kosten abgegeben würden; aber die großen Kaufherren dieser Welt suchten auf alle Weise den Verkauf dieser Kostbarkeiten zu verhindern und zu unterdrücken, damit nicht der falsche Schimmer ihrer eigenen nachgemachten Waaren, womit sie die Leute wie die armen Indianer mit Flitter und Glasperlen zu täuschen pflegten, offenbar würde und ihr Handel zu Ende ginge. Er vergleicht seine Aufgabe der unerfreulichen Pflicht des Wahrsagers Tiresias, die über Oedipus' Haupte schwebenden Geschicke zu enthüllen, und mit dem undankbaren Auftrage der Propheten, den götzendienerischen Königen und den abgefallenen Völkern in Israel die Strafgerichte des Herrn zu verkünden. „Ich habe beschlossen," sagt er, „den ehrlichen Freimuth und die freien Worte meiner Jugend, die ich in einer so wichtigen Angelegenheit, wie das Wohl der Kirche, für dienlich erachtete, niederzulegen als den besten Schatz und Trost meines Alters, so mich Gott eines solchen würdigen sollte." — „Denn sollte die Kirche unter dem Drucke erliegen, ohne daß ich die geringen Gaben, die mir Gott verliehen, zu ihrem Schutze angewendet hätte, oder sollte sie unter Gottes Beistand siegen, ohne daß ich das Geringste zu ihrem Ruhme

beigetragen, so würde ich mir mein ganzes Leben hindurch diesen Mangel an Muth zum Vorwurf anrechnen.“ Und nun stellt er mit dichterischer Phantasie in einem Zwiegespräch zwischen sich und seinem Gewissen die künftigen Zweifel und Vorwürfe dar, die ihn stets verfolgen würden, wenn er jetzt nicht sein Scherflein zur Reformation beitrüge, wie Sokrates in Plato's „Kriton“ die Gesetze als Abmahner der Flucht redend einführt. Nicht Eitelkeit oder Ruhmsucht, wie man ihm fälschlich angedichtet, nicht das Verlangen, schon in jungen Jahren als Schriftsteller gepriesen zu werden, habe ihn auf die literarische Rennbahn geführt; wäre er von solchen Motiven getrieben worden, so hätte er einen andern Gegenstand gewählt und denselben mit größerer Muße ausgeführt. Er würde sich der Poesie hingegeben haben, der er sich aus Neigung und Naturtrieb gewidmet, und worin er, nach dem Zeugniß seiner Freunde, etwas hätte schaffen können, das nicht wie diese ephemeren Flugschriften mit dem Tag, der sie erzeugt, auch untergegangen wäre.

Diese Betrachtung führt ihn von seinem Thema ab; mit poetischem Flug kommt er auf seine Jugendbildung, auf seine italienische Reise, auf seine dichterischen Bestrebungen zu sprechen und macht dann die schöne Bemerkung, daß die Verherrlichung des Namens Gottes, die Vermehrung und Verbreitung der Ehre und des Ruhms des Vaterlandes und die Hebung der vaterländischen Bildung Zweck und Ziel aller literarischen Leistungen sein müsse. Er habe darum, wie Ariosto gegen den Rath von Bembo gethan, das Studium seiner Muttersprache zu seiner Hauptaufgabe gemacht, und er hoffe noch ein poetisches Werk zu schaffen, das, wenn es auch nicht den gepriesenen Kunstwerken des Alterthums und Italiens gleichkomme, doch auf den britischen Inseln zu einiger Ehre gelangen möchte. Nur sei er noch im Zweifel über die Wahl und Einrichtung dieses Dichtungswerkes, ob er die epische Form wählen solle, von welcher Gattung die zwei Gedichte Homer's und die Dichtungen Virgil's und Tasso's ausgedehntere Muster wären, das Buch Hiob aber ein kürzeres; oder ob er sich der dramatischen Gattung, worin Sophokles und Euripides herrschten und die besonders

geeignet seien, einer Nation als Lehre und Vorbild zu dienen, zuwenden solle. Auch von dieser Art biete die Bibel Muster dar: das Hohelied sei nach Origenes' richtiger Auffassung ein Pastoraldrama mit zwei Personen und einem Chor, und die Offenbarung Johannis ein majestätisches Vorbild einer hohen und gewaltigen Tragödie, die ihre feierlichen Scenen und Acte mit siebenfachen Chören von Hallelujahs und Harfensymphonien schließe und unterbreche. Oder endlich, ob er die lyrische Poesie wählen solle, in welcher Gattung Pindar und Kallimachus ausgezeichnet wären, worin aber die im alten Testamente und in den Propheten zerstreuten Gesänge allen übrigen Erzeugnissen vorangingen. Ferner sei er noch zweifelhaft, ob er sich strenge an die Regeln des Aristoteles halte oder, zur Bereicherung der Kunst, der Natur folge, so wie er auch noch nicht habe einig werden können, wen er als Muster und Vorbild eines christlichen Helden aufstellen solle.

Ueber die Bedeutung und Wirkung der Poesie macht Milton folgende Reflexionen: „Diese Talente, wo sie sich finden, sind als eine von Gott zugetheilte Gabe anzusehen, die nur selten, aber doch unter jeder Nation Einem oder dem Andern verliehen wird (wenngleich Viele sie mißbrauchen). Ihr Zweck ist, neben der Kanzel, in der Masse des Volks die Keime der Tugend und der öffentlichen Gesittung zu erzeugen und zu pflegen, die Unruhe des Herzens zu stillen und die Triebe und Leidenschaften in harmonischen Einklang zu setzen; in erhabenen und schwungvollen Hymnen den Thron und die Herrlichkeit des allmächtigen Gottes und was er in seiner Allweisheit in der Kirche schafft und schaffen läßt, zu preisen; zu besingen den siegreichen Todeskampf der Heiligen und Märtyrer und die Thaten und Triumphe gerechter und frommer Völker, die durch die Kraft des Glaubens tapfer kämpfen gegen die Feinde Christi, und zu beklagen den allgemeinen Abfall ganzer Reiche und Staaten von der Gerechtigkeit und wahren Gottesverehrung; endlich mit feierlicher und schöner Rede zu schildern, was in der Religion heilig und erhaben, in der Tugend lieblich und ehrwürdig ist, Alles darzustellen, was das Gemüth anspricht oder Bewunderung erregt, sowohl in den Wechselfällen des Glücks von außen als in den

feinen Windungen und Strömungen des menschlichen Geistes von innen, kurz, Heiligkeit, Tugend und Wahrheit an Beispielen und Vorbildern in schöner edler Gestalt vorzuführen."

Um die Pflege dieses die Jugend veredelnden Schmuckes zu befördern, wünscht Milton, daß die Obrigkeit sich nicht blos die Schlichtung der streitigen Rechtsfragen und Processe angelegen sein lasse, sondern auch wie in den berühmten Staaten des Alterthums die Leitung der öffentlichen Spiele und Freudenfeste übernehmen möchte, damit sie nicht Reizmittel der Trunkenheit und Wollust würden, sondern dazu dienten, den Leib durch militärische und körperliche Uebungen abzuhärten und gewandt zu machen und den Geist durch Vorträge und schöne Künste zu schmücken und zu veredeln und mit Liebe und Begeisterung für Gerechtigkeit und Tugend zu erfüllen. Denn die Worte Salomo's: „Ruft nicht die Weisheit, und die Klugheit läßt sich hören? Oeffentlich am Wege, und an der Straße stehet sie; an den Thoren bei der Stadt, da man zur Thür eingeht, schreiet sie," seien nicht blos auf die Kanzel zu beziehen, sondern gelten auch von Theatern, von Reden und Vorträgen bei öffentlichen Spielen und Lustbarkeiten auf den Straßen und Märkten und in der freien Natur. Zum Schluß spricht er noch seine Zuversicht aus, in einigen Jahren ein Werk zu liefern, „nicht von Jugendhitze oder Weindunst hervorgerufen, wie jene Gedichte, die in so reichlicher Fülle aus der Feder gewöhnlicher Liebespoeten oder von der Tafel eines reimenden Parasiten ausströmen; nicht erzeugt durch Anrufung der Muse Gedächtniß und ihrer Sirenentöchter, sondern durch andachtvolles Gebet zu jenem ewigen Geiste, der da bereichern kann mit jeder Sprache und Wissenschaft und der seine Seraphim ausschickt mit dem heiligen Feuer seines Altares, um zu berühren und zu reinigen die Lippen derer, die er gnädig anblickt. Zu dieser himmlischen Gabe müsse dann noch hinzukommen eifriges Studium auserwählter Werke, stete Beobachtung der Außenwelt und Verständniß aller schönen und edeln Künste und Verrichtungen". Durch diese Andeutung seines künftigen Berufs und dichterischen Vorhabens will Milton nur kund geben, „wie ungern er diese Studien und Beschäftigungen unter-

breche und die ruhige und liebliche Einsamkeit voll heiterer und hoher Gedanken verlasse, um sich in die trübe und stürmische See lärmender Kämpfe und heftiger Dispute zu begeben, und die ruhige und stille Luft edler Studien gegen das trübe und freudlose Forschen und Brüten in den Folianten alter Gelehrsamkeit einzutauschen." Daraus mag man also erkennen, daß ihn nur sein Gewissen und der innere Drang nach Wahrheit auf diesen Kampfplatz geführt. In seiner Kindheit sei er für die Kirche bestimmt gewesen, als er aber in reifern Jahren wahrgenommen, „daß, wer in den geistlichen Stand trete, sich zum Sclaven mache und einen Eid leisten müsse, der, wenn er ihn nicht in einem dehnbaren Sinne nehme, ihn entweder zum Meineid zwingen oder ihn mit seinem Glauben in Zwiespalt setzen müßte", da habe er ein ehrenvolles Schweigen einem mit Knechtschaft und Meineid erkauften Redneramte vorgezogen.

In ähnlichem Sinne, wie die genannten zwei Flugschriften, und mit gleichem Feuer ist auch die in Gesprächsform eingekleidete und in demselben Jahre 1641 abgefaßte Streitschrift: „Bemerkungen über die Vertheidigung des Remonstranten gegen Smectymnuus", bearbeitet. Eine Anzahl presbyterianischer Geistlichen hatten ein Werk herausgegeben, in welchem alle Gründe, die gegen das Episcopalsystem vorgebracht werden können, zusammengestellt waren. Dieses Werk führte von den Anfangsbuchstaben ihrer Verfasser (Steph. Marschal, Edm. Calamy, Thom. Young, Matth. Newcomen und Wilh. Spurstow) den Titel Smectymnuus. Die Bischöfe, weniger die Gründe als die Tendenz des Buchs fürchtend, suchten das mit mehr Gelehrsamkeit als Geschick und überzeugender Beweisführung geschriebene Werk in den Augen des Volks durch Gegenschriften zu entkräften. Es erschien eine „Demüthige Remonstration von einem pflichtgetreuen Sohn der Kirche" und eine „Vertheidigung der Remonstration gegen die frivolen und falschen Beweisgründe von Smectymnuus". Beide Schriften waren von Bischof Hall und gegen die letztere richtete nun Milton die vorliegende Entgegnung, in der er die ganze Kraft seiner polemischen Beredsamkeit entfaltete. Der „Remonstrant" wird redend eingeführt,

d. h. es werden ihm einige Sätze und Aussprüche aus der Schrift in den Mund gelegt, die dann der Milton'schen „Antwort" als Angriffspunkte dienen und mit siegender Beweisführung widerlegt werden. Wenn man aus der Haltung der Rede und Gegenrede auf den Geist und die Wirkung beider Schriften schließen darf, so muß das bischöfliche Werk sowohl in der Form als in den Beweisgründen ein klägliches Product gewesen sein, und es darf uns nicht wundern, wenn die mit Geist und Witz geschriebene, mit Ironie und attischem Salze gewürzte Antwort Milton's, der damals 32 Jahre zählte, allgemeine Bewunderung erregte und die Augen der puritanischen Parteigenossen auf ihn lenkte. Eine gewandte Dialektik, eine volksthümliche hier und da mit Kraftausdrücken belebte Sprache, die sich gelegentlich wohl auch ein Schmähwort erlaubt, scharfe Ausfälle auf die Pracht und Hoffahrt, auf das Wohlleben und die Genußsucht, auf die geistige Trägheit und weltlichen Neigungen dieser Nachfolger der Apostel geben der Schrift einen pikanten Anstrich, ein erhöhtes Interesse. Während die Theologen der presbyterianischen wie anglicanischen Kirche nur mit biblischen Stellen und mit todter Gelehrsamkeit gegeneinander zu Felde zogen, erscheint in Milton ein Schriftsteller, der das ganze Gebiet der Literatur beherrscht, der nicht blos die Aussprüche der Apostel kennt und in seinem Sinne zu deuten versteht, der auch Stellen aus alten und neuen Schriftstellern und Dichtern zu Hülfe ruft und Spenser's Schilderung von den ungetreuen Hirten auf die Prälaten seiner Zeit anwendet. Es weht ein kühner volksthümlicher Geist in den Zeilen, der den Leser fortreißt, der ihm wie ein berauschendes Getränke zu Kopf steigt. Es ist die frische Luft einer bewegten Zeit, die uns hier entgegentritt, die kecke, furchtlose, mitunter muthwillige Sprache einer vertrauensvollen, siegessichern Jugend, die laute, öffentliche Stimme, die als Vorbote jeder erschütternden Umgestaltung von unwiderstehlicher Macht ist.

Die Schrift verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Prälaten schäumten vor Wuth; aber was vermochte ihr Zorn gegen einen Schriftsteller, auf dessen Seite die ganze freisinnige Opposition stand? Doch

sollte der Schlag nicht unerwidert bleiben. Wie später Salmasius Milton's fulminante Rechtfertigungsrede dadurch zu entkräften suchte, daß er einen seiner Schildknappen zur Abfassung einer Schmähschrift wider seiner Gegner ermunterte und ihn bei der Arbeit unterstützte, so ließ der Bischof Hall durch seinen eigenen Sohn ein Pamphlet gegen Milton anfertigen, unter dem Titel: „Bescheidene Confutation wider ein schmäh- und spottsüchtiges Libell". Beide Schriften glichen sich auch darin, daß sie nicht auf die Gründe eingingen, sondern Milton's Charakter zu verdächtigen und seine Ehre zu beflecken suchten. Gelang es ihnen, durch verleumderische Nachreden und ehrenrührige Beschuldigungen den guten Namen des Verfassers zu verunglimpfen, so hatten sie seine Angriffe erfolgreicher bekämpft als durch machtlose Gegengründe. Darum sieht sich auch Milton in seiner „Apologie für Smectymnuus" ebenso wie später in seiner „Zweiten Schutzrede für das englische Volk" genöthigt, zu seiner eigenen Rechtfertigung einige Rückblicke auf sein vergangenes Leben zu werfen, um die verleumderischen Aussagen zu nichte zu machen.

Der scharfe Ton der „Bemerkungen", die ein junger Mann gegen einen ältern, angesehenen und durch verschiedene literarische Arbeiten nicht unberühmten Prälaten schleuderte, scheint hier und da Anstoß gegeben zu haben, weshalb Milton die Apologie mit einer ausführlichen Darlegung des eigenen und des gegnerischen Parteistandpunktes beginnt. In Zeiten der Aufregung und bürgerlicher Kämpfe gelte der Solon'sche Satz, daß, wer zu keiner Partei gehören wolle, als Feind des Vaterlandes zu betrachten sei. Er habe sich nach reiflicher Prüfung auf diejenige Seite gestellt, wo er Recht und Freiheit erblickt habe, und wenn er nun, wie es seine Pflicht und Beruf sei, die Sache dieser Partei mit redlichen, aber scharfen Waffen verfechte, so solle man nicht sein Alter, sondern seine Beweisgründe prüfen, nicht seine Jahre zählen, sondern seine Worte wägen. Mit scharfer Kritik zieht er dann gegen die neue Schrift, die der „Remonstrant" nur als Schild vorhalte, zu Felde; sie trage die „Bescheidenheit" blos auf der Stirn, im Herzen sei sie voll Hochmuth und Dünkel, sie erkläre das gegnerische Werk

für verleumderisch und schmähsüchtig, während sie doch selbst Gift und Galle aushauche; aber ihre Worte werden wirkungslos verhallen; denn nur derjenige Redner überzeuge, der von der Wahrheit seiner eigenen Sache durchdrungen sei, Lüge und Verleumdung seien eine schwache Maske, unter der nur zu bald die eigene Niederträchtigkeit und Lasterhaftigkeit hervorbreche. Mit beißendem Spott spielt er auf die frühern werthlosen, mit Plagiaten aus wenig bekannten Schriftstellern geschmückten Werke des remonstrirenden Bischofs an, um den Vorwurf eines Komödianten (Mimen), womit die „Confutation" Milton belegte, auf den Urheber selbst zurückzuschleudern.

Da die gegnerische Schrift ihn beschuldigte, er habe in seiner Jugend ein lasterhaftes Leben geführt, sodaß er von der Universität verwiesen worden, und aus einigen derben, der Volkssprache angehörigen Ausfällen der „Bemerkungen" den Schluß zog, er müsse gemeine Häuser besucht und mit Trunkenbolden und Huren Umgang gepflogen haben, so ergreift Milton davon Gelegenheit, den Lesern sein Jugendleben und seine Studien vorzuführen, zum Beweis, daß er sowohl während seiner Universitätsjahre als nachher stets die Achtung und Liebe seiner Lehrer und Studiengenossen besessen und daß er aus den Werken, mit deren Lectüre er sich befaßt, nur einen ernsten Sinn und eine edle Begeisterung für alles Hohe und Sittliche, für Tugend, Religion und reine Liebe habe schöpfen können. Mit dichterischer Färbung schildert er die glücklichen Morgenstunden, die er über dem Lesen guter Schriftsteller zugebracht, noch ehe im Winter das Frühglöckchen zur Arbeit oder zur Andacht gerufen, noch ehe im Sommer die Lerche ihren Gesang angestimmt. Da sei in seiner Seele jenes Hochgefühl für Freiheit, für Religion, für alles Edle und Große erwacht, das ihn sein ganzes Leben lang begleitet habe und begleiten werde. Nur solche Schriftsteller hätten seine Lieblingslectüre gebildet, die, wie Dante und Petrarca, mit vollendeter Kunstform einen erhabenen Stoff, eine reine und edle Gesinnung, ein keusches Gemüth verbunden hätten, und er habe stets solche Autoren bedauert und gemieden, die ihr, wenn auch noch so ausgezeichnetes Talent an unwürdige Gegenstände verschwendet oder zur Erregung sünd-

hafter Triebe und unsittlicher Lüste mißbraucht hätten. Aus den Fabeln und Romanzen der mittelalterlichen Ritterzeit habe er Bewunderung für Heldenthum und für keusche und aufopfernde Liebe eingesogen, und wo der Dichter seinen Helden fallen ließ, da habe er denselben Unwillen empfunden, wie ihn Plato über Homer ausspreche, daß er von den Göttern so viel Unwürdiges und Unedles erzähle. In reifern Jahren habe ihn sein Studium in die „schattigen Räume der Philosophie" geführt, wo er Plato und Xenophon vor allen übrigen ausgewählt. Hier sei sein Herz von einer Liebe begeistert worden, die ihre Befriedigung nicht in „Hurenhäusern" suche; hier habe er Genüsse kennen gelernt, die ihm alles Gemeine und Niedrige zum Ekel gemacht hätten, hier habe er kennen gelernt, daß es etwas Höheres gebe als Wein und Sinnenlust[8]); und als er die Christuslehre, die er von Kindheit an im gläubigen Herzen getragen, nun auch noch in ihrer geistigen und ethischen Tiefe erfaßt habe, da sei über sein ganzes Wesen ein Hauch christlicher Sitte und geistlicher Würde und Frömmigkeit ausgegossen worden, der nie von ihm weichen werde und ihn lauter und nüchtern erhalten habe in Worten und Thaten.

Nachdem Milton hierauf dem Verfasser der „Confutation" nachgewiesen, daß er eine Menge seiner Sätze und Aussprüche absichtlich entstellt, verdreht und zerrissen habe, „sodaß sie den abgeschnittenen und gespaltenen Ohren und Nasen der Puritaner glichen", und dabei manche satirische und beißende Bemerkungen und Anspielungen über die theologische Wuth, den heiligen Zorn, den frommen Betrug der Prälaten, die zum Wohle ihrer Kirche Verfolgung, Lüge, Verleumdung, gehässige Insinuationen und Verdächtigungen anwendeten, eingeflochten, geht er zu dem Hauptvorwurf, der Form und Haltung seiner dialogischen Streitschrift über. Der derbe Ton, die nervige Redeweise, so manche der Volkssprache entlehnten Ausdrücke, die scharfe Polemik, die ohne Rücksicht und Menschenfurcht dem Gegner scharf zu Leibe geht, die satirische Haltung und der im Gefühl der Ueberlegenheit mit einem gewissen Uebermuth gehandhabte Witz und Spott, die in den „Bemerkungen" vorwalteten, verdroß die Prälatenpartei um so mehr, als diese unge-

wohnte Form einer so ernsten, die Religion und Kirche betreffenden Sache unwürdig und unangemessen schien. Sie mochten wohl fühlen, daß sich eine solche Sprache und Haltung zu wenig mit ihrer Stellung und Würde vertrug, als daß sie dieselbe, auch wenn sie im Stande gewesen wären, hätten nachahmen können, darum überließ auch der Bischof den Kampfplatz seinem Sohne und dieser machte die ungeeignete Form zu einem Hauptangriffspunkt. Dies gab Milton Gelegenheit, sich in einer poetisch gehobenen Stelle über die verschiedenen Formen des Ausdrucks und der Darstellung auszusprechen und mit Berufung auf die Bibel und auf die Reformatoren, namentlich auf Luther, auch in diesem Punkte dem menschlichen Geiste alle Freiheit zu vindiciren. Unser Heiland selbst, sagt er, der alle Gaben in sich vereinigte, bediente sich, je nach den Eigenschaften seiner Zuhörer und nach dem Zwecke seiner Worte, verschiedener Redeweisen, bald ernster Rüge, bald milder Vermahnung, bald familiärer Gesprächsform, bald volksthümlicher Gleichnisse und gegen die Pharisäer sarkastischer Strafreden. Die Gaben, die er vereint besessen, verlieh er einzeln den Lehrern seiner Kirche und diese bedienen sich derselben, jeder nach seiner Art und Natur und am geeigneten Orte. „Die Einen sind streng und von finsterm Ernste, damit sie die Vermessenen und Muthwilligen zurechtweisen und demüthigen; Andere sind mild und heiter, damit die Rechtschaffenen durch sie gestärkt, die Aengstlichen getröstet, die Niedergebeugten aufgerichtet werden. Kein Mensch ist gezwungen, seiner Natur ganz und gar Gewalt anzuthun und die von Gott ihm eingepflanzte Grundeigenthümlichkeit mit der Wurzel auszurotten; die gesellige Lebhaftigkeit des sanguinischen Menschen wie das heftige Aufbrausen des cholerischen haben ihre Berechtigung, sofern diese Gemüthsbeschaffenheiten gehörig im Zaum gehalten und vor jedem Uebermaß bewahrt werden. Einige wurden mit einer ruhigen Mäßigung und klarer Beweiskraft ausgerüstet, um die Vernünftigen und Besonnenen zu belehren und zu überzeugen; doch ist dies nicht als die einzige Methode der Belehrung anzusehen, denn in Zeiten der Aufregung, wo entweder neu auftauchende Irrlehren ausgerottet oder eingewurzelte Mißbräuche abgestellt werden

sollen, ist diese kühle, leidenschaftlose Milde und ruhige Weisheit nicht stark genug, um den stolzen Widerstand der fleischlichen und falschen Lehrer zu demüthigen und niederzubeugen; dann besteigt der „Eifer", dessen Wesen ätherisch ist, in diamantener Rüstung seinen feurigen Wagen, gezogen von zwei leuchtenden Meteoren in Thiergestalt, aber von edlerer Rasse, als wie sie der Thierkreis darbietet, und jenen vier gleichen, welche Ezechiel und Johannes sahen: das eine mit einem Löwenantlitz, um Macht, Würde und Unmuth auszudrücken, das andere mit einem Menschenangesicht, um Hohn und Spott auf die frechen und arglistigen Verführer zu schleudern; mit diesen fährt der Eifer als ein unüberwindlicher Kriegsheld, die schlaffen Zügel abschüttelnd, über die Häupter der in Scharlach gekleideten Prälaten und schamlosen Verfechter der Traditionen hin, um ihre steifen Nacken unter ihren Flammenrädern zu zermalmen." Diese Derbheit am geeigneten Orte werde durch die Bibel selbst gerechtfertigt, welche an unzähligen Stellen sich solcher Ausdrücke bediene, die im gemeinen Leben für roh und unanständig gelten. Sage doch Jehovah selbst: „Ich will von Ahab ausrotten auch Den, der an die Wand pisset!"

Diese Mannichfaltigkeit der Gaben habe der Kirche zu allen Zeiten genützt, besonders bei der Reformation, wo Viele mit Sanftmuth und Milde verfahren wollten, während Luther die Verderbniß der papistischen Hierarchie mit zermalmender Sprache offen gelegt habe, „damit sie die Leute nicht so schnell vergessen möchten". Auch Hohn und Spott und satirisches Lachen sei nicht blos in profanen Schriften, sondern auch in religiösen und kirchlichen Dingen anwendbar und von guter Wirkung. Habe doch auch Elia der falschen Propheten gespottet und die christlichen Märtyrer der heidnischen Götzen und Götzendiener! Nicht der Spott an und für sich sei verwerflich, sondern dessen Mißbrauch! Am wenigsten aber habe der Remonstrant das Recht, sich über Spottreden und Schmähungen zu beklagen, denn ein scandalöses Libell, worin einige Jahre früher die Schotten und Puritaner aufs ärgste geschimpft und verhöhnt worden seien, gleiche der „Remonstration" mehr als ein

Kind dem Vater. Oder sollte Schmach und Spott nur für das Prälatenthum zulässig sein, aber nicht gegen dasselbe?

Nach einigen scharfen Ausfällen auf den Pharisäergeist der Prälaten und einer witzigen und sarkastischen Kritik einer poetischen Jugendarbeit des Bischofs, die den sonderbaren Titel „Zahnlose Satiren“ führte und ein höchst mittelmäßiges Geistesproduct gewesen zu sein scheint, kommt Milton auf das Parlament zu sprechen, das er zuerst gegen einige herabsetzende Bemerkungen der gegnerischen Flugschrift rechtfertigt und dann in einer längern Digression mit einer stolzen, schwungvollen Lobrede preist. Mit dichterischer Beredsamkeit verherrlicht er die edle Herkunft, die gute Erziehung und Bildung, den Adel der Gesinnung der meisten Mitglieder; er preist ihren Muth und Heldensinn bei Vertheidigung und Feststellung der alten Volksrechte gegen Gewalt und Willkür; er rühmt ihre Weisheit und Frömmigkeit, die sie durch die Niederwerfung der Heuchlerzunft in der Mitra und durch die kirchlichen Reformen bewiesen, und erhebt ihre Leutseligkeit und ihr volksthümliches Benehmen bei Anhörung von Klagen und Beschwerden, bei der Abnahme von Petitionen und Adressen ohne Rücksicht auf Stand und Geschlecht. Handwerker, Taglöhner, Dienstboten, ja selbst Frauen hätten sich vertrauensvoll und ohne Furcht und Scheu dem Parlament mit ihren Anliegen und Klagen, mit ihren Bitten und Forderungen genähert und seien, obwohl sie nicht immer in der demüthigen Haltung und in dem bescheidenen Tone Hülfesuchender sich genahet, nicht blos freundlich angehört worden, sondern auch befriedigt heimgekehrt.[9]) Durch solche Thaten und Tugenden hätte sich das Parlament ein unvergängliches Denkmal gesetzt und den Ruhm und die Großthaten der Helden des Alterthums, die in der Dichtkunst als Befreier des Menschengeschlechts gepriesen würden, übertroffen. Darum ruhe auch Gottes Gnade und Segen auf demselben und schütze es gegen alle Widersacher, Verschwörer und Rebellen.

Hierauf wendet sich Milton gegen den hierarchischen Hochmuth, der sich in der Behauptung ausdrücke, das Volk sei nicht im Stande, über den Werth eines Geistlichen zu urtheilen, und in der wegwerfen-

den Weise, wie von dem englischen Volke als einem „rebellischen Gesindel“ gesprochen werde, dem man doch unmöglich die Wahl der Prediger in die Hand geben dürfe. Sei das Volk so dumm, wie die Prälatenpartei behaupte, so falle die Schuld davon auf die geistlichen Lehrer selbst. „Es ist nicht zu verwundern, daß die Leute zu Thieren werden, wenn ihre Lehrer sind, wie sie Jesaia beschreibt: „stumme und gierige Hunde, die nimmer satt werden können, blinde Wächter, die keinen Verstand haben, von denen jeglicher auf seinen Weg siehet, jeglicher für sich in seinem Stande geizet“; wie viele Gegenden des Landes würden mit windigen Ceremonien statt mit lauterer Milch gespeist; und während ein einziger Prälat die Einkünfte und Rechte von zwanzig Geistlichen genieße, wie viele öde Plätze blieben dunkel wie „Galiläa unter den Heiden sitzend im Lande und Schatten des Todes“ ohne Prediger, ohne Licht!“ Die bischöfliche Geistlichkeit sei so träge und unwissend in ihrem Berufe, daß, wenn irgend ein Zimmermann, Schmied oder Leineweber ein solcher Pfuscher in seinem Handwerk wäre, er Hungers sterben müßte. Wie sollte es aber auch anders sein, da gewöhnlich nur die Unfähigsten sich der Theologie widmeten und ihre Studien sie weder zur hellenischen Weisheit noch zur römischen Beredsamkeit führten. Wenn aber das Volk trotz dieser Trägheit der Geistlichen nicht ganz so unwissend sei in religiösen Dingen, so sei dies das Werk einiger wenigen gottbegeisterten Männer, die ihr Gewissen nicht durch prälatischen Dunst hätten einlullen lassen.

Der Schluß der Streitschrift betrifft die Frage: ob eine festgesetzte Liturgie mit Gebetsformeln zum Gottesdienst nützlich und nothwendig sei, und besonders ob die englische Liturgie sich für eine protestantische Kirche eigne? Bei der Beantwortung dieser Frage entwickelt Milton Ansichten, aus denen die Grundsätze der Independenten, die erst später klar und bestimmt hervortreten, sich bereits im Keime erkennen lassen. Er sieht in einer Agende nur den schwachen Nothbehelf für die aus der lebendigen Begeisterung und unmittelbaren Inspiration herfließenden Gebete und Danksagungen, ein bequemes Vehikel des Lippendienstes ohne innere Andacht, eine Einrichtung, die nur für

unfähige Geistliche und unreife, in der Kindheit der religiösen Erkenntniß stehende Christen nützlich und unentbehrlich sei, die man aber mit dem zunehmenden Wachsthum der christlichen Einsicht mehr und mehr beschränken und abändern müsse, bis man ihrer gänzlich entbehren könne. Denn das sei unstreitig der würdigste Gottesdienst, bei welchem die Gemeinde in andächtigem Gebet dem Prediger folge, aus dessen Mund sichtbar der Geist Gottes rede. Festgesetzte Formen schwächten die Andacht und die wahre, auf unmittelbarer Herzensergießung beruhende Frömmigkeit. Was aber insbesondere die englische Form angehe, so leide sie, außer einer großen Menge ungeeigneter Gebete, ermüdender Wiederholungen und unpassender Ausdrücke, an zwei Hauptgebrechen, an einer separatistischen Eigenthümlichkeit, wodurch eine Verschiedenheit von den übrigen protestantischen Kirchen herbeigeführt werde, und an dem strengen Festhalten bei vielen katholischen Gebräuchen der papistischen Zeit, wodurch, der Lehre der Apostel zuwider, den in Christo Erlösten ein neues Joch aufgelegt würde. „Wenn wir", sagt er in letzterer Beziehung, „in der That dem Papstthum und dem Aberglauben einen Ehescheidungsbrief gegeben haben, warum sagen wir denn nicht wie zu einer geschiedenen Frau: „Nimm Alles, was dir gehört, mit dir und laß es hinter dir herziehen?" Warum waren wir nicht so klug bei unserer Trennung von Rom? Ah! gleich einer schlauen Ehebrecherin vergaß sie beim Scheiden nicht alle ihre verbuhlten Blicke und lockenden Worte: „Behalte diese Briefe noch, diese Unterpfänder der Liebe, diese wenigen Schmucksachen; ich bin nicht so begierig nach dem, was mein ist, mögen sie bei dir das Andenken bewahren dessen — was ich bin? Nein, — aber dessen was ich einst war: schön und lieblich in deinen Augen." So ließen sich jene weichherzigen Reformatoren nach Art Verliebter besiegen von den Schmeichelreden einer Buhlerin." Die unheilvollste Gabe, welche die römische Kirche beim Scheiden der englischen Ehehälfte hinterlassen habe, sei das Prälatenthum mit seiner Habgier, seinem Hochmuth, seiner Prachtliebe, seinem Ehrgeize und seiner Herrschsucht, Leidenschaften, die nur in Pfründenhäufungen, Simonieverträgen und weltlichem Trachten Befriedigung

erlangen könnten. Die Bischöfe seien der Gegensatz von Salomo; denn wie dieser nicht Schätze und Reichthümer, sondern Weisheit von Gott erfleht habe, so kümmerten sie sich nur um diese zeitlichen Güter und sehr wenig um Weisheit; darum habe aber auch jener Wohlgefallen gefunden bei Gott, während sie zu leicht befunden und verworfen worden.

4. Ueber Regierungsgewalt in kirchlichen Dingen,

eine Abhandlung, worin gezeigt wird, daß es keiner Macht auf Erden zustehe, in Sachen der Religion Zwang zu üben.

In dieser an das Parlament von England gerichteten Schrift, deren Inhalt und Zweck aus dem Titel erhellt, spricht Milton der unbedingten Religionsfreiheit innerhalb der protestantischen Kirche das Wort. Diese noch im Jahre 1659 an den höchsten Nationalrath gerichtete Adresse ist ein merkwürdiges Document sowohl von der unwandelbaren Consequenz und Geistesstärke des Verfassers, als von dem unversöhnlichen Haß der puritanischen Anschauungsweise gegen die römisch-katholische Kirchenform. Denn während Milton mit Wärme und überzeugender Beredsamkeit das edle Gut der Glaubens- und Cultusfreiheit verficht, und für jede Ueberzeugung Raum und Duldung fordert, findet er es ganz in der Ordnung, daß man der päpstlichen Kirche jede Toleranz versage. Sie gilt ihm nicht als eine Religion, sondern als eine politische Faction, deren Glieder den Papst als ihr Oberhaupt ansehen, ohne Rücksicht auf die ihrer natürlichen und gesetzmäßigen Obrigkeit schuldige Treue und Unterthänigkeit. Eine Religion, die jede andere Anschauungsweise als ketzerisch verdamme, die, wo sie die Herrschaft habe, keine Toleranz übe, noch zulasse, die kraft des Grundsatzes, daß man Häretikern keine Treue schuldig sei, jedes sittliche und rechtliche Nebeneinanderleben unmöglich mache und alle Verträge breche, mit einer solchen Religionspartei ist nach Milton kein Bund zu flechten. Ihre Anhänger erscheinen ihm als Feinde der Menschheit und eben so unerträglich als Gottesleugner oder Atheisten.

Wie inconsequent übrigens und wie unvereinbar mit den Grund-

sätzen der Religionsfreiheit diese Ansicht auf den ersten Blick erscheinen mag, so natürlich und nothwendig erscheint sie, wenn man mit Milton die Frage a priori betrachtet. Die Partei der Independenten stellte die Lehre von der Parität und Gleichberechtigung aller christlichen Religionsmeinungen als obersten Grundsatz, als Axiom und Fundament alles christlichen Gemeindelebens auf; diese Parität wäre aber von vornherein verletzt worden, wenn die Independenten aus christlicher Liebe und Duldung einer Religionspartei die Rechte gewährt hätten, welche diese ihnen standhaft versagte. Nur wenn Milton der katholischen Kirche zumuthete, die Protestanten zu dulden, seinen Religionsgenossen aber nicht dieselbe Verpflichtung auferlegte, könnte man ihn einer engherzigen Intoleranz und eines beschränkten Sektengeistes bezichtigen; allein einer solchen Verkehrtheit der Begriffe wird man in seinen Schriften nirgends begegnen. Nur dem Katholicismus, der keine Parität mit andern Confessionen zuläßt, der alle Andersdenkende als Häretiker zurückstößt und nur dann einen Bund mit ihnen schließt, wenn sie als Reuige zurückkehren, nur dem Katholicismus, der kraft des Grundsatzes der Irrthumslosigkeit jede Verschiedenheit der Bekenntnisse verwirft, versagt Milton ganz folgerichtig jede Toleranz. Die Duldung des Katholicismus involvirte die Verwerfung seines Axioms — der Religionsfreiheit. Einem Katholicismus, der von dem Grundsatz der Exclusivität und Unfehlbarkeit abgegangen wäre, hätte Milton nimmermehr die Toleranz versagt.

Um den Independenten gerecht zu sein, muß man sich mit ihnen auf den philosophischen Standpunkt stellen und von dem Bestehenden möglichst absehen. Bei einem solchen Verfahren gibt es aber nur zwei ganz consequente Anschauungsweisen, den unwandelbaren Positivismus der katholischen Kirche und das unbedingte Freiwilligkeitsprincip der Independenten. Was zwischen diesen beiden Richtungen in der Mitte liegt, sei es mehr nach der katholischen Seite, wie die anglicanische Episcopalkirche, sei es mehr nach der Richtung der religiösen Selbstbestimmung des Einzelnen, wie die presbyterianische, leidet an Widerspruch und Halbheit. Dies hat Milton klar erkannt; deshalb bekämpft

er zuerst mit den Presbyterianern die Episcopalkirche, und als diese den Schlägen erlag, und nun die Presbyterianer ihrer eigenen Kirchenform die ausschließliche Geltung erzwingen wollten, richtete er seine Angriffe mit derselben Entschiedenheit auch gegen diese, um sie zu nöthigen, ihren beschränkten Horizont zu verlassen und sich in das offene Feld der Freiheit zu wagen. Er konnte nicht hoffen die Bekenner der römisch-katholischen Kirche für die Idee der Religionsfreiheit zu begeistern, noch die anglicanischen Bischöfe zum Aufgeben ihres dem hierarchischen Hochmuthe so sehr zusagenden Systems zu bewegen; deshalb bekämpfte er beide ohne Rücksicht und Schonung und wird, um der Toleranz willen, intolerant und verfolgungssüchtig; die Presbyterianer dagegen, die nach seiner Ansicht auf einem unhaltbaren Mittelweg wandelten, konnte er möglicherweise durch Vernunftgründe dahin bringen, seine Grundsätze zu adoptiren. Darum führt er ihnen nachdrücklich zu Gemüthe, daß sie durch ihr Verfahren gegen die Independenten die früher von den Bischöfen über sie selbst verhängten Zwangsmaßregeln rechtfertigten, daß sie den von der römisch-katholischen Kirche geübten Religionsdruck, gegen den sie doch stets so sehr geeifert hätten, nun ihrerseits ebenfalls ausübten; er hebt mit Recht hervor, daß ein Gewissenszwang, der von ihnen ausginge, um so verletzender sein müsse, als sie nicht wie ihre frühern Widersacher auf einer kirchlichen Autorität und Tradition fußten, sondern ihre Ansichten aus der heiligen Schrift geschöpft hätten, bei deren Erforschung und Erklärung sie ebenso von einer individuellen Auffassung, von einem Privaturtheil ausgegangen wären, wie die Independenten und andere Religionsgesellschaften, denen sie die Duldung versagten.

Aus der Adresse selbst läßt sich nicht erkennen, ob ein bestimmter Fall, ein neues beschränkendes Religionsgesetz Milton zur Abfassung der Schrift bewogen habe; die Beweisführung ist ganz allgemein gehalten und stützt sich lediglich auf die heilige Schrift, auf die Vernunft und auf die ewigen Rechte der Menschheit. Doch läßt sich aus der Zeit der Erscheinung (1659) vermuthen, daß die Presbyterianer die kurze Herrschaft, die sie durch die Wiedereinberufung des „langen Par-

laments“ in den Tagen der Verwirrung nach Cromwell's Tod wieder erlangten, zur festern Begründung und ausschließlichen Geltendmachung ihrer Synodalverfassung benutzt haben mögen.

Milton erkennt nur die heilige Schrift und die durch den göttlichen Geist im Menschen bewirkte Inspiration bei deren Erklärung als Urquelle der christlichen Religion an. Diese Inspiration ist ihm eine unmittelbare, durch keine Tradition und durch keine kirchliche Autorität getragene oder fortgepflanzte. Von dieser göttlichen Eingebung werde der wahre Christ bei Erforschung der Schrift geleitet; und er sei hinsichtlich der Resultate nur seinem Gewissen und Gott selbst Rechenschaft schuldig. Da nun Niemand als gewiß annehmen könne, daß diese Inspiration zu allen oder zu gewissen Zeiten in ihm wohne, und ebenso wenig, daß sie einem Andern nicht innewohne, so folge daraus, daß weder ein Einzelner, noch eine Corporation stets als unfehlbarer Richter in Religionsmeinungen auftreten, daß vielmehr jeder nur für sich selbst und sein eigenes Gewissen entscheiden könne.

„Mit Recht“, sagt er, „stimmen alle protestantischen Schriftsteller von gesundem Urtheil darin überein, daß weder Traditionen, noch Concilien, noch die kanonischen Gesetze irgend einer sichtbaren Kirche, viel weniger aber die Edicte irgend einer Obrigkeit oder eines weltlichen Collegiums die höchsten Richter oder Leiter in Sachen der Religion sein können, sondern einzig und allein die heilige Schrift nach dem eigenen Gewissen eines jeden Christen.“ Dieses Zurückgehen von den Satzungen der Kirche auf die heilige Schrift und deren freie Erforschung sei das wesentliche Kriterion des Protestantismus; wer hierin einen Zwang anwende, der verlasse den protestantischen Boden und bekenne sich zu den Grundsätzen der katholischen Kirche. Eine protestantische Obrigkeit, die die Religionsfreiheit beschränke, handle demnach im Widerspruch mit den Grundlehren ihrer Confession und mache sich viel verhaßter als eine katholische Behörde, welche die Satzung der Kirche als unbedingte Richtschnur des Glaubens hinstelle und jede Abweichung bestrafe.

„Wie soll man aber ohne ein höchstes allgemeines Kirchenregiment

den Blasphemien, Schismen und Häresien entgegentreten?“ Dieser Einwendung sucht Milton zuerst durch eine genaue Erklärung des eigentlichen und ursprünglichen Sinnes dieser griechischen Worte, die gerade wegen ihrer Unverständlichkeit dem Volke als Schreckbilder dienten, zu begegnen, um zu beweisen, daß bei völliger Religionsfreiheit die mit diesen Benennungen bezeichneten Vergehen und Sünden entweder nicht mehr bestehen oder falls sie sich in einer Aergerniß erregenden Weise zeigten, der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung anheimfielen. Denn Blasphemie bedeute im Allgemeinen Verleumdung, Schmähung, üble Nachrede, die jeder echte Christ schon darum vermeiden werde, weil sie in der heiligen Schrift verdammt sei, die aber, falls sie doch vorkäme, wie jede andere Ehrenkränkung vor das Forum des weltlichen Richters und Gesetzgebers gehöre; Häresie bedeute Wahl, und Schisma Trennung oder Spaltung; beide Wörter seien an und für sich ohne schlimme Nebenbedeutung, ja es könnten Fälle eintreten, wo beide zur Tugend würden: wenn man sich vom Bösen trenne und das Gute wähle, handle man edler, als wenn man bei dem schlimmen Allgemeinen verharre. „In den Zeiten der Apostel,“ folgert er, „ehe die heilige Schrift verfaßt war, verstand man unter Häresie eine der apostolischen Lehre entgegengesetzte Doctrin, was nach unserm Sinn nichts Anderes bedeuten kann als eine Doctrin, die dem in der heiligen Schrift enthaltenen Lichte feindselig ist. Da nun nach protestantischen Grundsätzen kein Mensch, keine Synode, keine Versammlung, auch wenn sie sich die Kirche nenne, in letzter Entscheidung den Sinn der Schrift für eines Andern Gewissen aufstellen darf, so folgt daraus, daß Derjenige, der solche Religionsmeinungen sich aneignet, wie sie nach seinem Gewissen mit der größten Klarheit oder Wahrscheinlichkeit in der heiligen Schrift enthalten sind, keineswegs für einen Häretiker gehalten werden dürfe, auch wenn seine Ansichten als irrthümlich erscheinen sollten.“ „Nicht Derjenige, der nach bestem Wissen und Gewissen der Schrift folgt, ist ein Häretiker, sondern Derjenige, welcher der Kirche folgt gegen seine auf die Schrift gegründete Ueberzeugung.“ „Da nun nach protestantischen Grundsätzen Jeder berechtigt ist, die

heilige Schrift in dem Sinne zu nehmen, wie sie nach gewissenhafter Forschung seiner individuellen Auffassung als richtig und wahr erscheint, so kann Niemand für einen Häretiker angesehen werden, als wer Traditionen und Meinungen festhält, die nicht in der heiligen Schrift begründet sind. Dies thut aber nur der Papist. Der Papist also, der alle Andern für Häretiker hält, ist selbst allein ein Häretiker; — und ein Götzendiener dazu."

Im Verlaufe der Beweisführung, daß Zwang in religiösen Dingen vom Uebel sei, zeigt sich Milton von neuem als einen tiefreligiösen Mann, dessen Ansichten und Grundsätze aus einer gläubigen, echtchristlichen Seele herfließen, die, wenn sie auch im praktischen Leben unhaltbar oder bedenklich erscheinen mögen, doch immerhin auf edlem Boden gewachsen sind. Er unterscheidet streng das innere Wesen der Religion von der äußern, kirchlichen Form, und während er in der letztern der unbedingtesten Freiheit das Wort redet, kommt es ihm nicht von ferne zu Sinn, den Glauben selbst anzutasten oder irgend einen Zweifel über die christlichen Grundlehren oder die Göttlichkeit der heiligen Schrift zu äußern. Seine Ansichten über das Evangelium sind rein und erhaben und zeugen von einer echtchristlichen Natur. „Glaube und Liebe" sieht er als die Fundamentalsätze evangelischer Religion an, jene bestimme die innere, geistige Verfassung des Menschen, diese die äußere, praktische. Sollen beide rein bleiben, so müssen sie in der Freiheit wurzeln. Der innere Glaube spotte jeden Zwangs, des Menschen Herz sei nur Gott offenbar, nicht den Menschen: jeder Religionszwang beschränke sich also auf das äußere Kirchenwesen, wo aber dieses nicht auf die Liebe gegründet sei, da sei es mangelhaft; erzwungene Uniformität erzeuge Heuchler und Maulchristen und sei der wahren Religion mehr schädlich als förderlich. Christi Reich sei nicht von dieser Welt und bedürfe zu seinem Schutze keiner zeitlichen Macht; seine siegreichste Waffe sei die innere Wahrheit und Göttlichkeit; durch diese habe sich die christliche Lehre erhalten und verbreitet unter der Wuth und Verfolgung heidnischer Kaiser. Das alte Gesetz sei auf steinernen Tafeln geschrieben gewesen und hätte, mit Willen oder mit Widerstreben, nach

dem Wortlaut befolgt werden müssen; aber das Evangelium, der neue Bund, sei in das Herz jedes Gläubigen geschrieben, um im Geiste der Liebe und innern Ueberzeugung erklärt zu werden. Das Evangelium habe uns doch nicht darum von den Banden des Gesetzes befreit und uns aus dem Zustande der Furcht in den der Kindschaft Gottes geführet, um uns in die Bande eines menschlichen Gesetzes zu schlagen und uns das Joch der Menschenfurcht aufzulegen? Christus habe nur ein einzig mal Gewalt geübt, nämlich da wo er die Wechsler und Tempelschänder aus dem heiligen Bezirk getrieben; und eine andere Strafe, als die der Ausschließung, Excommunication, stehe keiner Kirchenbehörde zu; ungesunde Glieder sollten nicht gewaltsam bei der Heerde zurückgehalten werden, was zum Verderben der übrigen gereichen und in ihnen selbst, statt der christlichen Reue, Buße und Besserung, nur Verstocktheit und Heuchelei erzeugen würde, sondern man solle sie ausschließen und ihrem eigenen Gewissen überlassen. Es sei eine Vermessenheit, die Freiheit, die Gott in seiner Allweisheit den Menschen verliehen, durch Zwangsgesetze zu zerstören. — Durch diese mit Beweisstellen aus der heiligen Schrift unterstützte Argumentation kommt Milton endlich am Schlusse zu dem Resultate: daß die äußere Religions- und Cultusform jeder einzelnen Kirchengemeinde zu überlassen sei, welche dieselbe mit allen ihr zu Gebote stehenden geistigen Mitteln zu heben und zu verbreiten suchen müsse, daß aber der weltlichen Obrigkeit nichts zustehe, als die Beschützung jeder kirchlichen Genossenschaft in den ihr zukommenden Rechten."

Neben dem in der obigen Adresse bekämpften Religionszwang sah Milton besonders in den großen Einkünften der Geistlichkeit das Verderben der Kirche; und da nun gerade zu derselben Zeit (1659) von dem presbyterianischen Parlament diese Frage verhandelt wurde, um die Stellung der Geistlichen nach der neuen Kirchenordnung durch Gesetze zu regeln, so richtete Milton eine zweite Adresse an dasselbe, mit dem Titel: „Betrachtungen über die leichtesten Mittel, Miethlinge (hirelings) aus der Kirche zu entfernen". In dieser eigenthümlichen, mit großem Aufwand von theologischer und historischer Gelehrsamkeit

bearbeiteten Schrift stellt Milton Ansichten und Vorschläge auf, die von den in der englischen Kirche von jeher herrschenden Grundsätzen weit abgehen. Nachdem er nämlich nachgewiesen, daß der Zehnten eine der ursprünglichen Kirche fremde Einrichtung sei, die zum großen Schaden der reinen Christuslehre wider alles Recht von weltlichen Herrschern der christlichen Kirche in spätern Jahrhunderten auferlegt worden, ohne daß das Volk oder die Gemeinden, um deren Gut es sich dabei gehandelt, ihre Zustimmung dazu gegeben hätten oder auch nur gefragt worden wären, stellt er mit Wärme und Beredsamkeit die Ansichten der Independenten über die Art der Unterhaltung der Religionslehrer auf, Ansichten, die damals ihrer Neuheit halber für chimärisch und unausführbar angesehen wurden, die aber heutzutage in den Vereinigten Staaten Nordamerikas in voller Geltung bestehen. Wie die Ketzerprediger des Mittelalters und insbesondere die Albigenser, auf deren Beispiel er sich wiederholt beruft, sieht auch Milton in dem Reichthum der Kirche die Quelle aller Verderbniß und alles Unheils. Die mit den geistlichen Stellen verbundenen hohen Einkünfte gelten ihm als die Ursache der Hoffahrt, der Habsucht, der Wollust, der Verweltlichung, der unevangelischen Gesinnung und unkirchlichen Lebensweise des Klerus. Um nun diese Laster von Grund aus zu entfernen, muthet er der Kirche in unpolitischer Großmuth zu, sich aller Güter und Schätze zu begeben und zur apostolischen Armuth zurückzukehren. Der Zehnten solle dem Volke, dem er widerrechtlicherweise abgezwungen worden, erlassen, das von Schenkungen, Vermächtnissen und frommen Gaben herrührende Kirchenvermögen zur Hebung der Schul- und Bildungsanstalten und zu Zwecken der Mildthätigkeit und Menschenliebe verwendet werden; und damit die Geistlichen in keine Abhängigkeit vom Staat zu stehen kämen, sollten sie keine Besoldung von der Regierung erhalten. Um die Kirche wieder möglichst ihrem apostolischen Urbilde nahe zu bringen, sollten die nach freier Wahl zu einer Kirchengemeinde zusammengetretenen Christen ihre Geistlichen selbst wählen und für deren Unterhalt sorgen. Und da diese Geistlichen weder hochgelehrte noch vornehme Männer zu sein brauchten, so wenig als die Apostel selbst

es gewesen, so würde ihre Erhaltung die Kräfte der Gemeinde nicht allzu sehr in Anspruch nehmen, auch könnten sie gleich den Aposteln, außer der Predigt und Religionslehre noch ein Geschäft treiben, was ihr Ansehen keineswegs herabsetzen würde. In den ärmern und kleinern Landgemeinden könnte die religiöse Belehrung auch von wandernden Predigern in Verbindung mit den Kirchenvorstehern des Orts ertheilt werden. — Daß der Plan ausführbar sei, ist, wie gesagt, jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, sofern nur, was in Milton's Zeit mit Sicherheit vorausgesetzt werden konnte, das Religionsbedürfniß der einzelnen Gemeindeglieder so warm und lebendig blieb, daß diese stets opferbereit waren. Auch über die Folgen einer solchen Einrichtung machte sich Milton keine Illusionen; er sieht ein, daß der geistliche Stand in seiner äußern Stellung und Bedeutung herabsinken und die theologische Wissenschaft Noth leiden würde; das erscheint ihm aber keineswegs als ein Uebel. Je höher der Klerus gestellt sei, desto mehr werde er dem Volke entfremdet und desto geringer sei der Nutzen und die Belehrung, die der Arme und Niedrige aus der Seelsorge ziehe; was aber die Cultur angehe, so werde die von der Geistlichkeit sehr wenig gefördert; die scholastische Gottesgelahrtheit könne füglich entbehrt werden, wenn dafür die übrigen Wissenschaften desto eifriger und sorgsamer gepflegt und durch Errichtung von guten Land- und Volksschulen auch in die untern Stände die Keime der Bildung und Gesittung gelegt würden. Durch die Einziehung des Kirchenvermögens erhalte die Regierung die nöthigen Mittel, den öffentlichen Unterricht zu heben und in den Städten wie auf dem Lande Schul- und Volksbibliotheken mit religiösen und gemeinnützigen Schriften zu errichten, die einen reichlichen Ersatz für den verminderten Religionsunterricht bieten würden. Dann würden die Leute durch eigene Forschung zu einer bessern Erkenntniß der göttlichen Wahrheit kommen, als durch das Anhören kalter und hohler Predigten, wie sie von den Geistlichen einer Staatskirche nicht durch innere Berufung, sondern um des Lohnes und Vortheils willen gehalten zu werden pflegten.

5. Schriften über Ehe und Erziehung.

a) Ueber die Gebote der Ehescheidung.

Der volle Titel dieser interessanten und merkwürdigen Abhandlung, in dem nach der Sitte der damaligen Zeit zugleich Zweck und Hauptinhalt angedeutet ist, lautet: „Die Doctrin und Disciplin der Ehescheidung, hergestellt zum Besten beider Geschlechter, von den Banden des kanonischen Gesetzes und anderer Irrthümer nach der wahren Meinung der heiligen Schrift des alten und neuen Bundes im Vergleich; worin auch die schlimmen Folgen nachgewiesen sind, wenn Das, was das Gesetz Gottes erlaubt und Christus nicht aufgehoben hat, als Sünde abgeschafft oder verdammt wird.“ Die Schrift ist gerichtet „an das Parlament sammt dem Kirchenrath (Assembly) von England“ und trägt folgende Bibelstellen als Motto: Matth. 13, 52: Ein jeglicher Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, ist gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt; Sprüchw. 18, 13: Wer antwortet, ehe er höret, dem ist es Narrheit und Schande.

Die „Zueignung an das Parlament sammt dem Kirchenrath“ ist, wie die ganze Schrift, ausgezeichnet durch Kraft und Schönheit der Diction, durch Klarheit der Darstellung und durch eine hinreißende Beredsamkeit, die hier und da einen poetischen Schwung annimmt. Sie beginnt mit der richtigen Bemerkung, „daß im kirchlichen und öffentlichen Leben Sitte und Gewohnheit die Lehrer seien, welche die meisten Anhänger und Schüler hätten. Möge sich auch die Tugend noch so beredt in der Theorie empfehlen, möge das Gewissen noch so überzeugend sprechen, dennoch wird meistens, sei es in Folge eines geheimen göttlichen Willens oder unserer angeborenen Blindheit, Sitte und Gewohnheit stillschweigend als der beste Lehrmeister angenommen“. Diese gewohnte Sitte bedürfe zu ihrer körperlichen Gestaltung eines andern Wesens, mit dem sie sich verbinde und dieses finde sie im „Irrthum“. Irrthum und Gewohnheit trügen und unterstützten sich gegenseitig und suchten aus allen Kräften die Ideen der Wahrheit, die ihren eigenen

verkehrten Begriffen und Vorstellungen verderblich schienen, zu unterdrücken. Wer also gegen Sitte und Gewohnheit zu Felde ziehe, der müsse sich auf starken Widerstand gefaßt machen; er müßte fest sein in seinem Entschlusse, rein im Gewissen und Lebenswandel und unbekümmert um verleumderische Nachrede und ungegründete Verdächtigung. Die Wahrheit selbst bleibe zwar unbefleckt von äußerer Besudelung, wie der Sonnenstrahl, aber es walte ein Unstern über ihrer Geburt, sodaß sie stets als ein Bastard in die Welt kommt und ihren Erzeuger mit Schmach bedeckt, bis die Zeit das neugeborne Kind reinigt und es für echt erklärt. Wenn er (Milton) es wage, sich der Nationalversammlung, die den erhabenen Beruf habe, das Land von den Banden der Knechtschaft und des Aberglaubens zu befreien, mit Vorschlägen zu nahen, die eine Veredelung des Ehestands zum Zweck haben, so sei es nicht seine Absicht, dem Leichtsinn, der Frivolität oder der Unsittlichkeit ein freieres Feld zu öffnen; vielmehr bezwecke er das häusliche Glück der Menschen fester zu begründen, die christliche Liebe (charity) als höchstes Princip aller Gesetzgebung hinzustellen und den Grundsatz zur Geltung zu bringen, daß ehrbare Freiheit der größte Feind unehrenhafter Ausschweifung sei. Er wolle den Ehebund, den Gott geknüpft, nicht lockern; aber er wolle versuchen die menschlichen Ehegesetze, die zusammenfügten, was Gott zu scheiden geboten, zu reformiren, um das Elend in der Welt zu mindern. „Wer sich verheirathet, hat so wenig die Absicht, sein Verderben zu bewirken, als wer einer Obrigkeit Treue schwöret; was aber von einem ganzen Volk in Beziehung auf eine schlimme Regierung gilt, das gilt auch von dem Einzelnen in Beziehung auf eine schlimme Ehe. Wenn also jenes kraft des ewigen Grundgesetzes der Menschenliebe, durch Auflehnung gegen irgend eine Autorität, Bund oder Gesetz nicht blos Leben, sondern auch die ehrwürdigen Freiheiten retten darf von unwürdigen Banden, so darf auch der Einzelne sich von einem Privatbund, bei dessen Abschluß er doch gewiß nicht sein Unglück bezweckt hatte, befreien und damit von unerträglichem Ungemache zu Friede und Freude gelangen. Denn keine Tyrannei lastet so schwer auf irgend einem Staatswesen,

als das häusliche Unglück auf einer Familie. Fahre hin jede Hoffnung auf eine wahrhafte Reformation im Staate, solange ein solches Uebel unbeachtet und unbemerkt im Hause liegt; auf der Abstellung desselben beruht nicht allein die Lebensfreude und der geordnete Zustand unserer erwachsenen Männer, sondern auch die liebevolle und achtsame Erziehung unserer Kinder. Darum laßt uns von neuem prüfen jenes große Grundgesetz der Menschheit, jenen heimischen und häuslichen Freibrief, den uns ein größerer Herr und Meister gegeben hat, als der sächsische König Eduard der Bekenner. — Zögert nicht, würdige Senatoren! die geweihte Ehre und Satzungen Moses eures Vorgängers von den schalen Commentaren der Scholastiker und Kanonisten zu befreien. Zögert nicht nach seinem Beispiele mit euern starken Händen einzugreifen in das übelgestaltete und kummervolle Menschenleben; wiederherzustellen dieses sein verlorenes Erbtheil in den häuslichen Verhältnissen; denn dadurch, das glaubet sicherlich, wird Friede und Liebe, die beste Grundlage einer christlichen Familie, wieder zurückkehren in die Heimath, aus der sie jetzt verbannt sind; Prostitutionsorte werden weniger aufgesucht, des Nachbars Ehebette weniger befleckt, das Joch einer weisen Sitteneinrichtung allgemein und willig ertragen werden; eine enthaltsame und gutgeregelte Lebensweise wird bald im ganzen Staate herrschend sein. — Was ihr sonst beschließen möget, wird kaum den dritten Theil des britischen Namens berühren, aber die wohlthätige und gute Wirkung dieses eures großmüthigen Beispiels wird die Ufer des Tweed und die normännischen Inseln weit überschreiten. Es würde nicht das erste oder zweite mal sein, seitdem unsere alten Druiden, unter denen dieses Inselland die Pflanzschule der Philosophie für Frankreich war, ihre heidnischen Gebräuche aufgegeben haben, daß England vom Himmel mit der ehrenvollen Mission betraut worden ist, die Welt zu reformiren. War es nicht der englische Constantin, der das römische Reich zur Taufe führte? Waren nicht Willibrod von Northumberland und Winfried von Devonshire mit ihren Gefährten die ersten Apostel Deutschlands? Haben nicht unsere Landsmänner Alcuin und Wicleff die Augen von Europa geöffnet, der eine in den Wissenschaften, der

andere in der Religion? Möge England nun ihrem Vorbilde folgend andere Nationen in der Kunst zu leben unterrichten."

Nach dieser Dedication kommt ein einleitendes Capitel, worin im Allgemeinen der Standpunkt des Verfassers und der Zweck der Schrift dargelegt ist. Es beginnt mit der Bemerkung, daß der Mensch selbst der Urheber seiner meisten Leiden sei und daß, wenn auch Gott alles äußere Uebel aus der Welt entfernte, der Mensch in seiner Verkehrtheit nie aufhören würde, aus seinem eigenen Herzen, wie aus einem Feuersteine, die Funken neuen Elends herauszuschlagen, bis es in vollen Flammen stände; und führt dann zum Beweise dieses Satzes die Mißbräuche an, die mit den edelsten Einrichtungen Gottes, der Religion nnd Ehe, getrieben würden. Gott habe deutlich den Weg gezeigt, wie er verehrt sein wolle, und doch habe sich einst ein berühmter Mann in Israel (Jephtha) in seinem Gewissen gedrungen gefühlt, seine einzige schuldlose Tochter zu opfern, und ganze Armeen tapferer Männer hätten sich am Sabbathtage von heidnischen Feinden hinschlachten lassen, weil sie den Widerstand für unerlaubt gehalten. Ebenso habe die Mißdeutung der Mosaischen Gesetzesstellen über Ehescheidung den Segen dieses heiligen Instituts häufig in ein Familienelend, in eine häusliche Gefangenschaft ohne Ausflucht und Erlösung umgeschaffen. „Denn obschon Gott bei der Einsetzung der Ehe ausdrücklich den Zweck derselben angab, nämlich daß das Weib eine Gefährtin sei des Mannes, die ihn tröste und erheitere gegen die Uebel des einsamen Lebens, und erst später die Fortpflanzung erwähnte als den untergeordneten, wenngleich nothwendigen Zweck: so sollen nun doch Mann und Weib, sobald sie einmal durch die Kirche verbunden sind und das Ehebett getheilt haben, trotz aller Charakterverschiedenheit, Fehler, Abneigung, Leidenschaftlichkeit und Unverträglichkeit, unzertrennlich beisammen bleiben, sofern nur die Möglichkeit der sinnlichen Befriedigung vorhanden ist, mag auch immerhin der Hauptzweck der Ehe, das glückliche Zusammenleben und die gegenseitige Theilnahme an Freud und Leid durch Widerwillen und Antipathie unerreicht bleiben. Dies rühre einzig und allein vom kanonischen Recht und seinen Verfechtern her, die sich an den

Wortlaut der Schrift anklammern, ohne bei deren Erklärung auf die Menschenliebe Rücksicht zu nehmen, und so durch Einwirkung des Teufels den göttlichen Zweck der Ehe vernichten. Während Jahrhunderte lang die Ehe als ein Werk des Fleisches in Mißachtung stand und fast für eine Befleckung galt, sodaß sie den Priestern gänzlich untersagt war und eine zweite Verheirathung als sündhaft angesehen ward, erklärte man sie später für ein Sacrament, das weder Ehebruch noch böswilliges Verlassen lösen könnte, und dies ist noch die Ansicht unserer kanonischen Gerichtshöfe in England bis auf diesen Tag." Diese Meinung werde aber nicht blos durch das Mosaische Gesetz nicht bestätigt, sondern sie widerstrebe auch dem noch tiefern Gebote, der Natur keine Gewalt anzuthun, und stehe mit Christi Lehre von der Menschenliebe in Widerspruch. Gerade diese Lehre der Liebe aber hätte das kanonische Recht in eine steinerne Härte und zu einer geistlichen Tyrannei umgeschaffen. Milton's Absicht ist also zu beweisen: „daß nach dem Mosaischen Gesetze außer dem Ehebruch auch noch andere Ehescheidungsgründe zulässig sind, die bei einer christlichen Obrigkeit Geltung erlangen dürfen, ohne daß dadurch den Worten Christi zuwider gehandelt werde". Diese Ansicht verspricht er mit Hülfe von Hugo Grotius, Fagius und andern Exegeten unwiderleglich zu begründen und dadurch der Menschheit eine größere Wohlthat zu erweisen, als die Erfinder des Weins und Oels; doch wiederholt er, daß er der Ausschweifung, der Frivolität, dem Treubruch nichts von der verdienten Schmach entziehen, sondern nur für Solche, die sich unvorsichtig in das Joch einer unglücksvollen und rettungslosen Ehe begeben haben, einige Nachsicht erwirken wolle. Christus selbst sage ja: „sein Joch sei sanft und seine Last sei leicht"; wäre aber das Band der Ehe ein unlösbares außer im Falle des Ehebruchs, so wären alle Lasten und Dienstbarkeiten des Gesetzes nicht so schwer als diese einzige. Im ersten Capitel stellt dann Milton folgenden Satz auf: „daß eine widerspenstige, unverträgliche Geistes- und Gemüthsverfassung, sofern sie auf einer Grundverschiedenheit der beiderseitigen Naturen, die nicht geändert werden können, beruht und den Hauptzweck der ehelichen Verbindung, Trost und Friede, hindert und

stets hindern wird, ein wichtigerer Grund der Ehescheidung ist, als natürliche Impotenz". Den Beweis dafür findet er erstens in der Stelle Deut. 24, 1: „Wenn Jemand ein Weib nimmt und ehelichet sie und sie findet nicht Gnade vor seinen Augen, um etwa einer Unlust willen, so soll er einen Scheidebrief schreiben und ihr in die Hand geben und sie aus seinem Hause lassen." Diese „Unlust" erklärt Milton nach dem hebräischen Texte für eine solche Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit, die das glückliche Zusammenleben, die Grundursache der Ehe, hindere. Daß aber dies der Hauptzweck der Ehe sei, findet er zweitens in den Worten Gen. 2, 18: „Und Gott der Herr sprach: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei."

Dies seien doch deutliche Beweise, daß Gott das gesellige Zusammenleben und den Austausch der Gefühle und Gedanken, nicht aber die sinnliche Lust als Grundbedingung der Ehe aufgestellt habe; wer aber an ein Weib gefesselt sei, bei welcher dieser geistige und gemüthliche Verkehr durch widerstrebende Naturbeschaffenheiten nicht eintreten könne, dessen Lage sei ein schlimmeres Alleinsein, als wer ein lediges Leben führt: „denn im ehelosen Stande kann er den Mangel einer Gehülfin durch Tröstungen und Hoffnungen, die er aus seinem eigenen Herzen schöpft, ersetzen; während hier der stete Anblick seines ohne alle Heilung gestörten Glücks ihm täglich neue Schmerzen bereitet, zumal wenn er zur Schwermuth geneigt ist, und Gefühle in ihm erzeugt, wie sie die verworfenen Geister haben".

Daraus gehe also hervor, wie niedrig das kanonische Gesetz die heilige Ordnung der Ehe und die Würde des Menschen anschlage, indem es nur die körperliche Beschaffenheit und den fleischlichen und sinnlichen Zweck berücksichtige, die Eigenschaften des Geistes und Gemüths aber gar nicht beachte; und doch verdiene der kummervolle und trübe Geist, der zur ehelichen Gemeinsamkeit verdammt sei, nicht minder der Erlösung, als die Ungeduld einer sinnlichen Lust und Begierde der Befriedigung. In der englischen Liturgie lese man: „Niemand darf unbedachtsam, leichtsinnig und lüstern, nur um die fleischlichen Lüste

und Begierden, gleich den unvernünftigen Thieren, zu befriedigen, sich in den ehelichen Stand begeben", allein das kanonische Gesetz laute, als ob es an nichts Anderes denke als an die Befriedigung dieses sinnlichen Verlangens. Freilich könne man einwenden, man solle zuvor genau prüfen; aber wie leicht sei ein junger, unerfahrener Mann zu täuschen; wie wenig gestatte die Sitte eine nähere Bekanntschaft vor dem Verlöbniß; wie häufig nehme er die stumme Zurückhaltung einer Jungfrau für schüchterne Scham, statt, was sie in der That sei, für ungeselliges und mürrisches Wesen; wie häufig werde er durch das Zureden von Freunden und Kupplern bestimmt! und gerade der sittsame und keusche Mann, der sich am meisten sehne Hymen's Fackel anzuzünden, der die scheinbare Bescheidenheit ehre und unter diesem Schleier häusliche und gesellige Tugend vermuthe, werde am leichtesten und öftersten betrogen, während der Leichtfertige und Ausschweifende, der durch freies Leben mehr Welt- und Menschenkenntniß erlangt habe, gewöhnlich glücklicher fahre. Solle nun darum der unvorsichtige, wenngleich bessere Mann um dieses einen Mißgriffs willen sein ganzes Leben lang elend sein? — Eine solche Ansicht präge Gott und seinem heiligen Gesetze die unwürdige Vorstellung auf, als ob er den Lasterhaften mehr beglücke als den Guten. Wenn Paulus sage: „es sei besser, der Mensch freie, als daß er Brunst leide", so versteht er unter „Brunst leiden" doch gewiß nicht die thierische, geile Lust, denn um deren Befriedigung trage Gott keine Sorge, sondern er verstehe darunter jenes reine Verlangen nach einem gleichgesinnten Wesen, jenes Verlangen, das Adam im Paradies empfunden habe, noch ehe er sich der Sünde der Unenthaltsamkeit bewußt gewesen; er verstehe darunter jenes Sehnen des Herzens, das man gewöhnlich Liebe nenne, und das im Ehestand seine Befriedigung finden solle. Und wenn dieses Verlangen nach einer gleichfühlenden Gefährtin schon in dem sündlosen Adam vorhanden gewesen sei, wie viel mehr bedürfe der gefallene Mensch einer solchen Gehülfin gegen die Kümmernisse und Wechselfälle des Lebens? Dieses reine, angeborene Verlangen nach ehelicher Genossenschaft sympathisirender Seelen sei „stärker als Tod", sei eine Flamme, „die keine Ge-

wässer auslöschen, keine Fluthen ertränken könnten". Und wenn nun diese unerklärliche Sehnsucht, die in der Ehe gestillt werden soll, durch eine unglückliche Wahl unbefriedigt bleibt, solle darum der Elende der göttlichen Wohlthat untheilhaftig sein? Einem solchen die Ehescheidung verbieten, heißt ihm das Heirathen verbieten; denn die echte Ehe besteht weniger in der körperlichen Verbindung, als in dem gemeinsamen Genießen Dessen, was die verlangende Seele sucht. Darum nenne Sokrates bei Plato die Liebe den Sprößling der Dürftigkeit, erzeugt vom Reichthum in Jupiter's Garten, was mit der Mosaischen Dichtung übereinstimme, wornach die Liebe der Sprößling der Einsamkeit sei, erzeugt im Paradiese durch den von Gott dem Menschen eingehauchten Trieb nach einer Gefährtin und Gehülfin; dies sei die von Paulus erwähnte Flamme, die in der Ehe gestillt werde, die aber fortbrenne und sich in Haß verwandle, wenn die Ehe dieses Ziels verfehle. Und wenn ein Solcher nach Scheidung strebt, geschieht es aus Achtung vor dem heiligen Institute der Ehe, das er nicht entweihen oder beflecken mag. Denn sieht er sich seines Lebensglücks auf ewig beraubt, sieht er sich unlösbar an ein Wesen gefesselt, das ihm keine Gehülfin und Gefährtin in dem angedeuteten Sinne sein kann, so wendet er endlich verzweiflungsvoll seine Sehnsucht einem andern Gegenstande zu, und mag er auch noch so fromm und tugendhaft sein, die menschliche Bedürftigkeit und der angeborne Trieb wird zuletzt mächtiger wirken als das äußere Gesetz.

Im sechsten Capitel vergleicht Milton den Ehebund mit der Liebe und Gegenliebe (Eros und Anteros) in der griechischen Paramythie. Eros, von Liebe getrieben zu seinem Zwillingsbruder Anteros, wandert auf Erden herum, um diesen zu suchen; da er aber in den dunkeln Regionen, die nicht seine eigentliche Sphäre sind, nicht klar sieht und überdies, wenn auch nicht gerade blind, doch einäugig ist, so täuscht er sich bisweilen und nimmt die falschen und trügerischen Begierden, die in der Gestalt des Bruders umherziehen, für den echten Gegenstand seiner Sehnsucht, bis er, dem Schatten der Erde enthoben, den Betrug entdeckt. Nun verlieren seine Pfeile ihre goldenen Spitzen und seine

feurige Kraft und göttliche Tugend verschwindet, bis er endlich mit dem echten Bruder vereinigt wird. So wenig nun Eros ohne den Anteros leben könne, so wenig könne die Ehe bestehen ohne gegenseitige Liebe. Salomo's Rath laute: „Brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb hast, so lange du das eitle Leben hast, denn das ist dein Theil im Leben"; wie elend würden wir aber um dieses „Theil" betrogen durch das Festhalten an einem Bunde ohne Liebe, den Gott und die Natur verwerfen. Also um der Liebe willen, von der allein die Erfüllung aller Gebote ausgehe, müsse man bei Zeiten ein so unheilvolles Bündniß lösen.[10])

Wie vor Alters die Priester ihre Opfer nicht betrübten und kummervollen Herzens darbringen durften, so soll auch der Christ, der einem heiligern Priesterorden angehört und Gott sich selbst zum Opfer darbringt, seine Gebote nicht entweihen durch Trauer und Schwermuth. Wie kann aber der Mensch seinem Gott in Heiterkeit des Herzens dienen, wenn er mit unlösbaren Banden an eine Ehe ohne Friede und Liebe geknüpft ist? Ist es dann nicht besser, eine solche Ehe zu trennen, als den unglücklichen Gatten festzuhalten und ihn dadurch zu zwingen „den Altar des Herrn mit fortwährenden Thränen zu bedecken, sodaß Gott das Opfer nicht mehr ansieht?" Die in einer solchen Ehe ohne echte Liebe, Zufriedenheit und Freude erzeugten Kinder, die ihre Geburt nur einer thierischen Nothwendigkeit zu verdanken hätten, seien wahre „Kinder des Zorns" und nicht viel besser als Bastarde. Gott gebiete die Scheidung von einem götzendienerischen Weibe, damit der Mann nicht verführt werde; aber eine Frau, die dem Gatten keine Gehülfin und Gefährtin sein könne in dem echten Sinne, treibe ihn zum Murren, zur Verzweiflung, zum Atheismus!

Daß die Scheidung von einem Ungläubigen oder götzendienerischen Häretiker, wenn keine Hoffnung zu dessen Bekehrung mehr vorhanden ist, im alten und neuen Testament geboten sei, wird nun im achten Capitel nachgewiesen. Den Juden sei die eheliche Verbindung aus zwei Ursachen untersagt gewesen, einmal, weil sie für unrein gegolten und dann, um Verführung zu vermeiden. Der erstere Grund sei im Christen-

thum aufgehoben, wo alle Menschen ohne Unterschied zu dem Bunde der Gnade berufen wären; der zweite Grund aber bleibe auch für die Christen in voller Geltung, wie aus 2. Kor. 6, 14: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen", und aus vielen andern Bibelstellen hervorgehe. „Denn welche Art Ehe kann da bestehen, welche gemeinsame Pflicht, die vom Herzen kommt, kann da vollbracht werden, wenn die Gedanken so weit auseinanderfliegen wie Himmel und Hölle, insonderheit wenn die Zeit, wo die Hoffnung ihre erwarteten Blüthen hätte hervorbringen sollen, fruchtlos verstrichen ist?" Das im Evangelium gebotene Hassen und Meiden des Ungläubigen vertrage sich nicht mit der ehelichen Liebe und Eintracht. In der Stelle des ersten Korintherbriefes, die dieser Ansicht zu widersprechen scheine[11]), gebe Paulus den Christen den Rath, und zwar als seine persönliche Meinung, solange in einer christlich-heidnischen Mischehe zu verharren, als Hoffnung vorhanden sei, der ungläubige Theil, dessen Bleiben ein geheimes Verlangen nach religiöser Belehrung anzudeuten scheine, könnte für das Christenthum gewonnen werden; wenn aber diese Zeit der Hoffnung erfolglos verstrichen sei, dann möge sich der Gläubige trennen; denn das gegenwärtige Leiden eines wahren Christen müsse dann mehr berücksichtigt werden als die mögliche Bekehrung eines verhärteten Häretikers.

In den folgenden Capiteln des ersten Buchs werden noch neue Gründe aus der Schrift, aus dem Naturrecht und aus der Vernunft angeführt, um zu beweisen, daß eine Ehe zwischen Personen, die durchaus nicht zu einander passen, getrennt werden dürfe, und daß dabei mehr auf die innere Unverträglichkeit der Seelen als auf körperliche Gebrechen Rücksicht genommen werden müsse. Die Ehe sei ein dreifacher Bund, ein göttlicher, ein bürgerlicher und ein fleischlicher. Nach der Verschiedenheit der Menschen walte das Eine oder das Andere vor; ohne Zweifel sei aber der göttliche Bund der reinste und edelste und folglich eine Entweihung und Brechung desselben ein viel wichtigerer Scheidungsgrund als eine Befleckung des Ehebettes. Aus widerstreitenden Elementen könne kein harmonisches Ganze geschaffen werden; sage

doch die Schrift selbst: „Du sollst deinen Weinberg nicht mit mancherlei besäen, daß du nicht zur Fülle heiligest solchen Samen, den du gesäet hast"; und: „Du sollst nicht ackern zugleich mit einem Ochsen und Esel." Durch Scheiden und Verbinden des Ungleichartigen und Gleichartigen sei die Welt aus dem Chaos geschaffen worden, und nur durch Trennung widerstrebender Ehegatten könne sie wieder aus dem Argen und der Verwirrung, in der sie jetzt schwebe, in einen verjüngten Zustand gebracht werden. Die Trennung von Ehegatten, die wegen verschiedener Naturbeschaffenheit einander abgeneigt sind, sei schon durch die Pflicht der Selbsterhaltung geboten; denn so gut eine Ehe getrennt werden dürfe, wenn der eine Theil dem andern nach dem Leben trachte, so gut müsse auch eine Scheidung gestattet sein, wenn das eheliche Leben selbst durch Unverträglichkeit oder Haß getödtet werde, um so mehr, als aus solchen gestörten Verhältnissen nicht selten der wirkliche Tod des Einen oder Andern hervorgehe. Auch die Heilighaltung des Sabbaths und die Erfüllung der Gelübde seien göttliche Gebote, und doch gestatte die Bibel in gewissen Fällen, wo höhere Pflichten vorwalteten, ein Abweichen davon. Sollte denn blos der Bund der Ehe, auch wenn Leib und Seele dadurch gefährdet würden, unauflöslich sein? Das hieße mit der Ehe Abgötterei treiben und ihren Cultus über den Gottesdienst setzen. Gerade weil sie eine göttliche Anordnung sei, müsse man sie in ihrer idealen Reinheit zu erhalten suchen und vor jedem Mißbrauch bewahren; Gott habe aber nicht bei der Einsetzung auch zugleich bestimmt, welche Personen miteinander in den Stand der heiligen Ehe treten sollten, und jeden Irrthum, jeden Zwang, jedes unlautere Motiv bei der Wahl entfernt; sonst müßte man ihm die Absicht beilegen, daß er das Unglück vieler Menschen zum voraus bestimmt habe, was doch gegen die klaren Worte der Bibel gehe, wonach die Ehe zur Beglückung der Menschen eingesetzt worden. Wie die Beschränkung der religiösen Freiheit durch eine allzu strenge Kirchendisciplin die Entstehung fanatischer und schwärmerischer Sekten herbeiführe, so müsse auch ein zu strenges Ehegesetz nothwendig der Sittlichkeit und Tugend Gefahr bringen; denn wenn für Ehebruch und Hurerei bei den geistlichen Ge-

richtshöfen, wie so oft geschehe, ein freisprechendes Urtheil gefällt oder doch nur eine geringe Strafe verhängt werde, eine unglückliche Ehe aber nicht geschieden werden dürfe, so würden sich die Leichtsinnigen lieber eines sündhaften Lebens schuldig machen, als sich der Gefahr aussetzen, das Glück ihres irdischen Daseins auf immer zu zerstören.

Im zweiten Buch sucht Milton zuerst den bestimmten Ausspruch Jesu: „Wer sich von seinem Weibe scheidet, es sei denn um der Hurerei willen, und freiet eine Andere, der bricht die Ehe; und wer die Abgeschiedene freiet, der bricht auch die Ehe“, in milderm Sinne zu erklären, damit er nicht mit den Worten des alten Testaments in directem Widerspruch stehe. Das alte Gesetz sage deutlich, daß die Scheidung in gewissen Fällen nicht nur von Gott gestattet, sondern sogar geboten sei; würde nun der obige Ausspruch in seinem Wortsinne genommen, so würde in diesem Falle das alte Gesetz durch das neue aufgehoben werden, was Jesu ausdrücklicher Versicherung entgegen sei, die da sage: „Es ist leichter, daß Himmel und Erde vergehen, denn daß ein Titel vom Gesetz falle“; wolle man also nicht einen solchen Widerspruch annehmen, so müsse man auf die besondern Umstände Rücksicht nehmen, unter welchen Christus diese Worte gesprochen, und sie mit andern ähnlichen Aussprüchen vergleichen. Man werde dann immer finden, daß, wie ein Arzt einen Exceß durch den Gegensatz zu heben und das gestörte Gleichgewicht herzustellen suche, so auch Christus die übermäßige Indulgenz der Pharisäer durch Hervorhebung des directen Gegentheils aufs rechte Maß zu stellen bemüht sei. Man müsse daher bei solchen Aussprüchen immer den Geist der Christuslehre vor Augen haben; nach diesem aber sei nicht blos Ehebruch, sondern auch „Mangel an Liebe“ ein Scheidungsgrund; denn der wahre Kern und Grundstein der christlichen Religion sei die Menschenliebe; ein Gebot, das mit diesem ersten Fundamentalgesetz in Widerspruch stehe, könne er nicht für ein christliches erkennen. Wenn Jesus einen unkeuschen Blick schon für Ehebruch erkläre und dann die wirkliche Ehebrecherin mit Milde behandle, wenn er einem reichen Jüngling rathe, er solle all sein Hab und Gut den Armen geben, und dann sage, daß eher eine Kameel

durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher in das Himmelreich komme, so gehe deutlich hervor, daß er bei seinen Lehren und Aussprüchen stets auf die innere Gesinnung Derer sah, die durch ihre Fragen solche Aussprüche hervorgerufen, und daß folglich alle seine Worte erst den rechten Sinn durch genaue Berücksichtigung der Umstände, unter denen, und der Umgebung, zu der sie gesprochen worden, erhielten. In der vorliegenden Stelle habe er also nur den Mißbrauch der im alten Testament gestatteten Ehescheidungen rügen, nicht das Gesetz selbst aufheben wollen. Dies erhelle auch aus der andern Stelle: „Moses hat euch erlaubt zu scheiden von euren Weibern von eures Herzens Härtigkeit wegen; von Anbeginn aber ist es nicht also gewesen.“ Denn wolle man diese Stelle wörtlich deuten, so würde man die Gebote, die Gott durch Moses den Menschen mitgetheilt, herabwürdigen und sie mit dem Makel belegen, als ob sie aus sträflicher Nachsicht eine sündhafte Handlung gestattet hätten; eine solche Ansicht widerstrebe nicht nur der ganzen Haltung des gottbegeisterten Gesetzgebers und seines Werkes, sondern auch der Ehrfurcht, die Christus und die Apostel bei jeder Gelegenheit für das alte Gesetz beurkundeten; eine solche Ansicht würde der Willkür eines jeden Tyrannen und dem geistlichen und weltlichen Despotismus Thür und Thor öffnen. Ein Gesetz, das eine Sünde zuließe oder gar geböte, müßte auf die Moralität des Volks die schlimmsten Folgen haben; es würde die Achtung vor allem Gesetz und den sittlichen Boden aller Gesetzgebung untergraben; es würde die Ehrfurcht vor Gott, dem obersten Gesetzgeber, erschüttern und seinen heiligen Namen entweihen; es würde dem neuen Bunde des Evangeliums, der auf dem alten Gesetze aufgerichtet sei, die Grundlage entziehen. Moses, der seine gesetzgeberische Thätigkeit über Alle, auch die unwichtigsten Verrichtungen des öffentlichen und häuslichen Lebens, des bürgerlichen und religiösen Handelns ausdehnte, sollte im Namen Jehova's ein Gesetz gegeben haben, wodurch der Ehebruch gestattet, Weiber und Töchter entehrt würden? Dann wäre es besser gewesen, der Mensch hätte nie Gesetz oder Ehe kennen gelernt. Eine solche Annahme würde voraussetzen, daß Gott in seinem Zorne sein ganzes heiliges Volk absichtlich auf den

Weg der Sünde habe führen wollen, damit es auf ewig verdammt würde; ein Glaubenssatz, der nicht blos den freien Willen im Menschen aufheben, sondern noch die Prädestinationslehre in ihrer strengsten Fassung weit an Härte überbieten würde. Fern sei eine solche unwürdige Idee von dem Gott der Liebe und Gnade, die den Vorwurf der Herzenshärtigkeit von dem Menschen auf den Schöpfer selbst übertragen und das reinste und heiligste Wesen zum Urheber der Sünde machen würde! — Der Ausweg, den Einige zur Lösung des Dilemmas dadurch zu finden glaubten, daß sie nicht ein Gesetz, sondern nur eine Dispensation Gottes zur Ehescheidung statuirten, ändere nicht viel an der Sache, denn Gott könne auch nicht einmal eine Sünde zulassen, sowohl um seiner selbst willen, weil er ein heiliger Gott sei, als um des Menschen willen, weil dadurch dessen Seelenheil, das doch Gott wünschen müsse, Schaden nähme. Wie könnten dann die Menschen der Vorschrift nachkommen, „vollkommen zu sein, wie der Vater im Himmel vollkommen ist", wenn die Befolgung des Gesetzes selbst zur Sünde führt? Eine Dispensation könne überhaupt nur bei einem unwesentlichen Ceremoniengesetz, das einige unvorhergesehene Inconvenienzen nach sich ziehe, eine temporäre Ausnahme gestatten, nimmermehr aber für immer von einem Fundamentalgesetz entbinden, das den größten Einfluß auf die Sittlichkeit eines Volks habe; eine solche Dispensation wäre ein tödtliches Skorpionengift, wie es der Feind der Menschheit dem unglücklichen Sünder zu seinem ewigen Verderben nicht schlimmer hätte einflößen können, eine Dispensation, wie sie die Schlange im Paradies der Eva ertheilt habe. Nach dieser Annahme wäre das Mosaische Gesetz milder und gnädiger gewesen als das Evangelium; und doch ist die Christuslehre eine Botschaft der Gnade, die der zur Erlösung berufenen Menschheit ein leichteres Joch aufzuerlegen verspricht als das alte Gesetz. Sollte der Gott des Zorns, wie er im alten Testament erscheint, größere Nachsicht geübt haben mit dem sündhaften Menschengeschlecht, als der Gott der Liebe, der Versöhnung, der Gnade, wie er sich in Christo geoffenbaret? Der Widerspruch sei übrigens nur ein scheinbarer und lasse sich leicht heben. Christus habe

die heuchlerischen Pharisäer, die dem alten Gesetze durch künstliche und gezwungene Deutungen Gewalt angethan, strafen und zurechtweisen wollen. Offenbar pflegten sie von der Mosaischen Licenz einen allzu freien Gebrauch zu machen und Scheidungen wegen geringfügiger Ursachen vorzunehmen, zum Nachtheil der öffentlichen Sitte und der Ehrfurcht vor dem göttlichen Gebote. Gegen diesen Mißbrauch des Mosaischen Gesetzes, nicht gegen das Gesetz selbst eifere nun Christus in der besagten Stelle; nicht der wirkliche Moses, sondern der durch die Pharisäer entstellte Moses habe die Scheidung „von der Herzen Härtigkeit wegen" in einer Ausdehnung zugelassen, wie sie nimmermehr mit Gottes Anordnung bestehen könne. Darum führt er ihnen auch sogleich die ursprüngliche Einsetzung der Ehe im Zustande paradiesischer Vollkommenheit zu Gemüthe, und setzt hinzu: „Was Gott zusammengefügt hat," d. h. wenn der ursprünglichen Absicht nach Weib und Mann Eins sind, nicht blos dem Fleische, sondern mehr noch dem Geiste nach, „das soll der Mensch nicht trennen." Christus will also den Pharisäern zu verstehen geben, daß sie sich weniger an das zweite Gesetz Moses', die Ehescheidung betreffend, halten sollten, als an das erste, die Einsetzung der Ehe, und daß sie ihr Bestreben mehr darauf richten möchten, Ehen nach der ursprünglichen Idee zu gründen, als durch Erleichterung der Scheidungen dem Leichtsinn, der Unsittlichkeit und der Gesetzesschlaffheit Vorschub zu thun. In der paradiesischen Einsetzung ist das Ideal der Ehe aufgestellt; da aber die gefallene Menschheit dieses nicht immer erreicht, so mußten spätere Gesetze die Fälle bestimmen, wo eine übel gepaarte Ehe wieder getrennt werden könne, damit die Verirrung nicht zu groß werde. Daß aber diese Ausnahmen nicht zur Regel würden, ist es nöthig, den ursprünglichen Zweck und den idealen Zustand stets vor Augen und im Gewissen zu haben.

In den folgenden Capiteln begegnet Milton den verschiedenen Versuchen der Erklärer, den scheinbaren Widerspruch durch Hypothesen über das Mosaische Gesetz zu heben. Bei diesen Widerlegungen beurkundet Milton aufs neue seinen sittlichen Ernst, der der Sünde keinen Raum gestatten will. Er beharrt bei seinem Satze, daß das Mosaische Ehe-

scheidungsgebot ein wirkliches von Gott verordnetes und der menschlichen Natur entsprechendes Gesetz sei, bestimmt zur geistigen und leiblichen Wohlfahrt der Menschen, und bekämpft namentlich die von Beza u. A. aufgestellte Behauptung, es sei blos ein politisches Gesetz, eine Polizeiverordnung zur Vermeidung größerer Uebel. Diese Ansicht, die ein Mosaisches Gesetz in eine Linie stelle mit der polizeilichen Errichtung von Prostitutionshäusern, bekämpft Milton mit sittlicher Entrüstung. Im Gegensatz gegen die Casuistik der Jesuiten, die für die Gebrechlichkeit und Schwachheit der menschlichen Natur so viel Nachsicht hatten und so viele Mittel und Wege erfanden, die Sünde mit dem Mantel der Liebe zu bedecken und die Laster mit den Waffen der Sophistik zu beschönigen, erklärt Milton jedes Gesetz für frevelhaft, das die Tendenz hat, die Sünde zu regeln und dadurch indirect zu toleriren und gutzuheißen. Was hat die Gerechtigkeit, von der alle Gesetze ausgehen, mit der Sünde und dem Laster gemein? fragt er. Es ist eine Herabwürdigung dieser Königin der Tugenden, wenn man ihr zumuthet, von ihrem erhabenen Sitze herabzusteigen und anstatt das Böse niederzuwerfen, sich in Verträge und Transactionen mit demselben einzulassen. Das heilige Gesetz des Volkes Israel sei nicht gegeben worden, um eine Sünde durch eine andere aufzuheben und mit dem Verbrechen zu capituliren, sondern wie Popilius Länas bei Antiochus gehandelt habe, Tugend und Laster durch eine scharfe Linie zu trennen.

Nachdem er so das Mosaische Gesetz in seiner Kraft und Würde hergestellt, sucht er aus der neutestamentlichen Stelle selbst Gründe für seine Auffassung zu entnehmen. Aus den Worten: „Sie sollen nur Ein Fleisch sein", wodurch zunächst nur die eheliche Annäherung legitimirt und gegen den Schein der Befleckung geschützt werden solle, folgert er, daß dieser körperlichen Verbindung eine Verbindung der Seelen vorangehen müsse; denn es könne doch nicht die Meinung Gottes gewesen sein, zwei seelenlose Leiber in unnatürlichem Bunde mit einander zu vereinigen, oder vielmehr eine lebendige Seele an einen Leichnam zu ketten, wie der Tyrann Mezentius gethan; sondern die Schriftstelle besage, wenn zwei Wesen, deren geistige Naturen zu einander passen,

sodaß das Weib die wahre Gehülfin und Gefährtin des Mannes sein könne, sich verbinden, so solle der geistig und körperlich geschlossene Ehebund unauflöslich sein. Dies gehe auch aus der klaren Auffassung der Worte hervor: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht lösen"; denn Gott habe nur Solche verbunden, die in Geist und Gemüth miteinander übereinstimmten; eine Ehe also, die nicht von vorn herein auf dieser geistigen Uebereinstimmung beruhe, sei gar nicht als eine von Gott geschlossene Verbindung anzusehen; sie sei aus menschlicher Selbsttäuschung hervorgegangen und durch menschliche dem Irrthum unterworfene Gesetze geschlossen worden und ihre Trennung sei daher nicht nur zulässig, sondern sogar geboten. Mit dieser Ansicht stehe Christi Rede, wornach nur „Hurerei" ein Scheidungsgrund sei, keineswegs im Widerspruch; Jesus setze das Mosaische Gesetz, das die Scheidung zweier körperlich oder geistig unverträglicher Ehehälften gestatte, stillschweigend als zu Rechte bestehend voraus und verbiete nur die Scheidung rechtsgültig geschlossener Ehen wegen zufälliger und unwesentlicher Störungen oder verzeihlicher Beleidigungen, Ehebruch allein ausgenommen. Seine Worte beziehen sich demnach nur auf die negative Seite des Mosaischen Gesetzes und auf solche Ehen, wo die Scheidung nicht von vornherein aus höhern Rücksichten geboten ist. Er spricht also nicht von der natürlichen Unvereinbarkeit und Antipathie der Naturen, die ein viel positiveres Motiv der Scheidung sind, als selbst Ehebruch. Sie stören und hindern nicht blos die Ehe, sie vernichten sie. „Moses also gestattet die Scheidung, aber nur aus Gründen, welche die Verbindung unmöglich machen. Christus untersagt die Scheidung, aber nur wegen Ursachen, die eine Ausgleichung zulassen und geringer sind als Ehebruch. So ist jeder Widerspruch gehoben." Christus habe also durch das Collectivwort „Hurerei" nur angeben wollen, daß auch noch außer der natürlichen Antipathie Scheidungsgründe möglich wären, keineswegs aber ein neues Gesetz aufstellen wollen. Der Kanonist also, der dieses fleischliche Vergehen für das einzige und höchste Hinderniß der Ehe halte, der habe von der Ehe selbst einen sehr unedeln und niedrigen Begriff und kenne ebenso wenig das Glück, das

aus der Liebe und einer darauf gegründeten Verbindung hervorgehe, als den unendlichen Jammer, den eine unglückliche, häßerfüllte Ehe mit sich führe. Wer sich an den Wortsinn in dem Evangelium anklammere, der müsse auch die spätere Stelle V. 12: „Etliche sind verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen", wie Origenes verstehen und sich selbst entmannen. Ueberdies komme das Wort „Hurerei" in der Bibel in einem sehr weiten und mannichfachen Sinne vor und könne darum nicht für gleichbedeutend mit „Ehebruch" genommen werden, auf welches Verbrechen ohnehin die Todesstrafe gesetzt sei, sondern es würden damit auch eine Menge minder strafbarer Handlungen und Uebertretungen der ehelichen Schranken bezeichnet. Christus habe seine Lehre nicht in zusammenhängender Rede der Menschheit mitgetheilt, sondern aus seinem reichen Vorrathe von geistiger Nahrung einzelne Aussprüche und Heilsworte gleich Fruchtkörnern oder Perlen ausgestreut, die man sorgfältig zusammentragen und das Verwandte verbinden, das Verschiedenartige sondern müsse. Aber nur dann werde die Erklärung den rechten Sinn treffen, wenn sie stets von der Liebe, dem ersten Gesetze des Evangeliums, ausgehe und sie, wie Paulus sagt, zur Führerin des Glaubens, zum Leitstern des Handelns wähle. Wer aber die Gebote Gottes so deute, daß sie den Menschen zur Qual gereichen, der verkenne dieses erste Gesetz. Mag man von dem Christen die größte Enthaltsamkeit fordern, und mag man Denjenigen, der sich dieser Forderung aus freiem Willen fügt und die Tugend der Entsagung und Selbstbeherrschung in ihrer ganzen Stärke übt, mit Recht preisen — nur lege man ihm keinen Zwang auf und hindere oder verdamme Niemand, der die Heilmittel, die Gott ebensowohl wie das Uebel geschickt hat, zu seiner Befreiung anwendet. Man heische keine erzwungene Tugend. „Denn eine erzwungene Tugend ist wie ein überspannter Bogen; der Pfeil geht weder vorwärts noch rückwärts und ist auch nutzlos in seiner Lage." Die Papisten, die die Ehe zu einem unlösbaren Sacramente machten, dabei aber die grobsinnlichsten Ausschweifungen mit der größten Nachsicht behandelten, nöthigten den Menschen, der Werkmeister seines eigenen

Unglücks zu werden und die Schuld davon Gott beizumessen. Und doch sei der christliche Gott ein Gott der Liebe, der das menschliche Leben nicht durch harte und unnatürliche Gesetze zu lauter Tagen voll Trübsal und Ungemach habe machen wollen, der vielmehr dem absichtslosen Irrthum einen Weg der Rettung und Befreiung offen gelassen. Gott habe einen breiten Lebensweg voll Freiheit und Ehrbarkeit vorgezeichnet, aber die Menschen hätten ihn durch Vorurtheile, überkommene Meinungen und spitzfindige Satzungen so eingeengt, daß der Pfad der angeblichen Tugend und des vermeintlichen Rechts nun der Schneide eines Messers gleiche.

In den beiden letzten Capiteln der Abhandlung führt Milton die Ansicht durch, daß die Prüfung und Untersuchung der Ehescheidungsgründe nicht durch das Gericht zu geschehen habe, sondern dem Gewissen des Ehegatten überlassen bleiben müsse; dem Richter komme nur zu, bei der Scheidung dahin zu wirken, daß Recht und Billigkeit obwalte und die geschiedene Frau vor Kränkung und Noth geschützt werde. Wie jede Sünde, sofern sie nicht zugleich ein zeitliches Verbrechen involvire, dem Gewissen des Christen anheimgegeben werde, so solle es auch bei der Ehescheidung geschehen; denn nur der Gatte könne wissen, ob die Frau die Bestimmung, ihm eine Gefährtin und Gehülfin zu sein, zu erfüllen vermöge. Dabei sei jedoch zuerst vermittelnder Zuspruch und versöhnende Einmischung von Seiten der Geistlichkeit zu gestatten. „Durch die Trennung", sagt er, „erfährt die geschiedene Frau kein Leid. Denn geschieht die Scheidung mit ihrer Zustimmung, worin sollte dann das Gesetz ihr Recht schützen? Geschieht dieselbe ohne ihre Einwilligung, so ist sie entweder gerecht und folglich verdient, oder sie ist ungerecht, dann fällt die Schuld auf den Urheber, und von einem ungerechten Mann geschieden zu werden, ist eher für ein Glück als für eine Kränkung anzusehen. Aber angenommen, es sei eine Kränkung, so ist das Gesetz nicht im Stande, sie zu heben; die geschiedene Frau müßte dann das traurige Auskunftsmittel, wieder dahin zurückzukehren, von wo man sie vertrieben, oder getrennt ohne Ehe und doch verheirathet, als verheirathete Wittwe zu leben, — als Heilmittel ansehen."

Milton will somit dem Ehemann das Recht vindiciren, das im alten Testament dem Familienhaupte gewährt war. Uebrigens stimmt diese Ansicht über die Ehescheidung zu seiner ganzen religiösen Anschauung; er ist überzeugt, daß sowohl bei der Aufstellung einer Kirchenform als bei der Gestattung der Ehescheidung nur das Princip der individuellen Freiheit den wahren Gegensatz gegen den Gesetzeszwang der katholischen Kirche bilde, und daß jede mittlere Ansicht zu Widersprüchen führe und die Uebel nicht gründlich heile. Zwischen Gesetzeszwang und unbedingter Gewissens- und Glaubensfreiheit gibt es nach ihm keinen haltbaren Standpunkt. Die von dem Dogma des Sacraments entbundene Ehe bleibt demnach dem christlichen Bewußtsein des Ehemannes und dem bindenden und lösenden Gesetz der weltlichen Obrigkeit, ohne kirchliche Beihülfe, überlassen.

Diese Schrift machte großes Aufsehen, sodaß in kurzem eine zweite Auflage nöthig wurde. Auch diese zweite Auflage widmete Milton, mit einem neuen Zueignungsschreiben, dem Parlamente und verband damit Auszüge aus Martin Bucer's Schrift: „Vom Reiche Christi", worin dieser Reformator, der unter Eduard VI. so große Verdienste um die Gestaltung der englischen Kirche hatte, ähnliche Ansichten aufstellte. Diese von Milton ins Englische übersetzten Stellen Bucer's in einem dem jungen Könige gewidmeten Buche und die Verweisung auf Peter Martyr, der gleiche Gedanken ausgesprochen, waren von um so größerm Werthe, als die beiden gelehrten und frommen Männer bei der Abfassung ihrer Werke die Kirche und das Volk von England vorzugsweise im Auge hatten und dadurch die Nachreden der bischöflichen Partei, als ob die von Milton vorgebrachten Ansichten unhaltbare und der heiligen Schrift widersprechende Neuerungen wären, widerlegt wurden. Er fügte noch ferner eine Interpretation der Hauptbibelstellen über die Ehe und Ehescheidung bei, um, wie er in einer dritten Vorrede an das Parlament angibt, die lieblosen und ungerechten Urtheile zu widerlegen, die sowohl auf der Kanzel, als in Schriften und Privatgesprächen über ihn und sein Werk gefällt worden, und die selbst auf das Parlament solchen Eindruck hervorgebracht hätten, daß

dasselbe einen mißbilligenden Tadel (a hard censure) dagegen ausgesprochen. Diese dritte Schrift über denselben Gegenstand führt nachstehenden, zugleich den Hauptinhalt angebenden Titel: „Tetrachordon: Erläuterungen über die vier Hauptstellen der Schrift, welche von der Ehe und deren Ungültigkeit handeln, Gen. I, 27. 28 verglichen und erklärt durch Gen. II, 18. 23. 24; Deut. 24, 1. 2; Matth. 5, 31. 32. vergl. mit Matth. 19, 3—11; 1. Kor. 7, 10—16. Darin wird die vor kurzem veröffentlichte Schrift über Ehescheidung befestigt: durch Erklärungen der Schrift, durch Beweisstellen aus den Kirchenvätern, aus den bürgerlichen Gesetzen der primitiven Kirche, aus den berühmtesten reformirten Gottesgelehrten und endlich durch einen beabsichtigten Beschluß des Parlaments und der Kirche von England im letzten Jahr Eduard's VI."

Ein Jahr nach Veröffentlichung der zweiten, mit den genannten Zusätzen vermehrten Ausgabe der Milton'schen Schrift erschien eine anonyme Entgegnung, die einen höchst oberflächlichen und kenntnißarmen Urheber verrieth, der schon dadurch sein Ungeschick beurkundete, daß er sich nur auf die erste Ausgabe bezog und von der zweiten gar keine Notiz nahm. Da ergriff Milton noch einmal die Feder und schleuderte gegen den „namenlosen Verfasser" die heftige Flugschrift „Colasterion", mit dem Motto aus den Sprüchw. (26, 5): „Antworte dem Narren nach seiner Narrheit, daß er sich nicht weise lasse dünken." Es ist eine scharfe Abfertigung, in welcher Milton die zahllosen Irrthümer und Mißverständnisse der Gegenschrift schlagend nachweist und die Unwissenheit und Urtheilslosigkeit ihres Urhebers ohne alle Schonung aufdeckt. Diese „Reinigung des Augiasstalles" war Milton's letzte Arbeit über diesen Gegenstand. Er vergleicht sie selbst mit den zornigen Ausbrüchen eines nach Ruhe und Sammlung sich sehnenden Mannes über die Schmeißfliegen und Beinkleffer, die ihn in seinen Betrachtungen störten und gegen die er endlich ungeduldig Klappe und Peitsche schwinge.

b) **Ueber Erziehung.**

Diese kleine Schrift, in welcher Milton einem (deutschen?) Freunde Samuel Hartlieb, der sich besonders mit dem Erziehungswesen befaßte und sich deshalb in England aufgehalten zu haben scheint, seine Ansichten über die Bildungswege der Jugend in allgemeinen Zügen darlegt, ist für die Charakteristik Milton's nicht ohne Bedeutung. Da er sich zur Zeit der Abfassung selbst mit dem Unterrichte einiger Jünglinge befaßte und mehrere Jahre hindurch einer kleinen Schulanstalt vorstand, so besaß er auch pädagogische Erfahrung und seine Ansichten dürften demnach nicht geradezu als unausführbare Träume eines Theoretikers angesehen werden, wenngleich die praktische Durchführung seiner Vorschläge zunächst an der geistigen Indolenz einen unüberwindlichen Feind finden würde. Bezeichnend für Milton ist die Schrift darum, daß man aus den großen Anforderungen, die er an die Jugend stellt, auf den hohen Ernst seiner eigenen Studien und den großen Umfang seiner mannichfachen Kenntnisse schließen kann. Nur wer, wie er, ganze Tage und halbe Nächte über Büchern und Studien zugebracht, kann dem Gedanken Raum geben, die Literatur und die Masse von Kenntnissen in der von ihm angedeuteten Ausdehnung einer ganzen Schülergemeinde einzuprägen. Sein Plan ist nämlich, die Werke der Alten, die er in einer bestimmten Reihenfolge vollständig lesen lassen will, als Quelle und Haltpunkt für die Erlernung aller der Wissenschaften zu benutzen, die darin im Keime enthalten sind.

Er bezweckt also eine Verbindung der humanistischen und realistischen Studien in der Art, daß jene nicht blos als Mittel der formalen Geistesbildung, sondern zugleich als Grundlage des praktischen und empirischen Wissens dienen sollten. Er bekämpft den reinen Formalismus des humanistischen Erziehungswesens, ohne jedoch in den Gegensatz des Realismus zu gerathen; er will mit der Wort- und Namenkunde auch zugleich die Erkenntniß der dadurch bezeichneten Objecte und Begriffe verbinden. „Der Zweck des Lernens ist“, beginnt er, „den Fall unserer ersten Eltern wieder gut zu machen durch die Erwerbung wahrer Erkenntniß Gottes und des darauf beruhenden Strebens, ihn

zu lieben, ihn nachzuahmen, ihm ähnlich zu werden; diesem Zweck kommen wir am nächsten, wenn wir unsere Seele mit wahrer Tugend füllen, welche, verbunden mit der himmlischen Gnade des Glaubens, die höchste Vollkommenheit begründet. Da aber unser Verstand in diesem Körper sich nur an sinnliche Erscheinungen heften und zu der klaren Erkenntniß Gottes und der unsichtbaren Dinge nur durch Erforschung der sichtbaren Welt und der geringern Geschöpfe gelangen kann, so muß nothwendig bei jedem vernünftigen Unterricht dieselbe Methode befolgt werden. Sintemal nun nicht jede Nation Erfahrung und Ueberlieferung genug für alle Arten des Wissens darbietet, so lernen wir vorzugsweise die Sprachen derjenigen Völker, die zu irgend einer Zeit am eifrigsten nach Weisheit gestrebt haben, sodaß die Sprachen nur das Mittel sind, uns wissenswürdige Dinge zuzuführen. Und wenn daher ein Linguist sich rühmen sollte, alle Sprachen zu kennen, welche Babel in die Welt gekeilt hat, und er hat nicht eben sowohl die Gegenstände selbst, als die Wörter und Wortformen studirt, so kann er nicht mehr für einen gelehrten Mann gelten, als irgend ein Bauer oder Handwerker, der nur in seiner Muttersprache bewandert ist."

„Daraus", fährt Milton fort, „lassen sich die vielen Irrthümer erkennen, welche das Studium im Allgemeinen so widerwärtig und fruchtlos machen; wir thun Unrecht, sieben oder acht Jahre damit zuzubringen, das bischen elendes Latein und Griechisch zusammenzuraffen, das man leicht und angenehm in einem einzigen Jahre gewinnen könnte." Als Ursachen dieses langsamen Fortschreitens führt er zuerst die häufigen Unterbrechungen der Studien durch lange Ferien und dann die verkehrte Methode an, Kinder von unentwickeltem Geiste zur Ausarbeitung von Aufsätzen, Versen und Reden zu zwingen, die ein reifes Urtheil, einen durch Erfahrung und Lectüre bereicherten Geist, einen eleganten Stil und eine gewandte Dispositionsgabe voraussetzen. Solche Stoffe seien ungeeignet für Schuljungen; dadurch gewöhnten sie sich neben vielen andern Fehlern auch an die Barbarismen und Anglicismen, die ihre spätern Arbeiten so widerlich machten und die nur durch

reiche und gute Lectüre vermieden werden könnten. Darum schlägt er vor, sobald die Jugend die Elemente der Sprache fest im Gedächtniß habe, solle sie durch das Lesen irgend eines auserwählten Buchs zur weitern Ausbildung derselben praktisch angeleitet werden, und dann bei zunehmender Reife und Fertigkeit mit der Sprache auch zugleich die Wissenschaften erlernen, wovon die zu lesenden Schriften handelten.

„Was ferner die Lehrmethode angeht, so halte ich es für einen alten Irrthum der Universitäten, der ihnen noch von der scholastischen Dummheit barbarischer Zeiten anklebt, daß sie die jungen, unreifen Zöglinge, statt sie in den leichtesten, der sinnlichen Anschauung zugänglichen Wissenschaften zu unterrichten, gleich anfangs in die geistigen Abstractionen der Logik und Metaphysik einführen, sodaß die Jungen, die nur erst die grammatischen Flachheiten und Schalheiten hinter sich haben und ohne Sinn und Verstand ein paar armselige Wörter in jämmerlicher Verbindung gelernt haben, nun plötzlich in eine ganz fremde Region versetzt werden, wo sie mit ihrem unfesten Geiste in die bodenlose und schwankende Tiefe der Controverse sich gestoßen und umhergetrieben sehen, sodaß sie großentheils die Studien, in welchen man sie mit unverstandenen Worten und Phrasen täuscht, statt ihnen nützliche und angenehme Kenntnisse beizubringen, zu verachten und zu hassen anfangen; bis Armuth oder jugendlicher Leichtsinn sie vor der Zeit in verschiedene Bahnen treibt, wo sich dann die Einen, von Freunden beredet, entweder der ehrgeizigen Miethlings-Theologie widmen oder der unwissend-zelotischen Gottseligkeit ergeben; Andere sich von dem juristischen Handwerk anlocken lassen, dabei aber ihre Grundsätze nicht an der weisen und göttlichen Gerechtigkeit ausbilden, die sie nie kennen gelernt, sondern an unklaren Kunstausdrücken, und sich zugleich an der lockenden Aussicht auf die ergiebigen Sporteln und fetten Processe weiden; Andere widmen sich den Staatsgeschäften mit Seelen so baar jeder echten Tugend und edeln Gesinnung, daß sie Schmeichelei, Hofränke und tyrannische Maximen als höchste Weisheit ansehen und ihr verdorrtes Herz mit bewußtem oder erheuchelten Sklavensinn nähren. Andere endlich von einer mehr üppigen und frivolen Natur geben sich,

da sie nichts Besseres wissen, den Freuden und Genüssen der Wollust hin und bringen ihre Tage in Festlichkeit und Schwelgerei zu. Diese Irrwege, diese Früchte stehen uns bevor, wenn wir, wie bisher, unsere erste Jugendzeit auf Schulen und Universitäten übel anwenden, sei es, daß wir bloße Worte lernen, sei es, daß wir uns Dinge einprägen, die wir besser missen würden."

„Ich will Sie nicht länger aufhalten mit der Darlegung Dessen, was wir nicht thun sollen, sondern Sie gerade auf die Anhöhe führen, wo ich Ihnen den rechten Pfad einer tugendhaften und edeln Erziehung zeigen werde, mühsam in der That beim Ersteigen, aber dann so sanft, so grün, so voll göttlicher Aussicht und melodischer Töne zur Seite, daß Orpheus' Harfe nicht entzückender war. Ich zweifle nicht, man wird mehr Mühe haben, unsere dümmsten und trägsten Jungen, unsere Stöcke und Klötze von dem unendlichen Verlangen nach solcher beglückenden Nahrung wegzutreiben, als jetzt unsere ausgezeichnetsten und hoffnungsvollsten Talente zu diesem Eselmahl von Disteln und Strauchwerk zu ziehen und zu jagen, das ihnen als gewöhnliche Speise und Unterhaltung ihrer zartesten und empfänglichsten Jahre vorgesetzt wird."

Nach dieser Einleitung geht Milton an die nähere Entwickelung seines Planes. Zuerst verlangt er ein geräumiges Haus mit freiem Grund, das als Akademie dienen und etwa 150 Schüler fassen könne. Von diesen sollen immer ungefähr zwanzig zu einer Genossenschaft unter der Führung und Aufsicht eines fähigen und ausgezeichneten Lehrers vereinigt werden. Diese Anstalt soll zugleich Schule und Universität sein, sodaß für die allgemeinen Studien kein anderes Collegium erforderlich wäre, ausgenommen eine besondere Fachschule für Jurisprudenz oder Medicin, um sich für die Praxis auszubilden. Solche Anstalten müßten in möglichst großer Anzahl im ganzen Lande errichtet werden. Die Genossenschaften sollten sich behufs ihrer militärischen Uebung, in eine Fußcompagnie oder auch hier und da in zwei Reiterschaaren vereinigen und ihre Zeit zwischen Studium, körperlicher Uebung und Mahlzeiten nebst Erholung vertheilen.

Das Studium beginnt mit der Grammatik, wobei auch zugleich

eine gute und deutliche Aussprache, besonders der Vocale erzielt werden soll, in möglichster Annäherung an die italienische. „Denn wir Engländer, die wir zu weit nordwärts wohnen, öffnen in der kalten Luft unsern Mund nicht weit genug, um eine südliche Sprache graziös zu sprechen. Wir murmeln die Worte in uns hinein, sodaß das Lateinisch-Reden in einem englischen Munde sehr übel lautet.“ Um die Jugend in den nützlichsten Punkten der Grammatik zu üben und zugleich Liebe für Tugend und wahre Thätigkeit in ihr zu wecken, ehe die schmeichelnde Verführung oder die Eitelkeit sie erfaßt, sollte irgend ein leichtes und angenehmes Erziehungsbuch gelesen werden, deren die Griechen eine Menge haben, wie Cebes, Plutarch und einige Sokratische Gespräche. „In der lateinischen Literatur gibt es keine derartigen Werke von classischer Autorität, mit Ausnahme der ersten Bücher des Quinctilian und einiger auserlesenen Stellen in andern Schriftstellern.“

Als Hauptziel bei dieser Unterrichtsstufe betrachtet Milton die feste moralische Grundlage. Darum soll die Lectüre und die Erklärung so eingerichtet sein, „daß die Jugend an willigen Gehorsam gewöhnt, mit Eifer zum Lernen und mit Bewunderung für die Tugend erfüllt und mit der schönen Hoffnung genährt werde, einst als tapfere Männer, als würdige Patrioten zu leben, Gott wohlgefällig und ruhmvoll für alle Zeiten; daß sie verachten und verschmähen mögen alle kindischen und rohen Eigenschaften und sich ergötzen an männlichen und freien Uebungen. Zu allem dem sollen geschickte und wohlberedte Lehrer sie hinführen bald mit milden Zureden und freundlichen Ermahnungen, bald, wenn es Noth thut, mit Strenge, vor allem aber durch das eigene gute Beispiel: so würden sie in kurzem mit unglaublichem Eifer und Muth erfüllt und in ihrer jugendlichen Brust eine hochstrebende und edle Glut entzündet werden, daß viele von ihnen sich dermaleinst als berühmte und fleckenlose Männer zeigen würden“. Zugleich möchten sie in einer andern Stunde, die als Erholungsfrist dienen könnte, in der Rechenkunst und in den Elementen der Geometrie, gleichsam spielend, wie vor Alters, unterrichtet werden und am Abend würde man ihre Gedanken mit religiösen Dingen und der biblischen Geschichte beschäftigen.

Auf diese Weise deutet er in großen Zügen an, wie bei zunehmender Reife die Jünglinge an der Hand der alten Classiker stufenweise in alle Wissenschaften eingeführt werden könnten, sodaß sie nicht nur die antiken und einige der modernen Sprachen, namentlich die italienische, erlernen, sondern auch mit Naturwissenschaften, Mathematik, Philosophie, Politik u. s. w. bekannt gemacht und zugleich ihr Geist durch die Kenntniß des Schönen in Kunst und Poesie geziert werden würde. Mit dem Lesen der Schriften von Cato, Columella, Varro u. a. könnte man zugleich einen praktischen Unterricht über Ackerbau und Bodencultur verbinden; aus Vitruvius, Mela, Celsus, Plinius, Solinus u. a. könnten die Elemente der Naturwissenschaft, der Naturphilosphie, der Astronomie, der Geographie, der Bau- und Befestigungskunst und mehrere Zweige der mathematischen Wissenschaft erlernt und durch die Entdeckungen und Erfahrungen der Neuern weiter geführt werden. Dabei sollte die Jugend in Verkehr treten mit Jägern und Fischern, mit Hirten und Gärtnern, mit Apothekern und Seeleuten, mit Architekten und Ingenieuren, um sich von ihnen auf praktische und empirische Weise in Allem, was in das Bereich ihres Wissens oder ihrer Kunst gehört, belehren zu lassen. Aus Plato und Xenophon, aus Cicero und Plutarch, aus den biblischen Schriften und dem Evangelium könnten die Lehren der menschlichen und christlichen Ethik geschöpft, die ewigen Gesetze des Rechts und der Tugend zur Erkenntniß gebracht und dabei aufs neue Liebe zum Guten und Haß zum Bösen eingeprägt werden. Die Ueberreste aus den Gesetzgebungen des Alterthums würden dazu noch manchen lehrreichen Beitrag liefern, und könnten als Uebergang zu der Staatskunde und zum Studium des Aristoteles dienen. Dabei müßte man der Jugend insbesondere Ursprung, Zweck und Ursachen des Staatsverbandes klar machen, „damit sie bei gefahrvollen Lagen des Gemeinwesens sich nicht gleich einem schwachen, schwankenden Rohr hin und her bewegen lassen und ein so unsicheres Gewissen zeigen, wie so manche große Räthe unserer Zeit, sondern daß sie als feste Säulen des Staats dastehen". An Sonntagen und in den Abendstunden sollten fortwährend die hohen Fragen

der Theologie, sowie die Kirchengeschichte durchgenommen und die Schriften des alten und neuen Testaments im Urtext gelesen werden. Die großen Dichter des griechischen und römischen Alterthums könnten als die edelsten Muster und Vorbilder zur Bildung des poetischen Sinnes, des ästhetischen Gefühls und der Kunst- und Geschmackslehre dienen; die attischen und römischen Redner lieferten nicht nur die Gesetze und Regeln der Rhetorik, sondern auch zugleich so edle Beispiele einer schönen und vollendeten Beredsamkeit, daß ganze Reden oder doch einzelne Theile und Stellen derselben auswendig gelernt werden sollten, damit sich die künftigen Parlamentsglieder daran bilden möchten; endlich sollte die Logik, als die höchste Gattung der Philosophie, aus Plato, Aristoteles und andern Weltweisen gründlich gelehrt werden, damit in Schrift und Rede sich der helle Geist der neuen Bildung in seiner ganzen geordneten Schönheit zeige.

Ueber der Bildung des Geistes soll aber keineswegs der Körper eine Vernachlässigung erfahren. Eine oder anderthalb Stunden täglich müssen Waffenübungen aller Art stattfinden und die Glieder durch Ringen, Laufen und andere gymnastische Künste gestärkt und gewandt gemacht werden. Dabei sollen die Jünglinge zugleich an den Beispielen der Geschichte zur Tapferkeit, zum Muth und zur Mannhaftigkeit angefeuert werden, sodaß ein heroischer Sinn in ihnen entstehe, der jede Art von Feigheit hasse und verachte, und der sie antreibe, stets mit Muth und Entschlossenheit auf ihrem Posten zu stehen. Ihre militärischen Uebungen, zu denen sie durch ein plötzliches Sturmzeichen oder Losungswort aufgerufen würden, müßten sich über alle Theile der Kriegskunst, über alle Waffengattungen und über das ganze Feld- und Lagerleben ausdehnen, damit sie, wenn das Vaterland ihrer bedürfte, den Landestruppen als Führer dienen könnten. Bei günstiger Jahreszeit sollten größere Touren in die freie Natur oder auch kleine Fahrten und Ruderübungen auf Flüssen und zur See stattfinden, dabei aber immer das Hauptziel, geistige Ausbildung und körperliche Stärkung mittels praktischer Uebung und Erfahrung, in den Vordergrund treten.

Die Zeit unmittelbar vor und nach der Mahlzeit möge dem Hören

oder Lernen „der feierlichen und göttlichen Harmonien der Musik und des Gesanges“ gewidmet sein. Während dieser Zeit soll sich der Geist erholen und ergötzen an den Productionen der heitern und edeln Tonkunst, sei es, daß ein geschickter Organist seine ernsten und tiefsinnigen Töne in schwungvollen Fugen hören läßt, oder daß eine ganze Symphonie mit kunstvollen und zarten Strichen ein ausgewähltes, gut eingeübtes Musikstück aufführt, oder daß die Flöte oder ein sanftes Piano seine Gesänge, religiösen, kriegerischen oder geselligen Inhalts begleite; denn Musik und Gesang üben, nach der Meinung aller Weisen und Propheten, eine große Gewalt auf Charakter und Sitten, indem sie rohen Sinn und leidenschaftliches Wesen umwandeln, besänftigen und veredeln. Durch eine solche Erziehungsweise könnten wir die viel bewunderten Tugenden des Alterthums wieder zurückführen, die, verbunden mit der jetzt herrschenden reinen Religion, das ganze Volk auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit führen würden. Dann bedürfen wir keiner Pariser Hofmeister, die durch elegante Dressur unsere Jünglinge zu Stutzern und Zieraffen heranbildeten.

6. Politische Schriften.

1. Areopagitica.

Diese kleine Staatsschrift gilt für Milton's Meisterstück in dieser Gattung. Es ist eine schon im Jahre 1644 an das Parlament gerichtete Staatsrede, worin die Presbyterianer, die damals das Uebergewicht hatten und die Intoleranz ihrer bischöflichen Widersacher nun auch ihrerseits gegen alle Andersdenkende nachzuahmen anfingen, aufs feierlichste ermahnt werden, die Freiheit der Presse nicht zu beschränken und den religiösen Ueberzeugungen keine Gewalt anzuthun. Der Parlamentsbeschluß, „daß fortan kein Buch, kein Pamphlet oder Blatt gedruckt werden dürfe, ohne vorher von der Censur-Commission geprüft und mit der erforderlichen „Licenz“ versehen worden zu sein“, war die Veranlassung zu dieser, durch Schönheit der Form wie durch Trefflichkeit und Gediegenheit des Inhalts ausgezeichneten Schrift, bei deren

Abfassung Milton offenbar die altgriechischen Staatsreden eines Isokrates und Anderer vor Augen gehabt, daher auch hier mehr als in den übrigen Schrifen rhetorische Färbung und attische Feinheit vorwaltet. Während Milton in seinen spätern Staatsschriften seine Widersacher und ihre Ansichten und Handlungen oft mit rücksichtsloser Strenge züchtigt, herrscht in dieser eine edle Urbanität, die um so angemessener erscheint, als zugleich die ganze Schrift durch den freisinnigen Standpunkt des Verfassers und die hochsinnige Tendenz den ergreifendsten Eindruck macht. Alles, was zum Nachtheil der Censur, des Preßzwangs und des Religionsdrucks, Alles, was zu Gunsten der Denk- und Glaubensfreiheit, der Rede- und Lehrfreiheit gesagt werden kann, findet man hier ausgesprochen oder angedeutet. Die edle, feurige Beredsamkeit, die hier und da einen wahrhaft dichterischen Schwung, ja eine pathetische Kraft annimmt, ergreift das Herz des Lesers und reißt ihn mächtig fort, weil sie aus einer freitheitbegeisterten Seele quillt und das edelste Gut der Menschheit verficht. Wenn irgendwo der alte Ausspruch pectus est quod disertum facit, seine Anwendung findet, so ist es in dieser warmen Apologie der Geistesfreiheit.

Wollten wir die Stärke und Klarheit der Beweisführung und die echte Humanität und Großmuth der Gesinnung, die sich in der Schrift kundgibt, in ihrer ganzen Fülle anschaulich machen, so müßten wir dieselbe ihrem vollen Inhalte nach übersetzen; ein Unternehmen, das zwar keine vergeudete Mühe wäre, aber durch die uns gebotene Raumbegrenzung unausführbar ist. 12) Wir müssen uns daher mit der Andeutung des Gedankenganges und mit wenigen bezeichnenden Stellen begnügen.

Nachdem Milton, ohne jedoch zu schmeicheln, die Verdienste und Einsicht des aus vaterländischen Männern bestehenden Parlaments gepriesen und die richtige Bemerkung gemacht, daß ein freies Staatswesen nie daran zu erkennen sei, daß keine Klagen sich erheben, — ein solcher Zustand könne bei der unvollkommenen Lage irdischer Dinge nicht eintreten — sondern darin, daß alle Beschwerden „willig angehört, gründlich erwogen und schleunig abgestellt werden“, geht er auf

die erwähnte Censurverordnung über und sucht durch Nachweisung ihrer Schädlichkeit deren Zurücknahme zu bewirken. Zu dem Ende bemüht er sich zuerst die Beschränkung und Ueberwachung der Presse durch Censurbehörden, Drucklicenzen (Imprimatur), Bücherverbote u. dgl. m. dadurch in ihrer ganzen Gehässigkeit darzustellen, daß er nachweist, wie die päpstliche Hierarchie dieselbe erfunden und die englische sie nachgeahmt habe.

„Ich leugne nicht, daß es in Kirche und Staat von der größten Wichtigkeit ist, ein wachsames Auge über die Bücher wie über die Menschen zu haben und sie, gleich Uebelthätern, zu beschränken, einzukerkern und hart zu bestrafen; denn Bücher sind nicht absolut todte Dinge, sondern enthalten Lebenskraft in sich so wirksam wie die Seele, aus der sie entsprossen sind, ja sie bewahren wie in einer Phiole die reinste Kraft und Wesenheit jenes lebendigen Geistes, der sie erzeugte. Ich weiß, daß sie von so mächtiger Lebens- und Productionskraft sind wie jene fabelhaften Drachenzähne, aus deren Saat bewaffnete Männer entstanden. Auf der andern Seite weiß ich aber auch, daß das unvorsichtige Tödten eines Buchs gleichkommt dem Todtschlage eines Menschen: wer einen Menschen todtschlägt, der tödtet ein vernünftiges Geschöpf, Gottes Ebenbild; aber wer ein gutes Buch zerstört, der tödtet die Vernunft selbst, der tödtet Gottes Ebenbild gleichsam im Auge. Wir müssen also bei der Verfolgung dieses kostbarsten Theils des Menschenlebens mit Vorsicht zu Werke gehen, um nicht einen Todtschlag zu begehen, oder ein Märtyrerthum zu schaffen, oder gar eine Schlacht zu liefern, die nicht das zeitliche Leben enden, nein, die die geistige Quintessenz des Daseins, die den Hauch der Vernunft selbst zerstören, die mehr die Unsterblichkeit als das Leben vernichten würde." Mit diesen Worten leitet Milton den ersten Angriffspunkt gegen die Parlamentsverordnung ein. Er weist darin nach, daß in den alten Culturstaaten die Erzeugnisse des Geistes stets mit vieler Liberalität behandelt worden, daß in Athen nur zwei Gattungen von Schriften, solche, die gotteslästerlichen oder atheistischen Inhalts gewesen, und solche, die persönliche Schmähungen und Verleumdungen enthalten hätten,

von der Obrigkeit verfolgt worden seien, daß in Rom die anfangs von Cato und andern Verfechtern des Altherkömmlichen geübte Strenge bald den humanern Ansichten der Scipionen und ihrer Gesinnungsgenossen hätte weichen müssen, und sucht dann die Ansicht zu begründen, daß geistige Freiheit und Liberalität gegen die Erzeugnisse der Literatur stets mit der allgemeinen Blüthe, Geisteszwang, Censurdruck und Bücherverbote dagegen immer mit dem Verfall und Untergange der Staaten verbunden gewesen. Sodann geht Milton auf die Kirche über und weist nach, daß unter der Herrschaft der christlichen Kaiser, als den allgemeinen Concilien noch gesetzgebende Gewalt innegewohnt, heidnische und häretische Bücher erst dann verdammt und den christlichen Lehrern untersagt worden, wenn ein Synodalbeschluß deren Schädlichkeit und Irrthümlichkeit dargethan; daß mit dem zunehmenden Absolutismus des Papstthums auch die Ueberwachung aller wissenschaftlichen und literarischen Erscheinungen zugenommen, bis endlich, in Folge der wachsenden Opposition in der Kirche selbst, ganze Gattungen von Schriften verboten und Prohibitivmaßregeln gegen die Verbreitung und Bekanntmachung neuer dem herrschenden Kirchensystem feindseliger Werke ergriffen worden seien, wie Paolo Sarpi, „der große Entlarver des Tridentiner Concils", klar dargethan habe. Die gegen die Verbreitung der Reformationsideen in Spanien und Italien errichtete Inquisition habe dann durch Index und Censur den Geist unter Schloß und Riegel gelegt. Von der Zeit an sei der Druck einer Schrift erst gestattet worden, wenn die zu deren Prüfung aufgestellte doppelte Commission ihr „Imprimatur" unter das Manuscript gesetzt; und diese Einrichtung habe die romanisirenden englischen Bischöfe so bezaubert, daß sie die ganze Einrichtung nebst dem fremden Ausdrucke „Imprimatur" in „äffischer Nachahmung" von der päpstlichen Hierarchie entlehnt hätten. Dieser Schergendienst der anglicanischen Geistlichkeit gegen die Erzeugnisse des Geistes habe die bischöfliche Kirche in England in den Augen des Volks mehr als alles Andere herabgesetzt und verhaßt gemacht; welches Urtheil würde nun das Parlament sich zuziehen, wenn es dieses von der päpstlichen Zwingherrschaft erfundene, von den eng-

lischen Prälaten nachgeahmte Prohibitivsystem nun seinerseits wieder von den Widersachern entlehnte und so den Haß von diesen auf sich zöge? Mit Recht würde man es einer großen Inconsequenz zeihen und seinen Sieg nicht als einen Sieg der Freiheit über geistigen Despotismus, sondern als den momentanen Triumph einer intoleranten Partei über die andere ansehen. Der große Freiheitskampf, auf den die Blicke von ganz Europa gerichtet wären, würde von seiner Glorie verlieren und zu einem bloßen Parteikrieg herabsinken, aus dem der Menschheit kein höheres Gut entstehen könne.

Den zweiten Theil seiner Beweisführung beginnt Milton mit der Behauptung, daß die aus der Literatur gewonnene Bildung der Tugend und Frömmigkeit mehr nütze als schade. Zum Beweis, daß man selbst aus den Schriften der Feinde nützliche Belehrung schöpfen könne und dieselben folglich lesen müsse, beruft er sich auf Moses, Daniel und Paulus, die ihre Bildung großentheils aus ägyptischen, chaldäischen und griechischen Werken geschöpft hätten, wie denn der Letztere in seinen Episteln Aussprüche von drei griechischen Dichtern anführe. Darum habe auch Kaiser Julian, der ärgste Christenfeind, seinen christlichen Unterthanen das Studium der heidnischen Literatur untersagt, ein neuer Beweis, daß die äußersten Richtungen stets zusammentreffen. Und wahrlich keine festere Schranke hätte gegen die Verbreitung des Christenthums aufgestellt werden können, als wenn man die Bekenner desselben von der griechischen Bildung ausgeschlossen und zur Unwissenheit verdammt hätte. Gerade darin bestehe der Vorzug des Christen, daß ihm die zeitlichen Güter gleich den Heiden verliehen seien, daß er sie aber nur mit Beziehung auf Christus benutze und genieße, daß der christliche Geist als die höhere Idee allem irdischen Denken und Thun aufgeprägt sei. In den Aussprüchen des Apostels: „Alles ist Euer, ihr aber seid Christi“, „Prüfet Alles und das Gute behaltet“, „Dem Reinen ist Alles rein“, sieht Milton die Richtschnur für das Verhalten des Christen gegenüber den Gütern dieser Erde, und wenn er zur Bekräftigung der Ansicht, daß alle Meinungen, wahre wie falsche, wenn man nur nicht durch Verhinderung der Prüfung und Widerlegung ihre naturgemäße

Wirkung störe, der Wahrheit zum endlichen Siege dienen müßten, sich auf den gelehrten Puritaner Selden beruft, so ist dies ein Beweis, daß diese als Fanatiker verschrienen Independenten einen weit freiern und großartigern Gesichtspunkt hatten und eine viel edlere und erhabenere Gesinnung in sich trugen als die Presbyterianer mit ihrem begrenzten, engherzigen Partei- und Sektengeist. Während diese aller Menschen- und Christenbildung die specifisch-presbyterianische Form und Prägung geben wollten, weist Milton nach, daß dem menschlichen Organismus eine Mannichfaltigkeit der körperlichen wie der geistigen Nahrung nothwendig sei. Da seit Adam's Sündenfall Böses und Gutes in dieser Welt unzertrennlich verbunden wäre, so müsse der Mensch durch die christliche Erziehung in Stand gesetzt werden, beide zu erkennen und das Gute zu ergreifen. Die unbewußte Tugend, die auf der Unkenntniß des Bösen beruhe, sei wenig werth. „Der Mensch kommt nicht rein und unschuldig, sondern vielmehr unrein in die Welt; was ihn rein macht, ist Prüfung und die Prüfung geschieht am Entgegengesetzten. Die Tugend also, die nur ein Neuling ist in der Betrachtung des Uebels und nicht den Reiz Dessen kennt, was das Laster seinen Anhängern verspricht und es dennoch verwirft, ist nur eine weiße, nicht eine reine Tugend."

Nachdem Milton auf solche Weise nachgewiesen, daß der Christ zu seiner Erziehung und Bildung aus dem vollen Schatze der geistigen Erzeugnisse schöpfen müsse, sucht er die Nachtheile aller Prohibitivmaßregeln und die Unmöglichkeit einer vollständigen Durchführung derselben darzuthun. Eine Regierung, die durch Gesetze allem Uebel abzuhelfen und vorzubeugen sucht, behandelt ein Volk wie unreife Kinder; sie überläßt nichts dem moralischen Einfluß der Lehre und Ermahnungen, nichts dem eigenen Urtheil des Menschen. Und wo ist die Grenze? Will man alle Bücher entfernen, aus denen der Leser etwas Böses lernen könne, so muß man zuerst mit der Bibel selbst anfangen; denn in ihr sind viele schlimme Thaten und viele Gottlosigkeiten enthalten. Man muß auch in diesem Punkt die päpstliche Zwingherrschaft nachahmen, die ganz folgerichtig die heilige Schrift den Händen ihrer Be-

kenner entziehe. Und wird denn das Böse nur aus Büchern gelernt? Sind nicht auch Gesänge, Musik, Trinkgelage, Gespräche, ja die Kleidertracht die Quelle vieler Uebel und Unsittlichkeiten? Sollen darum auch Commissionen ernannt werden, welche die Volkslieder und die Balladen der Bänkelsänger prüfen, sollen sie die Lauten, die Cithern, die Violinen untersuchen, daß nicht eine verbotene Sehnsucht, eine lüsterne Regung geweckt werde? Sollen sie die Arien und Liebeslieder unter den Fenstern und Balconen überwachen und den ländlichen Tänzen um den Maibaum beiwohnen und des Dorffiedlers Tönen lauschen? Sollen Commissäre die Wirthshäuser durchsuchen und den Scherzen und dem Muthwillen der Zecher steuern? soll eine Modecommission die Kleidertracht bestimmen und Gesetze den Unfolgsamen Strafe auflegen? Solche Gesetze würden uns schlaff und lächerlich machen und doch nichts helfen. Nicht dadurch wird unsere Lage gebessert, daß wir durch Gesetze utopische Zustände herbeizuführen trachten, sondern dadurch, daß wir suchen diese Welt voll Uebel und Unvollkommenheit, in welche uns Gott gesetzt hat, so weise als möglich einzurichten, und daß wir eine gute Erziehung zur Tugend und Religion als das echte Band der Staaten, als die Säulen und Träger der Gesetzgebung aufstellen. „Sicherlich ist Straflosigkeit und schlaffe Nachsicht das Verderben eines Staats, aber darin besteht die große Regierungskunst, zu unterscheiden, wo Zwang und Strafe am Platz ist und wo die bloße Vermahnung wirken soll."

Hierauf folgt eine prächtige Stelle über den freien Willen des Menschen. „Viele klagen die göttliche Vorsehung an, daß sie Adam's Sündenfall zugelassen. Thörichte Zungen! Als ihm Gott die Vernunft verlieh, gab er ihm die Freiheit der Wahl. — Wir können einen gezwungenen Gehorsam, eine gezwungene Liebe, ein gezwungenes Geschenk nicht achten; Gott schuf den Menschen frei und gab ihm die Erkenntniß des Guten und Bösen, in seiner Wahl nun besteht sein Verdienst, sein Recht auf Belohnung, das Lob seiner Enthaltsamkeit. Hat nicht darum Gott in uns die Triebe und um uns die Freuden geschaffen, daß diese in die richtige Harmonie gesetzt, die wesentlichen

Bestandtheile der Tugend seien? „Die sind ungeschickte Beurtheiler menschlicher Dinge, die da meinen, sie könnten die Sünde entfernen, wenn sie das Object der Sünde wegräumen. Man entziehe einem Habgierigen alle seine Schätze, die Habgier wird ihm darum doch bleiben." — „Und gesetzt, wir könnten durch solche Mittel die Sünde vertreiben, vertreiben wir damit nicht auch zugleich die Tugend? Das Object ist für beide dasselbe, wird es dem Einen entzogen, so entgeht es auch dem Andern." — „Ein Gesetz, das Dingen Gewalt anthut, die ebenso leicht eine gute als eine schlimme Wirkung haben können, ist ein leichtfertiges Gesetz. Und hätte ich zu wählen, ich würde ein Gran freigewählter Tugend einer Masse durch Zwang verhinderten Uebels vorziehen. Denn Gott legt mehr Werth darauf, daß ein einziger Tugendhafter durch sich selbst wachse und gedeihe, als daß zehn Lasterhafte abgehalten werden."

Daß die Censur, daß Preß- und Bücherzwang ein Volk weder religiöser noch sittlicher machen, beweisen Spanien und Italien. Aber so zweifelhaft und unsicher die Vortheile eines solchen Zwanges sind, so augenfällig und offenkundig sind die Nachtheile. Ist es nicht eine schmachvolle Anmaßung, daß einige wenige Männer sich allein die Befähigung zutrauen, zu beurtheilen, was der Menschheit fromme oder nachtheilig sei? Und welcher Mann von Ehre wird seine Ansichten und Ideen erst durch den Stempel der Censurcommissäre gebilligt sehen wollen? Wo sollen diese Leute die Zeit hernehmen, Alles zu prüfen? Besitzen sie jene vielseitigen Kenntnisse und jenen hohen Bildungsgrad, die zur Beurtheilung und Würdigung von Werken erforderlich sind, in denen vielleicht ein bedeutender Geist seine originellen Ansichten niedergelegt hat? Denn wie oft haben nicht die großartigsten Ideen mit den Vorurtheilen der Zeit und der beschränkten Einsicht der Menschen zu kämpfen gehabt? Und wie entehrend für eine Nation und insonderheit für den gebildeten Theil derselben ist das durch eine solche Einrichtung ausgesprochene Mißtrauen in die Urtheilsfähigkeit, Einsicht und Verstandesreife des Volkes? Wahrlich Englands Ehre verträgt eine solche Herabwürdigung nicht! „Als ich einst in Italien den berühmten Galileo

in seinem Alter besuchte, der ein Gefangener der Inquisition gewesen, weil er es wagte in der Astronomie anders zu denken als die zu seinen Censoren aufgestellten Dominicaner und Franciscaner, da nahm ich es als eine Vorbedeutung der künftigen Glückseligkeit meines Vaterlandes (obschon ich wußte, daß es damals am stärksten unter dem Prälatenjoch seufzte), daß andere Völker eine so hohe Meinung von dessen Freiheit hatten. Und doch hatte ich noch keine Ahnung davon, daß bereits solche Ehrenmänner die Luft der Heimath athmeten, die mit der Fahne der Befreiung vorangehen würden." Aber gerade darum, fügt Milton hinzu, halte er es für seine Pflicht, sie bei Zeiten vor der verderblichen Bahn zu warnen und sie mit der öffentlichen Meinung vertraut zu machen. Diese aber ergehe sich in Murren über das neue geistliche Joch, über die zweite Tyrannei; und äußere sich unwillig, daß die Leute, die noch vor kurzem unter der bischöflichen Zwingherrschaft gelitten hätten und kaum zu einer Dorfkanzel zugelassen worden seien, nun denselben Geistesdruck übten, nun die freie Rede und Schrift eben so zügeln und beschränken wollten, wie ihre Vorgänger. „Wer gleich so in Furcht geräth vor einem uncensirten Pamphlet, der wird nach einiger Zeit vor jedem Conventikel erzittern, und wieder nach einiger Zeit jede christliche Versammlung als Conventikel bezeichnen."

Nachdem Milton auf solche Art die Schädlichkeit der Parlamentsverordnung nachgewiesen, richtet er noch einige ernste Reden voll trefflicher Bemerkungen an die Vertreter der Nation, worin er die Nachtheile der religiösen und geistigen Trägheit schildert, die Vorzüge eines lebendigen, in steter Thätigkeit gehaltenen Glaubens hervorhebt, die Verschiedenheit der Religionsbekenntnisse als nützlich darstellt und die Tugend der Toleranz preist. Auch in diesem Abschnitte sind viele goldene Lehren enthalten und die Perlen echter Humanität leuchten allenthalben hervor.

„Uebung und Bewegung hält ebenso den Glauben und die Erkenntniß wie die Glieder und den Körper in Gesundheit. Die Wahrheit wird in der heiligen Schrift einem fließenden Brunnen verglichen; wenn sein Wasser nicht in beständigem regelmäßigen Laufe dahinfließt, so verwandelt

es sich in einen schmutzigen Sumpf von Einförmigkeit und Tradition. Wenn Jemand nur darum Dies und Jenes glaubt, weil sein Pastor es sagt oder die Synode so beschlossen hat, ohne anderweitige Gründe, so ist sein Glaube, auch wenn er wahr ist, doch in Beziehung auf die echte Wahrheit eine Häresie. Es gibt keine Last, die der Mensch lieber einem Andern aufbürdet als die Sorge und Pflege seiner Religion." Daß dieser Ausspruch nicht nur bei Katholiken, sondern auch bei Protestanten seine volle Geltung finde, weist dann Milton in einzelnen Beispielen nach. Von solchen Leuten, die ihre ganze Lebenszeit nur zwischen Geschäften und Vergnügungen theilen, halten sich die Einen einen Gewissensrath als Hausfreund, dem sie ihren Glauben und ihre religiösen Pflichten in ähnlicher Weise anvertrauen wie einem zuverlässigen Gehülfen einen Zweig des Geschäfts; die Andern halten sich an die vorgeschriebenen Formen und Kirchensatzungen mit derselben Pünktlichkeit wie an die Steuer- und Zollverordnungen; Beide ohne alle eigene Anstrengung, Nachdenken und Mühe. Ebenso geistesträge sei auch der größte Theil der Geistlichkeit aller Confessionen, indem sie ihre gottesdienstlichen Functionen, ihre Liturgie und ihre Predigten in vorgeschriebener Ordnung, in herkömmlichem Schlendrian und nach gedruckten Hülfsmitteln abhielten. Das sei nicht das Forschen nach Wahrheit, das dem Christen obliege, wie aus folgender Parabel hervorgehe: „Die Wahrheit kam einst in die Welt mit ihrem göttlichen Meister und war eine vollkommene Gestalt von herrlichem Anblick; aber als der Meister gen Himmel fuhr und seine Apostel eingeschlafen waren, da stand auf eine gottlose Rotte von Betrügern, die, wie der ägyptische Typhon und seine Verschworenen den guten Osiris, die jungfräuliche Wahrheit gefangen nahmen, ihre liebliche Gestalt in tausend Stücke zerhackten und diese nach allen vier Winden zerstreuten. Von der Zeit an wanderten die Freunde der Wahrheit, so viele sich zeigen durften, allenthalben umher, um gleich der Isis, die den zerstückelten Leichnam des Osiris suchte, die einzelnen, zerstreuten Glieder zu sammeln. Wir haben sie noch nicht alle gefunden, meine Lords und Gemeinen! und wir werden sie auch nicht vor des Meisters zweiter An-

kunft finden; er erst wird jedes Glied und Theilchen zusammenbringen und sie zu einer unsterblichen Gestalt von Lieblichkeit und Vollkommenheit formen. Gestattet nicht, daß diese Prohibitivgesetze sich an jedem günstigen Orte aufstellen, um Diejenigen zu stören und zu hemmen, die ohne Aufhören suchen wollen, die nicht ermüden dem zerrissenen Leibe unserer heiligen Märtyrerin die letzte Ehre zu erweisen."

Diese Theile der zerstückelten Wahrheit müssen auf verschiedenen Wegen gesucht werden, und Diejenigen, die blos ihren Weg als den rechten vorschreiben, sind die eigentlichen Sektenstifter und Schismatiker. „Immer Dasjenige suchen, was wir noch nicht wissen, mit Hülfe Dessen, was wir bereits kennen, immer Wahrheit an Wahrheit reihen, wie wir sie finden (denn ihr ganzer Leib ist gleichartig und proportionirt), das ist die goldene Regel in der Theologie, wie in der Mathematik und bringt die beste Harmonie in der Kirche hervor; nicht die gezwungene äußere Union kalter, gleichgültiger und zerrissener Gemüther." — „Wie beim äußern Tempelbau verschiedene Werkleute erforderlich sind, die Einen um Steine zu brechen, die Andern um den Marmor zu schleifen, die Andern um die Cedern zu fällen, so müssen auch beim innern Tempelbau verschiedene Parteien, Sekten und Genossenschaften bestehen, und wie dort durch die kunstvolle Verbindung und Zusammenfügung verschiedenartiger Materialien ein symmetrischer Bau emporsteigt, so kann auch hier die Vereinigung verschiedener Meinungen und brüderlicher Unähnlichkeiten, sofern sie nicht allzu weit auseinander gehen, nur dazu beitragen, das geistige Tempelgebäude schöner und mannichfaltiger und doch harmonisch zu machen." — „Laßt uns jetzt, wo die Reform der Reformation bewerkstelligt werden soll, besonnene Bauleute sein in dem geistigen Tempelbau. Denn jetzt scheint die Zeit zu nahen, wo Moses, der große Prophet freudig vom Himmel herab jenen seinen denkwürdigen und glorreichen Wunsch erfüllt sehen mag, daß nicht nur unsere siebenzig Aeltesten, sondern daß das ganze Volk des Herrn Propheten geworden sind. Mögen auch immerhin einige Männer, und vielleicht sogar gute Männer, aber, wie Josua damals, noch neu in der Güte, darüber bestürzt werden und sie um

die Gabe beneiden. Ihre Schwäche erfüllt sie mit der Angst, daß diese Spaltungen und Trennungen uns verderben möchten. Wenn sie sich verzweigt haben werden, sagt er, in Parteien und Fractionen, dann wird unsere Zeit kommen. Der Thor! Er sieht nicht die feste Wurzel, aus welcher alle emporwachsen, wenn auch in verschiedenen Zweigen, und er wird es nicht eher gewahr werden, bis er sieht, wie unsere wenig getrennten Fähnlein seine schlecht vereinigte und zuchtlose Heerschaar in allen Richtungen durchbrechen." Und daß dies sicher geschehen wird, dafür bürgt ihm der Geist des Volks. „Mir däucht, ich sehe im Geiste eine edle und mächtige Nation sich gleich einem starken Manne aus dem Schlafe erheben und ihr unüberwindliches Haupt schütteln: mir däucht, ich sehe sie gleich einem Adler ihre mächtige Jugend zum Flug gewöhnen und die geblendeten Augen stärken an den Strahlen der vollen Mittagssonne, reinigend und läuternd ihr lange mißbrauchtes Gesicht an dem Brunnen der himmlischen Klarheit, während der ganze Schwarm furchtsam gescharter Vögel und Dämmerungsgeschöpfe umherflattert, erstaunt über die ungewohnte Erscheinung, und mit Neid erfülltem Geschrei ein Jahr voll Sekten und Spaltungen weissagt." Ja, das Parlament selbst, obschon es jetzt in einer unglücklichen Stunde die Censurverordnung erlassen, ist ihm Bürge, daß die Freiheit, die es der Nation erkämpft und erworben, und die es als seine eigene Mutter ehren und beschützen müsse, nicht gefährdet werde. „Wir haben die Freiheit und die darauf beruhende Wißbegierde und Forschungstrieb durch Euere Thatkraft erhalten; ihr könnt uns nicht wieder zu der alten Finsterniß und Knechtschaft zurückführen, wenn ihr nicht zuvor selbst wieder so despotisch, willkürlich und tyrannisch werdet, wie Diejenigen waren, von denen ihr uns erlöset habt." Und um das Ehrgefühl der Presbyterianer noch mehr anzuregen, führt er ihnen die Worte des geachteten Lord Brooke zu Gemüthe, worin er sie ermahnt, „Geduld und Toleranz zu üben gegen alle jene Christen, die einen reinen Wandel führen und Gott nach den Vorschriften ihres Gewissens verehren, wenn auch ihre Ansichten in etwas verschieden sind."

Diese Toleranz ist Alles, was er zur Förderung der Wahrheit verlangt. „Die Stärke der Wahrheit grenzt an Allmacht, sie bedarf zu ihrem Siege keiner künstlichen Mittel; man gebe ihr nur Raum, und binde sie nicht im Schlaf, denn dann spricht sie nicht wahr (im Gegensatz zum alten Proteus, der nur gefangen und gebunden Orakel ertheilte), sondern nimmt alle mögliche Gestalten, mit Ausnahme der eigenen an, oder richtet ihre Sprache nach der Zeit, wie Micha that vor Ahab.“ — „Wie viele Dinge könnten ruhig ertragen werden“, heißt es weiter unten, „und dem Gewissen anheimgegeben, hätten wir nur Liebe untereinander und wäre nicht das gegenseitige Richten das stärkste Bollwerk unserer Heuchelei. Ich fürchte, jenes eiserne Joch äußerer Conformität hat unsern Nacken das Brandmal der Sklaverei aufgedrückt; das Gespenst eines farbigen Chorrocks verfolgt uns noch.“ Mit Recht sieht Milton in diesem Festhalten an bestimmten Formen und Formeln eine Rückkehr zu der alten starren Conformität, zu dem todten und eisigen Zustand einer zusammengefrorenen Masse von „Holz, Heu und Stoppeln“.

Zeigt sich Milton in den obigen Sätzen als unbedingten Verfechter der Religionsfreiheit, selbst wenn sie unvermeidliche Uebelstände in ihrem Gefolge habe, so müssen wir billig erstaunen, daß ein so freier und vorurtheilsloser Geist doch hinsichtlich der römisch-katholischen Kirche das Kind seiner Zeit war. Während er den schönen Gedanken ausspricht: da man nicht erwarten dürfe, daß in einer Kirche Alles „Gold, Silber und Edelgestein“ sei, und man nicht immer den Weizen vom Unkraut sondern könne, so sei es besser, daß gegen Viele Toleranz als gegen Alle Zwang geübt werde, will er doch nichts von einer Duldung des „Papstthums und des offenen Aberglaubens“ wissen, sondern hält es für Recht, daß, „da sie alle Religionen und Obrigkeiten vernichte, auch ihrerseits vernichtet werde, vorausgesetzt jedoch, daß zuvor alle Mittel der Liebe und Barmherzigkeit versucht worden, um die Schwachen und Verführten zu bekehren und zu gewinnen!“

Ist diese kurze Bemerkung Milton's wahre Ansicht, so bildet sie einen Flecken in dem edeln Charakter dieses hochsinnigen Mannes und einen häßlichen Strich in dem schönen Kunstwerk, das wir bisher

besprochen haben. Dieser harte Ausspruch wäre ein neuer Beweis, wie fern noch das 17. Jahrhundert dem Begriffe allgemeiner Religionsfreiheit stand, und wie jede Kirchenpartei für sich allein den Vorzug der ausschließlichen Rechtgläubigkeit in Anspruch nahm und in der Verfolgung des Andersgläubigen ein Werk der Frömmigkeit erblickte. Auch Milton dringt zunächst nur auf Duldung des Gleichartigen; das feindlich Widerstrebende will er ausrotten. Und während er für alle die losen Geister, die in der „starken und heilsamen Erschütterung des Reiches" „aufeinanderplatzen", einen freien Tummelplatz in Anspruch nimmt und den endlichen Sieg der Wahrheit von Gottes unsichtbarer Waltung mit Zuversicht erwartet, kennt sein Haß gegen den „papistischen Aberglauben" und das „anglicanische Prälatenthum" keine Grenzen. Von deutschen Humanitätsideen waren diese Puritaner weit entfernt, aber zum siegreichen Kampfe gegen mächtige Widersacher gehört nothwendig eine scharfe Grenzlinie des Für und Wider, des Verwandten und Feindlichen. Milton zog diese Grenzlinie mit sicherm Auge und fester Hand; aber während er mit gründlichem und unversöhnlichem Haß die gegnerische Partei verfolgte, verlangte er, daß man im eigenen Heerlager Denkfreiheit gestatte und eine liberale Fahne aufpflanze. Da sie in dem einen großen Ziel — Bekämpfung des kirchlichen und religiösen Despotismus einig seien, so dürfe man nicht durch engherzigen Geistesdruck und Gewissenszwang den gemeinsamen Zweck verrücken oder entweihen.

2. Ueber die Stellung der Könige und Obrigkeiten.

Als die englische Revolution in ihrem stürmischen Laufe sich der entscheidenden Krisis, der Hinrichtung des Königs und dem Uebergang zur Republik, näherte, wurden die Presbyterianer, die den Kampf gegen das Königthum hauptsächlich eröffnet und bis zum Sturz der Episcopalkirche und zur gänzlichen Ohnmacht des Thrones fortgeführt hatten, unschlüssig und bedenklich. Sie fürchteten die ungestüme Energie der Independenten, die bei dem Heere das Uebergewicht hatten und ihren Forderungen mit dem Schwerte Nachdruck geben konnten; sie ließen sich

mit dem gedemüthigten und gefallenen König in Unterhandlungen ein und schlossen einen Bund (Covenant) mit ihm ab, worin sie ihm Leben, Freiheit und Krone zusicherten, und als das Verlangen, den König vor einen Gerichtshof zu stellen, immer allgemeiner und lauter wurde, bekämpften sie das Vorhaben aus allen Kräften als eine in einem protestantischen Lande unerhörte und der heiligen Schrift widerstrebende That. Sie machten die Bibel zu einem „Janusbild", indem sie dieselbe nun ebenso für das Königthum gebrauchten, wie früher gegen dasselbe. Sie hatten das Ziel ihrer Bestrebungen erreicht, nun wollten sie das rollende Rad der Revolution in seinem zermalmenden Laufe aufhalten. Wie früher die Kanzeln zu Invectiven und Schmähreden wider den König und seine Umgebung gebraucht wurden, so ertönten sie jetzt von Schmähungen gegen die Independenten und ihre gottlose Wuth, welche die Frommen (Presbyterianer) um die Früchte des ihnen durch Gottes Gnade verliehenen Sieges zu bringen trachteten. Ihre Heftigkeit nahm zu, je näher die Stunde der Krisis heranrückte. Nie war ihre frühere Opposition gegen Königsmacht und Episcopat so aufgeregt und leidenschaftlich gewesen.

Gegen diese Erscheinung richtete Milton die vorliegende Schrift, die schon in ihrem Titel den ganzen Zweck andeutet: „Ueber die Stellung der Könige und Obrigkeiten, oder Beweis, daß es gesetzlich ist und durch das ganze Alterthum immer so angesehen wurde, daß Diejenigen, so in der Macht sind, einen Tyrannen oder gottlosen König zur Rechenschaft ziehen und nach gehöriger Ueberführung absetzen und mit dem Tode bestrafen dürfen, wenn die rechtmäßige Obrigkeit es zu thun versäumte oder verweigerte." Sie wurde wahrscheinlich schon vor dem Tode des Königs begonnen, aber erst nach demselben mit einigen Erweiterungen und Zusätzen veröffentlicht (Febr. 1649).

In dieser Schrift sucht Milton darzuthun, daß das Parlament, als die gesetzmäßige Vertretung des souveränen Volkes, das Recht habe, einen zum Tyrannen gewordenen König, der sich am Leben und Gut seiner Unterthanen vergriffen und die Gesetze des Landes übertreten, gleich jedem andern Missethäter zur Strafe zu ziehen; daß eine unvoll-

ständige Revolution ihres Zieles verfehle und daß Diejenigen, die den König durch Zwang und Gewalt so weit treiben, daß er die Ehre der Krone und die Macht der Herrschaft ablegt, demselben Urtheile unterliegen wie die mehr entschiedenen Männer, die den König absetzen und ihn der Möglichkeit berauben, Rache zu üben. Die Schrift athmet einen gewaltigen Geist; der Hauch einer stürmischen Freiheit braust mächtig durch die Blätter; man fühlt bei jedem Schritt die fieberhaft erregte Zeit einer Thronumwälzung und eines Königsmordes. Aber bei aller Leidenschaft zeigt Milton auch hier eine hochherzige Gesinnung und einen edeln, von aller Gemeinheit und Roheit freien Geist. Mit klarem Verstand, wie man bei einem so phantasiereichen Schriftsteller kaum erwarten sollte, durchdringt er die politischen Fragen und zerreißt mit starker Hand die Hüllen der Sophistik, der Heuchelei, des Egoismus. Lauter und aufrichtig, wie jeder echte Enthusiast, ist er ein Todfeind aller Verstellung und allen Scheins und geht, ohne Rücksicht und Nebengedanken, geradezu auf den Kern los. „Würden die Menschen mehr von der Vernunft geleitet", sagt er in der Einleitung zu dieser Schrift, „als von blinden Leidenschaften und Gewohnheiten, so würden sie leicht einsehen, wie schlimm es sei, einen Tyrannen zu hegen und zu schützen; allein da sie in ihrem Innern Sklaven sind, so wünschen sie auch den Staat nach derselben schmachvollen Art regiert zu sehen. Denn wahrlich! Niemand kann die Freiheit von Herzen lieben als gute Menschen; die andern lieben nicht die Freiheit, sondern die Zuchtlosigkeit, die nie mehr Raum und Nachsicht hat als unter Tyrannen. Daher kommt es, daß Tyrannen selten von schlechten Menschen verletzt werden oder ihnen mißtrauen, da sie alle von Natur servil sind; Diejenigen dagegen, in welchen Tugend und wahrer Werth hervorleuchtet, werden von ihnen ernstlich gefürchtet als ihre rechtmäßigen Herren und Gebieter; auf ihnen ruht ihr ganzer Haß und Argwohn."

Durch die retrograden Schritte der Presbyterianer waren die öffentlichen Angelegenheiten in einen Zustand der Unentschiedenheit und des Schwankens gerathen. Um den englischen Staat aus dieser Lage

der „Thatlosigkeit“ zu retten und das Parlament zu bewegen, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, sucht Milton zuerst die Bedenklichen und Unsichern von der Gerechtigkeit des Verfahrens zu überzeugen. Zu dem Ende weist er zuerst auf natürlichem und geschichtlichem Wege den Ursprung der Staaten und der Königswürde nach, um dadurch dem letztern die Glorie zu rauben, die ihm durch die vermeintliche Einsetzung „von Gottes Gnaden“ zu Theil geworden. „Niemand“, so beginnt er, „kann so albern sein, zu leugnen, daß alle Menschen von Natur frei geboren seien; hat sie doch Gott selbst geschaffen nach seinem Bilde und Gleichniß, und sie über alle andere Geschöpfe gesetzt zum Befehlen und nicht zum Gehorchen. Und so haben sie anfangs gelebt, bis sie in Folge des Sündenfalls anfingen, Unrecht und Gewaltthätigkeit untereinander zu begehen. Indem sie nun voraussahen, daß solche Vorgänge nothwendig zu ihrer Aller Verderben gereichen müßten, so kamen sie überein, sich durch einen Bund oder Vertrag vor gegenseitiger Unbill zu schützen und sich in Gemeinschaft zu vertheidigen gegen Alle, die eine solche Uebereinkunft stören oder sich derselben widersetzen würden. Dadurch entstanden Städte und Staaten; und da keine Art von Treue und Verpflichtung (faith) sich als hinlänglich bindend erwies, so sah man sich genöthigt gewisse Obrigkeiten einzusetzen, um jeden Friedensbruch und jede Rechtsverletzung durch Gewalt und Strafe abzuhalten.“ — „Diese Autorität und Macht der Selbstvertheidigung und Selbsterhaltung, die ursprünglich und natürlich in jedem Einzelnen und vereinigt in Allen ruhte, übertrugen sie dann um der Ruhe und Ordnung willen, und damit nicht Jeder sein eigener parteiischer Richter sei, entweder einem Einzigen, den sie wegen seiner hervorragenden Weisheit und Rechtschaffenheit allen Andern vorzogen, oder Mehreren, die sie als Männer von gleichem Werth und Verdienst ansahen; der Erstere wurde König genannt, die andern Magistrat (Obrigkeit), nicht damit sie die Herren und Meister der übrigen wären, sondern ihre Bevollmächtigte und Beauftragte, um kraft der ihnen anvertrauten Gewalt jene Gerechtigkeit zu üben, die sonst in Folge des Naturrechts und des ursprünglichen Gesellschaftsvertrags jeder Einzelne für sich und alle

unter einander hätten ausüben müssen. Dies ist der einzige vernünftige Grund, warum unter freien Menschen nach bürgerlichem Rechte Ein Mann Autorität und Jurisdiction über Andere haben kann." — „Diese regierten eine Zeit lang gut und entschieden mit großer Gerechtigkeit alle Dinge nach ihrem eigenen Gutdünken, bis der Mißbrauch der ihren Händen anvertrauten unbeschränkten Gewalt sie endlich zur Ungerechtigkeit und Parteilichkeit verleitete. Da erfanden Diejenigen, die nunmehr aus Erfahrung die Nachtheile und Gefahren erkannten, welche die Uebertragung einer absoluten Machtvollkommenheit an einen Einzigen zur Folge hatte, Gesetze, die von der Gesammtheit entweder abgefaßt oder doch bestätigt und angenommen waren und die Autorität des zur Regierung Berufenen bestimmen und begrenzen sollten, sodaß nicht mehr schwache oder lasterhafte Männer, wie sie manche aus Erfahrung kennen gelernt, die Herrschaft über sie führen, sondern Gesetz und Recht, möglichst unabhängig von persönlichen Fehlern und Irrthümern. Wie nun die Obrigkeit über dem Volke steht, so steht das Gesetz über der Obrigkeit. — Als auch dies nicht mehr zureichte, sondern das Gesetz entweder nicht ausgeführt oder übel angewendet wurde, so sahen sie sich von der Zeit an zu dem einzigen noch übrigen Rettungsmittel gezwungen — die Könige und Obrigkeiten bei ihrer Einsetzung durch Capitulationen und Eidschwüre zur unparteiischen Ausübung der Gerechtigkeit zu verpflichten; und nur auf diese Bedingung hin empfingen sie die Huldigung von dem Volke, d. h. Bund und Vertrag, ihnen bei der Ausführung dieser vom Volke selbst gemachten oder bestätigten Gesetze zu gehorsamen; und dies noch häufig mit der ausdrücklichen Clausel, daß, wenn König oder Obrigkeit sich treulos erwiesen, das Volk seines Eides entbunden sei. Sie fügten auch Räthe und Parlamente bei, nicht damit sie sich nach den Winken des Königs richteten, sondern damit sie zu bestimmten Zeiten, oder zu allen Zeiten, wo dem Gemeinwesen Gefahr drohe, mit ihm oder ohne ihn für die öffentliche Wohlfahrt Sorge trügen."

Nachdem Milton nun nachgewiesen, daß dies die Ansicht des ganzen Alterthums, heidnischen, jüdischen und christlichen gewesen, fährt

er fort: „Die gewöhnliche Behauptung, der König habe ein so gutes Recht an seine Krone und Würde als irgend Jemand an sein ererbtes Eigenthum, macht den Unterthan zu nicht viel Besserem als des Königs Sklaven, Vieh und Besitzthum, das er kaufen und verkaufen kann. — Und gesetzt auch die Krone sei ein Erbrecht (eine Ansicht, die ihren Hauptgrund in der Schmeichelei und in der bequemen Gewohnheit hat), ist es dann nicht recht und gesetzlich, daß, wie ein Unterthan für gewisse Verbrechen sein Hab und Gut für sich und seine Nachkommen an den König verwirkt, so auch der König für entsprechende Verbrechen seinen Titel und sein Erbe an das Volk verliere? Man müßte denn der Meinung sein, das Volk sei ganz und gar nur für ihn, nicht auch er für das Volk geschaffen, und sie in ihrer Gesammtheit geringer als er allein, eine Behauptung, die eine Art von Hochverrath gegen das Menschengeschlecht wäre." — „Daraus geht ferner hervor, daß die Ansicht, Könige seien nur Gott verantwortlich, alles Gesetz und Regiment über den Haufen wirft. Wenn sie sich weigern können, Rechenschaft abzulegen, dann sind alle bei der Krönung gemachten Verträge und alle Eidschwüre umsonst und zum Kinderspott, und alle Gesetze, die sie zu halten geloben, zwecklos; denn falls ein solcher König Gott nicht fürchtet (und bei wie vielen trifft dies nicht ein!), so tragen wir unser Leben und Gut nur von seiner Huld und Gnade zu Lehen, wie von einem Gott, nicht von einer menschlichen Obrigkeit, ein Grundsatz, den nur Hofschmarotzer und Thoren aufstellen können. Daher schreibt Aristoteles, den wir für einen der besten Ausleger der Natur und Moral halten, im vierten Buch seiner Politik: „daß unumschränkte Monarchie die schlimmste Art der Tyrannei sei, die von freigeborenen Männern am wenigsten ertragen werden könne".

„Wenn aber der König oder die Obrigkeit ihre Autorität ursprünglich und naturgemäß von dem Volke haben und zwar zunächst zu seinem, nicht zu ihrem Besten, so folgt daraus, daß das Volk den König wählen oder verwerfen, behalten oder absetzen kann, je nachdem dasselbe es für gut findet, selbst wenn er kein Tyrann ist, blos in Folge der Freiheit und des Rechts freigeborener Männer." — „Für einen Tyrannen

aber ist Jeder zu halten, der, mag er nun mit Recht oder Unrecht zum Thron gekommen sein, weder die Gesetze noch die gemeinsame Wohlfahrt beachtend blos für sich und seine Partei regiert"; — „ein solcher ist ein ebenso großes Unglück für das Volk, als ein gerechter König ein Segen für dasselbe ist; dieser ist der Vater seines Landes, jener der gemeinsame Feind."

Nach diesen allgemeinen Sätzen sucht Milton aus der Geschichte Beweisgründe für seine Behauptung. Die Bücher des alten Testaments liefern ihm eine reiche Ernte von Thatsachen und Aussprüchen, wodurch die Wahrheit seiner Anschauung dargethan wird. Jehovah selbst läßt es zu, daß die Israeliten einen König wählen, nachdem er umsonst durch Samuel ihr Vorhaben zu hintertreiben und sie bei der republikanischen Staatsform festzuhalten gesucht; er läßt es aber auch geschehen, daß gottlose Könige gestürzt und gemordet werden. Ebenso ergiebig ist das heidnische Alterthum der Griechen und Römer in ihren Geschichtschreibern wie in ihren Staatsrechtslehrern. Pflegten doch die Athener „Tyrannenmördern" die höchste Ehre zu erweisen, und der edle Kaiser Trajan handelte ganz in Milton's Geist, als er dem Hauptmann der Prätorianer das Schwert überreichte mit den Worten: Si mereor in me! Auch im neuen Testament findet Milton seine Ansicht bestätigt. Petrus nenne die Obrigkeit „eine menschliche Ordnung", der die Christen als „freie Männer" unterthan sein sollen; und wenn dagegen Paulus, Römer 13, von der Obrigkeit als einer von Gott eingesetzten Ordnung spreche, so könne er damit nur eine gute und gerechte Obrigkeit verstehen, sonst widersprächen sich die beiden Apostel. Auch die mittelalterliche Geschichte der meisten europäischen Länder liefere Beweise in Fülle, daß man die königliche Staatsverfassung stets als einen Vertrag zwischen Fürst und Volk angesehen und den natürlichen Vertretern des letztern das Recht eingeräumt habe, tyrannische, die Gesetze mißachtende Könige zu richten und zu strafen. Belege dafür gibt ihm die Geschichte von Aragonien und England. Als die Römer um die Mitte des 5. Jahrhunderts das Insellland verlassen mußten, hätten sie die Staatsgewalt den Händen des Volkes übergeben und

dieses habe dann aus eigener Machtvollkommenheit einen König eingesetzt; und daß die Reichsbarone und das Parlament stets das Recht gehabt und geübt, pflichtvergessene und gottlose Regenten zu strafen, gehe aus der Geschichte Richard's II. und mehrerer anderen Könige hervor. Dies beweise auch Matthäus Paris, der beste unter den englischen Historikern, indem er sagt: „wenn Könige irrten, hätte das Schwert Gewalt, sie in die Schranken zu weisen."

Diese Grundsätze hatten auch die Presbyterianer früher aufgestellt. Jetzt aber, wo sie die Revolution in ihrem Laufe zu hemmen suchten, um die Früchte ihrer Anstrengung und ihres Sieges zu genießen, fanden sie in der Bestrafung eines Königs durch die eigenen Unterthanen ein dem Protestantismus widerstrebendes Verfahren. Gegen diese letztere Behauptung richtet daher Milton schließlich seine ganze durch Geschichte, Literatur und Logik unterstützte Beweisführung. Die Presbyterianer, die trotz ihres Hasses und Kampfes wider die römisch-katholische Kirche von derselben doch den Herrscherstolz und das autokratische Streben überkommen hätten, deren Geistliche gleich der stolzen Hierarchie des Mittelalters eine Superiorität über alle weltlichen Stände vom König bis zum Bettler ansprächen, deren ganzes Kirchenwesen einen revolutionären Ursprung gehabt, die begingen jetzt die Inconsequenz von protestantischem Standpunkte aus den Widerstand gegen die gesetzmäßige Obrigkeit zu verdammen. Quis tulerit Gracchos de seditione querentes! Hatten nicht die Presbyterianer, so argumentirt Milton, zuerst im Parlament, dann im offenen Felde den Kampf gegen den König begonnen? Hatten nicht gerade die presbyterianischen Prediger durch ihre leidenschaftlichen Kanzelreden den Haß gegen den gotteslästerlichen Hof zu einer solchen Höhe gesteigert, daß endlich das Schwert gezogen werden mußte? Und wer einmal das Schwert gegen den König gezückt, ist seiner Gesinnung nach ebenso gut ein Königsmörder, als wer für dessen Tod stimmt; denn wenn seine Kugel im Schlachtfeld nicht gerade den König traf, darf dies ihm ebenso wenig zum Verdienst angerechnet werden, als der entgegengesetzte Zufall seine Schuld erhöht hätte. Und wenn man die Krone aller Ehre und Macht entkleidet, wie die Pres-

byterianer im Parlament gethan haben, so kommt dies einer Thronumwälzung sehr nahe.

Nachdem Milton durch solche und ähnliche Argumente die Heuchelei und Inconsequenz der Presbyterianer mit Klarheit und Schärfe hervorgehoben; nachdem er ihnen zum Vorwurf gemacht, daß sie sich jetzt in ihrem Siege dieselben Vergehen und Laster zu Schulden kommen ließen, die sie früher an ihren bischöflichen Widersachern so hart gerügt hätten, daß sie durch Pfründenhäufung und Zehntendruck ihren Egoismus und ihre Habsucht, durch Kirchenzwang, durch Ueberwachung der Presse und der Kanzel, durch inquisitorische Eingriffe in die Gewissensfreiheit ihre Intoleranz und ihren engherzigen Sektengeist sattsam beurkundet hätten, weist er die Unhaltbarkeit ihrer Behauptungen aufs überzeugendste nach. In der Auflehnung der protestantischen Fürsten Deutschlands gegen Kaiser Karl V., in dem glorreichen Freiheitskampfe der Niederlande gegen Spanien, in der Vertreibung Christian's II. von Dänemark sieht er nur die gerechte und gesetzmäßige Erhebung protestantischer Fürsten und Völker gegen eine drückende Tyrannei und Geistesknechtschaft; und daß die Vereinigten Staaten von Holland seit ihrer Befreiung in Allem so sichtlich prosperirten, sei ein deutlicher Beweis von den segensreichen Folgen eines solchen durchgeführten Kampfes. Die Schriften der Reformatoren liefern ihm reichen Stoff zur Begründung seiner Ansicht. Und da die Presbyterianer gerade darauf den größten Werth legten, daß in einem protestantischen Lande noch nie der Fall vorgekommen, daß ein König von dem Volke gerichtet worden, so stellt er die Aussprüche der Reformatoren zusammen, um zu beweisen, daß das Nichtvorkommen eines solchen Falles keineswegs die Ungesetzmäßigkeit desselben involvire. „Es ist und darf kein Ruhm für ein protestantisches Land sein," sagt er, „noch nie einen König zum Tod geführt zu haben, sondern es ist der Ruhm eines protestantischen Königs, noch nie den Tod verdient zu haben. Und wenn das Parlament und der Kriegsrath Das, was sie für ihre Pflicht halten, ohne einen frühern ähnlichen Fall thun, so zeigt es mehr Weisheit, Tugend und Seelengröße, daß sie sich selbst für fähig halten ein

Vorbild zu sein für Andere und insbesondere für ihre Nachkommen, die, wenn sie nicht ganz und gar ausarten, dermaleinst mit Stolz auf diese fleckenlosen und nachahmungswürdigen Thaten ihrer Vorfahren als auf den Höhepunkt ihres bürgerlichen Ruhms blicken werden.“ Es wird ein warnendes Beispiel sein, „daß in künftigen Zeiten kein unbeschränkter Monarch oder Tyrann, der auf seine eigene Wohlfahrt bedacht ist, sich eine so hohe und unverantwortliche Gewalt über die Menschheit anmaßt, sodaß er ganze Reiche verheert und umkehrt, als ob die Nation nichts wäre als ein Ameisenhaufen“.

Luther und die deutschen Reformatoren liefern nur wenig Aussprüche gegen die absolute Fürstengewalt. Ihre Stellung und ihre Scheu vor jeder Vermischung von Zeitlichem und Geistlichem, von Politischem und Religiösem machte ihnen eine kluge Zurückhaltung in solchen delicaten Fragen zur Pflicht oder doch rathsam. Dagegen sind die Schriften von Zwingli und Calvin, denen die republikanischen Staatsformen, unter welchen sie lebten, eine freiere und rücksichtslosere Kundgebung ihrer Meinungen gestatteten, angefüllt mit den schärfsten Aussprüchen gegen die unumschränkte Königsmacht, die ihren Ursprung „von Gottes Gnaden“ herleite, gegen tyrannische Herrscher, die dem Gewissen der Unterthanen Gewalt anthun, die Gottes Gebote übertreten, die Gesetze des Staats umkehren und die heiligen Rechte der Menschheit, die Christus durch sein Blut erkauft, verachten. In allen diesen Fällen wird den Unterthanen das Recht zugesprochen, wenn die Wege der Milde, der Bitten und Vorstellungen nichts fruchten, sich mittels der eigenen Kraft zu befreien und ihren Dränger abzusetzen, zu vertreiben, zu tödten.

Noch reichhaltiger fließen die Quellen bei den Begründern der schottischen Kirche, bei Knox, Buchanan, Goodman u. A., und da Milton durch diese Autoritäten die Presbyterianer am sichersten widerlegen, sie mit ihren eigenen Waffen schlagen konnte, so weilt er am längsten bei diesen. Es war keine schwierige Aufgabe, aus Knox' „Trompetenstoß gegen das Weiberregiment“, aus Buchanan's berühmter Abhandlung »De jure Regni«, aus Goodman's Schrift „Von dem

Gehorsam" oder aus den Werken der englischen Puritaner, wie Cartwright, Fenner u. A., eine Menge Sätze zur Rechtfertigung der Selbsthülfe eines Volkes gegen gottlose Könige anzuführen. Die genannten Schriftsteller, die um ihres Glaubens willen Verfolgung, Flucht und Verbannung von einer feindseligen Regierung zu dulden hatten, die von Natur rauh und heftig durch die Leiden des Exils und durch das eifrige Forschen in den Schriften des alten Testaments, die sie auf ihre Zeit und Verhältnisse anwendeten, in ihrer Härte und in ihrem Haß noch bestärkt wurden, gaben ihren verbitterten Gefühlen und den Eingebungen eines leidenschaftlichen Fanatismus rücksichtslos und ungehemmt Ausdruck. Da sie sich ganz auf den Standpunkt der alttestamentlichen Propheten, gegenüber den abgöttischen Königen, stellten, und in der Vernichtung der von ihnen als gottlos angesehenen Herrscher das Ziel ihres Lebens und den Sieg ihres Glaubens sahen, so mußten ihre Schriften natürlich die feindseligste Gesinnung gegen die bestehende Obrigkeit athmen. Wenn Milton diesen zornsprühenden Aussprüchen eine gewisse Autorität beilegt und Beweisgründe für seine Ansicht daraus herleiten will, so thut er Unrecht; sie stehen auf ebenso revolutionärem Boden wie er selbst und seine Gesinnungsgenossen, und ihre Meinungen können auf keine größere Geltung Anspruch machen als jede andere Privatmeinung. Aber gegen die Presbyterianer leisteten sie ihm vortreffliche Dienste. Sie bewiesen, daß ihre Kirche auch nur vermittelst einer erfolgreich durchgeführten Revolution ins Leben getreten ist und daß ihre dermaligen Bekenner ihrer ganzen Vergangenheit entsagen und die Stifter ihrer Religion nebst ihrem Werke verleugnen würden, wenn sie der Nation das Recht absprächen, sich des Königs zu entledigen und die begonnene Umgestaltung ihres Staatswesens zu vollenden. In einer sehr scharfen Apostrophe straft er dann die Inconsequenz ihrer Prediger, die gleich den Soldaten bei ihren militärischen Uebungen, bald vorwärts bald rückwärts marschirten, allerlei Schwenkungen und Bewegungen machten und die Vorsehung stets als Lärmtrommel gebrauchten.

Bei aller Schärfe und Bitterkeit der Polemik hat die vorliegende

Schrift doch auch ein versöhnendes Moment: sie sucht die Presbyterianer von der Nothwendigkeit eines einträchtigen Handelns in der Stunde der Krisis zu überzeugen und ihnen die Gefahren zu Gemüthe zu führen, die aus einer begonnenen und nicht durchgeführten Revolution für sie und die ganze Nation entspringen würden. „Wenn ihr weise seid," ruft er ihnen zu, „so fürchtet ihr viel mehr, was ihr schon gethan habt, als was euch noch zu thun übrig bleibt, und laßt euch bei Zeiten warnen, kein Vertrauen auf Fürsten zu setzen, die ihr gereizt habt, damit ihr nicht die Zahl Derer vermehrt, die zu ihrem Unglück die Folgen erprobt haben." Die pariser Bartholomäusnacht und der Abfall der Niederlande dienen ihm unter andern als Beispiele, welche Resultate eine unvollendete und eine vollendete Revolution im Gefolge habe!

3. Ikonoklastes oder der Bildnißzerstörer.

„Es wurde bald offenbar, daß jene politischen und religiösen Eiferer, von denen die Hinrichtung des Königs ausging, nicht nur ein Verbrechen, sondern auch einen Fehler begangen hatten. Sie hatten einem Fürsten, der bisher dem Volke hauptsächlich durch seine Vergehen bekannt geworden war, eine Gelegenheit gegeben, auf einem großen Schauplatz vor den Augen aller Völker und Zeiten gewisse Eigenschaften zu entfalten, die unwiderstehlich die Bewunderung und Liebe der Menschheit erregen, den hohen Sinn eines ritterlichen Edelmannes, die Geduld und Sanftmuth eines Christen. Ja, sie hatten eine solche Rache ersonnen, daß derselbe Mann, dessen ganzes Leben eine Reihe von Angriffen auf Englands Freiheiten gewesen war, nun als Märtyrer für diese nämlichen Freiheiten zu sterben schien. Kein Demagoge brachte jemals einen solchen Eindruck auf die Gemüther des Volks hervor als der gefangene König, der, indem er auf seinem letzten Gang seine ganze königliche Würde bewahrte und dem Tod mit unerschrockenem Muthe ins Angesicht sah, den Gefühlen seines unterdrückten Volkes Worte gab, der männlich jede Vertheidigung vor einem nach den Gesetzen des Landes unbekannten Gerichtshofe von sich wies, der von der Gewalt

des Schwertes an die Grundgesetze der Verfassung appellirt, der die Frage aufwarf, nach welchem Rechte das Haus der Gemeinen seiner achtungswürdigsten Mitglieder beraubt und das Haus der Lords seiner gesetzgebenden Macht entkleidet worden, und der endlich vor den weinenden Zuhörern betheuerte, daß er nicht blos seine eigene, daß er auch ihre Sache verfechte. Seine lange Mißregierung, seine unzähligen Treulosigkeiten waren vergessen. Sein Andenken erschien in den Gemüthern der meisten seiner Unterthanen mit jenen freien Institutionen verbunden, die er während so vieler Jahre zu zerstören gestrebt hatte; denn jene freien Institutionen waren mit ihm zu Grunde gegangen und waren während des trauervollen Schweigens einer durch Waffengewalt niedergehaltenen Volksmenge allein durch seine Stimme vertheidigt worden. Von der Zeit an begann eine Reaction zu Gunsten der Monarchie und der verwiesenen Parlamentsglieder, eine Reaction, die nicht mehr aufhörte, bis der Thron wieder in seiner ganzen alten Herrlichkeit hergestellt war."

Diese Darstellung Macaulay's in seiner „Geschichte Englands" macht uns mit der Stimmung des Volkes unmittelbar nach der Hinrichtung des Königs bekannt, eine Stimmung, die der Schrift „Ikon basilike" oder königliches Bildniß ebensowohl die Entstehung gegeben hat, als sie durch dieselbe gesteigert worden ist. Dieses kleine mit dem Bildniß des Königs gezierte Buch erschien in dem Todesjahre Karl's, und da es für ein nachgelassenes Werk des unglücklichen Monarchen ausgegeben und gehalten ward, so fand es eine solche Verbreitung, daß in kurzem 47 Auflagen davon veranstaltet wurden, die sich auf die in jener Zeit unerhörte Zahl von 48,500 Exemplaren beliefen. Um den durch Royalisten und Geistliche genährten Eindruck des Buches zu schwächen, verfaßte Milton im Auftrag der republikanischen Regierung eine englische Gegenschrift, welche den passenden, von den byzantinischen Kaisern entlehnten Titel „Ikonoklastes" (Bildnißzerschlager) führte. Daß die gegnerische Schrift nicht ein nachgelassenes Werk des Königs sei, sondern das untergeschobene Buch eines Royalisten, der bei der herrschenden Stimmung und Aufregung durch diese Fiction oder

Fälschung auf das Volk einen um so größern Eindruck hervorzubringen gedachte, davon scheinen Milton und seine Freunde fest überzeugt gewesen zu sein; ob sie aber den erst in der Folge bekannt gewordenen wahren Verfasser, Bischof Gauden von Exeter, im Verdacht hatten, oder ob sie einen andern für den Autor hielten, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Milton fühlte das Schwierige seiner Aufgabe, einen König, der von einem großen Theil des Volkes als Märtyrer und Heiliger verehrt ward, dessen vermeintliches Vermächtniß mit der größten Begierde gelesen und bewundert wurde, und auf dem die Poesie des Unglücks ruhte, nun in dem Lichte darzustellen, wie er seiner Partei erschien, wie er noch kurz zuvor der Mehrheit der Nation erschienen war, und gerade dieses Vermächtniß als untergeschoben, als unwahr, als verfälscht hinzustellen. Treffend vergleicht er das „Ikon" mit jenem angeblichen Testamente Cäsar's, durch welches Antonius bei der Beerdigung des Ermordeten das wankelmüthige Volk gegen die Wiederhersteller der republikanischen Freiheit aufgereizt habe. Aber gerade die Bedeutung, welche die Royalisten und die hochkirchliche Geistlichkeit dem Buche, das die Thaten und Absichten des Königs in das reinste Licht stellte, zu geben suchte, nöthigte die Gegenpartei zu einer klaren und scharfen Widerlegung, wenn sie nicht als Verräther an Gesetz und Königthum, an Land und Volk erscheinen sollte. Und diese Widerlegung führte Milton in so meisterhafter Art, daß sein „Ikonoklastes" noch jetzt als Muster polemischer Darstellung gilt. Die Wirkung war, trotz der Ungunst der Verhältnisse, um so größer, als er sich aller Abschweifungen und persönlicher Verunglimpfung enthielt, dem Inhalte der Schrift Schritt vor Schritt folgte, die entstellten Thatsachen in ihr wahres Licht setzte, die aus Lüge, Verdrehung und Sophismen gewobenen nebelhaften Gebilde zerstreute und durch klare Kritik und stichhaltige Gründe Trug und Falschheit vernichtete.

In dem ersten Capitel wird die von dem „Ikon" aufgestellte Behauptung, Karl habe das letzte (Lange) Parlament aus eigenem Antrieb und freiem Willen einberufen und sei stets den Gesetzen des Landes

nachgekommen, als eine offenkundige Unwahrheit hingestellt. Der König habe nicht nur durch die häufigen, auf die muthwilligste Weise und unter den nichtigsten Gründen ausgeführten Auflösungen des Parlaments seine Abneigung gegen parlamentarische Discussion und freie constitutionelle Verfassung beurkundet, sondern seine aus Hofleuten, Günstlingen und Prälaten bestehende Umgebung habe offen ausgesprochen, daß der König kein Parlament mehr einberufen würde, daß es überhaupt mit der parlamentarischen Regierungsweise zu Ende sei. Aus dieser Gesinnung habe Karl selbst so wenig Hehl gemacht, daß er das Verbot erlassen, durch Adressen oder Petitionen die Einberufung eines Parlaments zu begehren, ja auch nur das Gerücht auszusprengen, der König gehe mit einem solchen Gedanken um, oder den Zeitpunkt zu bestimmen, wann dieses Ereigniß wieder eintreten dürfte; und wie wenig ihm an Beobachtung der Reichsgesetze gelegen, beweisen die zahllosen Bedrückungen und Willkürmaßregeln die er sich während der Jahre, da kein Parlament bestanden, in politischer und kirchlicher Beziehung habe zu Schulden kommen lassen, und die Gewaltthätigkeiten und Erpressungen, gegen welche die Wegnahme von Naboth's Weinberg nur ein kleines Vergehen sei. Wenn aber Karl trotz seiner Abneigung gegen constitutionelle Regierung und im Widerspruch mit seinen Absichten und Plänen dennoch wieder nach langer Unterbrechung ein Parlament einberufen, so sei das wahrlich nicht aus freiem Willen geschehen, sondern er sei durch die Noth der Zeiten und vor allem durch den unglücklichen schottischen Krieg dazu genöthigt worden; und er habe bei diesem wie bei allen frühern Parlamenten keine andere Absicht gehabt, als Geldbewilligungen zu erlangen, keineswegs aber die Wünsche des Volks zu erhören und die gegründeten Beschwerden abzustellen. Die Einwendung, daß die Mehrheit des Parlaments sich durch Leidenschaft, Parteieifer und Vorurtheil habe fortreißen lassen und daß die Wahlen durch äußere Einwirkungen im Parteiinteresse geleitet worden, begegnet Milton mit der Frage, ob denn alle Weisheit und Vernunft dem König allein innewohne, dem Volke aber nur (um mich eines currenten Ausdrucks zu bedienen) „ein beschränkter Unterthanenverstand“, und ob man

bei den Parlamentswahlen hätte warten sollen, bis die „Hofbriefe“ und die „Weisungen“ der Regierung ihre beabsichtigte Wirkung gethan? Nachdem Milton hierauf nachgewiesen, daß der König in politischen Dingen durchaus nicht auf gesetzlichen Wegen gewandelt, daß sein Verhalten dem Parlamente gegenüber auf gänzlicher Mißkennung der Volksrechte und Landesgesetze beruht habe und daß er die uralte, unter vielen Kämpfen und Mühen gefestigte Staatsordnung und die herkömmlichen Verhältnisse zwischen der Executivgewalt und der Gesetzgebung habe umstürzen und England in ein absolutes Königthum umwandeln wollen, wendet er sich zu den religiösen Klagpunkten und rügt zunächst die laxen Ansichten des Hofes hinsichtlich der Sonntagsfeier. Während man mit abergläubischer Strenge die kirchlichen Ceremonien aufrecht erhalten, habe man doch am Sonntag Schauspiele geduldet und öffentliche Volksbelustigungen und Tänze gestattet.[13])

Was aber die Andacht und Frömmigkeit des Königs angeht, auf welche die Lobrede so großes Gewicht legt und zu deren Beweis sie einen Privatpsalter desselben anführt, so weist Milton zuerst nach, daß es ein todtes Formular wäre, zusammengesetzt aus biblischen Redensarten ohne alle Wärme und christliches Gefühl, ein Werk des Lippendienstes, das nicht mehr innern Werth habe als irgend ein bischöfliches Breviarium oder ein alltägliches Andachtsbuch, wie es jeder Laden zum Verkauf darbiete. Sodann beruft er sich auf Aristoteles, der in seiner „Politik“ die Scheinheiligkeit unter den zwölf Trugmitteln der Tyrannei anführe, und bringt aus der Geschichte viele Beispiele vor, wo Grausamkeit und Despotismus mit äußerer Frömmigkeit gepaart gewesen. So habe der byzantinische Kaiser Andronicus der Komnene die Briefe des Apostels Paulus so häufig gelesen, daß er dessen Stil und Ausdrucksweise sich ganz zueigen gemacht und in seinen Privatbriefen täuschend nachgeahmt; aber durch diese heilige Maske habe sich das Volk nicht täuschen lassen, sondern den grausamen Tyrannen in Stücke zerrissen; und aus William Shakspeare, einem Schriftsteller, den der König bekanntlich zu seinem vertrautesten Gefährten

gemacht, erfahren wir, daß Richard III. ähnliche Ansichten aussprach, wie Karl I. (Act II, Sc. 1):

> Nicht Einen weiß ich, der in England lebt,
> Mit dem mein Sinn den mind'sten Hader hätte,
> Mehr als ein heute Nacht gebor'nes Kind.
> Ich danke meinem Gott für meine Demuth.

Den auffallendsten Beweis aber für die gänzliche Hohlheit und Unlauterkeit dieser angeblichen Andachtsübungen des Königs findet Milton darin, daß das letzte Gebet, das er nach dem „Ikon" bei seiner Hinrichtung mit dem ihn begleitenden Bischof Juxon gehalten haben sollte, nichts Anderes ist, als das einem Liebesroman von Sidney (»Arcadia«) entnommene poetische Gebet eines heidnischen Weibes an einen heidnischen Gott, also ein Plagiat, das in der heiligsten Stunde dem höchsten Gotte als Herzensergießung und letztes Wort eines sterbenden Königs dargebracht wird. Mit Recht verhöhnt Milton den ungeschickten und taktlosen Betrug der royalistischen Eiferer, wodurch sie das tragische Ende eines bei allen Fehlern doch würdevollen Fürsten mit Schmach und Hohn bedeckt hätten [14]); und spottet der Priester, die jetzt, gleich den Baalpfaffen, auf den Kanzeln um den Tod des Königs heulten, daß sie unter ihrem ganzen Vorrath von Gebetsformeln und Lippenwerk nichts gefunden, das einer solchen Stunde würdig gewesen. Wahrlich, der müsse ein armer Mann sein, der nicht einmal ein einziges Gebet in seinem Herzen habe, das er seinem Gott darbringe!

In dem „Ikon basilike" spricht Karl seine tiefe Reue aus, daß er zu Strafford's Hinrichtung seine Einwilligung gegeben, und sucht sein Gewissen von der Mitschuld an dieser blutigen That zu reinigen. Diesem Bekenntniß begegnet Milton im zweiten Capitel. Er weist zuerst nach, daß Strafford's landesverrätherische Handlungen und seine verderblichen, auf den Umsturz der alten Gesetze und Verfassung gerichteten Unternehmungen nach dem Urtheile des Parlaments und des ganzen Volkes todeswürdige Verbrechen gewesen, daß folglich der König, wenn er anders seiner erhabenen Stellung als Oberhaupt des Staats entsprochen hätte, die Stimme der Gerechtigkeit und die öffentliche Mei-

nung höher anschlagen mußte als seine eigene Ansicht. Denn Strafford habe keine Freunde und Verfechter gehabt, als einige corrumpirte Hofleute, einige Geistliche und einige ränkevolle Hofdamen, „und wo deren Uebermuth zu solcher Höhe steigt, daß sie sich in Staatsgeschäfte mischen, so ist dies das sicherste Zeichen eines sittenlosen, entarteten und unwürdigen Staatswesens". Dann rügt er die Widersprüche in des Königs Betragen, indem er zuerst beiden Häusern feierlich versichert habe, er würde nimmermehr seine Einwilligung zu Strafford's Verurtheilung geben, weil es gegen sein Gewissen gehe, und daß er doch einige Tage später, nachdem er mit seinen Räthen und Bischöfen sich benommen, diese Zustimmung mit seinem Gewissen vereinbar gefunden habe; sein Gewissen müsse also sehr wandelbarer Natur sein. Karl's Widerstand habe in dem Bewußtsein der eigenen Mitschuld seine Quelle gehabt; hätte Strafford sich nur eines Theils der ihm nachgewiesenen Verbrechen gegen den König schuldig gemacht, so wäre er längst als Hochverräther auf dem Schaffot gestorben. Die Reue sei dem König erst dann gekommen, als er sich überzeugt habe, daß es ihm nicht schlimmer ergangen wäre, wenn er dem Todesurtheil seine Zustimmung versagt hätte; da habe er bedauert, einen so tapfern Kämpen für die königliche Machtvollkommenheit seinen Widersachern aus Furcht geopfert zu haben. Uebrigens komme ihm des Königs reuevolles Bewußtsein ebenso vor, wie die Gewissenhaftigkeit der Zöllner und Pharisäer, die da Mücken seigten und Kameele verschluckten. Denn im Vergleich mit vielen blutigen Thaten und ungesetzlichen Handlungen, die sich der König habe zu Schulden kommen lassen, und die beinahe den Ruin der drei Königreiche und der ganzen Nation herbeigeführt hätten, sei Strafford's Hinrichtung ein geringes Uebel. Freilich sei in Karl's Auge Strafford der Eine Gerechte gewesen, weil er seine Sache geführt, die Tausende aber, die er seiner Herrschsucht und seinem königlichen Stolze geschlachtet, seien auf der Bahn der Frevler und Rebellen gewandelt, die daher einen tausendfachen Tod verdient hätten. Allein in diesem Falle müsse des Volkes Stimme als Gottes Stimme gelten.

Der unheilvollste Schritt des Königs während der ganzen Revolution war der in Begleitung einer Schar Bewaffneter unternommene Gang nach dem Parlamentshaus, um dort die fünf Häupter der Oppositionspartei, Hamden, Pym, Hollis u. A. in eigener Person zu verhaften. Die Bewaffneten, verwegene, starke Männer, die vor keiner Blutthat zurückbebten, wurden an den Thüren und in den Gängen des Parlamentshauses aufgestellt und warteten nur das Zeichen ab, um über die Mitglieder herzufallen. Aber die Bedrohten waren gewarnt worden und hatten sich vorher entfernt. Der König fand „die Vögel ausgeflogen“. Die Durchsuchung ihrer Wohnung und ihrer Papiere, um Beweisstücke einer Verschwörung oder ungesetzliche Correspondenzen zu entdecken, blieb ohne Ergebniß. Diese offne Verletzung der anerkannten und beschworenen Rechte des Parlaments setzte selbst die treuesten Anhänger des Königthums in Bestürzung und führte einen unheilbaren Bruch zwischen dem Thron und der Nation herbei. Der Aufruhr in der Stadt wurde so gewaltig und drohend, daß Karl für gerathen hielt, die Hauptstadt zu verlassen, die er erst wieder als Gefangener betrat. Die flüchtigen Parlamentsglieder wurden im Triumph in das Ständehaus zurückgeführt und dem König blieb nichts übrig, als das Glück der Waffen zu versuchen. Diese That war ein unverantwortlicher Treubruch und Karl selbst hatte sie in einer spätern dem Parlamente ertheilten Antwort verdammt. Nichtsdestoweniger sucht das „Ikon basilike“ sie mit geschraubten Redensarten und sophistischen Scheingründen zu beschönigen und zu rechtfertigen.

Gegen dieses „morsche, neu aufgeputzte Gebäude“ zieht Milton im dritten Capitel zu Felde und deckt die Entstellung und Lügenhaftigkeit der gegnerischen Angaben schonungslos auf. Während der König und seine Umgebung mit den irischen Rebellen in Verbindung gestanden, während sie bewaffnete Hülfe vom Ausland gegen Volk und Parlament angerufen, habe man patriotische Männer verbrecherischer Verbindungen angeklagt und an die geheiligten Vertreter der Nation gewaltthätige Hand gelegt. Und nach solchen Vorgängen berufe sich der König auf sein reines Gewissen und wende die Worte David's auf sich an, wo

es heiße: „Habe ich Böses vergolten Denen, so friedfertig mit mir lebten; oder Die, so mir ohne Ursache Feind waren, beschädiget; so verfolge mein Feind meine Seele und ergreife sie, und trete mein Leben zu Boden und lege meine Ehre in den Staub.“ (Ps. 7, 6. 7.) Aber Gott, auf den er sich berief, richtete ihn. „Er strafte ihn vor dem Angesichte der Menschen nach dem Spruche seines eigenen Mundes, um als Warnung zu dienen für alle folgende Könige, welche die Worte und Betheuerungen David's vermessen anwenden, ohne doch David's Geist und Bewußtsein zu besitzen.“

Das vierte Capitel handelt von den tumultuarischen Volksauftritten, durch welche nicht allein der König und die Regierung zu neuen Gesetzen und Verfassungsreformen gezwungen wurden, sondern welche das Parlament selbst auf der Bahn der Neuerung unbesonnen forttrieben. Diese Beschuldigungen sowie Milton's Widerlegung werfen auf die englische Revolution ein großes Licht. Wir erfahren daraus, daß dieselben wilden Volksscenen, welche in Frankreich die revolutionäre Bewegung weiter geführt, als die Urheber anfangs beabsichtigt und gewünscht hatten, daß dieselben tumultuarischen Auftritte, welche in den Jahren 1848 und 1849 in Deutschland die Regierungen und die constituirenden und gesetzgebenden Versammlungen mit Ungestüm vorwärts drängten und zu unhaltbaren und unsinnigen Beschlüssen trieben, auch in England stattfanden, daß „Sturmpetitionen“, in drohender Weise von einer lärmenden Volksmasse überreicht, das Land in beständiger Aufregung und Gährung erhielten, daß alle jene Stürme, Tumulte, Aufstände und Demonstrationen, verbunden mit derselben demagogischen Wühlerei, die die Vorboten einer erschütternden und umstürzenden Volkserhebung zu sein pflegen, auch in England vorhanden waren, sodaß sich also auch hier der Spruch des Dichters bewährt, daß die Sonne nichts Neues erblickt! Wie in Frankreich im Jahre 1789, versuchte auch in England zuerst der Hof durch Conspirationen unter Adel und Militär sich der unbequemen Ständeversammlung zu entledigen, vergrößerte aber dadurch die eigene Ohnmacht und die Kraft der Gegner und erweiterte den Bruch durch Erweckung des Mißtrauens und Arg-

wohns. Die feindseligen Absichten Karl's gegen das Parlament, die mehr oder minder bekannten Versuche, durch englische Cavaliere, schottische Royalisten und irische Katholiken den nationalen Widerstand gegen seine absolutistischen Bestrebungen zu brechen, bewogen die Führer der Opposition, sich eine Stütze in der Volkskraft zu suchen, und als ihnen der König den bewaffneten Schutz versagte und sie mit Scharwächtern umstellte, denen sie zu mißtrauen Ursache hatten, fingen sie an, sich mit einer neugeschaffenen Bürgerwehr oder Nationalgarde zu umgeben. Aus Milton's Worten erfahren wir, daß des Königs Absichten hauptsächlich an den offenen oder geheimen Sympathien der Truppen mit dem Parlamente und Volke und an deren Abneigung, gegen die Bürger zu kämpfen, scheiterten, und daß die Wahrnehmung oder Ahnung von diesen feindseligen Absichten die tumultuarischen Demonstrationen hervorriefen und zu rechtfertigen schienen. Wir lernen aber ferner aus seinen Worten, daß die volksthümliche Bewegung zuletzt auch dem Parlamente über den Kopf wuchs, daß die Masse der „Bummler", die tagtäglich das Sitzungshaus umstellte, durch Schreien und Drohen auf die Beschlüsse und Abstimmungen einwirkte, daß die lauten Stimmen des Beifalls oder Mißfallens, welche die Mitglieder bei ihrem Ein- und Austritt empfingen, einen mächtigen Hebel bildeten, und daß demagogische Volksredner sich dieser wilden Masse bedienten um ihre Anträge und Vorhaben durchzusetzen. Milton stellt diese Auftritte nicht in Abrede; aber er leitet sie auf die wahre Quelle zurück. Als Rehabeam auf den Rath der übermüthigen Jungen („Junker") die Vorstellungen der Aeltesten in Israel mit Hohn zurückgewiesen und gesprochen habe: „Mein Vater hat auf euch ein schweres Joch geladen, Ich aber will es noch mehr über Euch machen; mein Vater hat Euch mit Peitschen gezüchtiget, Ich will Euch mit Skorpionen züchtigen" — da habe sich das Volk empört, habe den königlichen Rentmeister gesteinigt und hätte sich an dem Könige selbst vergriffen, wäre er nicht mit seinem Wagen davongeeilt. Nicht anders sei es in England ergangen; die Tumulte wären nicht der Anfang feindseliger Bewegungen gegen das Königthum, sondern die Folge einer langen und drückenden

Zwingherrschaft gewesen, „und sie hätten darum so lange fortgedauert, weil die Mißbräuche, die sie hervorgerufen, theils noch bestanden, theils wieder zurückzukehren drohten; wer Wind säe, werde Sturm ernten. Daß diese fieberhafte Aufregung des Volkes den König erschüttert habe „gleich Ungewittern und Erdbeben", sei nicht zu verwundern, es sei ihm ergangen wie dem Belsazar, als eine unsichtbare Hand Gottes Strafgerichte an die Wand geschrieben: „Da entfärbte sich der König, und seine Gedanken erschreckten ihn, daß ihm die Lenden schütterten, und die Beine zitterten." Die königliche Lobschrift frage: „ob nicht jeder ordentliche Mann lieber Alles, was er am meisten für öffentliche Wohlfahrt wünsche, entbehren als durch solche ungesetzliche und gottlose Mittel erlangen würde?" Also um der Ruhe willen, bemerkt Milton dabei, soll ein Volk sich allmählich alle Rechte und Freiheiten entreißen lassen, soll demüthig jede Art von Tyrannei und Knechtschaft dulden! Das sei eine Lehre von höfischer Arglist. Um dem Volke die Sklaverei erträglich zu machen, schreckt man es mit den traurigen Folgen revolutionärer Erhebung. Nach seiner Meinung würde die Frage besser so lauten: „Sollte nicht ein guter Fürst lieber die schrankenlose und willkürliche Herrschaft und alle jene schönen Blumen der Krone, genannt Prärogativen, fahren lassen, als um ihretwillen fortwährend Gewalt und Bedrückung gegen treue Unterthanen anwenden, ja durch Blut und Bürgerkrieg waten?"

Weiter gibt Milton zu bedenken, daß nur durch die ernste und drohende Haltung des Volkes jene Gesetze und Reformen erlangt worden, die nunmehr die Nation besitze, und daß ohne den Nachdruck dieses „eisernen Dreschflegels" weder die Bischöfe aus der mit ihrem Stande und mit dem Evangelium unverträglichen Stellung als Reichsbarone und Mitglieder des Oberhauses gedrängt, noch die englische Kirche von den papistischen Ceremonien, Liturgien und Einrichtungen gereinigt worden wäre, daß weder die Tyrannei der „hohen Commission" und der „Sternkammer" abgestellt, noch das Statut über die dreijährigen Parlamente und die Sicherstellung gegen willkürliche Auflösung würde erzielt worden sein. Da nun aber das „Eikon basilike" alle diese Ge-

setze und Zugeständnisse als Ausfluß der königlichen Gnade darstellte und das Volk der Undankbarkeit beschuldigte, daß es trotz dieser Wohlthaten in seiner feindseligen Haltung gegen den König beharrt sei, so beweist Milton im fünften Capitel, daß die Bill, wornach wenigstens alle drei Jahre ein Parlament gehalten werden sollte, in den uralten Rechten des Landes begründet sei, ja daß nach diesen Rechten sogar jedes Jahr die Einberufung eines Parlaments zu geschehen habe. Was also der König als eine Gunst darstelle, sei nur altes Recht, das von ihm sogar noch verkümmert worden wäre; und was dem Zugeständniß allen Werth raube, sei die Ueberzeugung, daß nur Furcht und Nothwendigkeit, keineswegs aber freier Wille ihn dazu gebracht habe; ja, man sei bei seiner Neigung zu Ränken und Winkelzügen, bei seinem unaufrichtigen Charakter, bei seiner treulosen und zweideutigen Natur, die bei allen Reden und Zusagen stets Hintergedanken argwöhnen lasse, keineswegs versichert gewesen, daß sowohl dieses erzwungene Recht als die übrigen gegen seinen Willen erworbenen Reformen und Gesetze für immer in Geltung bleiben würden. Ueber das von der königlichen Schutzschrift angeführte biblische Gleichniß: „daß er Einige die Zinnen des Tempels besteigen ließ, war für sie eine Versuchung, ihn hinabzustürzen", wodurch also der König mit Christus, das Parlament mit dem Teufel verglichen werde, sagt Milton, daß es statt „der Zinnen des Tempels" heißen sollte: „die Zinnen von Nebukadnezar's Palast"; denn davon sei der König sammt der ganzen Monarchie kopfüber herabgestürzt.

Im „Ikon" versicherte der König, er habe seine Hauptstadt verlassen, weil er sich schämte, den Forderungen des Parlaments zu willfahren, und erklärte dadurch, daß dessen Beschlüsse für ihn keine Gesetzeskraft hätten. Dies führt Milton in seiner Widerlegung auf das delicate Capitel vom absoluten Veto, das er natürlich von seinem Standpunkt aus verwerfen muß. Das unbedingte Veto widerspreche der Natur einer parlamentarischen Regierung. Denn wenn das Urtheil eines Einzigen so viel Gewicht habe, daß es den Gesammtwillen des Parlaments paralysiren könne, welche Stellung nehme dann dieses ein? Soll es nur in untergeordneten Fragen seinen Rath ertheilen, aber

nicht die Macht haben, des Volkes Rechte und Freiheiten gegen Tyrannei zu schützen? Was für einen Sinn hätte es, wichtige Angelegenheiten durch Stimmenmehrheit zu entscheiden, wenn eine einzige Stimme vermögend wäre, diese Entscheidung durch ein kleines Wörtchen niederzuschlagen? Ein solches Veto sei weder durch die Gesetze des Landes begründet, wie viele Beispiele aus der ältern Geschichte beweisen, noch durch Vernunft und Recht. Die königliche Schrift behauptet: „Karl habe die Beschlüsse der beiden Häuser verworfen, weil sie dem Willen Gottes, den Rechten des Königs und der Wohlfahrt des Volkes entgegen gewesen." Aber, fragt Milton, ist der König mit größerer Einsicht begabt, was dem Willen Gottes gemäß ist, als die ganze übrige Nation? Wahrlich seine Hofbildung und seine Gespräche mit Schmeichlern waren dazu eine schlechte Schule! Und was seine königlichen Rechte angehe, so stehe ihm selbst darüber so wenig als über Hochverrath ein richterliches Urtheil zu; diese Rechte seien ihm um der allgemeinen Wohlfahrt willen verliehen worden und müßten dieser nachstehen. Die Meinung endlich, daß dem König eine klarere Einsicht inwohne, was dem Volke fromme, als dem Parlamente und der ganzen Nation, und daß er in Folge dieser klareren Einsicht das unbedingte Recht besitze, zu gewähren und zu versagen was ihm gutdünke, sei eine vermessene Ueberhebung, die aller Vernunft widerstreite; denn unzweifelhaft müßten die Männer, die das Volk zu seinen Vertretern wähle und ins Parlament schicke, am besten im Stande sein, über die öffentliche Wohlfahrt zu urtheilen und den König richtig zu berathen, und es sei natürlicher, sofern dieser mit dem Urtheil nicht übereinstimme, zunächst sich selbst zu fragen, ob nicht Er im Unrecht wäre? Es zeuge von wenig Bescheidenheit und Wahrheitsliebe, wenn er einer aus den geachtetsten Männern zusammengesetzten Versammlung „Mangel an Vernunft, Vernachlässigung der öffentlichen Wohlfahrt, Parteisucht, Eigenwilligkeit und Leidenschaft" vorwerfe, sich selbst aber von allen diesen Fehlern freispreche.

Nun legt der König den Hof- und Staatsmann ab und hüllt sich in den Philosophenmantel, indem er tiefsinnig folgendermaßen räsonnirt:

„Bei Menschen muß man Vernunft gebrauchen, bei Thieren Gewalt und Schrecken; wer die geistige Uebermacht seiner Vernunft und die Freiheit seines Willens dem Zwang unterordne, der verdiene ein Sklave zu sein; er wolle jene Freiheit, die ihm als König zukomme, weil sie ihm als Mensch und Christ gebühre, nicht aufgeben, selbst nicht um der Erhaltung seines Reiches willen; er wolle lieber sterben im Besitze der Herrschaft seines Geistes als in einer Knechtschaft leben, die ihm nicht gestatte, seiner Vernunft und seinem Gewissen zu folgen in dem, was er als König annehmen und verwerfen wolle.“ Diese unklaren und zum Theil sinnlosen Phrasen stellt Milton in ihrer ganzen Blöße hin. Der König spreche „als Mensch und Christ“ die Freiheit der Vernunft und des Willens an, die er dem Parlamente versage, als ob dieses nicht aus Menschen und Christen bestehe; wer sich dem Zwang unterwerfe, sei der Sklaverei würdig, und doch heische er diese Unterwürfigkeit von Volk und Parlament. „Hinderten wir ihn, sagt er, am Gebrauche seiner Vernunft und seiner Gewissensfreiheit, als wir ihm wehrten, die Andern dieser Freiheit zu berauben? Konnte er nicht beides im vollen Maße genießen wenn er auch uns als freie Männer nach unsern eigenen Gesetzen regiert hätte? Er war aber nicht zufrieden mit dem innern Gebrauch der eigenen Vernunft und Gewissensfreiheit, sondern er wollte das Gesetz seinen Unterthanen auflegen, daß sie annehmen sollten, was er als König billige oder verwerfe.“ Dann fährt er fort: „Bei allen weisen Völkern ist die gesetzgebende Gewalt von der ausübenden getrennt und beide verschiedenen Händen anvertraut; doch ist die erstere die höhere, die letztere die untergeordnete. Wenn also der König nur aufgestellt ist, das Gesetz zu vollstrecken, was in der That sein höchstes Amt ist, so darf er so wenig als die unteren Richter, seine Stellvertreter, ein Gesetz machen oder ein im Parlament gemachtes aufheben; er darf weder ein von den Volksvertretern beschlossenes Gesetz verwerfen, noch ein von ihnen verworfenes einführen. Und doch sucht er seine Sache dadurch zu heben und ihr mehr Credit zu verschaffen, daß er sich den Schein gibt, als habe er die Philosophie auf seiner Seite, indem er ihre

weisen Sprüche zu sehr unphilosophischen Zwecken anwendet. Aber wenn Könige sich herablassen mit der Philosophie zu buhlen, welche sie vorher weder achteten, noch verstanden, so ist es ein untrügliches Zeichen, daß sie ihren letzten Trumpf ausgespielt haben. Und die Philosophie übt gerechte Vergeltung. Sie duldet nicht, daß ihre goldenen Sprüche durch solche Lippen entstellt oder als Maske und Schein für ungerechte und gewaltsame Thaten mißbraucht werden. Was jene von ihren weisen und tugendsamen Lehren entlehnen, das bricht, gleich dem nicht gelösten Räthsel der Sphinx, ihrer eigenen Sache den Hals."

Ein harter Stein des Anstoßes war den Royalisten der Krönungseid, dessen klare und bestimmte Worte keine sophistische Deutung zuließen. In demselben war ausdrücklich erwähnt, daß der König allen Gesetzen, welche das englische Volk angenommen habe oder in Folge annehmen würde, seine Zustimmung zu geben habe, ohne nur des streitigen Vetorechts mit einer Silbe zu gedenken. Ueber diese Schwierigkeit sucht sich die königliche Schrift durch folgende Phrase wegzusetzen: „Es sei doch nicht anzunehmen, daß die Majestät der englischen Krone durch einen in eine blinde und barbarische Formel gefaßten Krönungseid so gebunden wäre, daß sie Allem beistimmen müsse, was ihre Unterthanen im Parlament fordern würden." Also weil man die klaren Worte des Eides nicht deuten oder wegleugnen könne, suche man denselben als eine antiquirte Formel von nichtssagender Bedeutung hinzustellen, deren Wortlaut erst durch den reinen Begriff des göttlichen Königsrechts den wahren Sinn erhalte; die Interpretation des Eides und die davon abhängige Befolgung oder Nichtbefolgung desselben sei also individueller Ansicht überlassen. Die Königliche Schutzschrift hat bei diesen Worten nicht überlegt, welchen schlüpfrigen Boden sie betrete, wie bedenklich es sei, in einer bewegten Zeit, wo ohnedies alles Alte und Bestehende angetastet und die Gültigkeit des Verjährten in Frage gestellt werde, von oben aus das Beispiel der Wortbrüchigkeit, der willkürlichen Eidesdeutung zu geben und zu jesuitischen Sophismen seine Zuflucht zu nehmen. Mit Recht sagt daher Milton: „Wenn das eidliche Versprechen bei der Krönung, zu thun was das Volk verlangt,

nach seiner Ansicht eine leere Formalität ist, so dürfen ohne allen Zweifel jene Eide der Treue und des Supremats, die wir ablegen, mit viel größerm Rechte als eine solche leere Formel erscheinen und nach unserer Ansicht nicht mehr bindend für uns sein als sein Eid für ihn selbst."

In dem „Ikon" behauptet der König, er habe immer gestrebt, dem Parlamente, wo es möglich gewesen, zu willfahren, fügt aber bei, „daß in allen Fragen, die sich auf Wahrheit und Gerechtigkeit, auf die Rechte der Kirche und der Krone beziehen, Niemand seine Zustimmung gegen seinen Willen erlangen sollte". Dann bleibt den Parlamenten nichts übrig, bemerkt Milton, als gleich stummen Bildsäulen dazusitzen und schweigend hinzunehmen, was er aus der Fülle seiner Gnaden gewähren will, oder demüthig zu entbehren, was nach seinem, wenn auch noch so irrigen Urtheil, ungeeignet für sie ist. Dies widerspricht aber sowohl den Gesetzen des Landes als dem gesunden Menschenverstand. Wer einem Piloten, der in verblendeter Selbstüberschätzung auf seine Geschicklichkeit, seine Einsicht und seine guten Absichten pocht, die Leitung eines Schiffes ohne Aufsicht anvertraut, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn dasselbe zu Grunde geht, weil der Steuermann einen Irrstern für den Polarstern hielt.

Das siebente und achte Capitel handeln von den der Königin zugefügten Kränkungen, die sie endlich aus dem Lande trieben, und von dem Schicksale Hotham's und seiner Söhne, welche anfangs dem König die mit Kriegsvorrath reich versehene feste Stadt Hull vorenthielten, dann aber, ihre Gesinnung ändernd, den Royalisten dieselbe einhändigten und dafür in der Folge auf Befehl des Parlaments als Landesverräther auf dem Schaffot starben. In dem erstern widerlegt Milton die übel angewendeten Lobpreisungen einer Königin, die, von Priestern und Jesuiten geleitet und von Convertiten umgeben, stets im Interesse der katholischen Kirche gewirkt, die ihren Gemahl zu den verderblichsten Schritten beredet und dem Katholicismus geneigt gemacht, die in Holland die Kronjuwelen verkauft oder verpfändet habe, um dem König die Mittel zum Kampf gegen seine Unterthanen zu liefern, und deren

Hof- und Privatleben nichts weniger als musterhaft gewesen sei. In dem letzteren straft er die vermessene Teleologie des königlichen Buches, das den tragischen Ausgang der Hothams dem göttlichen Strafgerichte für den anfänglichen Hochverrath beimißt. „Die meisten Menschen", sagt Milton, „und gewöhnlich die schlechtesten sind nur zu geneigt, die Gerichte Gottes und alle durch Vorsehung oder Zufall herbeigeführten Ereignisse zur Rechtfertigung ihrer, wenn auch noch so schlechten Sache anzuführen und sie als besondere Gunstbezeigungen Gottes zu deuten." So rief Saul aus, als er hörte, daß David in Keilah sei, „Gott hat ihn in meine Hände geliefert, denn er ist eingeschlossen"; aber so wenig damals Gott für Saul gewesen, so wenig sei der Tod Hotham's als göttliches Strafgericht für den frühern Hochverrath anzusehen. Denn warum hätte Gott fünf Jahre gewartet und die Strafe erst verhängt, als das erste Verbrechen durch den Verrath gegen das Parlament längst gesühnt gewesen? Nach dieser Schlußfolgerung sei es viel natürlicher, den Abfall vom Parlament als die Ursache des tragischen Gottesgerichts anzunehmen.

Im neunten Capitel sucht der König die Beschuldigung, daß er Truppen ausgehoben und gegen sein Volk Krieg geführt (eine Beschuldigung, die bei seiner Verurtheilung von großem Gewicht gewesen), dadurch zu entkräften, daß er den Bürgerkrieg als einen Vertheidigungskrieg darstellt gegen „den zunehmenden Uebermuth des Pöbels und der Volkstumulte" und gegen „eine Fraction, die das Parlament beherrschte". Er beruft sich dabei auf seine friedliche und gerechte Regierung, womit gute Unterthanen alle Ursache gehabt hätten, zufrieden zu sein, auf seinen „unüberwindlichen Geist" und seinen festen Entschluß, „Gott mehr zu gehorchen als den Menschen", und auf seinen Krönungseid, der ihn abgehalten, in die verlangte kirchliche Umgestaltung und in die Aufhebung der bischöflichen Rechte und Einrichtungen zu willigen. Um die angebliche „Gerechtigkeit" der königlichen Regierung in ihr wahres Licht zu setzen, erinnert Milton an die durch die Fülle der nachfolgenden Ereignisse vergessenen Eingriffe in die Rechte des Volkes, die gesetzwidrigen Besteuerungen unter allen möglichen Vorwänden, die schimpf-

lichen Bestrafungen an Ehre und Gut, die endlosen Prangerstellungen, Einkerkerungen und Verbannungen ehrenwerther Männer; die „siebenzehnjährige friedliche Regierung“, auf welche der König mit so großem Selbstvertrauen zurückblicke, sei durch zwei unheilvolle, ohne Ursache unternommene und mit Schmach und Schaden beendigte Kriege gegen Spanien und Frankreich unterbrochen worden.[15]) Was den „unüberwindlichen Geist“ betreffe, so könne er in dem hartnäckigen Widerstreben gegen Vernunft, Recht und Volkswillen keinen Ruhm erkennen und der Spruch von der Gottesfurcht und Menschenfurcht finde auf seine Lage keine Anwendung, da das Parlament auch Gottesfurcht besessen und ihn nie genöthigt habe, etwas gegen den Willen Gottes zu thun; hätte er Gott mehr gefürchtet, als seine Hofleute und Prälaten, so würde er manche ungerechte Handlung unterlassen haben. Karl befinde sich in derselben Lage wie Saul, der sich auch gebrüstet, er habe die Gebote Gottes vollzogen, als er Samuel widerstanden. Wenn aber der König seiner „Gnadenacte“ Erwähnung thue, so verkenne er seine Stellung einer freien Nation gegenüber ganz und gar. Denn waren diese „Handlungen der Gnade“ gerecht, so war er durch Pflicht und Gewissen dazu verbunden, waren sie aber ungerecht und unverdient, so hätte er sie nicht verrichten sollen. In Bezug auf den königlichen Eid wundert sich Milton, daß das „Ikon basilike“, das früher den Krönungseid für eine „leere und barbarische Formalität“ erklärt, jetzt, da es sich von den Rechten der Bischöfe handle, auf einmal dessen pünktliche Befolgung zur Gewissenssache mache. Der Wortlaut in Betreff der Kirche und des Klerus sei aber so, daß, wenn die Ausdrücke nicht cum grano salis verstanden und nach den durch die Reformation und die veränderten Zeitumstände herbeigeführten Verhältnissen gedeutet würden, der König und seine Rathgeber daraus die Pflicht herleiten könnten, die Kirche und den Prälatenstand wieder in dieselbe Lage zurückzuführen, in der sie zur Zeit Eduard des Bekenners sich befunden. Am Schluß gibt der König in der Lobschrift nicht undeutlich zu verstehen, daß er alle neuen Gesetze, die eine Aenderung in der Kirchenverfassung und in der Stellung der Bischöfe bezweckten, nur in Be-

tracht der zwingenden Verhältnisse des Augenblicks angenommen und bestätigt habe, daß er aber dabei den geheimen Hintergedanken in sich getragen, diese Zustimmung wieder zurückzuziehen, sobald die Lage der Dinge sich ändere. Wie konnte man, fragt Milton, den Glauben hegen, mit einem solchen König auf dem Wege des Vertrags und der Vereinbarung zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen! Daraus mögen die Presbyterianer noch nachträglich ihre Verblendung erkennen. — Kurz, aus dem ganzen Selbstbekenntniß gehe hervor, daß Karl sein Königreich angesehen habe als „Isaschar, einen beinernen Esel, gelagert zwischen zwei Lasten"; diese zwei Lasten seien gewesen der „prälatische Aberglaube" und die „bürgerliche Tyrannei"; und um diese fest zu begründen, sei mehr Christen- und Märtyrerblut vergossen worden, als in den zehn von den heidnischen Kaisern verhängten Christenverfolgungen.

Im zehnten Capitel weist Milton unwiderleglich nach, daß dem König der Anfang des Bürgerkriegs zur Last falle. Als das Parlament noch nicht an militärische Maßregeln gedacht habe, als es nur auf dem gesetzlichen Wege und durch Bitten, Vorstellungen und Anträge auf Sicherstellung der religiösen und politischen Rechte gegen willkürliche Verletzung des Eigenthums und der persönlichen Freiheit bedacht gewesen sei, habe Karl deutsche Reiterei ins Land gezogen, habe irische Papisten angeworben, habe den König von Dänemark um bewaffnete Hülfe angegangen, habe durch seine Gemahlin in Holland Kriegsbedarf angeschafft, und habe endlich die Stadt Hull in feindseliger Absicht überfallen. Und nach solchen Vorgängen lasse die Lobschrift den König mit gottloser Scheinheiligkeit versichern, „die vorzüglichsten Waffen, die ihm verblieben, seien die nämlichen, welche vor Alters die Christen gegen ihre Verfolger gebraucht, nämlich Gebete und Thränen"; wobei Milton mit Indignation fragt, ob denn die Kanonen und Kriegsgeräthe, die aus Holland gekommen, ob die Gotteslästerungen und Flüche der königlichen Truppen, ob endlich die wilden Gelage und die blutigen Kriegsgräuel nur Thränen und Gebete gewesen seien? Dann eifert das „Ikon basilike" gegen die Anmaßungen des Parlaments, „das die

Majestät des Königthums, gleich Mahomet's Grab, wie ein luftiges Gebilde zwischen die Privilegien der beiden Häuser habe aufhängen wollen", gegen die übermüthige Versammlung, „die dem König die Oberleitung der bewaffneten Macht bestritten und die Landmiliz unter ihren eigenen Befehl gestellt"; sie läßt den König bittere Reue aussprechen, daß es in dieser letztern Lebensfrage dem Drange gewichen und die stärkste Waffe, „womit er seine treue Heerde gegen die Wölfe hätte schützen können, aus der Hand gegeben habe", und ihn endlich unter vielen gottseligen Reden und frommen Betheuerungen die Hoffnung, oder, wie Milton meint, den Wunsch äußern, „daß nach seiner Verfinsterung Schrecken und böse Unwetter kommen möchten". Milton weist nach, daß das Parlament mit Fug und Recht die Mitbetheiligung bei der höchsten Militärgewalt angesprochen, „indem nach den Landesgesetzen die Krone weder über das Schwert noch über das Gesetz Autorität habe", und weil bei dem offenkundigen Streben des Monarchen nach unbeschränkter und tyrannischer Herrschergewalt die Vertreter des Landes zum Schutze der Freiheit, des Eigenthums und der angeerbten Rechte die bewaffnete Macht unter ihrer Controle hätten halten müssen; was aber die Prophezeiung einer unglücksvollen Zukunft betreffe, so hoffe er im Gegentheil einen Zustand von Segen und Glück, „wenn die Finsterniß verschwunden sein wird, welche die neblige Wolke seiner Prägorativen zwischen uns und der friedlichen Reformation, unserm wahren Sonnenlicht, erzeugt hat. Und warum sollten wir nicht einen glücklichen Zustand ohne den König hoffen, da all unser Elend und unsere Unruhe entweder durch den König oder durch unsere nothwendige Vertheidigung gegen ihn gekommen ist?"

In dem elften Capitel wird die Volkssouveränetät im Gegensatz zu der erblichen Königsmacht aufs neue nach Vernunft, Naturrecht und Landesgesetzgebung vertheidigt. Der König suchte durch Berufung auf sein Gewissen, auf sein Königsrecht und auf seine Ehre darzuthun, daß er befugt und verpflichtet gewesen sei, den neunzehn Anträgen des Parlaments, die nach seiner Ansicht der Kirche und dem Staat nachtheilig gewesen wären, seine Zustimmung zu versagen. Milton bestreitet diese

Behauptung, die Königsmacht ist nach ihm nur der Ausfluß des im Parlamente repräsentirten Volkes und folglich diesem untergeordnet. Die Souveränetät des Parlaments sei älter und heiliger als die Souveränetät des Königs und der Letzere daher verpflichtet, allen Beschlüssen desselben seine Sanction zu geben. Daraus, daß das Parlament nach alter Gewohnheit und nach überkommenen Formen der Höflichkeit „Petitionen“ an den Thron gelangen lasse, dürfe nicht auf eine Unterordnung geschlossen werden; pflegten ja doch auch in dem römischen Reich die Consuln bei dem geringsten Plebejer um seine Gunst bei Bewerbung der höchsten Staatswürde zu „petitioniren“. Wenn aber der König nicht blos der ganzen gesetzgebenden Körperschaft, sondern „jedem einzelnen Parlamentsgliede“ untergeordnet sei, wie könne er sich herausnehmen, dem Gesammtwillen der Volksrepräsentation zu widerstreben? „Jedes Gemeinwesen ist eine Gesellschaft, die in allen die Wohlfahrt und das Lebensglück des Ganzen bezweckenden Dingen sich selbst genügt. Kann nun irgend eins dieser Dinge nicht ohne die Gewährung und Gnade eines Einzelnen oder ohne die Zustimmung seiner individuellen Vernunft und seines Gewissens erreicht werden, so ist die Gesellschaft kein Gemeinwesen und nicht frei, sondern eine Schar Vasallen, Eigenthum und Besitz eines absoluten Herrn, und gänzlich dessen Willen unterworfen. Wenn der König die Gewalt hat, seinem Parlamente etwas zu gewähren oder zu versagen, so muß er es als eine von demselben getrennte oder demselben überlegene Person thun, was ihm in keinem Falle zugestanden werden kann; denn wie der König von England kein Unrecht thun kann, so kann er auch kein Recht thun außer in und durch seine Reichstage (courts), und was in denselben auf gesetzliche Weise geschieht, muß als mit des Königs Zustimmung geschehen betrachtet werden, wenn er auch als Privatperson ein anderes Urtheil haben oder das Gegentheil anstreben sollte, sodaß er in der That außer seinen Reichstagen oder gegen dieselben kein König ist. Wenn er uns daher irgend ein öffentliches Uebel aufbürdet oder ein gemeinsames Gut vorenthält, was im höchsten Grade unrecht ist, so handelt er als ein Tyrann und nicht als König von England nach den

bekannten Grundsätzen unserer Gesetzgebung. Wollte er aber dem Parlamente etwas gewähren, was nicht in dessen eigener Macht stehe, so müßte er nicht nur größer als dieses, sondern auch größer als die ganze Nation sein, die es repräsentirt." In diesen Sätzen liegt der Kern der politischen Anschauung Milton's. Das Uebrige ist nur Wiederholung früherer Aussprüche, daß es verkehrt und vermessen sei, wenn ein Einzelner sich mehr Einsicht in Betreff der öffentlichen Wohlfahrt zutraue als einer von der ganzen Nation gewählten Rathsversammlung, und daß der Vorwurf, diese Versammlung vertrete nicht die Majorität des Volkes ein alter Kunstgriff des Despotismus sei.

In den bisherigen Capiteln wurden mehr die allgemeinen Fragen über Volks- und Königsrechte verhandelt und der Standpunkt zu gewinnen gesucht, von dem aus die Revolution zu beurtheilen sei; in den nächstfolgenden werden bestimmte factische Ereignisse zur Sprache gebracht. Das zwölfte Capitel des „Ikon" suchte den König von der Beschuldigung loszusprechen, als habe derselbe den Aufstand der irischen Papisten und die grausenhafte Ermordung der protestantischen Colonisten, deren Zahl auf mehrere Hunderttausend angegeben ward, veranlaßt oder befördert. Wenn Milton in seiner Entgegnung nicht blos eine absichtslose Beförderung dieser blutigen Katastrophe von Seiten des Hofes durch Begünstigung des Katholicismus und durch Erweckung großer Hoffnungen in den katholischen und royalistischen Irländern annimmt, sondern behauptet, der König habe eine directe Aufforderung dazu durch einen geheimen Papistenagenten ergehen lassen, so mag er in seinem Argwohn, den jedoch seine Meinungsgenossen allgemein getheilt zu haben scheinen, zu weit gehen; wenn er aber die sophistischen Worte der gegnerischen Schrift, als ob die Irländer aus Furcht vor der ihnen drohenden Schreckensherrschaft des Parlaments in der Verzweiflung zur Selbstwehr geschritten, in ihrer ganzen Haltlosigkeit hinstellt und die gleißnerischen Bemerkungen über die Härte und Grausamkeit der von dem Parlament geübten Strafgerechtigkeit als Ausfluß geheimer Sympathien mit den papistischen Irländern auffaßt, so ist er in seinem ganzen Rechte. Der offenkundige Einfluß der Priester und

Convertiten auf die Königin und den ganzen Hof; das Vertrauen und die Gunst, die der König den Irländern dadurch bewies, daß er ein Truppencorps von 8000 Mann aus ihnen bildete, die Verbindungen mit Rom und den katholischen Regierungen des Festlandes, alles dies mußte die irischen Papisten in der Meinung bestärken, die Sache des Königthums sei mit den Interessen ihrer Religion aufs Innigste verflochten und durch eine Erhebung gegen die in Irland angesiedelten englischen Protestanten, die auf Seiten des Parlaments ständen, könnten sie sich nicht nur ihrer verhaßten Dränger entledigen, sondern auch der königlichen Sache dergestalt aufhelfen, daß ihre frevelhafte Gewaltthat nicht nur unbestraft bliebe, sondern daß sie dabei noch die heimliche Thätigkeit des Hofes für Beförderung des Katholicismus in England unterstützten. Durch diese Gunstbezeigung und Connivenz sei der irische Gräuel herbeigeführt worden, und wenn der König das Parlament der Härte gegen die Irländer beschuldige, so möge er bedenken, wie die Royalisten und Episcopalen gegen die Puritaner gehandelt hätten, und welche Strafe ihm wohl gegen diese hart genug erschienen wäre, wenn sie das Unglück gehabt hätten, zu unterliegen? Die Puritaner hätten an ihren irischen Widersachern noch lange nicht so schwere Rache genommen als die Israeliten an dem Stamm Benjamin für eine einzige, von einer Rotte böser Buben begangene Gräuelthat oder die Söhne Jacob's an der Stadt Sichem für den Raub ihrer Schwester. Der Bemerkung am Schluß, „daß es das Schicksal der Könige sei, Gutes zu thun und Uebles zu hören“, begegnet Milton mit der Gegenrede, „daß die Könige viel häufiger Uebles thun und Gutes hören“, denn die Zahl der Schmeichler und Vergötterer der Königsmacht sei groß.

Das dreizehnte Capitel beginnt mit folgenden Reflexionen: „Männern, welche gewohnt sind, die Dinge in ihren Ursprüngen und ersten Einrichtung zu betrachten, muß es sonderbar vorkommen, daß Könige, die gleich andern Staatsbeamten anfangs nur gewählt und eingesetzt wurden durch Wahl und Uebereinstimmung des Volkes, um dieses als freie Männer nach ihren selbst gemachten Gesetzen zu regieren und in

Folge dieser Würde und der ihnen zugewiesenen Einkünfte die betrauten Diener des Gemeinwesens zu sein, daß diese zu der schmählichen Anmaßung sich erheben, sich für Gebieter zu halten sowohl über das ihnen anvertraute Gut, als über das Volk, das sie damit betraute, und Alles was sie thun in Erfüllung ihrer öffentlichen Pflicht oder zum Dank für die erhaltenen Ehren und Einkünfte, für bloße Acte ihrer Gnade und ihres guten Willens ansehen, als ob ihre Macht über uns ihnen von der Natur verliehen wäre oder von ihnen selbst herrührte, oder als ob uns Gott in ihre Hände verkauft hätte. Ja, wenn das Geschlecht der Könige das edelste der Menschen wäre, wie die Race von Tutbury unter den Pferden, so würde nach Vernunft und Recht ihnen das Befehlen, uns das Gehorchen zukommen. Allein da Könige durch die Geburt keineswegs andere übertreffen und im gewöhnlichen Lauf der Dinge weder die weisesten noch die würdigsten sind unter Denen, die sie zu beherrschen Anspruch machen, so ist als sicher anzunehmen, daß weder Gott in seiner Gerechtigkeit noch die Natur in ihrer weisen Anordnung, die Einrichtung getroffen, daß wir jenen zu unserm eigenen Unglück unterworfen sein oder die angeborenen Rechte und Freiheiten als Ausfluß der göttlichen Gnade und Milde empfangen sollten; ebenso wenig kann es die Absicht eines Volkes bei der ersten Einsetzung eines Königs gewesen sein, irgend einen Mann und sein Geschlecht, ohne alles weitere Verdienst als die bloße Abstammung zu einer absoluten und unverantwortlichen Herrschaft über sich und ihre Nachkommen zu erheben und somit die ganze übrige Menschheit herabzuwürdigen und in Staub zu treten." Und dennoch spricht der König von England, fährt Milton fort, aus unbewußter oder absichtlicher Verkennung dieses klaren Verhältnisses, überall nur von seinen Gnadenbezeigungen und seinen Wohlthaten, um daraus den Undank des Parlaments klar zu machen, das gegen seinen Willen die Kirchenordnung in England umzugestalten vornahm und zu dem Behuf mit den schottischen Presbyterianern, die bewaffnet die Grenze überschritten, in Verbindung getreten sei. Um dem Parlamente das bestrittene Recht der Kirchenreform zu vindiciren, führt Milton zuerst das eigene Beispiel des Königs an, welcher der

englischen und schottischen Kirche neue Ceremonien und Einrichtungen aufgedrungen habe; dann fragt er, ob denn England in den Augen des Königs weniger frei sei als Irland und Schottland, denen er, wenn auch dem letztern gezwungen, das Recht zugestanden, ihr Kirchenwesen nach eigenem Gewissen und bester Ueberzeugung zu ordnen. „Irland sei wie Ephraim, die Stärke seines Hauptes, Schottland wie Juda, sein Gesetzgeber, aber auf England gedenke er, wie auf Edom seinen Schuh zu werfen; aber die Engländer seien nüchtern und wach, und würden sich wohl hüten ihre Nacken dem Joche der Knechtschaft darzubieten!“

Im Laufe der Widerlegung entwickelt nun Milton seine schon aus den früheren Schriften bekannten Ansichten über die religiöse und kirchliche Selbstbestimmung einer christlichen Gemeinde auf der bloßen Grundlage des Evangeliums, ohne alle Tradition und nach subjectiver Auffassung. Einer Kirchengemeinde komme ebenso das Recht der Autonomie zu wie jedem zu einem Staatsganzen verbundenen Volke die souveräne Machtvollkommenheit bei der Aufstellung von Gesetzen und Verfassungen. Stehe es aber einer Religionsgenossenschaft frei, sich diejenige kirchliche Form zu geben, die nach ihren Ansichten am meisten der apostolischen Grundform und den Worten Christi entspricht, so müsse es auch gestattet sein, die Gleichgesinnten durch einen feierlichen Bund (Covenant) untereinander und mit ihrem Gott zu einer Glaubensbrüderschaft zu vereinigen, eine Sitte, die durch die Beispiele im alten Testament geheiligt erscheine. Zur Zeit der Apostel, da die christliche Kirche aus einer Gemeinschaft der Heiligen bestanden, und in den nächsten nachapostolischen Jahrhunderten habe zwischen Priestern (Presbytern) und Bischöfen kein Unterschied obgewaltet; die bischöfliche Hierarchie gehöre demnach einer Zeit an, da die christliche Kirche durch heidnische Zusätze bereits von ihrer ursprünglichen Reinheit und Heiligkeit abgekommen. Unter allen christlichen Einrichtungen aber sei die eines königlichen Oberhauptes in Kirchensachen die unerträglichste und mit der heiligen Schrift am wenigsten übereinstimmende, daher sie auch von keinem andern christlichen Volke nachgeahmt worden. „Sollte die

christliche Freiheit, die uns der Erlöser mit seinem Blute erkauft und durch Mittheilung seines freien Geistes in uns gegründet hat, abhängig sein von der zweifelhaften Zustimmung eines irdischen Monarchen und von neuem gefesselt durch ein vermessenes Veto, das schon in Bezug auf das Parlament als tyrannisch erscheint, das aber in Bezug auf die Kirche Gottes noch viel tyrannischer erscheinen muß?" Und ein christliches Volk sollte nicht die ihm von Gott und Rechtswegen zustehende Freiheit einer Selbstreinigung anwenden dürfen? „Es sollte zugeben, daß die halsstarrigen Bischöfe in ihren fetten Pfründen und mit ihrer Aemterhäufung gleich der Hure von Babylon, die über vielen Wassern sitzet, fortwährend über die Kirche gebieten?"

Unter den nächsten Capiteln, die das Recht und die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform weiter darthun, müssen wir das sechzehnte hervorheben, worin Milton, zum Beweis, daß das englische »Book of common-prayer« mit Recht beseitigt worden und daß überhaupt festgesetzte Liturgien und Gebetsformeln der wahren Frömmigkeit mehr hinderlich als förderlich seien, so herrliche Gedanken über das wahre, aus dem Herzen kommende Gebet ausspricht, daß jeder unbefangene Leser die tiefe Natur und die richtige und strenge Scheidung des Echten und Natürlichen von dem Gemachten und Erkünstelten in dem Schriftsteller bewundern wird. Nachdem er den Vorwurf übereilter Neuerungen von dem Parlamente abgewälzt und die Bemerkung vorausgeschickt, daß Alle, die sich im Besitze hoher, nicht durch Verdienste erworbener Stellen befänden, jede Aenderung fürchteten und als schlimme Neuerung darstellten, auch wenn dadurch nur die größten Uebelstände gehoben würden, äußert er sich über die genannten Punkte in folgenden Worten: „So viel ist gewiß, Diejenigen, die sich keiner gebundenen Gebetsform bedienen, nehmen die Worte aus ihrer andächtigen Hingebung, während die andern ihre religiöse Stimmung nach einer gewissen Dosis vorbereiteter Redensarten richten müssen. Die zwei freiesten Dinge aber, unser Gebet und den göttlichen Geist, der uns dazu treibt, gewaltsam gefangen zu nehmen und einzuschließen in einen Pferch von Worten, ist eine Tyrannei mit längern Händen als die

der Giganten, die dem Himmel Knechtschaft drohten. — „Wir beten zu demselben Gott!" sagt das „Ikon"; folgt aber daraus, daß wir alle dieselben Worte gebrauchen sollen? „Wir bekennen die nämlichen Wahrheiten!" — aber die Liturgie umfaßt nicht alle Wahrheiten! „Wir lesen dieselbe Bibel!" Sollen wir aber nur diejenigen Stellen lesen, die, mit vielem Fremdartigen und, was schlimmer ist, mit vielem Ungesalzenen vermischt, im Commonprayerbook angehäuft sind? — Und gesetzt auch, es wären köstliche und lautere Worte, gesetzt es wäre Manna, so wird doch eine Liturgie, die mit festen Formeln und stehenden Ausdrücken angefüllt ist, während Gott jeden Morgen frische Worte in unser Herz regnen läßt, gleich aufbewahrtem Manna keine gesunde Speise gewähren, sondern Würmer und Unrath erzeugen. — Der Wechsel der Umstände fordert Verschiedenheit der Worte, wovon uns Gott die Fülle gegeben hat; sollen wir uns ihrer nun bei allen Gelegenheiten reichlich bedienen und sie nur bei ihm und unserer Andacht spärlich anwenden? Als ob die Christen jetzt Mangel an Worten zum Gebet hätten, wie einst die Juden bei der Belagerung von Jerusalem an Nahrung, wo denn die Priester genöthigt waren, immer wieder dieselben Schaubrote am Sabbath in den Tempel zu bringen. — Wer frei zu Gott beten will, muß zuerst in die Tiefe seines Herzens hinabsteigen, was seine Andacht erwecken wird, während Derjenige, welcher fertige Gebete über seine Lippen gehen läßt, in seiner Andacht träge wird. Das Gebet, das keine Verbindung und kein Mitgefühl mit einem Herzen hat, wo es nicht entstanden ist, spart sich die Mühe einer so langen Niederfahrt, und indem es hastig auf den flüchtigen Fittigen der Formalität auffliegt, oder gar wirkungslos niederfällt, bringt es Gott statt eines zerknirschten Herzens eine Reihe schaler und leerer Worte dar. — Zugegeben auch, daß ohne feste Liturgie sich allerlei Mißbräuche einschleichen, kann denn das unvorbereitete Geplärre Einzelner nicht anders zurückgewiesen oder gezügelt werden, als daß man den Geist Gottes in Allen niederhält? Der Gebrauch von Gebetsformeln soll ein Zeichen von „Beständigkeit" sein, als ob der Kukuk darum beständiger wäre als andere Vögel, weil er immer denselben Ton von sich gibt."

„Christus versprach, wenn Zwei oder Drei in seinem Namen versammelt seien, um etwas von ihm zu erbitten, so solle es gewährt werden und er würde mitten unter ihnen sein. Wenn nun die alten Kirchen, um die Schwachheit des Gebets zu heben, oder vielmehr um arianische und pelagianische Ketzereien zu verhüten, von dieser versprochenen Hülfe des heiligen Geistes Umgang nahmen und etwa 400 Jahre nach Christus eine Liturgie von ihrer eigenen Erfindung einführten, so sind wir nicht genöthigt, sie nachzuahmen, noch Gott zu mißtrauen bei der Entfernung dieser trägen, von ihm nicht gebotenen Stütze unserer Andacht. Was von der Liturgie gesagt ist, gilt auch von dem presbyterianischen „Regulativ" (Directory), wenn es auferlegt wird, nur daß zu dem Verbieten des Commonprayerbook, eines abergläubischen, anstößigen Meßbuches, wenn gleich von Elisabeth herrührend, mehr Grund vorliegt."

Das siebenzehnte Capitel handelt von der Bischofswürde. Das „Ikon basilike" suchte nachzuweisen, daß die bischöfliche Kirchenordnung vor jeder andern den Vorzug verdiene, einmal, weil sie den Vorschriften Christi und der Apostel entspreche, und dann, weil sie die beste Disciplin begründe. Beides widerlegt Milton mit Beweisgründen aus der heiligen Schrift und aus der Geschichte und fährt dann fort: „Das eigentliche Motiv der Anhänglichkeit des Königs an die bischöfliche Kirchenordnung, das wahre Geheimniß des Stuart'schen Wahlspruchs: „Kein Bischof, kein König!" ist die innige Verbindung zwischen Tyrannei und falscher Religion. Hier sehen wir die dunkeln Wurzeln beider aufgedeckt und bemerken, wie sehr sie in der Erde in einander gehen und verflochten sind, ob sie gleich über dem Boden in zwei verschiedene Stämme aufschießen." Die Geschichte aller Zeiten lehre, daß die Könige dieser Welt stets die Kirche Gottes instinktartig gehaßt und gefürchtet hätten, „sei es, weil ihre Lehre die beiden den Königen furchtbarsten Dinge, „Freiheit und Gleichheit" zu begünstigen scheint, oder weil ihre Bekenner die Kinder jenes Reiches sind, das nach alten Prophetensprüchen zuletzt ihre große Macht und Herrlichkeit zertrümmern und auflösen wird". König Karl habe von Jugend auf eine auffallende

Furcht und einen großen Haß gegen seine frömmsten Unterthanen und ihre Kirchenform in seiner Seele getragen. Da er aber nicht, wie Pharao gegen die Israeliten, offene Gewalt wider sie gebrauchen konnte, so wählte er den geheimen Weg, ein antichristliches Verfahren, das der Kirche noch verderblicher war; er suchte nämlich, wie Balak, der Sohn Zippor's, gegen die wahren Propheten andere angesehene Propheten miethete, die echte Kirche durch eine falsche Kirchenordnung zu untergraben und zu stürzen. Zu diesem Plan fand er das bischöfliche Regiment am dienlichsten, eine Kirchenform, die, wie sie zuerst in Lehre und Sitte von Menschen verderbt wurde, so ihrerseits wieder Diejenigen verderbt, die sie annehmen. Indem der König Bisthümer und große Einkünfte denen zutheilte, die er für die willfährigsten hielt (gegen die Vorschrift und den Gebrauch der alten Kirche, wornach die Wahl dem Volke zusteht), erstrebte und erlangte er großen Einfluß auf die Kirchenmänner, wie denn diese wieder ihrerseits, im Gefühle der eigenen Unwürdigkeit und der Unkirchlichkeit ihres hohen Amtes, sich aufs innigste an das Königthum anschlossen und den Grundsatz „Thron und Altar!" oder, wie damals der Wahlspruch lautete: „Kein Bischof, kein König!" auf ihre Fahne schrieben.

In den folgenden Abschnitten wird die Heuchelei und Sophistik der Royalisten, die alle Schuld des Bürgerkriegs und der politischen Erschütterungen der feindseligen „Faction" des Parlaments aufzubürden suchten, in ihrer Blöße hingestellt. Wenn jene im achtzehnten Capitel den Vertrag von Uxbridge als Beweis für die friedlichen und versöhnlichen Gesinnungen des Königs anführen, so weist Milton nach, daß die königliche Partei durch diese Verhandlungen auf dem Wege der List und Klugheit zu erlangen gehofft, was sie durch den Krieg verloren, und weil sie nicht mehr wie Löwen verfahren konnten, so hätten sie als Füchse handeln wollen, und zeigt dann durch den Verlauf der Unterhandlungen, daß der König keine ernstliche Versöhnung beabsichtigt habe, daß sein ganzes Bestreben nur darauf hinausgegangen, Zeit zu weitern Operationen zu gewinnen, daß alle seine Zusagen unbestimmt und zweideutig gewesen und immer noch eine Hinterthüre gehabt hätten,

durch die er sich der Erfüllung hätte entziehen können. Er habe nie die gegnerische Versammlung als rechtmäßiges Parlament anerkannt, damit er sie später bei günstiger Gelegenheit als Rebellen behandeln könnte, denen man Wort und Treue nicht zu halten verpflichtet sei. Mit starker Hand zerreißt Milton das Truggewebe, wodurch die Royalisten die Augen des Volkes zu blenden bemüht waren, und spricht offen aus, daß unter solchen Umständen ein ehrlicher Krieg einem Frieden voll Mißtrauen und Hinterlist vorzuziehen sei.

Im neunzehnten Capitel sucht er zuerst darzuthun, daß die Partei des Königs großentheils aus „Höflingen und Prälaten" und aus solchen Leuten bestanden, welche die Furcht vor Neuerungen und die Selbstsucht zu seiner Fahne geführt. Wenn aber der König, darauf gestützt, die Meinung ausspreche, die Mehrheit des Volkes sei auf seiner Seite gewesen und darum hätte er auf die Anträge einer „Faction" nicht eingehen dürfen, so sei er in großem Irrthum befangen. „Wenn der König das Parlament willkürlich eine Faction nennen darf und deshalb, weil ein neues oder verändertes Gesetz nicht Jedermann befriedigt, die ganze gesetzgebende Thätigkeit hindern will, dann hängt das ganze Staatswesen von der Willkür eines Tyrannen ab. Und wer einen solchen despotischen Grundsatz, falls er mit dem Schwerte zur Geltung gebracht werden sollte, bekämpft und in diesem Kampfe den Tod findet, der stirbt als ein Märtyrer des Glaubens wie des Gemeinwesens; und das ist nicht etwa eine bloße Privatmeinung, das ist der volle Glaube und die feste Ueberzeugung von weit frommern und weisern Männern als Schmarozerprediger." — Die scheinheiligen Worte des „Ikon basilike": „Karl betete oft, daß alle seine Anhänger Gott und ihrem Seelenheil ebenso eifrig ergeben sein möchten, als ihm", straft Milton mit der freien Bemerkung: „Könige sollten nicht allein beten, sondern auch handeln. Zu beten statt zu regieren, gezieme sich für einen Mönch, nicht für einen König. Bis jetzt waren übrigens seine Anhänger mehr ihrer Wollust und Raubsucht als ihm und Gott ergeben gewesen." Den Werth der Zugeständnisse, auf die sich Karl so zuversichtlich berief, schlägt Milton sehr gering an: „Was er zugestand,

geschah aus Furcht; was er verweigerte, geschah aus Hartnäckigkeit. Hätte er mehr zugestanden, so hätte ihn vielleicht die Furcht gerettet; hätte er weniger bewilligt, so hätte vielleicht seine Hartnäckigkeit uns früher von ihm befreit."

Im zwanzigsten Capitel widerlegt Milton die triviale Einwendung des Königs gegen die Kirchenverbesserung, daß sie nicht die Grenzen der Mäßigung eingehalten, Verwirrung unter das Volk gebracht, Aergerniß und Spaltungen erzeugt, das Kirchenvermögen angegriffen, den Prälatenstand aus seiner Stellung verdrängt und dergl. mehr mit der richtigen Bemerkung, daß dieselben Klagen gegen alle, wenn auch noch so segensreichen Neuerungen erhoben worden seien, daß ohne ein solches Aergerniß weder das Christenthum die Welt erobert hätte, noch die Reformation zu Stande gekommen wäre. Die Geschichte lehre, daß auf dem Wege der Selbstverbesserung mittels Concilien oder päpstlicher und bischöflicher Vorschriften noch nie eine gründliche Heilung kirchlicher Uebelstände und Schäden erzielt worden sei; wenn man aber nur berücksichtigen wolle, daß jede Umgestaltung bestehender Verhältnisse gewisse Nachtheile mit sich führe, Manchen in seinen Rechten und Besitzthümern gefährde und hier und da Auswüchse und Ausschreitungen im Gefolge habe, so dürfe man nie an herrschende Mißbräuche reformirende Hand legen. König Karl, der jetzt für einen protestantischen Fürsten angesehen werden wolle, wäre zur Zeit der großen Kirchenreformation sicherlich auf Seiten des Papstthums gestanden, wie schon daraus hervorgehe, daß er in der königlichen Lobschrift „das Niederwerfen der Kreuze und anderer abergläubischen Denkmäler" als Wirkung einer „vom Volke unternommenen trügerischen Reformation" bitter beklagte.

In der wichtigen Schlacht bei Naseby waren die Briefe des Königs in die Hände der feindlichen Truppen gefallen, und da sie offenkundige Beweisstücke enthielten, daß der König mit den irischen Rebellen Einverständnisse gehabt, daß er die auswärtigen Mächte um Hülfe angegangen, und daß er bei allen Verträgen und Unterhandlungen mit den Gegnern sich zweideutig und falsch benommen habe, so machte das

Parlament zu seiner eigenen Rechtfertigung die Briefe bekannt. Dieses Verfahren erklärten der König und seine Anhänger für eine unehrenhafte und ungroßmüthige Handlung, wogegen Milton nachzuweisen sucht, daß in Zeiten großer Gefahr, wo es sich nicht um geringfügige Dinge handele, sondern das Wohl und Wehe, ja die ganze Existenz der kämpfenden Parteien auf dem Spiele stände, ein solcher Act durch die Pflicht der Selbsterhaltung wie durch die Klugheit geboten wäre und zu allen Zeiten und bei allen Völkern stattgefunden habe.

Die nächtliche Flucht des Königs zu der schottischen Armee sieht Milton im zweiundzwanzigsten Capitel nicht als einen bloßen Act der Verzweiflung an, sondern er erkennt auch hierin die arglistige Absicht, durch dieses zur Schau getragene Vertrauen in die alte Treue und Anhänglichkeit der Schotten die zwei bisher befreundeten und nach einem Ziel strebenden Völker zu entzweien. Daß sich Karl lieber den schottischen „Miethlingen" anvertraute, als dem englischen Parlamente, gilt ihm als neuer Beweis des tiefen Hasses und der erbitterten Feindschaft des Königs gegen seine englischen Unterthanen. Dabei gibt er zu verstehen, daß die Schotten keineswegs einen so uneigennützigen und hochherzigen Kampf gegen die königliche Zwingherrschaft geführt hätten als die Engländer; englisches Silber habe sie zur Verfechtung ihrer religiösen Freiheit nicht minder angetrieben als ihr Gewissen; und obwohl ihnen das Vorhaben des Königs zuvor mitgetheilt worden, hätten sie doch, der Sitte der Miethlinge folgend, denselben um Silberlinge verkauft. Bei Karl's Reise von Oxford zu dem Lager der Schotten seien die Worte des Psalmisten in Erfüllung gegangen: „Er schüttet Verachtung aus über Fürsten und macht sie wandern in der Wildniß, da kein Weg ist."

Daß Milton im nächsten Capitel den „Judasverrath", den die Schotten an ihrem „Herrn und Meister" begingen, eine „schmachvolle, ehrlose That" nennt, deren Rechtfertigung er den Schotten selbst überlassen wolle, zeugt, daß politischer oder religiöser Fanatismus keineswegs das reinmenschliche Gefühl in ihm erstickt habe, daß er sowohl für die Tugenden der Gegner wie für die Sünden und Laster der

Meinungsgenossen den Blick offen behielt und daß er die Handlungen der Menschen nicht mit casuistischer und sophistischer Staatskunst nur nach dem Parteistandpunkt, sondern nach den Motiven der Handelnden beurtheilte, und daß ihm die ewigen Gesetze der Sitte und des Rechts und die Begriffe von Ehre und Treue höher standen als politische Klugheit.

Die Klage des Königs, daß ihm das Parlament die Kapläne verweigert, vergleicht Milton im vierundzwanzigsten Capitel mit Micha's Worten: „Ihr habt mir die Götter weggenommen, die ich mir gemacht, und den Priester; was bleibt mir nun noch?" Bischöfe, Presbyter, Diacone würden in der Bibel erwähnt, wo aber sei irgend von Kaplänen die Rede? Wenn, wie es scheine, ihre Bestimmung blos die sei, als die ersten Diener des Hausherrn die Gebete und Andachtsübungen zu verrichten, welche die letzteren aus Trägheit und Bequemlichkeit nicht selbst verrichten wollen, so wären sie nicht nur unnütz, sondern auch der Religion nachtheilig. Der König sollte nicht blos die Worte von David und Salomon im Munde führen, sondern auch deren Beispiel nachahmen; diese hätten reumüthig und zerknirschten Herzens von Zeit zu Zeit ihre Sünden bekannt und das Bedürfniß der Versöhnung mit Gott durch den Erguß unmittelbarer Andacht kundgegeben. Der König sollte suchen „mehr Licht in sich selbst zu haben; nicht zu wandeln nach eines andern Mannes Lampe, sondern Oel in seine eigene zu gießen".

Am bittersten zeigt sich Milton im fünfundzwanzigsten Capitel, das von den frommen Betrachtungen und Gebeten des Königs zu Holmby handelt. Er weist zugleich durch Anführung von Bibelstellen nach, daß die ärgsten Missethäter von Kain bis auf Judas Ischariot in Augenblicken der Zerknirschung, wo ihnen das ganze Gewicht ihrer Sünde fühlbar geworden und sie mit Angst und Verzweiflung erfüllt habe, sich mit reumüthigen Reden und frommen Gelübden zu Gott gewendet hätten, und sucht dann durch Abänderung des Wortlautes der von dem König angeführten Gebete und Gelübde den Contrast zwischen äußern scheinheiligen Worten und innerer feindseliger Gesinnung,

zwischen Reden und Thun, zwischen pharisäischem Hochmuth und dem demuthsvollen Gefühle der Sündhaftigkeit darzuthun und den heuchlerischen Lippendienst bei Verstocktheit und Härte des Herzens in seiner ganzen Nichtigkeit zu zeigen. Das am Schlusse ausgesprochene Gebet: „daß die Gnade Gottes ihm in dem Maße zu Theil werden möge, als seine Absichten gegen sein Volk voll Wahrheit und Frieden gewesen", beurkunde unwillkürlich die Unlauterkeit und Unaufrichtigkeit dieser Absichten, denn die Gnade Gottes sei ihm nicht zu Theil geworden.

Im sechsundzwanzigsten Capitel macht Milton abermals einige treffliche Bemerkungen über die kurzsichtige und vermessene Teleologie, die in dem Gange der Ereignisse und in den Schicksalen der Menschen die strafende Hand Gottes für vergangene Sünden erkennen will. Eine solche Strafe erblickte Karl in dem Streit der Presbyterianer und Independenten und in der durch Volkstumulte bewirkten Flucht derselben puritanischen Parlamentsmitglieder, die den König durch ähnliche Mittel aus seiner Hauptstadt getrieben. Mit Recht straft Milton diesen Mißbrauch der göttlichen Gerechtigkeit in ernsten Worten: „Wer in eigener fantastischer Ueberhebung sich unterfängt, überall die geheimen und unerforschlichen Wege der Vorsehung zu entdecken, der verkennt und entweiht den Willen Gottes und nähert sich der tollen Vermessenheit jener verworfenen Geister, die das Schwert der Gerechtigkeit aus Gottes Hand reißen wollten, um es nach ihrem eigenen Willen zu gebrauchen." Er sieht in dem Streben der Royalisten, jede Störung und jedes Ungemach, wovon die Nation betroffen werde, von der göttlichen Strafgerechtigkeit herzuleiten „ein Bruchtheil der zerbrochenen Rache" und die schlaueste Schmähung der Gegner. „Denn wenn sie die Leute überreden können, daß das Parlament von Gottes Zorngericht verfolgt sei, so wird sich Jedermann abwenden und das Schlimmste von demselben denken." „Auf diese Art könnte man auch folgern, daß Manlius für seine mannhafte Vertheidigung des Capitoliums durch den göttlichen Zorn bestraft worden sei, da er an derselben Stelle und von denselben Leuten, die er vertheidigt hatte, wegen Aufruhr getödtet wurde."

Das vorletzte Capitel, worin Milton die von dem Könige als

letztes Vermächtniß seinem Sohne ertheilten Lehren über sein künftiges Verhalten durchgeht, gehört zu den wichtigsten des ganzen Werkchens. In demselben wird jede Maske schonungslos abgerissen und das unter scheinheiligen Worten und erheuchelter Milde versteckte Gift offen dargelegt. Mit prophetischem Blick sagt dabei Milton die Zukunft voraus; er erschaut im Geiste die Begebenheiten, die er nicht mehr erlebte. „Da ich sehe," heißt es, „daß die Lehren die Absicht haben, das Volk zu einer Veränderung des gegenwärtigen Zustandes durch Wiedereinsetzung des Prinzen von Wales auf den englischen Thron zu bewegen, so will ich Punkt für Punkt beweisen, daß, falls der Sohn genau den Vorschriften des Vaters Folge leistet, eine Restauration keineswegs unser Glück begründen wird; ein solcher Act würde vielmehr, statt die bestehenden Uebelstände zu bessern und den künftigen vorzubeugen, uns unvermeidlich in das ganze frühere, nunmehr überwundene Elend zurückwerfen und uns nöthigen, dieselben mühseligen Kriege von neuem durchzufechten und einen neuen Todeskampf um Freiheit und Leben zu bestehen von zweifelhafterem Ausgang als der vorhergegangene." Nachdem nun Milton aus Karl's eigenen Worten nachgewiesen, daß seine Erziehung vernachlässigt, sein Hofleben unsittlich, seine Grundsätze schlaff und wankelmüthig gewesen, daß er von den Lockungen der Wollust und von Schmeichlern verführt wie ein zweiter Rehabeam die Zuchtruthe des Vaters in Skorpionstiche verwandelt habe, daß er seinen unter derselben Wollust, Unsittlichkeit und Charakterlosigkeit herangewachsenen Sohn auf dem schlüpfrigen Boden festhalten und ihm dieselben morschen Krücken als Stützen geben wolle, macht er folgende Bemerkung: „David lernte durch sein Unglück und Leiden jene Milde und Weisheit, die ihn zum Regieren geschickt machte. Allein solche, die als Unterdrücker, Tyrannen, Gesetzübertreter und Reformationsverfolger leiden müssen ohne eine Spur von Reue, werden, wenn sie je wieder zu der verlornen Würde und Macht gelangen, mit der größten Wuth und Rachsucht gegen Alle verfahren, die sie als die Urheber ihrer Leiden ansehen."

Die erste Lehre, die der König Karl seinem Sohn ertheilt, ist — an der englischen Kirche festzuhalten. Diese Mahnung vergleicht Milton

dem alten Ruf der Ephesier: „Groß ist unsere Diana!“ und sieht von dieser Anhänglichkeit an das „antipäpstliche Schisma“ die erste Quelle der nationalen Zerrissenheit. Dann fährt er fort: „Es ist eine ausgemachte Sache, daß weder die heilige Schrift, noch ein anderes altes Bekenntniß unsern Glauben oder unsern Gehorsam irgend einer, mit einem besondern Namen belegten Kirche unterwirft, viel weniger, wenn sie durch ein eigenthümliches Regiment sich von dem, was wirklich katholisch ist, unterscheidet. Es erging nie an Jemand das Gebot, sich der Kirche von Korinth, Rom oder Asien zu unterwerfen, sondern der Kirche im Allgemeinen, so weit sie festhielt an den Vorschriften der Bibel und der von den Aposteln allenthalben eingeführten Kirchenordnung, die anfangs bei allen Kirchen und Gemeinden ohne Unterschied auf Territorium oder politische Verfassung, gleich war. Diejenige Kirche, die sich herausnimmt, nach einem besonderen Ortsnamen ein besonderes Bekenntniß oder Regiment aufzustellen, ist eine schismatische, ist eine Sekte, keine Kirche. Es wäre eine Ungerechtigkeit, den Papisten der Absurdität und des Widerspruchs zu beschuldigen, weil er einer „römisch-katholischen“ Kirche anhängt, wenn wir einem König und seinen politischen Ansichten zu Gefallen einer „englisch-katholischen“ Kirche anhängen wollten.“

„Und gesetzt auch, die englische Kirche wäre, was sie sein sollte; was hilft es uns, wenn dieser Name nur zu unserer Täuschung gebraucht wird, damit wir nicht merken möchten, wie sie allmählich in die römische Kirche umgewandelt wird! Dies kann Jedermann erkennen aus den Verträgen und Unterhandlungen, die in dem Buch: „Der englische Papst“, ihrem ganzen Umfange nach enthüllt sind. Und als das Volk diese Mißbräuche entdeckte und eine Reformation forderte und das Parlament demgemäß auf die Abstellung des ohne biblische Autorität uns aufgelegten Prälatenregiments drang, flugs beschuldigt sie der König factiöser Umtriebe, wie Pharao einst die Israeliten der Trägheit beschuldigte, weil sie fortgingen, um ihrem Gott zu dienen.“

„Und daß wir nicht hoffen mögen, daß in der Kirche irgend etwas weder durch ihn noch durch seinen Sohn reformirt werde, warnt er

den Letztern: „daß der Teufel der Rebellion sich meistens in einen Engel der Reformation verwandele", und macht ihm die Ausrottung von „Irrthum und Sektengeist" zur heiligsten Pflicht, sodaß unter dem Sohne, der jede protestantische Kirche, die keine bischöfliche ist, für irrig und häretisch hält, unser Glaube derselben Bedrückung und Verfolgung ausgesetzt sein würde, wie früher."

In politischer Hinsicht gibt der König dem Prinzen die Lehre, nicht zu gestatten, daß von den bereits festgestellten Gesetzen um eines Haares Breite abgegangen werde, sodaß also, wie Milton richtig bemerkt, weder ein altes fehlerhaftes und für die Zeitumstände nicht mehr passendes Gesetz abgeändert, noch ein neues eingeführt werden könnte. Während alle menschlichen Einrichtungen mangelhaft und unvollkommen sind und das praktische und bewegte Leben der Gegenwart stets neue Schöpfungen begehrt, soll also das Staatsleben in ewigem Stillstand beharren, soll das Räderwerk der Staatsmaschine veralten und verrosten. „Wo bleiben dann die Freiheiten unserer Vorfahren, auf die wir mit so großem Stolz blicken?" Der König antwortet: „Unsere Freiheiten bestehen in dem Genusse der Früchte unsers Fleißes und jener Gesetze, denen wir selbst unsere Zustimmung gegeben." — „Was den ersten Punkt betrifft," sagt Milton, „daß wir die Früchte genießen dürfen, die wir mit eigener Arbeit und Mühe auf unserm Eigenthum gewonnen, so ist dies ein Recht, das auch der Türke, der Jude und Mohr unter der Herrschaft des Großsultans genießt. Denn ohne diese Art von Recht, das auch in Algier unter Dieben und Piraten gilt, könnte keine Regierung oder Gesellschaft, sie möchte im Uebrigen gerecht oder ungerecht sein, bestehen; ja, keine Verbindung, kein Complot könnte ohne sie zusammenhalten." Und selbst dieses Gesetz, das doch zunächst der Krone selbst zu Gute kommt, wurde durch des Königs Schmeichler und Sophisten gefährdet, die dem Grundsatz Geltung zu verschaffen suchten, daß der Unterthan nicht Eigenthümer seines Gutes sei, sondern daß Alles „des Königs Recht" sei.

Ebenso illusorisch sei die zweite Gabe, „der Schutz der Gesetze, denen wir selbst beigestimmt". Denn abgesehen von deren mangelhaften

Vollstreckung, hätte das gegenwärtige Parlament denselben nicht nur nicht zugestimmt, sondern wiederholt auf die Abschaffung mancher gedrungen; und wo es eine Aenderung vorgeschlagen oder ein neues Gesetz aufgestellt, sei es durch das königliche Veto verhindert worden. Und daß der König bei Behauptung dieses Veto, das er über den Gesammtwillen der Nation setzen wollte, endlich überwunden und zur verdienten Strafe gebracht ward, rechnet er sich in dem „Ikon basilike“ als Märtyrerthum an. Aber hier gilt Christi Ausspruch: „So ich von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugniß unwahr.“ Wer sich selbst einen Märtyrer nennt, der gleicht einem schlechten Maler, der ein unkenntliches und formloses Bild durch die Unterschrift dem Beschauer verständlich zu machen sucht.“

Mit feuriger Beredsamkeit bekämpft sodann Milton noch einmal das absolute Veto, neben dem keine Volksrechte, kein Parlament, keine Freiheit bestehen könne. Mit dem absoluten Veto sei ein Gesetz nichts als ein Privatgebot, eine willkürlich gegebene Erlaubniß, die stets wieder entzogen werden könne; ein Unheil ohne Gegenmittel, eine Sackgasse ohne Thor und Ausgang. „Gewährt dem König dieses, und das Parlament hat nicht mehr Freiheit, als wenn es in einer Schlinge säße, die jener nach Gefallen mit einem einzigen Zug seines Veto zusammenziehen und die ganze Nation, als ob sie nach Caligula's Wunsch nur einen einzigen Hals hätte, erdrosseln kann.“ Zuletzt warnt Milton das englische Volk vor dem Schicksale der Israeliten, die gegen Jehova's Willen und Samuel's Rath einen König verlangt und dann umsonst wieder um Befreiung von dessen Joch gefleht hätten, und schließt mit den Worten: „Wahrlich das Volk, das nach einer so ruhmvollen, mit so viel Muth und Tapferkeit erkämpften Befreiung wieder einen König einsetzen würde, mit solchen Ansprüchen wie diesen, das würde beweisen, daß es von Natur geschaffen sei zur Sklaverei und zu einem Zustand der Thierheit, nicht geeignet für jene Freiheit, nach der es mit Ungestüm schrie, sondern viel geeigneter wieder zurückgeführt zu werden in die alte Knechtschaft, wie eine Schar schreiender und streitender Thiere, die aus dem Zwinger gebrochen; es würde beweisen, daß es

die Freiheit, für die es kämpfte, nicht zu gebrauchen wisse, und daß es sich durch die schönen Worte und Versprechungen eines alten ergrimmten Feindes wieder habe bändigen und breitschlagen lassen, sodaß es einwillige in den gewohnten und angenehmen Zustand echter normännischer Dienstbarkeit zurückzukehren."

Im letzten Capitel wird von Milton mit warmer Beredsamkeit und in schwungvoller poetischer Sprache der von der Nation an dem König vollzogene Act der Gerechtigkeit vertheidigt und gerechtfertigt. Zuerst erzählt er, wie man dermaleinst an dem Hofe des Darius gestritten, was in der Welt das Stärkste sei, und endlich der Meinung Zorobabel's beigestimmt habe, daß die Wahrheit das Stärkste sei; dann stellt er den Grundsatz auf, die Gerechtigkeit sei das Stärkste, diese aber sei mit der Wahrheit in der Idee Eins, und verhalte sich zu derselben nur wie der Begriff zur Realität, „die Wahrheit ist nur die theoretische Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit nur die praktische Wahrheit; und während die Wahrheit nur ein Begriff ist und ihre Wirkung nur Belehrung, ist die Gerechtigkeit in ihrer Wesenheit lauter Kraft und Thätigkeit; sie hat ein Schwert in ihrer Hand, um es gegen alle Gewalt und Unterdrückung auf Erden zu gebrauchen, und Niemand ist von ihren Streichen ausgenommen." Die Gerechtigkeit aber würde Parteilichkeit werden und sich selbst vernichten, wollte sie ihr Schwert in die Hände eines einzigen Mannes legen und ihn zum Richter erheben über alle andere Sterblichen, ohne daß er für die eigenen Frevel und Vergehen die gebührende Strafe zu erleiden hätte. Denn in diesem Falle wäre nicht die Gerechtigkeit am stärksten, sondern der König. „Und wenn ich so glücklich sein sollte, durch diesen Satz die Gemüther der Engländer freizumachen, daß sie nicht mehr zurückkehren wollen unter die traurige Knechtschaft der Könige, von denen sie die Kraft und das mächtige Schwert der Gerechtigkeit erlöst hat, so werde ich ein Werk vollbracht haben, das dem des Zorobabel, als er sein Volk aus der babylonischen Gefangenschaft befreite, nicht nachsteht."

Hierauf sucht er die Behauptung des Königs zu widerlegen, „daß kein göttliches oder menschliches Gesetz Unterthanen eine richterliche

Gewalt über den König gibt, ohne oder gegen dessen Willen". Das älteste aller Gesetze, das Gott dem Noah gegeben, laute ohne einer Ausnahme zu erwähnen: „Wer eines Menschen Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden von Menschen." Ebenso bestimmt und deutlich spreche das mosaische Gesetz: „Und ihr sollt keine Versöhnung nehmen über die Seele des Todtschlägers, denn er ist des Todes schuldig, und er soll des Todes sterben. Denn wer blutschuldigt, der schändet das Land; und das Land kann vom Blute nicht versöhnet werden, das darinnen vergossen wird, ohne durch das Blut dessen, der es vergossen hat." Der König aber ist aufgestellt nicht blos um das Gesetz vollziehen zu lassen, sondern um es selbst zu vollziehen, „auf daß sein Herz sich nicht erheben möge über seine Brüder".

„Und wäre das wahr, was jedoch ganz falsch ist, daß alle Könige Gottes Gesalbte seien, so wäre es doch absurd zu denken, daß die Salbung gleichsam ein Zaubermittel wäre gegen das Gesetz und dem Gesalbten das Vorrecht ertheilte, Andere zu bestrafen, selbst aber straflos zu sündigen." Die Kirche selbst, deren Ansehen Karl doch keineswegs zu mindern oder wegzuleugnen gesonnen sein werde, habe in früheren Jahrhunderten häufig die richterliche Gewalt über Könige geübt, wie die englische Geschichte selbst in vielen Beispielen beweise. „Und wenn sogar die römische Kirche in der Zeit ihrer Verfinsterung immer noch so viel von der Wahrheit zu erkennen vermochte, daß sie zu Konstanz und Basel, ja sogar in Trident anerkannte, daß die Kirchenversammlung über dem Papst stehe und ihn vor ihren Richterstuhl laden dürfe, ohne jedoch seine Würde als Statthalter Christi zu verwerfen, so sollten wir in einer hellern Zeit uns schämen, nicht zu erkennen, daß ein Parlament nach Fug und Recht über dem König stehe und ihn zur Rechenschaft und Strafe ziehen dürfe, da wir doch wissen, wie sehr die Beweisgründe, daß die Königsmacht unmittelbar von Gott herrühre, gesucht und unzureichend sind."

Nachdem Milton noch aus der Geschichte diese Ansicht begründet und aus Alfred's „Sachsenspiegel" ein Gesetz angeführt: „daß der König gehalten sein soll, Recht zu erleiden wie die Andern aus dem Volke",

kommt er noch einmal auf den von den Unterthanen zu leistenden „Eid der Treue und Suprematie“ zurück und weist nach, daß dieser nicht der Person, sondern dem mit der königlichen Autorität bekleideten Monarchen geleistet werde, daß aber diese königliche Autorität ihm zuvor vom Volke mit der Bedingung übertragen worden wäre, nach den Gesetzen und zu des Landes Wohlfahrt zu regieren, daß sein Eid dem ihrigen vorangegangen, daß der ihrige nur bindend sei, wenn er den seinigen halte, und daß sie ihm nur unter dieser Voraussetzung Treue gelobt hätten und zur Treue verpflichtet seien. Beide Eide müßten mit einander stehen und mit einander fallen.“

Die Zuversicht Karl's: „daß Gott alle Könige, als die Beschützer von Recht und Gesetz, Ordnung und Religion auf Erden in seinen besondern Schutz und seine gnädige Obhut nehmen werde“, gibt Milton Gelegenheit, die Worte der Apokalypse auf seine Zeit anzuwenden. „Was Könige für Beschützer sind, hat Gott in der heiligen Schrift oft genug ausgesprochen, und die Erde selbst hat zu lange gestöhnt unter der Last ihrer Ungerechtigkeit, Unordnung und Irreligiosität. Deshalb „ihre Könige mit Ketten zu binden und ihre Edeln mit eisernen Banden“ ist eine Ehre, die seinen Heiligen zukommt; nicht Babel zu erbauen, wie Nimrod, der erste König, sondern es zu zerstören, namentlich jenes geistige Babel, und zu überwinden jene europäischen Könige, welche ihre Macht nicht von Gott, sondern von dem Thiere empfangen haben und für nichts Besseres gerechnet werden als dessen zehn Hörner. „Diese zehn Hörner werden die Hure hassen und werden doch ihre Reiche dem Thiere geben, das sie trägt; sie werden Hurerei mit ihr begehen, und werden sie doch mit Feuer brennen, und ihr Fleisch essen, und sie werden beweinen den Fall von Babylon, wo sie Hurerei und Muthwillen mit ihr getrieben haben.“ — So werden sie in der Irre sein, zweifelhaft und verwirrt in allem ihrem Thun, bis sie zuletzt, „verbindend ihre Heere mit dem Thiere“, dessen Macht sie zuerst erhoben, umkommen werden mit ihm durch den „König der Könige“ gegen den sie sich empört haben, und „die Vögel werden ihr Fleisch essen“. Das ist ihr Schicksal, wie es in der Apokalypse 17—19 geschildert ist.“

4. Erste Schutzrede für das englische Volk.

(Defensio pro populo Anglicano.)

Das tragische Ende Karl's I. machte in ganz Europa einen gewaltigen, erschütternden Eindruck. Es war das erste Beispiel einer nicht durch rohe Gewaltthat, sondern durch ein richterliches Verfahren bewirkten Verletzung und Entweihung der geheiligten Majestät, das erste Beispiel einer blutigen Katastrophe, durch welche die ganze Gestalt eines Reiches umgewandelt und seine politische Vergangenheit abgeschlossen wurde. Und wie sehr auch der kaum beendigte dreißigjährige Krieg das Volksleben in allen Staaten des Festlandes geknickt und die Gemüther abgestumpft hatte, die großartige Erscheinung des weltgeschichtlichen Riesenkampfes, der zu gleicher Zeit auf dem britischen Insellande durchgefochten wurde, war mächtig genug, eine allgemeine Aufregung zu erzeugen und die urtheilsfähige Welt zu einem Widerstreit der Meinungen herauszufordern. Daß dieser Widerstreit nicht so heftig und gewaltig geworden ist, wie bei dem Tode Ludwig's XVI., mochte theils in den gespaltenen Interessen jener Zeit, theils in der geringern Verbreitung der politischen und staatsrechtlichen Bildung, theils auch in dem Umstand seine Ursache haben, daß damals die europäische Menschheit noch nicht so sehr zu einem großen Ganzen von gleichartiger geistiger Beschaffenheit verbunden war, wie zur Zeit der französischen Revolution. Daß aber dessenungeachtet in Frankreich, in den Niederlanden, in Deutschland und anderwärts die englische Revolution, und insbesondere die Hinrichtung des Königs, die gebildeten Classen der Bevölkerung aufs tiefste ergriffen habe, beweisen die zahlreichen Schriften aller Art über dieses große Ereigniß. Unter diesen sind besonders zwei bedeutend geworden, weniger durch ihren Werth und ihre Beweisführung, als durch Milton's Gegenschriften, nämlich des Salmasius Schutzrede für den König (»Defensio Regia pro Carolo Primo ad Carolum Secundum«), und eine andere unter seiner Mitwirkung oder doch unter seinen Augen entstandene Schmähschrift gegen die englischen Republikaner.

Salmasius, ein französischer Gelehrter und Philolog, war zur Zeit der englischen Thronumwälzung Professor der alten Literatur und Beredsamkeit in Leyden. Die niederländischen Städte dienten damals den englischen Royalisten und Ausgewanderten in ähnlicher Weise zu Sammelplätzen und Aufenthaltsorten, wie in den neunziger Jahren Koblenz und andere rheinische Städte den französischen Emigranten. Selbst der flüchtige Thronerbe Karl (II.) befand sich dort. Unter den Einflüssen und nach den Angaben dieser der royalistischen Partei der „Cavaliere" (Junker) angehörenden Ausgewanderten verfaßte Salmasius jene Schutzschrift für den König, die, als der erste laute Protest des Auslandes gegen das blutige und gewaltthätige Gebahren der englischen Puritaner und Independenten, eine ähnliche Wirkung und den gleichen Zweck hatte, wie in den neunziger Jahren die heftige Parteischrift Edmund Burke's gegen die französische Revolution, nämlich den Zweck, die auswärtigen Regierungen zum Kampf gegen die Revolution, und die Mißvergnügten (hier insbesondere die Irländer) zum Aufstand gegen die republikanische Regierung aufzureizen. Beide Männer hatten auch darin gleiches Loos, daß sie früheren Ansichten untreu wurden, daß sie Grundsätze verleugneten und verwarfen, die sie vormals mit Wärme bekannt und verfochten hatten, und daß auf beiden die Makel der Käuflichkeit und schnöder Gewinnsucht lastete. Denn mögen die „hundert Jacobsthaler", die Salmasius, nach Milton's wiederholten Versicherungen, von dem Kronprätendenten für seine Schrift empfangen hat, auch nur der Lohn für die bestellte Arbeit gewesen sein und mag man daraus auch noch nicht auf eine Unlauterkeit der Gesinnung, auf eine gegen die innere Ueberzeugung unternommene Vertheidigung schließen, dieser Lohn zog ihm ebenso den Vorwurf zu, daß seine Feder feil gewesen und seine schriftstellerische Thätigkeit in fremdem Dienst gestanden, wie man die reichen Gaben, die später Burke und Gentz für ihre publicistische Wirksamkeit erhielten, als naheliegende Motive ihrer Gesinnungsänderung ausgab und zur Verdächtigung ihrer wandelbaren Natur und Ueberzeugungstreue benutzte. Salmasius hatte in jüngern Jahren als ein freisinniger, von den Freiheits-

ideen des Alterthums genährter Mann gegolten; er hatte in einem frühern Buch gegen den Primat des Papstes geeifert, er hatte die Episcopaleinrichtungen verworfen, er hatte sogar gegen die Jesuiten die Ansicht ausgesprochen: „daß bürgerliche Parteikämpfe und aufrührerische Spaltungen zwischen Adel und Volk viel erträglicher und weniger schlimm seien als das gewisse Elend und Verderben unter der Regierung eines Einzelnen, der sich als Tyrann geberde"; wenn nun derselbe Mann einige Jahre später den unbedingten Apologeten des Absolutismus machte und die Lehre vom passiven Gehorsam der Völker und von der schrankenlosesten Willensfreiheit der Könige bis zu den äußersten Consequenzen verfocht, so ist es begreiflich, wie ein für Freiheit glühender und in seinen Ansichten abgeschlossener Mann, wie Milton, den tiefsten Unwillen empfinden und für einen Schriftsteller, dessen Gesinnungswechsel er aus den niedrigsten Motiven herleitete, die größte Verachtung fühlen mußte.

Diese gründliche Verachtung eines feurigen Republikaners von strenger Natur und starrem puritanischen Trotze gegen einen feilen Schriftsteller von servilem Charakter und niederträchtiger Gesinnung macht den heftigen, derben Ton, in welchem Milton seinen Gegner widerlegt und zurechtweist, erklärlich. Man darf Form und Haltung der Vertheidigungsschrift nicht nach den Gesetzen beurtheilen, die heutzutage Sitte und Anstand jedem gebildeten Manne zur Pflicht machen. Nicht nur daß die Zeit eine derbere war und daß in der Polemik des 16. und 17. Jahrhunderts überhaupt jede persönliche Rücksicht, jede Achtung der gegnerischen Ansicht verbannt blieb, wie wir aus den Streitschriften eines Luther, Hutten, Erasmus u. A., oder aus den Werken der schottischen und englischen Reformatoren und ihrer Gegner zur Genüge lernen, die Aufregung und Parteiwuth einer politisch und kirchlich tiefbewegten Zeit wirft alle Schranken und Formen nieder. Wenn ein Principienkampf zu solcher Höhe gestiegen ist, daß die Parteien einander mit dem Schwerte gegenüberstehen, so läßt der Parteigeist keine anderen Rücksichten und Verhältnisse mehr gelten als die des Für und Wider. Milton schleudert die ärgsten Schmähungen auf seinen Gegner; es genügt ihm nicht, dessen Buch Seite für Seite zu widerlegen und

dessen Beweisführung durch Gegengründe, durch innere Widersprüche, durch Anführung früherer Aeußerungen und Aussprüche entgegengesetzter Natur zu entkräften und niederzuwerfen, er greift ihn wie einen feindlichen Kämpfer im Schlachtfelde mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen an; er will ihn vernichten, zermalmen mit der Stärke eines zornglühenden Parteiführers, mit der Gewalt eines Würgengels. Die Leidenschaft, in die Milton durch die Behauptungen seines Gegners geräth, ist so heftig, daß er bei jedem Satz, den er zu widerlegen unternimmt, zuvor seinem Herzen durch einige Invective und Schmähworte Luft machen muß. Er nennt ihn eine Knechtsseele, einen Sklaven, einen servilen Hund; er wirft ihm seine kleine Gestalt vor; er verhöhnt ihn, daß er unter der Herrschaft seines zänkischen Weibes stehe; er fragt ihn, was er, ein französischer Renegat, ein armseliger Wortgrübler und Silbenstecher, dem die Holländer das Gnadenbrot reichten, damit er ihre Jungen in der Grammatik und im Phrasenmachen unterrichte, sich in die Angelegenheiten des englischen Volks zu mischen habe, von denen er kein Jota verstehe. Die Benennungen Schurke, Lügenmaul, Sophist, frecher Bube u. dgl. m. kommen auf jeder Seite vor, sodaß der Leser zuletzt ganz abgestumpft wird und nichts Auffallendes mehr darin erblickt. Zu seiner Entschuldigung mag außer den erwähnten Gründen auch noch der Umstand angeführt werden, daß des Salmasius Schrift nicht minder von Schmähungen, Invectiven und feindseligen Ausfällen gegen das englische Volk und gegen die damaligen „königsmörderischen" Machthaber, gegen Presbyterianer und Independenten strotzte und in Haltung und Ton so beleidigend war, daß die niederländische Regierung es für gerathen fand, ein Verbot dagegen ergehen zu lassen, — damit nicht etwa Cromwell noch eine empfindlichere Rache nehmen möchte, als sein Secretär Milton.

Wollte man Milton's Vertheidigungsschrift nach der abstoßenden Form beurtheilen, so würde man ihr großes Unrecht thun. Sie bietet gesunde Früchte in herber Schale. Wie sonderbar uns auch hier und da die Beweisführung vorkommen mag, wie unpassend viele seiner Beispiele erscheinen müssen, immer sehen wir ihn bei einem Ziele ankom-

men, wo Wahrheit und Recht auf seiner Seite stehen. Da er den beschwerlichen Weg einschlug, seinen Gegner Schritt für Schritt zu verfolgen und ihn mit seinen eigenen Waffen und auf dem eigenen Gebiete zu bekämpfen, so war er hinsichtlich der Form und Darstellung im Nachtheil. Sein Standpunkt war nicht ein freigewählter, sondern ein gegebener; die Methode der Widerlegung war durch die gegnerische Schrift vorgezeichnet.

„Natur und Gesetze“, sagt Milton in der Vorrede, „würden in schlimmer Lage sein, wenn Sklaverei etwas zu ihrer Rechtfertigung zu sagen wüßte, die Freiheit aber stumm wäre; und wenn Tyrannen Männer fänden, die ihre Sache führten, die Meister und Ueberwinder der Tyrannen aber keine Vertheidiger zu erlangen vermöchten.“ Deshalb fühlt er sich angetrieben, als Sachwalter jener Männer aufzutreten, „denen alle gute Menschen Beifall und Dank zollen müssen für ein so glorreiches und erhabenes Beispiel von Gerechtigkeit, das den andern Fürsten zu Nutz und Lehr dienen kann“. Die Gerechtigkeit ihrer Sache beruhe vor Allem „auf jenem ewigen, von Gott und der Natur den Menschen gegebenen Gesetze, daß Alles, was zur allgemeinen Wohlfahrt des ganzen Staats gereicht, auch zulässig und recht sei“.

Dem Vorwurfe des Salmasius, daß die republikanische Regierung in England religiöse Sekten ungehindert aufkommen und sich verbreiten lasse, begegnet Milton mit folgenden Sätzen, die er schon in frühern Schriften aufgestellt hatte: „Warum sollten wir die Sekten nicht dulden? Es ist Sache der Kirche, sie aus der Gemeinschaft der Gläubigen auszuschließen, nicht Sache der Obrigkeit, sie aus dem Lande zu verbannen, vorausgesetzt, daß sie nicht die Gesetze des Staats verletzen. Die Menschen vereinigten sich in bürgerliche Gesellschaften (Staaten), damit sie in Sicherheit leben und ihre Freiheit genießen könnten, ohne verletzt oder unterdrückt zu werden; und damit sie zugleich religiös und nach den Vorschriften des Christenthums leben möchten, verbanden sie sich zu Kirchen. Staaten haben Gesetze und Kirchen haben Ordnungen, jede nach ihrer Weise und sehr verschieden von einander. Und daß Staat und Kirche ihre Jurisdictionen miteinander vermischten, gerade das gab Veranlassung zu so vielen Kriegen in der Christenheit. Des-

halb dulden wir nicht die papistische Sekte; denn wir betrachten sie nicht als eine Religion, sondern als eine hierarchische Tyrannei unter dem Deckmantel der Religion, bekleidet mit dem Raub der bürgerlichen Gewalt, die sie sich angemaßt hat gegen unsers Heilands eigene Lehre."

Um zu beweisen, daß die Engländer eine nach göttlichen und menschlichen Satzungen verpönte und durch die Aussprüche der erleuchtetsten Männer aller Nationen und Zeiten verdammte Uebelthat begingen, als sie ihren König absetzten und zum Tode verurtheilten, stellt Salmasius das göttliche Recht der Könige und die daraus herfließende absolute Herrschergewalt als unbestreitbaren Grundsatz hin. Er sucht darzuthun und mit Sprüchen und Beispielen aus dem alten und neuen Testament zu bekräftigen, „daß Könige an keine Gesetze gebunden sind", daß die Gesetze, die sie Andern geben, für sie selbst keine zwingende Kraft haben; daß folglich, da sie über allen geschriebenen wie ungeschriebenen Gesetzen stehen, keine Macht der Erde sie wegen Ueberschreitung derselben zur Rechenschaft ziehen oder gar bestrafen könne. Um diese krassen Ansichten zu widerlegen und das Verfahren des englischen Parlaments als ein gerechtes und nach göttlichen und menschlichen Satzungen erlaubtes darzuthun, stellt sich Milton auf den entgegengesetzten Standpunkt der unbedingten Volkssouveränetät, wornach die Könige vertragsweise vom Volke eingesetzt würden, um die zum Wohle der Staatsbürger aufgestellten Gesetze zu vollziehen, daß sie aber diesen Gesetzen ebenso unterworfen seien und für deren Uebertretung ebenso gestraft werden dürften und müßten, wie der geringste Unterthan. „Wir selbst setzten unsern König ein," ruft er aus, „sodaß das Volk nicht für den König da ist, sondern der König für das Volk [16]); „wenn der König ein Tyrann wird, muß er gestraft werden." „Die Gesetze sind die höchste Macht auf Erden nach dem Urtheile der gelehrtesten und weisesten Männer aller Zeiten und aller Nationen und nach den Bestimmungen der bestorganisirten Staaten." „Wer diesen Gesetzen zuwiderhandelt, unterliegt, ohne Rücksicht der Person, der durch die Gesetze selbst bestimmten Strafe." In einer andern Stelle spricht er diese Ansicht in folgender strengen Fassung aus: „Es ist für einen Staat gleich nachtheilig und

verderblich, ob der eigene Fürst, oder ein Räuber, oder ein auswärtiger Feind das Volk beraubt, mordet, knechtet. Und ohne Zweifel da sie alle gleiche Feinde der menschlichen Gesellschaft sind, können sie auch mit gleicher Gerechtigkeit bekämpft und gestraft werden; und der eigene Fürst um so mehr, als er durch das Vertrauen des Volks zu der hohen Stelle erhoben ward und sich durch einen Eid verpflichtet hatte, die allgemeine Wohlfahrt zu beschützen, und dessenungeachtet zum Verräther wurde." „Wenn Könige außer dem Bereich der Gesetze sind, und thun dürfen was sie wollen, so sind ihre Unterthanen in einer viel kläglichern Lage, als Sklaven im Verhältniß zu ihren Herren."

Beide Schriftsteller suchten ihre Grundsätze zu stützen theils durch Stellen und Beispiele aus der Bibel oder aus der alten Geschichte, theils durch Berufung auf Vernunft und Naturrecht, theils durch Anführung altenglischer Satzungen und geschichtlicher Vorfälle ähnlicher Art. Als die presbyterianischen Eiferer in Schottland das Volk gegen ihre „götzendienerische" Königin Maria aufreizten, rechtfertigten sie ihr Verfahren durch Stellen aus dem alten Testament, und als König Jacob I. das englische Parlament von der unumschränkten Machtvollkommenheit der „Gesalbten des Herrn" überzeugen wollte, berief er sich ebenfalls auf die alttestamentlichen Bücher. Aehnlich verfuhren Milton und Salmasius. Daß aber eine Geschichte, wie die jüdische, wo im Namen und unter der unmittelbaren Einwirkung Jehovah's das Volk bald von Richtern und Hohenpriestern, bald von gläubigen oder abgöttischen Königen regiert wurde, wo die Propheten, als die Hüter des göttlichen Gesetzes, der Königsmacht eine Schranke setzten, wie keine Ständeversammlung je gethan, wo nach dem Rathschluß Jehovah's, aber immer durch menschliche Werkzeuge, Könige erhöht und erniedrigt, Throne errichtet und umgestürzt wurden, daß eine solche Geschichte mehr für die puritanische Auffassung der Königsgewalt spricht als für die hochkirchliche, unterliegt keinem Zweifel. Zwar gesteht Milton: „daß unter allen Völkern nur wenige Männer von Weisheit und Muth wahrhaft begierig nach Freiheit sind oder dieselbe zu gebrauchen verstehen, und daß der größte Theil der Menschheit vorzieht unter „Gebietern" zu

stehen; nur daß sie gerechte wünschen"; doch fällt es ihm nicht schwer zu beweisen, daß nach Gottes Anordnung die Wahl der Regierungsform dem israelitischen Volke überlassen war, daß das republikanische Gemeinwesen zur Zeit der Richter Jehovah's Willen mehr entsprach als das königliche Regiment, und daß der Herr ihrem thörichten Verlangen, gleich den benachbarten Völkern von Königen regiert zu werden, nur im Zorn nachgegeben habe. Wenn Salmasius die Stelle Deut. 17, 14: „Wenn du in das Land kommst, das dir der Herr, dein Gott, geben wird, — und wirst sagen: Ich will einen König über mich setzen, wie alle Völker um mich her haben, so sollst du den zum Könige über dich setzen, den der Herr, dein Gott, erwählen wird", als Beweisgrund der göttlichen Einsetzung des Königthums anführt und darin ein Argument finden will, daß die monarchische Regierungsform die einzig rechtmäßige und von Gott angeordnete Staatseinrichtung wäre, so folgert Milton mit mehr Recht daraus, daß nach göttlicher Fügung die Wahl der Staatsform und die Abänderung derselben dem Volke zukomme und weist aus den folgenden Versen nach, daß Jehovah selbst die Königsmacht durch bestimmte positive Gesetze beschränkt habe. Bei der Stelle Pred. Sal. 8, 2 fg.: „Ich halte das Wort des Königs und den Eid Gottes. Eile nicht zu gehen von seinem Angesicht, und bleibe nicht in böser Sache; denn er thut, was ihn gelüstet. In des Königs Wort ist Gewalt, und wer mag zu ihm sagen: Was machst du?" bemerkt Milton: 1) Daß diese Rede nicht an den hohen Rath (Sanhedrin), sondern an eine Privatperson gerichtet ist, eine Distinction, die Milton allenthalben strenge einhält und geltend macht; nicht den einzelnen Unterthanen kommt es zu, den König zur Rechenschaft zu ziehen, wohl aber dem ganzen durch das Parlament und die bürgerliche Obrigkeit repräsentirten Volke. 2) Wie der Unterthan schwört, dem König treu und gehorsam zu sein, so schwört auch der König die Gebote Gottes und die Gesetze des Landes zu halten. Jener Eid ist nur so lange gültig, als der letztere in Kraft steht. 3) Die Aeußerung: „er thut was ihn gelüstet", ist offenbar nur gegen den Uebelthäter gerichtet, „der in böser Sache bleibt" und gegen den der König Strenge oder Gnade

üben kann. 4) Gegen die Worte: „Wer mag zu ihm sagen: Was machst du?" führt Milton die Beispiele Samuel's und der Propheten an, die den König nicht blos gefragt: „Was machst du?" sondern ihm gesagt hätten: „Du hast thöricht gehandelt." „Der Prediger also", so schließt Milton seine Beweisführung, „gibt Privatpersonen den klugen Rath, nicht mit Fürsten zu streiten, denn es sei gefährlich mit irgend einem Manne zu streiten, der reich und mächtig ist. Soll aber darum das Parlament, sollen die Magistratsbehörden, soll das ganze Volk nicht murren dürfen, wenn ein König rast und wie ein Verrückter sich geberdet? Sollen sie einem thörichten, boshaften und gewaltthätigen Tyrannen, der alle guten Menschen zu verderben trachtet, keinen Widerstand leisten dürfen? Sollen sie ihn nicht hindern dürfen, alle göttlichen und menschlichen Dinge umzustürzen? Müssen sie ertragen, daß er sein Volk morde, ihre Städte niederbrenne, Schmach und Schande auf sie häufe?"

Die Hauptstelle, auf die sich die Verfechter der absoluten Königsmacht unter den Stuarts beriefen, ist das 8. Capitel im 1. Buch Samuel's, wo die Aeltesten in Israel von dem Hohenpriester verlangen, er solle einen König über sie setzen, und dieser ihnen zuvor, nach Jehovah's Weisung, die Königsrechte kund macht. Aus dem ganzen Zusammenhang geht hervor, daß sowohl Samuel als Jehovah selbst über dieses Verlangen der Israeliten erzürnt sind. Um sie davon abzubringen, führt ihnen der Hohepriester einen orientalischen Despoten in seiner Machtfülle vor, wie er nach Willkür über Leben und Eigenthum der Unterthanen schalten und walten würde. Diese Worte betrachteten die Absolutisten des 17. Jahrhunderts als den Codex eines von Gott eingesetzten königlichen Herrschers, und es war daher natürlich, daß auch Salmasius hohen Werth darauf legte. Merkwürdig ist dabei die sinnreiche Erfindung, wie der gelehrte Mann die von Jehovah im Zorne und zur Züchtigung des thörichten Volkes zugelassene Einsetzung des Königs mit seinem Grundsatze, daß die monarchische Regierungsform die einzig rechtmäßige und von Gott eingesetzte Staatseinrichtung sei, zu vereinigen sucht. Er sagt nämlich: „Um Samuel, wider dessen ungerechte Söhne das Volk in der Einsetzung eines Königs einen Schutz

gesucht, nicht zu kränken, habe Jehovah sich über das Verlangen der Israeliten erzürnt gestellt!“ Auf diese Weise könnte man auch die biblischen Worte zum Beweise des göttlichen Ursprungs der Diplomatie anwenden; denn nach Salmasius handelt hier Jehovah gegen Samuel wie ein gewandter Diplomat.

Diese Stelle in ihr wahres Licht zu setzen und die sophistischen Auslegungen als einen Mißbrauch der heiligen Schrift und als ein gotteslästerliches Verfahren hinzustellen, war für Milton keine schwere Aufgabe. Ein solcher König, wie er in Samuel's Worten geschildert ist, rührt, nach seiner Ansicht, nicht von Gott her, sondern vom Teufel. Und in der That, wenn man die Weltgeschichte überblickt, scheint die Staatskunst und Regierungskunst mehr unter der Herrschaft des bösen als des guten Princips zu stehen. Dabei macht Milton eine Bemerkung, deren Wahrheit und Richtigkeit aus der Verfassungsgeschichte so mancher deutschen Staaten bestätigt wird, nämlich: „das summum jus, von dem Cicero spricht, tritt dann ein und wird zur summa injuria, wenn man sich bei der Auslegung eines Gesetzes auf Spitzfindigkeiten einläßt, wenn man bei einzelnen Worten und Silben verweilt und darüber den wahren Inhalt und den gerechten Zweck des Gesetzen aus dem Auge verliert, oder wenn ein geschriebenes Gesetz listig und mit böser Absicht interpretirt wird.“ Daß übrigens die ganze Stelle nicht auf das englische Volk anwendbar sei, gehe aus dem verschiedenen Ausgang hervor. Die Israeliten blieben in der Knechtschaft, denn Samuel verkündigte ihnen: „Wenn ihr dann schreien werdet über euern König, den ihr euch erwählet habt, so wird euch der Herr nicht erhören“; die Engländer aber, die auch zu Gott schrien, wurden erhört und befreit. Unter dem „Schreien zu Gott“ sei zu verstehen, daß man mit dem Beten auch zugleich ein kräftiges Handeln verbinden müsse. Denn wer in Noth ist und sich um Hülfe an Gott wendet, wird der dabei Amt und Pflicht aufgeben und sich blos auf sein träges Beten verlassen?“ Also: Aide-toi, le ciel t'aidera! An einer andern Stelle sagt Milton: „Die Schrift gibt Zeugniß, daß durch Gott Könige regieren und durch ihn von ihren Thronen hinabgestürzt werden, aber die Erfahrung lehrt

uns auch, daß beides meistens durch das Volk geschieht.“ „Und sicherlich ist es eine göttlichere That, einen Tyrannen abzusetzen, als zu erheben, und es erscheint mehr von Gott in einem Volke, wenn es einen ungerechten Fürsten vom Thron stürzt, als in einem König, der ein unschuldiges Volk unterdrückt.“ Gott hat die Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, und er sollte sie zur Sklaverei bestimmt haben? Steht doch geschrieben im 149. Psalm: „Der Herr hat Wohlgefallen an seinem Volke, er hilft den Elenden herrlich. Ihr Mund soll Gott erhöhen und sollen scharfe Schwerter in ihren Händen haben; — ihre Könige zu binden mit Ketten und ihre Edeln mit eisernen Fesseln!“

Nachdem Milton noch aus der jüdischen Geschichte mehrere Beispiele angeführt, wo gottlose Regenten von dem Volke gestraft werden (Ahab, Jezabel, Athalia, Usia), und dargethan „daß die Könige der Juden denselben Gesetzen unterworfen gewesen, wie das Volk selbst, daß in der heiligen Schrift keine Ausnahmen zu ihren Gunsten vorkämen, daß es eine falsche Behauptung sei, weder in der Vernunft begründet, noch durch irgend eine Autorität bekräftigt, daß Könige ungestraft thun dürften, was ihnen beliebt, und daß sie Gott von aller menschlichen Jurisdiction freigemacht und seinem eigenen Gerichtshof ausschließlich vorbehalten habe“, geht er zum neuen Testament über, um auch hier Beweise für die Richtigkeit seiner Ansicht und Argumente gegen seinen Widersacher zu finden. Wie Salmasius, beginnt auch er mit der Person Christi, und fragt, ob nicht der Heiland gerade darum Knechtsgestalt angenommen habe, damit er uns frei mache? Und daß darunter nicht blos die geistige Freiheit zu verstehen sei, gehe aus dem Lobgesang seiner Mutter hervor: „Er übet Gewalt mit seinem Arm und zerstreuet die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Er stößet die Gewaltigen vom Stuhl, und erhebet die Niedrigen.“ (Luc. 1, 51.) Die Worte: 1. Kor. 7: „Bist du ein Knecht berufen, sorge dir nicht; doch, kannst du frei werden, so brauche deß viel lieber. Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte!“ legen doch deutlich genug den Christen nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht auf, sich wo es geht, von jeder gebieterischen Obmacht zu befreien. In den Worten Christi

(Matth. 17, 25): „Von wem nehmen die Könige auf Erden den Zoll oder Zinse? Von ihren Kindern oder von den Fremden? Da sprach zu ihm Petrus: Von den Fremden. Jesus sprach zu ihm: So sind die Kinder frei. Auf daß aber wir sie nicht ärgern, — so gib den Stater für mich und dich", findet Milton eine Bestätigung seiner Ansicht, daß Könige kein Recht haben, schwere Abgaben von ihren eigenen Landsleuten und freigebornen Unterthanen zu erheben." Aus der bekannten Rede Jesu: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist", sagt Milton, kann doch nicht gefolgert werden, daß wir unser edelstes Gut, die Freiheit, die wir von Gott selbst haben, zu den Füßen des Kaisers, der keinen Anspruch darauf erheben kann, legen sollen! Die Stelle Matth. 20, 25: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. (Bei den Heiden.) So soll es nicht sein unter euch; sondern so Jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener. Und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht", deutet Milton in republikanischem oder doch streng constitutionellem Geiste. „Entweder sollen die Christen gar keinen König haben, oder wenn sie einen haben, muß er des Volkes Diener sein. Absolutismus und Christenthum sind unverträglich miteinander!"

Seit der Reformation galten die Worte Pauli im Römerbrief (Cap. 13): „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet" u. s. w., als Maßstab und Richtschnur für das Verhalten der Christen gegenüber den Regierungen; und die Verfechter der Lehre von der monarchischen Unbeschränktheit und von dem leidenden Gehorsam der Völker machten diesen Ausspruch zum Grundstein ihres Lehrgebäudes. Milton weist zuerst nach, daß in den Tagen des Apostels der geringste Widerstand von Seiten der kleinen und schwachen Christengemeinden diesen selbst zum sicheren Verderben hätte gereichen müssen, daß also die Klugheit und die Pflicht der Selbsterhaltung zu dieser Unterwürfigkeit gezwungen habe; er beweist aber auch weiter, daß Paulus nicht von einer bestimmten Regierungsform spreche, sondern von jeder gesetzmäßigen Obrigkeit, die, sofern sie

die bestehende Gesetzgebung und die legalen Einrichtungen achte und erhalte, nicht angegriffen oder bekämpft werden dürfe; daß er also nur gegen eine solche Obrigkeit zum Gehorsam auffordere, die auch ihrerseits wieder den Geboten Gottes und den Gesetzen des Staats nachlebe; denn das sei im ganzen Alterthum Bedingung jeder gesetzmäßigen Obrigkeit gewesen und gehe auch aus den nachfolgenden Worten des Apostels deutlich hervor. „Die Einsetzung der Obrigkeit", sagt er, „ist also allerdings de jure divino und hat den Zweck, daß die Menschheit unter bestimmten Gesetzen lebe und durch sie regiert werde. Allein unter welcher Regierungsform jede Nation leben wolle und welchen Personen die obrigkeitliche Gewalt anvertraut werden sollte, das blieb der Wahl eines jeden Volkes überlassen." Milton weist noch ferner mit großem Scharfsinn nach, daß der Apostel nur von der obrigkeitlichen Würde spreche, keineswegs aber von den Personen, die sie bekleideten; so gut man aber einen Beamten entfernen könne, der sich seines Amtes unwürdig gemacht, ohne daß dadurch das Amt selbst aufgehoben werde, ebenso gut müsse man auch einen König entsetzen können, der zum Tyrannen geworden. Daß diese Ansicht zu Milton's Zeit allgemeine Ueberzeugung in England war, ergibt sich aus Macaulay's Geschichte. Hätte man bei Karl's I. Tod, sagt dieser, einen geeigneten Nachfolger für den Thron gehabt, oder hätte Cromwell es wagen dürfen, sich selbst die englische Krone aufs Haupt zu setzen, so wäre die Restauration der Stuarts wol schwerlich erfolgt. Alle Gesetze und Einrichtungen, für eine königliche Regierung, nicht für eine Republik berechnet, wären dann in Kraft geblieben. Viele ehrbare und ruhige Männer würden sich schnell um ihn geschart haben. „Jene Royalisten, deren Anhänglichkeit mehr den Institutionen als den Personen, mehr dem königlichen Amt als dem König Karl I. oder dem König Karl II. galten, würden bald die Hand König Oliver's geküßt haben." Milton folgert also ganz mit Recht, „daß nach den Worten Pauli der dermaligen republikanischen Regierung ebenso gut allgemeiner Gehorsam gebühre als irgend einer gesetzmäßig bestehenden; denn die jetzige Obrigkeit sei gleichfalls von Gott eingesetzt, wenigstens ebenso gut als Nero's Herrschaft war, unter

welcher Paulus jene Worte geschrieben." — „Wenn Jemand sagt," heißt es später, „daß Gott ein Volk in Sklaverei führt, wenn ein Tyrann die Oberhand bekommt, warum soll man nicht auch sagen, daß Gott die Nation von der Tyrannei befreit, wenn das Volk obsiegt und die Uebermacht erlangt? Soll nur seine Tyrannei von Gott sein, und nicht unsere Freiheit? Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue? sagt Amos. Hungersnoth, Pestilenz, Aufruhr, Krieg, Alles das kommt von Gott; ist darum einem von solchen Plagen heimgesuchten Volke nicht gestattet, nach einer Befreiung davon zu streben? Und warum sollte sich ein Volk nicht ebenso gut eines Tyrannen entledigen dürfen, wenn es stärker ist als er?" — „Auch wir bekennen", sagt er später, „mit dem Propheten Daniel, daß es Gott ist, der die Zeiten ändert, der ein Reich aufrichtet und das andere umstürzt, nur behaupten wir zugleich, daß er sich der Menschen als Werkzeuge bedient." Sehr verständig äußert sich Milton an einer spätern Stelle über die Verschiedenheit der Regierungsformen: „Es ist gewiß, daß dieselbe Staatsform nicht gleich passend ist für alle Völker und auch nicht einmal für dasselbe Volk zu allen Zeiten; manchmal mag diese, manchmal eine andere geeigneter sein, je nachdem die Kraft und Thätigkeit eins Volkes zu- oder abnimmt. Aber wenn man ein Volk dieser Freiheit beraubt, sich diejenige Regierungsform zu geben, die ihm am meisten zusagt, so zerreißt man ihm die Lebensader aller bürgerlichen Freiheit."

Wer aus dem neuen Testament Beweisgründe ziehen will, daß diese oder jene Regierungsform allein die von Gott eingesetzte sei und daher den Vorzug verdiene, der thut dem Worte Gottes Gewalt an, und wer das Christenthum zur Stütze des monarchischen Princips in seiner Unumschränktheit gebrauchen will, der entstellt die Geschichte. Das Christenthum besteht und verbindet sich mit jeder Staatsform; und je mehr es den Organismus des Staats durchdringt, desto mehr veredelt es denselben und führt ihn der Freiheit entgegen. Alle Versuche, die christliche Lehre einseitig für den monarchischen Absolutismus zu benutzen, sind bis jetzt gescheitert; nur Gleichartiges läßt sich ver-

binden. Weder die Lehre von der unbeschränkten Königsmacht und dem leidenden Gehorsam des 17. Jahrhunderts, noch die in unsern Lebenstagen gestiftete heilige Allianz beruhte auf christlich-religiöser Grundlage, so sehr sie sich auch das Ansehen davon zu geben suchten. Nur wo man dem der Menschennatur inwohnenden Freiheitstrieb Rechnung trägt und ihn zu edeln und großherzigen Thaten treibt, da steht man auf heiligem, christlichem Boden.

Nachdem Milton noch aus der Geschichte des Reiches Juda und Israel nachgewiesen, daß viele Könige durch Gottes Fügung von ihren Unterthanen gestraft worden, nachdem er ferner aus der römischen und byzantinischen Geschichte dargethan, daß auch die Christen in den ersten Jahrhunderten, sofern sie die Macht hatten, den gottlosen Kaisern, z. B. dem Apostaten Julian, feindlich gegenübergetreten seien, faßt er die Resultate in dem Satze zusammen, daß ein Volk das Recht habe, durch seine gesetzmäßigen Organe einen tyrannischen König zu strafen und die Regierungsform umzugestalten, daß aber Umstände vorhanden sein können, die ein Volk abhalten zu diesem Aeußersten zu schreiten, sei es, daß es nicht die Macht hat, oder daß ein solches Unternehmen Nachtheile und Störungen herbeiführen würde, in Vergleich mit welchen das gegenwärtige Leiden und Ungemach als das kleinere Uebel erscheine; daß man aber aus Langmuth, mit der ein Volk oft die schweren Bedrückungen eines Fürsten ertrage, nicht folgern möge, daß dasselbe zu dieser geduldigen Ertragung verpflichtet sei und nicht nach einer Befreiung streben dürfe.

Hierauf sucht Milton die Behauptung zu widerlegen, die erbliche Monarchie sei in der Natur und Vernunft begründet. Hier gibt ihm Salmasius selbst die schärfsten Waffen in die Hand, indem er aus Aristoteles den Satz anführt: „Es ist ein natürlicher, den Menschen angeborener Trieb, sich zur allgemeinen Wohlfahrt in Gesellschaften zu vereinen. Damit nun diese Gesellschaften und jedes Mitglied derselben in Sicherheit und ungefährdet bestehen können, ist es nöthig, daß aus ihrer Mitte einige durch Weisheit und Stärke vor den Uebrigen hervorragende Männer gewählt werden, die entweder mit Gewalt oder

durch Ueberredung die Widerstrebenden zur Ordnung weisen und in den gebührenden Schranken halten. Zuweilen mag es sich treffen, daß ein Einziger, dessen Haltung und Kraft außerordentlich ist, dieses zu thun vermag, zuweilen werden Mehrere einander beistehen mit Rath und That. Da es aber unmöglich ist, daß ein Einziger allein Alles selbst leite und ordne, so ist es nöthig, daß er Andere zu Rathe ziehe und ihnen Theil an der Regierung gebe; sodaß immer, möge ein Einziger herrschen, oder mag die höchste Gewalt auf Mehreren ruhen, die Regierung auf den Schultern von Einigen liegt. Alle Regierungsformen also, mögen Viele, oder Einige, oder ein Einziger das Regiment führen, sind auf gleiche Weise dem Naturgesetze angemessen." Diesen Satz wendet Milton zu seinem Vortheil und folgert daraus: 1) Wenn nur ein ausgezeichneter Grad von Weisheit und Kraft zu dem höchsten Regierungsamt befähigt, so widerstrebt die Erbmonarchie dem Naturgesetz. Es würde demnach der Fall eintreten, den schon unser Dichter Claudius andeutet:

Der König sei der beff're Mann,
Sonst sei der Beff're König.

2) Wenn alle Regierungsformen dem Naturgesetze entsprechen, so ist die Person eines Königs nicht heiliger als die eines Senats oder gewählten Raths und kann deswegen ebenso gut wie diese wegen Uebelthaten gestraft werden. 3) Da nach Salmasius' eigenen Worten ein Einziger nicht dem ganzen Regierungsamte vorzustehen vermag, sondern Theilnehmer der Gewalt haben muß, so folgt daraus, daß das monarchische Princip dem Naturgesetze weniger entspricht als das republikanische, und daß Salmasius nicht als Verfechter, sondern als Widersacher der Königsmacht erscheint.

Milton will zwar keineswegs die Monarchie verwerfen, aber er verlangt einen tugendhaften und pflichtgetreuen Fürsten, sonst artet Monarchie leicht in Tyrannei aus. Diese mag zwar, wie früher erwähnt, aus äußern Rücksichten als das kleinere von zwei Uebeln ertragen werden, daraus aber das Recht und die Nothwendigkeit des leidenden Gehorsams abzuleiten, sei gegen Natur und Vernunft. „Wahr-

lich," sagt er, „wenn die Natur uns lehrt, eher die Herrschaft eines noch so schlimmen Königs zu ertragen, als durch die Wiedererlangung der Freiheit das Leben Vieler in Gefahr zu setzen, so müssen wir uns auch ruhig eine Aristokratie und eine Demokratie, wenn sie zu Macht gelangt ist, gefallen lassen; ja, nach dieser Lehre müßten wir auch einer Räuberschaar oder einer aufrührerischen Sklavenrotte, die sich der Gewalt bemächtigt, gehorsam und unterwürfig sein." Daß der Widerstand gegen Tyrannei und Gewaltthätigkeit in der menschlichen Natur begründet sei, weist dann Milton aus der alten Geschichte und aus Stellen der griechischen und römischen Classiker nach. Die Griechen ehrten Tyrannenmörder mit Bildsäulen und Lorbeerkränzen; bei den Römern stand der Name Brutus in der höchsten Achtung (wie verschieden ist der Dichter Milton von dem Dichter Dante, der den jüngern Brutus als Kaisermörder neben Judas Ischariot in den untersten Raum der Hölle versetzt!); die Redner und Dichter der Alten erklärten, daß Völker, die ein despotisches Regiment ruhig ertrügen, den menschlichen Namen entehrten; und was die gebildetsten Völker des Erdbodens der Nachwelt als Vorschrift und Beispiel hinterlassen hätten, das müsse immer Geltung haben. Polybius sagt: „Als die Fürsten anfingen ihren Lüsten und sinnlichen Begierden zu fröhnen, da wurde das Königthum in Tyrannei gekehrt und die Unterthanen begannen sich gegen das Leben ihrer Gebieter zu verschwören; und es waren nicht die Schlechten und Verworfenen, die solche Vorsätze faßten, sondern die Edelsten und Hochherzigsten." Aristoteles und Plato stellen das Gesetz als die Seele und das höchste Lebensprincip des Staates hin und verwerfen absolute Monarchie. Es galt als unbestreitbarer Grundsatz im Alterthum, daß die höchste Staatsgewalt im Volke ruhe, daß sie von diesem Einem oder Mehreren unter gewissen Bedingungen übertragen werde und daß es folglich in der Macht des Volkes stehe, falls diese Bedingungen verletzt werden, die übertragene Gewalt wieder an sich zu nehmen.

Auf diesem Gebiet war Salmasius nicht schwer zu widerlegen. Denn wie armselig seine Argumente sind, geht daraus hervor, daß er die Worte des Volkstribunen Memmius in Sallust's Jugurtha: nam

impune quaelibet facere id est Regem esse, als Beweisgrund für die absolute Gewalt der Könige anführt; daß er die von Tacitus erwähnten Schmeicheleien, die ein des Hochverraths angeklagter Römer dem Tiberius machte, um sein Leben zu retten, als die Ansicht des Historikers hinstellt (Annal. VI. 8: Tibi summum rerum judicium Dii dedere: nobis obsequii gloria relicta est), daß er sogar die schmachvolle Behauptung ausspricht: „Wie früher manche Privatpersonen sich in Sklaverei verkauft haben, so könnte es auch eine ganze Nation thun", wobei Milton in gerechter Entrüstung die Bemerkung macht: „Wenn Völker sich ihren Königen so zu Sklaven hingeben, dann verdienen sie, daß sich ihre Könige in ihre Zuchtmeister umkehren und sie um Geld verkaufen."

Vom siebenten Capitel an wird die Frage behandelt, ob ein König von seinem Volke gerichtet werden könne? Die Behauptung des Salmasius, ein König könne nicht gerichtet werden, weil er keine Gleichen im Lande habe, wird von Milton durch die Bemerkung widerlegt, was denn vor Alters die zwölf Pairs in Frankreich anders gewesen seien als die pares regis? Und nachdem er aus der römischen Geschichte die Uebermacht des Senats über Könige, Consuln und Kaiser nachgewiesen, kommt er auf seinen alten Satz zurück, daß Volksmacht über Königsmacht gehe. „Sicherlich überträgt das Volk nicht freiwillig und aus eigener Wahl die Herrschaft einem König zum unbedingten Eigenthum, sondern um der öffentlichen Sicherheit und Freiheit willen; hört der König auf, für diese zu sorgen, so hat ihm in der That das Volk nichts gegeben; denn die Natur sagt, das Volk gab sie ihm zu einem gewissen Zweck; wird aber dieser Zweck nicht erreicht, so ist des Volkes Gabe nicht gültiger als irgend ein nichtiger Vertrag oder Uebereinkunft; daraus geht hervor, daß das Volk über dem König steht, und ihn folglich auch richten kann." „Hat denn der Krönungseid keine bindende Kraft?" fragt er und führt dann als Beweis, wie sehr dieser Vertheidiger des göttlichen Königsrechts aller Moral Hohn spreche, folgenden Satz an: „Wenn ein König, der gewählt wird, seinem Volke etwas eidlich verspricht, weil es ihn, wenn er es nicht beschworen, vielleicht sonst

nicht gewählt hätte, und unterläßt dann die Ausführung des Versprechens, so steht doch dem Volke nicht die Bestrafung desselben zu. Ja, selbst wenn er schwört, daß er wolle Gerechtigkeit üben nach den Gesetzen des Reichs und daß, wenn er es nicht thue, die Unterthanen ihres Eides der Treue entbunden sein sollten und er selbst ipso facto aufhöre ihr König zu sein, selbst in dem Fall, daß er diesen Eid bricht, ist es Gott und nicht der Mensch, der ihn zur Rechenschaft ziehen darf." Für diesen Satz empfiehlt Milton den Verfasser den Höfen als „Meineidverwalter", zu welchem Amte er auch noch in spätern Stellen große Befähigung entwickele. Als in jenen aufgeregten Zeiten, die dem Dreißigjährigen Kriege vorangingen, Ferdinand II. den österreichischen Thron bestieg, machten die Jesuiten den Grundsatz geltend: Novus rex, nova lex! Diesen nämlichen Grundsatz spricht auch Salmasius aus: „Wenn ein König, gezwungen durch die Factionen der Großen oder durch einen Aufstand des Volks, etwas von seinem Rechte vergeben hat, so kann das seinen Nachfolger nicht binden, sondern der hat die Freiheit, es wieder zurückzunehmen." „Dieser Grundsatz", bemerkt Milton, „gleicht einem zweischneidigen Schwerte, das sich ebenso gut zu Gunsten der Völker als der Könige gebrauchen läßt. Es kommt dann immer auf den bekannten Erfahrungssatz hinaus, daß nur das Recht Anerkennung und Geltung findet, dem zugleich die Gewalt beiwohnt."

In den fünf letzten Capiteln (8—12) weist Milton aus der frühern englischen Gesetzgebung und Geschichte nach, daß zufolge der einheimischen Verfassung die Könige vom Volke eingesetzt worden seien nach abgelegter eidlicher Versicherung, die Landesgesetze und die nationalen Einrichtungen aufrecht zu halten, und daß es nicht an Beispielen fehle, daß treulose Könige für die Uebertretung dieses Eides blutig gestraft worden. Da Salmasius über die Verfassung und das Königsrecht Englands von flüchtigen Royalisten einseitige Belehrungen erhalten hatte, so mußte hier Milton bei der Widerlegung um so gründlicher und ausführlicher zu Werke gehen. Er beruft sich auf die Worte, die bei der Krönung von dem Erzbischof an das Volk gerichtet würden: „Willigt

ihr ein, daß dieser Mann euer König sei?" er zeigt, wie die eigentliche Macht und der Schwerpunkt des Staats stets im Parlament geruht habe. Er findet die Einrichtung der Parlamente schon bei Cicero gepriesen: „Da alle Macht, Autorität und Staatsverwaltung von dem Gesammtvolke ausgehen soll, so müssen auch die obrigkeitlichen Personen, die für die allgemeine Wohlfahrt und den Nutzen Aller eingesetzt werden, durch Wahl und Abstimmung des ganzen Volkes in ihre Stelle gelangen." Nach Anführung und Erklärung der alten Statuten kommt er zu folgendem Schluß: „Nach unserm alten Gesetzbuch, der „Spiegel" genannt, hat der König seine Peers, die im Parlament über das Unrecht erkennen, das der König an irgend einem der Unterthanen begangen haben mag; und da es allgemein bekannt ist, daß der geringste Mann im Königreich selbst bei niedern Gerichtshöfen im Fall eines erlittenen Unrechts oder Beleidigung die Wohlthat des Gesetzes gegen den König selbst genießt, wie viel gerechter, wie viel nothwendiger ist es, daß für den Fall, daß der König sein ganzes Volk unterdrückt, Richter aufgestellt sind, welche die Befugniß haben, nicht blos denselben einzuschränken und innerhalb der gesetzlichen Grenzen zu halten, sondern ihn auch zu richten und zu bestrafen! Denn die Verfassung wäre sehr übel und lächerlich beschaffen, wo bei kleinen Kränkungen, die ein Fürst Privatpersonen zufügt, für Abhülfe gesorgt ist, für die Wohlfahrt und Sicherheit des Ganzen aber keine Vorsorge getroffen ist, sodaß der König ohne Gesetz alle seine Unterthanen zu Grunde richten könnte, während er zugleich nach dem Gesetze keinen einzigen derselben kränken dürfte. Und da es, wie ich gezeigt habe, weder Sitte ist noch rathsam, daß die Lords des Königs Richter seien, so folgt, daß die Macht der Gesetzgebung in diesem Falle ausschließlich und mit gutem Recht den Gemeinen zusteht."

Bis daher bleibt Milton auf dem Boden der altenglischen Gesetzgebung und des Herkommens. Um aber sodann die Ausschließung der Peers und das eigenmächtige Verfahren des Unterhauses bei Verurtheilung des Königs zu rechtfertigen, kommt er zu bedenklichen Sätzen. Salmasius fragte, ob es das Volk war, das einen Theil des Unter-

hauses abschnitt und Einige mit Gewalt wegtrieb, worauf Milton antwortet: „Ja, es war das Volk. Denn was der bessere und gesundere Theil des Senats, in welchem die wahre Macht des Volkes liegt, thut, warum sollte das nicht angesehen werden, als habe es das Volk selbst gethan? Wie wenn der größere Theil des Senats beschließen würde, Sklaven zu sein oder die Regierungsgewalt zum Kauf auszubieten, sollte da nicht die kleinere Zahl sich widersetzen und darnach trachten, ihre Freiheit zu bewahren, wenn es in ihrer Macht steht?" Dieser Satz rechtfertigt also die Minoritätsbeschlüsse, die so oft von reactionären Regierungen als zu Recht bestehende Resultate der Volksabstimmung ausgegeben werden. Die Aufhebung des Oberhauses aber vertheidigt er damit, daß die Lords nicht Repräsentanten eines Theils des Volkes seien, sondern sich selbst und ihre eigene Standesinteressen verträten; daß ihnen folglich über das Volk, dessen Rechte und Freiheiten sie häufig bekämpft hätten, kein Recht zustände. Hier stellt sich also Milton ganz auf den Standpunkt der demokratischen Theoretiker, die, auf dem Princip der politischen Gleichheit fußend, den Herrenstand und die Kirche nicht als Factor der Nationalgesetzgebung gelten lassen.

Allein ungeachtet dieser einzelnen Verirrungen, die in dem polemischen Geiste der Schrift ihre Quelle haben, verleugnet auch hier Milton keineswegs sein warmes Rechtsgefühl und seinen sittlichen Ernst. Trotz aller Härte und Starrheit des puritanischen Charakters, trotz der unnachsichtigen und lieblosen Strenge, mit der er, wie alle seine Gesinnungsgenossen, sein Ziel unverrückt verfolgt, fühlt man sich doch beim Lesen seiner Rechtfertigungsschrift moralisch gehoben und zur Hochachtung hingerissen, während die servilen Doctrinen, die lügenhafte Auslegungskunst, die laxe Moral, die frivole Sophistik seines Gegners uns mit Unwillen und sittlicher Entrüstung erfüllt. Die ewigen Gesetze und Ordnungen, wodurch die menschliche Gesellschaft zusammengehalten wird, die ganze christliche Ethik müßte erschüttert werden, wenn die Grundsätze eines Salmasius und seiner Gleichgesinnten zur Geltung kämen: „daß der Eid, wodurch Könige zur Aufrechterhaltung gewisser Gesetze sich verpflichten, keine bindende Kraft habe, weil die Königs-

macht durch keine Gesetze beschränkt werden könne"; oder „daß die Sitte, bei der Huldigung dem König einen Eid abzunehmen, nur eine nichtssagende Ceremonie sei." Solche Ansichten sind geeignet, jeden ehrbaren, auf Recht und Treue haltenden und der Knechtschaft noch nicht verfallenen Mann in das Lager Derer zu führen, welche, wie Milton Freiheit und Volkssouveränetät bis zur äußersten Grenze wahren und verfechten; welche nur „Landes- und Volksverrath" als „Hochverrath" erklären, „dem somit auch Könige verfallen können", welche „die Wohlfahrt des Staats und der guten Bürger als den einzig wahren und höchsten Zweck jeder Verfassung und Regierungsform" aufstellen und die den Unterthaneneid so ansehen, „als gelte die gelobte Treue nicht nur dem König, sondern auch dem ganzen Reiche und den Gesetzen des Landes, zu deren Aufrechthaltung jener berufen und eingesetzt ist".

„Nicht aus Haß gegen Königthum," so schließt Milton seine erste Schutzrede für das englische Volk, „sondern aus Haß gegen die Tyrannei habe ich die Rechtfertigung der Thaten meiner Landsleute gegen die Wuth und den Neid eines verwirrten Sophisten übernommen und die gemeinsamen Rechte des Volkes gegen die ungerechte Herrschaft der Könige vertheidigt. Jetzt bleibt nur noch Eins zu thun übrig, aber das Wichtigste von Allem, daß ihr, meine Landsleute, selbst suchet diesen euern Widersacher zu widerlegen und zwar durch das eifrige Bestreben, die schlimmen Nachreden der Leute durch eure guten Thaten Lüge zu strafen. Als ihr zu leiden hattet unter mannichfacher Bedrückung, da nahmt ihr eure Zuflucht zu Gott und er hat euer ernstes Bitten und Flehen gnädig erhört. Er hat euch, die erste der Nationen, ruhmvoll erlöst von den zwei größten der Tugend verderblichsten Uebeln dieses Lebens, von der Tyrannei und dem Aberglauben. Nach einer so glorreichen That, wie ihr vollbracht habt, dürft ihr nichts Niedriges und Kleines vornehmen, dürft ihr nichts denken oder thun, als was groß und erhaben ist. Wie ihr euere Feinde im Felde besiegt habt, so zeigt nun auch, daß ihr im Stande seid, Ehrgeiz, Habsucht und böse Begierden zu überwinden, und die Entartung zu vermeiden, die das Glück gewöhnlich herbeiführt und welche die Völker meistens unterjocht; nun

zeigt ebenso große Gerechtigkeit, Enthaltsamkeit und Mäßigung bei der Behauptung eurer Freiheit, als ihr Muth gezeigt habt bei Abschüttelung der Sklaverei. Verlaßt ihr den Pfad der Tugend, der Gerechtigkeit, der Vaterlandsliebe, so wird sich Gottes sichtbare Gnade von euch wenden und sein Zorn wird euch euern Feinden überantworten!"

5. Zweite Schutzrede für das englische Volk.

Milton's Streitschrift gegen Salmasius erregte das größte Aufsehen und machte den Namen des Verfassers in ganz Europa bekannt. Milton war von dem an der gefeierte Held des Tages, der Vorfechter der freisinnigen Partei in allen Ländern, der muthige Bekenner und Herold der freien demokratischen Grundsätze, die Viele theilten, aber nur Wenige zu äußern wagten. „Hier", sagt er im Eingang, „sehe ich die starke und männliche Tapferkeit der Deutschen, welche die Knechtschaft verachten; dort den hochherzigen und lebhaften Ungestüm der Franzosen; hier den ruhigen und stolzen Muth der Spanier, dort den besonnenen kriegerischen Heldensinn des Italieners. Alle edeln und einsichtsvollen Freunde der Freiheit und Tugend, wo sie sich auch finden, bezeigen mir bald insgeheim, bald öffentlich ihren Beifall und ihre Gunst, und selbst Solche, die bisher anderer Ansicht gewesen, geben sich endlich gefangen unter die Kraft der Wahrheit. In der Mitte des versammelten Volkes bedünkt es mich, als erblickte ich alle Nationen des Erdbodens von den Säulen des Hercules bis an den indischen Ocean jene Freiheit wieder erlangen, die sie so lange verloren; es bedünkt mich, als ob die Bewohner dieser Insel andern Ländern eine Pflanze zugeführt von weit wohlthätigern Eigenschaften und edlerem Wachsthum als jene, welche einst Triptolemus von Land zu Land getragen, nämlich die Segnungen der Civilisation und Freiheit unter Städten, Reichen und Völkern."

Die kräftige Vertheidigungsschrift, deren Ausarbeitung ihm das köstliche Gut, das Licht seiner Augen geraubt, wurde nichtsdestoweniger für ihn die Quelle vieler Freuden und Ehren. Bei seinen Meinungsgenossen in England stieg sein Ansehen so sehr, daß nach seiner eigenen

Angabe die ausgezeichnetsten Männer der Zeit ihm durch Aufmerksamkeit und liebevolles Entgegenkommen das Leben zu erheitern suchten, mag auch die Nachricht, das Parlament habe ihm aus Dankbarkeit eine Belohnung von 1000 Pfd. St. bewilligt, ungegründet sein. Ebenso wetteiferten bedeutende und hochgestellte Personen des Auslandes in dem Bestreben, ihm ihre Anerkennung und Bewunderung zu beweisen.[17]) Unter allen diesen Beifallsbezeigungen, die den charakterfesten Mann jedoch keineswegs zu einer eiteln Selbstüberschätzung führten, schmeichelte ihm nichts so sehr als das günstige Urtheil, welches die damals hochbewunderte Königin Christine von Schweden über den Verfasser fällte, sowohl weil er die gepriesene Fürstin, deren Eitelkeit und Selbstgefälligkeit er nicht gekannt zu haben scheint, über Gebühr schätzte und bewunderte, als weil damit zugleich eine Kränkung und Zurücksetzung seines Gegners verbunden war. Denn bekanntlich hatte Christine, die den Glanz ihres Hofes und ihren eigenen Ruhm durch Herbeiziehung berühmter Gelehrten und Künstler in ihre Residenz zu erhöhen bemüht war, im Jahre 1650 Salmasius nach Stockholm berufen, ihm aber seit seiner literarischen Niederlage so sichtbare Beweise von Kälte und Mißachtung gegeben, daß dadurch sein Lebensglück im tiefsten Grunde erschüttert ward und er schon im folgenden Jahr wieder nach Holland zurückkehrte, wo er bald nachher starb (1653). Die unglückliche Fehde gegen Milton nagte an seinem Herzen und verkürzte seine Tage. Er war bereits heimgegangen, als Milton's zweite Schutzrede erschien und dieser besaß Schonung und Zartgefühl genug, daß er den alten Spruch de mortuis nil nisi bene heilig hielt und die Grabesruhe des Geschiedenen nicht störte. Und doch war Salmasius an der Schmähschrift, die Milton von neuem auf den Kampfplatz rief, nicht ganz unbetheiligt.

Im Jahre 1652 erschien im Haag eine anonyme Flugschrift in lateinischer Sprache, die den Titel führte: »Regii sanguinis clamor ad coelum.« Die servile Zueignung an „König Karl II.", mit dessen Bildniß die Schrift geziert war, und die heftigsten Schmähungen gegen die englischen Republikaner und „Königsmörder" beurkundeten die Tendenz und den Ursprung des Werkes. Milton selbst, auf den die Worte

Virgil's bei der Beschreibung des Cyklopen Polyphem angewendet waren:

Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademtum.

wurde darin aufs ärgste verleumdet und geschmäht.

Es war das Werk eines französischen Geistlichen Namens Dumoulin. Dieser hatte das Manuscript dem Salmasius überschickt, der jedoch Bedenken trug, es selbst zu veröffentlichen, und es zu dem Zweck einem andern protestantischen Geistlichen von schottischer Abkunft, More, übergab, der es dann bekannt machte. Sowohl More, den Milton für den Verfasser hielt, als der Verleger waren ehrlose, durch Laster und Schandthaten gebrandmarkte Leute, die daher der zermalmenden Kraft der Milton'schen Polemik einen günstigen Angriffspunkt boten. More war wegen sittenlosen Lebenswandels von seiner frühern Pfarrstelle entsetzt worden, und als er durch Salmasius' Einfluß in Middelburg eine neue Pfarre erhielt, schändete er das Haus seines Gönners durch sträflichen Umgang mit einer Dienerin. Der Buchdrucker aber hatte sich seinen Gläubigern in England durch die Flucht entzogen und trieb jetzt im Haag jedes Gewerb, das ihn zu nähren versprach. Hätte nun die Milton'sche Flugschrift keinen andern Zweck, als diese beiden schon gebrandmarkten Männer von neuem an den Pranger zu stellen, so würde die spätere Zeit geringe Notiz davon genommen haben. Ihre Thaten und ihre Namen sind vergessen; sie erlangten nicht einmal die traurige Unsterblichkeit, die Lessing's polemische Feder einem Pastor Götze und einem Klotz zu verleihen im Stande war. Allein in dieser Streitschrift verbreitet sich Milton zugleich mit einem Feuer, mit einer Kraft und mit einem Adel der Gesinnung und Darstellung über die englische Revolution und deren Urheber und Leiter, er entwirft darin von der wahren echten Freiheit ein so edles, ideales Bild; er ermahnt das englische Volk in so feurigen und beredten Worten zum Festhalten an der errungenen Freiheit, an den bürgerlichen Tugenden, an der Einfachheit und Sittenreinheit der alten Zeit, daß die zweite Rechtfertigungsschrift als ein Muster schwunghafter, poetischer Beredsamkeit, als eine Zierde edler Polemik dasteht. Hier findet der alte Ausspruch pectus

est quod disertum facit seine volle Bestätigung, und auch das deutsche Sprichwort: Was von Herzen kommt, geht zu Herzen, trifft hier vollkommen ein. Die feurige, von vaterländischer Begeisterung, von Freiheitsgefühl, von Nationalstolz und Männerwürde durchglühte Sprache steigt dem Leser zu Kopf, bemeistert sich seiner Seele. Wem bei den Ermahnungen an die englische Nation, das edle Gut der Freiheit nicht durch Mißbrauch zu gefährden oder durch Laster zu entweihen, nicht warm ums Herz wird, der ist für wahre Begeisterung unempfänglich. Wenn Milton nie einen Vers gemacht hätte, diese zweite Schutzrede würde ihn zum Dichter stempeln. Ein poetischer Hauch ist über das Ganze hingegossen.

Wie kam aber Milton dazu, wird man vielleicht fragen, in dieser zweiten Schrift einen ganz andern Weg einzuschlagen als in der ersten? Darum, weil die Gegenschrift nicht mit Argumenten stritt, sondern sich in persönlichen Schmähungen und Invectiven erging. Die Widersacher glaubten das Werk zu schänden, wenn sie die Urheber mit Schmach bedeckten. Milton selbst, Cromwell, Bradshaw, die Armee und ihre Führer wurden in den Staub gezogen. Die Flugschrift spottete über Milton's Gestalt und körperliche Häßlichkeit — er bewies durch die Schilderung seiner körperlichen Beschaffenheit die Falschheit dieser Angabe[18]); sie verhöhnte ihn ob seiner Blindheit, worin sie eine Strafe des Himmels wegen vergangener Sünden und Frevelthaten erblickte — Milton berief sich auf sein vorwurfsfreies Gewissen und auf sein sittliches Leben, von dem er den oben angeführten kurzen Abriß mittheilt, und führt eine Menge großer Männer an, von Homer bis auf Dandolo und Ziska, die trotz ihrer Blindheit die Welt mit ihren Thaten und ihrem Ruhm erfüllt hätten.[19]) Die Schmähungen gegen Oliver Cromwell beantwortet er mit einer so feurigen Lobrede, daß ihr zu einer schwungvollen Ode nur die dichterische Form fehlt; den geschmähten Bradshaw preist er als den Mann, auf den das Horazische vir integer, justus et propositi tenax mehr passe als auf irgend einen Sterblichen, und den Führern und Vorkämpfern der thatkräftigen Independenten setzt er ein ehrenvolles Denkmal.[20]) Wollten wir die ganze

Schönheit und Trefflichkeit der Schrift unsern Lesern anschaulich machen, so müßten wir wenigstens die zweite Hälfte des Werkes übersetzen; aber einige Stellen können wir uns nicht versagen mitzutheilen. Man wird darin den Ausdruck einer Ueberzeugung finden, der es mit der wahren Freiheit Ernst ist; man wird hier Grundsätzen begegnen, die trotz aller Angriffe und diplomatischer Künste ewig unerschüttert bleiben werden, weil sie Wahrheit, Vernunft und Naturrecht zur Unterlage haben; man wird darin Warnungen und Aussprüche finden, die in allen bewegten Zeiten immer wieder von neuem der siegenden Partei zugerufen werden sollten. Der Schluß der Schrift ist der Triumphgesang eines freiheitbegeisterten Patrioten, durch den aber wie ein elegischer Ton die innere Angst durchzieht, der Kloben, an dem die Freiheitsfahne befestigt ist, möchte nicht halten, des Volkes Natur und Eigenschaften möchten nicht bewährt gefunden werden, um der Freiheit als Boden zu dienen, und das ganze herrliche Gebäude vor seiner Vollendung in Trümmern stürzen und die muthigen Bauleute begraben. Es sind die warnenden Worte eines Predigers in der Wüste.

Von Bradshaw heißt es:

„John Bradshaw (ein Name, der immer mit Ruhm genannt werden wird, wo die Freiheit geliebt und gekannt ist) stammt von einer edeln Familie. In seiner Jugend war er eifrig bemüht, sich mit den Gesetzen seines Landes bekannt zu machen; dann verwaltete er das Amt eines Advocaten mit ungewöhnlichem Ruhm und Erfolg, wobei er sich stets als unerschrockenen und treuen Verfechter der Freiheiten des Volkes bewies; er nahm thätigen Antheil an den wichtigsten Angelegenheiten des Staates und versah bei jeder Gelegenheit den Beruf eines Richters mit der unbescholtensten Rechtschaffenheit. Endlich, als er von dem Parlamente ersucht wurde, den Vorsitz bei dem Proceß des Königs zu übernehmen, wies er auch dieses gefahrvolle Amt nicht von sich. Mit tiefer Rechtskunde verband er umfassende Ideen, großmüthige Gefühle

und ein edles und feines Benehmen. Daher erledigte er sich dieses Auftrags mit einer fast beispiellosen Geschicklichkeit; er flößte zugleich Achtung und Furcht ein; und obschon bedroht von den Dolchen der Mörder, benahm er sich doch mit solcher Festigkeit und solchem Ernst, mit so viel Geistesgegenwart und Würde, daß er von der Vorsehung besonders bestimmt gewesen zu sein scheint für jene Rolle, die er so würdig durchführte auf der großen Bühne der Welt. Im Privatleben zeigte er keine abschreckende Härte, kein mürrisches Wesen; er war höflich und freundlich; aber den großen Charakter, den er damals an den Tag legte, beurkundet er auch jetzt noch mit der größten Gleichmüthigkeit, sodaß man glauben sollte, nicht blos damals, sondern sein ganzes Leben lang sei er über einen König zu Gerichte gesessen. In den Staatsgeschäften ist seine Thätigkeit unermüdlich; er ist allein einem ganzen Heer gewachsen. Zu Hause ist seine Gastfreiheit so glänzend, als sein Vermögen gestattet; in seiner Freundschaft bewährte er eine unwandelbare Treue; und Niemand ist geneigter als er, Anderer Verdienste anzuerkennen und großmüthig zu belohnen, fremde Tugenden zu preisen und die eigenen zu verschweigen, die politischen Gegner zu entschuldigen und ihren Haß zu verzeihen. Wenn er die Sache des Unterdrückten führt, wenn er die Gnade des Mächtigen anfleht oder dessen Rache abzuwenden sucht, wenn er die öffentliche Undankbarkeit gegen Einzelne rügt, so ist seine Geschicklichkeit und seine Ausdauer über alle Beschreibung. Bei solchen Gelegenheiten kann man sich keinen fähigeren, eifrigeren oder beredteren Beschützer oder Freund wünschen. Keine Drohung vermochte ihn von seinem Entschlusse abzubringen, weder Einschüchterung, noch Versprechungen von Reichthümern und Ehren konnten die Heiterkeit seines Angesichts trüben oder die Festigkeit seiner Seele erschüttern. Durch solche Tugenden, welche ihn seinen Freunden theuer machten und selbst seinen Feinden Achtung einflößten, erwarb er sich einen Namen, der zu allen Zeiten und an allen Orten der Welt glänzen wird, wenn die Namen seiner Gegner längst in Vergessenheit modern."

Von Cromwell's Thaten und Charakter entwirft Milton ein Bild, wie es die neuere Geschichtsforschung wieder aufgestellt hat, nachdem

es lange durch Parteihaß, Vorurtheil und Unkenntniß getrübt und entstellt gewesen. Wir wollen hier nicht wiederholen, was Moritz Carriere in dem historischen Taschenbuch von Raumer, nach Carlyle, Macaulay u. A. über diesen großen Mann vortrefflich zusammengestellt hat, nur eine kleine Stelle sei uns vergönnt aus Milton's dichterischer Schilderung zu übersetzen:

„Oliver Cromwell stammt von einem Geschlechte glorreicher Ahnen, die sich auszeichneten durch Staatsämter in der monarchischen Zeit, besonders aber durch den großen Antheil, den sie an der Wiederherstellung und Begründung des wahren Glaubens in England hatten. In der Jugendkraft und im Mannesalter seines in stiller Zurückgezogenheit verbrachten Lebens machte er sich durch nichts bemerkbar als durch seine strenge Religiosität und seinen moralischen Wandel; er hatte in seinem Busen still und unvermerkt jene fromme Glut genährt, welche ihm später bei den größten Ereignissen und in den bedenklichsten Lagen sehr zu statten kam. In den letzten vom König einberufenen Parlament, wo er als Repräsentant seines Geburtsorts erschien, zeichnete er sich bald aus durch die klare Verständigkeit seiner Ansichten und die Kraft und Entschiedenheit seiner Vorschläge. Als das Schwert gezogen wurde, bot er seine Dienste an; er wurde zum Anführer einer Reiterschaar ernannt, deren Zahl sich bald mehrte durch viele fromme und gute Männer, die von allen Orten und Enden sich um seine Fahne sammelten. In kurzem übertraf er beinahe die größten Feldherren an heldenmüthigen Kriegsthaten. Und das ist keineswegs überraschend; denn er war ein in der Selbstbeherrschung musterhaft geübter Soldat. Er hatte vertilgt, theils durch Gewöhnung, theils durch Ueberwindung seiner selbst, das ganze Heer eitler Hoffnungen, Befürchtungen und Leidenschaften, welche in der Seele ihren Sitz zu haben pflegen. Er erlangte zuerst die Herrschaft über sich selbst, sodaß er am ersten Tag, wo er gegen den äußern Feind zu Felde zog, bereits ein Veteran in Waffen war, vollständig geübt in den Beschwerden und Mühseligkeiten des Kriegs. In den engen Grenzen, die mir hier gesteckt sind, vermag ich nicht die Städte aufzuzählen, die er erobert,

nicht die Schlachten zu nennen, die er gewonnen. Die ganze Oberfläche des britischen Reichs ist der Schauplatz seiner Thaten und Triumphe gewesen, die allein reichen Stoff zu einer Geschichte bieten und eine Fülle der Darstellung, entsprechend der Größe und Mannichfaltigkeit der Handlungen, erfordern würden. Das allein scheint ein hinreichender Beweis seiner außerordentlichen und fast übernatürlichen Tugend, daß durch die Kraft seines Geistes, wie durch die Trefflichkeit seiner Disciplin, die nicht minder den Vorschriften des Christenthums als den Bedürfnissen des Kriegs entsprach, die Guten und Tapfern von allen Seiten in sein Lager, als in die beste Schule für militärische Talente, für Tugend und Frömmigkeit, gezogen wurden; und daß er sich im Krieg und Frieden, unter so manchen Wechselfällen der Ereignisse und Parteibestrebungen stets den Gehorsam der Truppen bewahrte und noch bewahrt, nicht durch Spenden und Nachsicht, sondern durch sein Ansehen und durch regelmäßigen Sold. In dieser Beziehung kann er sich mit Cyrus, mit Epaminondas, mit jedem großen Feldherrn des Alterthums an Kriegsruhm vergleichen. Dadurch brachte er in so kurzer Zeit eine so zahlreiche und so trefflich ausgerüstete Armee zusammen, wie Niemand jemals vor ihm; eine Armee, die zugleich gehorsam ist seinen Befehlen und geliebt von den Bürgern, die furchtbar ist dem Feinde in der Schlacht, und doch nie grausam gegen den überwundenen Feind, der die Waffen niedergelegt hat; eine Armee, die sich nie auf gewaltthätige Art an Person oder Eigenthum vergriff, die, verglichen mit dem Uebermuth, der Unmäßigkeit, der Gottlosigkeit und der Schwelgerei der Royalisten, von den Bürgern als Freunde begrüßt, als Gäste eingeladen wurden. Sie waren ein Halt für den Guten, ein Schrecken für den Bösen und die wärmsten Beschützer jeder Handlung der Frömmigkeit und Tugend."

In einer frühern Stelle macht Milton von der republikanischen Armee folgende Schilderung;

„Alle Freunde der Wahrheit erkennen an, daß unsere Armee jede andere übertrifft, nicht nur an Muth, sondern auch an Tugend und Frömmigkeit. Andere Heerlager sind der Schauplatz von Spielen,

Schwören, Lärmen und Schwelgerei; in dem unserigen wenden die Truppen ihre Zeit dazu an, in der heiligen Schrift zu forschen und das Wort Gottes zu hören; da ist nicht Einer, der es für ruhmvoller hält, den Feind zu besiegen, als die Wahrheit zu verbreiten; sie führen nicht blos einen Krieg mit Waffen gegen den Feind, sondern einen Krieg gegen sich selbst mit dem Evangelium. Und wenn wir den eigentlichen Zweck des Kriegs betrachten, welches Werk ziemt sich mehr für Soldaten, die ausgehoben wurden zur Vertheidigung der Gesetze, zur Beschützung unserer politischen und religiösen Institutionen? Sollten sie sich nicht vielmehr auszeichnen durch Sanftmuth und Bürgertugend als durch rohes und wildes Betragen? sollten sie es nicht für ihre wahre und eigentliche Bestimmung halten, statt den Samen der Zwietracht zu säen und Zerstörung zu ernten, der Menschheit Friede und Sicherheit zu verschaffen? Wenn einer oder der andere unter ihnen ist, der entweder durch Verführung oder durch eigene Geistesschwäche von diesem edeln Ziele abweicht, so sollen wir ihn nicht nur mit dem Schwert bestrafen, sondern vielmehr suchen, ihn durch Vernunft, durch Ermahnung, durch frommes Gebet zu Gott, der die Irrthümer der Seele zu zerstreuen und das göttliche Licht der Wahrheit dem Auserwählten mitzutheilen vermag, auf bessere Wege zu führen. Wir billigen und dulden keine Ketzereien, welche wirklich solche sind; aber wir wollen sie nur durch solche Mittel ausrotten, die dem Zweck entsprechen, durch Vernunftgründe und Belehrung, die einzigen wahren Heilmittel für gestörte Gemüther, nicht durch Schwert oder Geißel, als ob sie im Körper lägen". „Es sind keine Fremdlinge," fährt er fort, „keine Rotte von Miethlingen, geworben aus der Hefe des Volks, es sind größtentheils Leute aus bessern Lebensverhältnissen und mit ansehnlichen Glücksgütern, aus Familien, die weder entartet, noch geadelt sind; und wenn auch einige Arme darunter sind, so war es doch nicht Begierde nach Raub, die sie in das Feld führte, sondern die Noth der Zeit, die sie unter den kritischen Umständen und bei dem traurigsten Glückswechsel antrieb, die Befreiung ihres Vaterlandes aus den Krallen des Despotismus zu unternehmen."

Die begeisterte Lobrede auf Cromwell und die Armee führt Milton auf Fairfax, jenen Mann, „der die größte Tapferkeit mit dem größten Muthe verband und dessen fleckenloses und reines Leben ihn als besondern Günstling des Himmels hingestellt zu haben scheint. Wahrlich, mit Recht magst du aufgerufen werden, die Palme des Ruhms zu empfangen, wenn du dich auch von der Welt zurückgezogen hast und aufsuchst jene Schatten des Privatlebens, welche das Ergötzen von Scipio waren. Nicht nur den Feind hast du überwunden; du hast den Sieg davon getragen über jene Flamme des Ehrgeizes und über jene Ruhmbegierde, die so häufig die edelsten und größten Männer zu ihren Sklaven machen. Die Reinheit deiner Tugenden und der Glanz deiner Thaten verherrlichen jenes Glück der Ruhe, das du genießest und das dem Manne nach den Mühseligkeiten des Lebens den ersehnten Hafen gewährt. Von der Art war die selige Ruhe der Heroen des Alterthums nach einem Leben voll Anstrengung und Ruhm, welche die Dichter so darstellten, als ob sie in den Himmel aufgenommen und der Ehre und Glückseligkeit gewürdigt worden wären, an den Mahlzeiten der Götter theilzunehmen. Mag nun aber deine Gesundheit, wie ich hauptsächlich glaube, oder mag irgend ein anderer Beweggrund dich zu dieser Zurückgezogenheit bestimmt haben, davon bin ich überzeugt, daß dich nichts bewogen hätte, den Dienst deines Vaterlandes zu verlassen, wenn du nicht gewußt hättest, daß in deinem Nachfolger die Freiheit einen Beschützer und England einen Anker der Sicherheit und eine Säule des Ruhms finden würde. Denn so lange du, o Cromwell, unter uns weilst, kann Niemand, der auf den Allmächtigen baut, der Sicherheit Englands mißtrauen.“[21])

Hierauf wendet sich Milton an die übrigen Häupter der republikanischen Partei. Er preist Fleetwood, den er von der Knabenzeit bis zu seinem blühenden Mannesalter gekannt, und der sich ebensowohl durch Güte, Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit, wie durch Unerschrockenheit und Kriegsmuth ausgezeichnet habe; er rühmt die Heldenthaten Lambert's, Desborough's und Hawley's, die man stets im dichtesten Gedränge der Schlacht erblicke; er gedenkt mit Liebe des Helden von

Marstenmoor, Overton, mit dem ihn die Aehnlichkeit der Studien, die Anmuth seines Wesens und die mehr als brüderliche Uebereinstimmung ihrer Sitten seit vielen Jahren aufs innigste verbunden; er verherrlicht Whitelocke, Pickering, Strickland, Sydenham, Sydney („ein mit der Freiheit unzertrennlich verbundener Name!“), Montacute, Laurence („gleich ausgezeichnet durch hohe Bildung wie durch feinen Geschmack“) und viele andere Männer von Verdienst und Talent, die sich entweder im Senat oder im Felde berühmt gemacht. Mit einer feinen Wendung spricht er schließlich noch die Zuversicht aus, daß Cromwell in der Gesetzgebung solche Reformen vornehmen werde, wie sie die Freiheit und das Volksglück verlangten. Er erwartet von ihm, daß er den unsittlichen und nachtheiligen Bund zwischen der Kirchen- und Staatsgewalt trennen werde, er fordert ihn auf, jeden Religionszwang aus der Kirche zu entfernen und die Wechsler aus dem Tempel des Herrn zu treiben („denn Verfolgung wird nie aufhören, so lange noch Menschen durch einen nicht freiwillig gegebenen, sondern gewaltsam erpreßten Sold erkauft werden, das Evangelium zu predigen, was nur dazu dient, die Religion zu vergiften und die Wahrheit zu erwürgen“); er führt ihm zu Gemüthe, daß er viele alte Gesetze, die nicht sowohl vom Bösen abhalten, als das Gute verhindern, abschaffen und durch wenige neue ersetzen möge. Er solle nur solche Gesetze beibehalten, „welche, während sie die Missethaten der Bösen verhindern, nicht auch zugleich die unschuldigen Freiheiten der Guten vernichten, welche die Verbrechen bestrafen, ohne jene Handlungen zu untersagen, die nur gelegentlich durch Mißbrauch ungesetzlich werden können“; — wie es Dichterlinge gebe, die am Versemachen ein Gefallen fänden, so gäbe es auch Staatsmänner, deren größtes Vergnügen in der Einführung vieler und mannichfacher Gesetze bestehe; von diesen sollte er sich nicht verführen lassen. Er legt ihm die Nothwendigkeit ans Herz, für die öffentliche Erziehung besser zu sorgen und die Freiheit der Rede und der Presse zu achten. „Wenn du die freie Discussion der Wahrheit gestattest, ohne Gefahr für den Autor oder ohne Unterwerfung unter die Launen eines Einzelnen, was der beste Weg ist, die Wahrheit und

Erkenntniß blühen und gedeihen zu machen, so wird nie der Fall eintreten, daß der Tadel des Halbgelehrten, daß der Neid, die Engherzigkeit oder das Vorurtheil, das die Weisheit und die Entdeckungen Anderer mit dem Maaßstabe der eigenen Fähigkeit mißt, uns die Belehrung nach der eigenen Willkür spendet. Endlich, wenn du nicht fürchtest irgend eine Wahrheit oder Lüge anzuhören, wenn du aber niemals jenen dein Ohr leihest, die da vermeinen erst dann frei zu sein, wenn die Freiheiten Anderer von ihrer Willkür abhängen und die nichts mit so viel Eifer und Energie betreiben, als Geist und Körper der Menschen zu fesseln; welche trachten in den Staat die schlimmste aller Tyranneien, die Tyrannei ihrer eigenen schlechten Sitten und verderblichen Meinungen einzuführen, dann wirst du stets theuer sein allen Denen, die da wünschen, daß nicht blos ihre eigene Sekte oder Partei, sondern daß alle Bürger ohne Unterschied gleiche Rechte und gleiche Gesetze genießen. Und wer diese Freiheit nicht für hinreichend hält, der scheint mir mehr erfüllt zu sein von der Begierde nach eigener Herrschaft oder nach Anarchie als von der Liebe zu wahrer wohlgeordneter Freiheit!"[22])

Am Schluß der Vertheidigungsschrift richtet Milton folgende ernste Mahnungen an das englische Volk: „Es kommt sehr viel darauf an, Mitbürger! von welchen Grundsätzen ihr geleitet werdet sowohl bei Erlangung als bei Behauptung der Freiheit. Wenn nicht jene Freiheit, die von solcher Beschaffenheit ist, daß die Waffen sie weder erwerben noch vernichten können, die allein die Frucht der Frömmigkeit, der Gerechtigkeit, der Mäßigung und der unbefleckten Tugend ist, tiefe Wurzeln in euern Gemüthern und Herzen faßt: so wird der Mann nicht lange ausbleiben, der euch durch Verrätherei entreißen wird, was ihr mit den Waffen errungen habt. Der Krieg hat schon Viele groß gemacht, die sich im Frieden klein erwiesen. Wenn ihr nach Beendigung der Mühseligkeiten des Kriegs die Künste des Friedens vernachlässigt, wenn euer Friede und eure Freiheit nur in der Waffenführung bestehen, wenn Krieg eure einzige Tugend, euer höchster Preis ist, dann werdet ihr bald finden, daß der Friede euern Interessen entgegen sei. Euer Friede wird dann nur ein leidenvoller Krieg sein, und was ihr euch als

Freiheit dachtet, wird sich als die schlimmste Knechtschaft ausweisen. Wofern ihr nicht durch Frömmigkeit, aber nicht durch jene schaumige und geschwätzige, sondern durch die werkthätige, lautere und aufrichtige Frömmigkeit, den Horizont eures Geistes von jenen Nebeln des Aberglaubens reinigt, die ihren Ursprung in der Unkenntniß der wahren Religion haben, so werden sich immer solche finden, die eure Nacken an das Joch fügen, als ob ihr Zugthiere wäret, die trotz aller eurer Siege, euch dem Höchstbietenden überlassen, gleich als wäret ihr nur Kriegsbeute, und die eure Unwissenheit und euern Aberglauben als reiche Quelle des Gewinns benutzen werden. Wofern ihr nicht eure Neigung zur Habsucht, zum Ehrgeiz, zur Sinnlichkeit unterdrückt und austreibt allen Hang zum Luxus und Wohlleben aus euch selbst und aus euern Kindern, so werdet ihr finden, daß ihr zu Hause einen hartnäckigern und unlenksamern Despoten hegt, als der war, den ihr im Felde bekämpftet; und selbst euer eigener Busen wird fortwährend ein unerträgliches Geschlecht von Tyrannen nähren. Diesen Feind müßt ihr daher vor allen andern zu überwinden suchen; dieser Feldzug begründet den Frieden; dies sind schwere, aber unblutige und weit ehrenvollere Triumphe als jene, welche durch Raub und Blutvergießen erkauft werden. Wofern ihr nicht als Sieger besteht in diesem Kriegsdienst, so ist es umsonst, daß ihr über den despotischen Feind im Feld gesiegt habt. Denn wenn ihr glaubt, es sei eine großartigere, wohlthätigere und weisere Politik, durch raffinirte Mittel die Einkünfte zu mehren, unsere See- und Militärmacht zu vergrößern, die Diplomaten fremder Staaten an List und Schlauheit zu übertreffen, vortheilhafte Verträge und Bündnisse zu schließen, als dem Volke lautere Gerechtigkeit zu spenden, den Gekränkten in seinem Recht zu schirmen, dem Elenden beizustehen und Jedem rasch zu seinem Eigenthum zu verhelfen — dann seid ihr im Nebel des Irrthums befangen und zu spät werdet ihr wahrnehmen, wenn die Täuschung verschwunden ist, daß ihr durch Vernachlässigung dieser als untergeordnet angesehenen Fragen nur euern eigenen Ruin und euer eignes Verderben begründet habt. Die Treue der Freunde und Verbündeten ist zerbrechlich und vorüber-

gehend, wofern sie nicht durch die Grundsätze der Gerechtigkeit befestigt wird; jene Reichthümer und Ehren, wornach die Meisten so begierig trachten, wechseln rasch ihre Herren; sie verlassen den Trägen und wenden sich dahin, wo Tugend, Fleiß und Ausdauer am meisten blühen. So bewirkt eine Nation den Fall der andern; so überwindet der gesundere Theil eines Volks den entarteten; so erlangtet ihr die Oberhand über die Royalisten. Wenn ihr euch aber in die nämliche Verderbniß stürzt, wenn ihr dieselben Ausschweifungen nachahmt und denselben Eitelkeiten nachrennt, so werdet auch ihr Royalisten werden gleich ihnen und dann ebenfalls in kurzem unterliegen, entweder den nämlichen Feinden, oder andern, die gestützt auf dieselben religiösen Grundsätze, auf dieselbe Ausdauer, auf dieselbe Rechtschaffenheit und Besonnenheit, durch die auch ihr stark geworden, mit Recht über euch triumphiren werden, da ihr euch in die Schwelgerei, das Wohlleben und die Trägheit der Monarchie versenkt habt. Dann, als ob Gott müde wäre, euch zu beschützen, wird man sehen, daß ihr euch aus dem Feuer gerettet habt, um durch den Rauch umzukommen, und die Verachtung, die euch dann treffen wird, wird so groß sein als die Bewunderung, die man euch jetzt zollt. Man wird aus euern Geschicken nur die weise Lehre ziehen, daß die echte und wahrhafte Tugend und Frömmigkeit unermeßliche Dinge müsse ausführen können, wenn schon die bloße Scheintugend, das übertünchte Abbild jener, so Gewaltiges unternehmen und theilwese durchführen konnte. — Und aus dem Abgrund des Verderbens, in den ihr dann gerathen werdet, wird nicht Cromwell, nicht eine ganze Brutusnation euch erretten können oder wollen. Denn wer möchte euch das unbeschränkte Stimm- und Wahlrecht verleihen und schirmen, wenn ihr es nur anwendet, um Creaturen eurer eigenen Partei, seien sie auch noch so unwürdig, oder gar Leute zu wählen, die keine anderen Verdienste haben, als daß sie euch reichliche Feste geben und im Uebermaß trinken lassen? Auf diese Art würde nicht Weisheit und Würdigkeit, sondern Wühlerei und Trunksucht bald die niedrigsten Schufte aus unsern Schenken und Schandhäusern, aus unsern Städten und Dörfern zu dem Rang und der Ehre von Senatoren

oder Volksrepräsentanten erheben. Und sollte die Verwaltung des Staats Leuten anvertraut werden, denen Niemand gern die Leitung seiner eigenen Angelegenheiten anvertrauen würde, sollte der Staatsschatz der Aufsicht solcher Männer übergeben werden, die ihr eigenes Vermögen in schändlicher Verschwendung durchgebracht haben, oder die öffentliche Kasse in solche Hände kommen, die sie durch ehrlosen Unterschleif zu ihrer Privatkasse umwandeln würden? — Sind Diejenigen geeignet, die Gesetzgeber einer ganzen Nation zu sein, die selbst nicht wissen, was Gesetz und Vernunft, was Recht und Unrecht, was krumm und gerad, was gesetzlich und ungesetzlich bedeutet? die da meinen, die Macht bestehe in Gewaltthätigkeit, die Amtswürde in ungestrafter Kundgebung der Frechheit? die der unsittlichen Kameraderie oder einer unedeln Rachsucht alle andern Rücksichten zum Opfer bringen? die ihre Genossen und Creaturen in die Provinzen absenden, um Steuern einzutreiben und Güter zu confisciren, großentheils lasterhafte und niederträchtige Männer, welche selbst ankaufen, was sie vorgeblich zum Verkauf aussetzen, und dadurch unermeßliche Reichthümer auf betrügerische Weise dem Staate entziehen und sich aneignen, die das ganze Land mit Raub heimsuchen und so in kurzem von Dürftigkeit und Elend zu Glanz und Wohlstand zu gelangen? Wer könnte solche diebische Knechte, solche Schergen ihrer Herren dulden? wer wird die Meister und Führer von Räubern für die geeigneten Wächter der Freiheit halten? oder wer wird glauben, daß er von den Würdeträgern des Staats (mag auch durch dieses Wahlverfahren ihre Zahl sich auf 500 belaufen) um eines Haares Breite mehr Freiheit erlange, wenn unter den Hütern der Freiheit selbst so viele sind, die dieselbe nicht zu genießen wissen, die weder deren Grundbedingungen verstehen, noch deren Besitz verdienen. — Solche Leute werden nach den Gesetzen der Natur niemals frei. Denn wie sehr sie sich auch mit ihrer Freiheit brüsten, sie bleiben Sklaven zu Hause wie im Felde, ohne es zu merken; und wenn sie es wahrnehmen, so pflegen sie wie unbändige Pferde, die den Zaum nicht ertragen können, das Joch abzuschütteln, aber nicht aus Liebe zur edeln Freiheit (die nur der Gute liebt und zu erringen weiß), sondern

angetrieben von Stolz und kleinlichen Leidenschaften. Aber wie oft sie es auch versuchen mögen mit den Waffen, sie kommen doch nicht zum Ziele; sie mögen ihre Herren wechseln, allein sie werden nie der Knechtschaft ledig. Dies widerfuhr den Römern, nachdem sie durch Ausschweifung erschöpft und durch Wollust entnervt waren, und es war noch viel häufiger das Loos der neuern Völker. — Anstatt euch zu ärgern oder Andern die Schuld beizumessen, müßt ihr stets bedenken, daß frei sein so viel heißt als fromm sein, weise sein, besonnen und gerecht sein, mäßig und enthaltsam und vor allem großmüthig und tapfer sein; und daß Solche, die das Gegentheil von alle dem sind, stets Sklaven bleiben. Und es trifft sich gewöhnlich, wie durch die vergeltende Gerechtigkeit Gottes, daß das Volk, das sich selbst nicht zu beherrschen, seine Leidenschaften nicht zu mäßigen vermag, sondern in der Sklaverei seiner Begierden liegt, zu einer unfreiwilligen Knechtschaft gezwungen und der Gewalt Derjenigen überantwortet wird, die es verabscheut. Auch ist es festgesetzt durch die Satzungen der Gerichte wie durch die Einrichtungen der Natur, daß Solche, die durch Blödsinn oder Geisteszerrüttung unfähig sind, sich selbst zu beherrschen, gleich Minderjährigen der Leitung eines Andern übergeben werden, und am wenigsten können Solche auserfehen werden, die Angelegenheiten Anderer und die Interessen des Staats zu überwachen. Ihr also, die ihr frei zu bleiben wünschet, werdet weise und hört auf Thoren zu sein; wenn ihr Knechtschaft für ein unerträgliches Uebel ansehet, so lernt der Vernunft gehorchen und euch selbst beherrschen und laßt vor allem fahren euern Hader, eure Eifersucht, euern Aberglauben, euern Frevelsinn, eure Raubsucht, eure bösen Begierden. Wofern ihr nicht alle Mühe anwendet, dies zu bewirken, so werdet ihr vor Gott und Menschen als unfähig erscheinen, die Freiheit zu genießen und euer Staatswesen selbst zu verwalten; ihr braucht dann, wie ein Volk in den Jahren der Kindheit, einen thätigen und muthigen Vormund, der die Leitung eurer Angelegenheiten übernimmt. — Was mich selbst betrifft, so glaube ich durch diese meine Bemühungen meinem Vaterland einigen Nutzen zu bringen; ich habe sie freudig übernommen und

hoffe, sie werden nicht ganz vergebens sein. Und ich habe meine Schutzschrift für die Freiheit nicht auf einen kleinen Kreis um mich beschränkt, sondern sie so allgemein und umfassend gemacht, daß die Gerechtigkeit und Vernunftmäßigkeit dieser ungewöhnlichen Ereignisse Jedermann einleuchten muß und nur dazu dienen kann, den Ruhm meines Vaterlandes zu erhöhen und die kommenden Geschlechter zur Nachahmung anzuregen. Wenn das Ende dem Anfang nicht entspricht, so ist das ihre Sache; ich habe mein Testament niedergelegt, ja, ich wage zu sagen, ich habe zum Andenken dieser gewaltigen Thaten ein Denkmal errichtet, das nicht so leicht untergehen wird. Wie ein epischer Dichter, der den Gesetzen dieser Dichtungsgattung nachkommt, sich nicht vornimmt, das ganze Leben seines Helden zu beschreiben, sondern nur irgend eine große Begebenheit seines Lebens, wie den Zorn des Achilles vor Troja, oder die Rückfahrt des Ulysses, oder die Ankunft des Aeneas in Italien, so wird es auch zu meiner Rechtfertigung hinreichen, daß ich nach Art eines Heldengedichts wenigstens Eine Großthat meiner Landsleute verherrlicht habe. Das Uebrige übergehe ich, denn wer könnte die Thaten eines ganzen Volkes aufzählen? — Wenn Ihr nach einer solchen Entfaltung von Muth und Kraft feig den Pfad der Tugend verlasset, wenn ihr etwas vornehmet, das eurer unwürdig ist, so wird die Nachwelt über euer Betragen zu Gericht sitzen. Sie wird sehen, daß das Fundament gut gelegt, daß der Anfang ruhmvoll war; aber mit tiefem Kummer wird sie bedauern, daß es an Leuten gebrach, die den Bau hätten vollenden können. Sie wird beklagen, daß mit solchen Anstrengungen und solchen Tugenden nicht mehr Beharrlichkeit verbunden war; daß die reiche Aussaat des Ruhms und der Heldenthaten aus Mangel an Kraft und Ausdauer nicht zur Reife und Ernte kam; daß es an Männern zur Ausführung fehlte, während es doch solche gab, die da rathen, ermuntern, begeistern konnten und die auch im Stande waren, den ruhmvollen Helden auf der glorreichen Bühne einen unverwelklichen Lorberzweig um die Stirne zu flechten."

6. Republik oder Monarchie?

Als nach Cromwell's Tod das republikanische Gemeinwesen Englands durch den Zwiespalt der Armee und des Parlaments mehr und mehr in Verwirrung gerieth und die herrschende Anarchie bei dem größten Theil der Nation den Wunsch erzeugte, der im Auslande lebende König Karl II. möchte zurückkehren und durch Wiederherstellung des Königthums dem Lande die ersehnte Ruhe und den lang entbehrten Frieden wiedergeben — da schrieb Milton seine letzte politische Flugschrift, deren vollständiger Titel lautet: „Der mögliche und leichte Weg, ein freies Gemeinwesen herzustellen, und die Vorzüge eines solchen, verglichen mit den Nachtheilen und Gefahren einer Restauration des Königthums in England." Es ist der Schwanengesang einer republikanischen Natur, der Schmerzensruf einer freien Seele, die nicht blos über den Untergang ihrer Ideale trauert, sondern die auch den ganzen Jammer, den eine rachsüchtige, aus Höflingen, Junkern und Prälaten zusammengesetzte Reaction über das Reich bringen würde, in prophetischem Geiste voraussieht. Der Flugschrift gehen zwei Briefe voran, einer an einen ungenannten Freund, worin Milton seine Freude über die Wiedereinsetzung des Langen Parlaments bezeugt und dann den beiden Factoren der Staatsgewalt, dem Heer und den Volksrepräsentanten, den Rath ertheilt, durch einen Vertrag ihre dermalige Macht und die republikanische Staatsform zu sichern, sich durch einen Eid zu verpflichten, Gewissensfreiheit zu achten und die Wiederherstellung der Monarchie zu verhindern und in allen Grafschaften aus zuverlässigen und gesinnungsvollen Leuten Volksräthe einzusetzen, und so der Republik eine demokratische Grundlage zu geben. Der zweite ist an den General Monk gerichtet, der sich noch immer als Republikaner gerirte und in öffentlichen Declarationen an Heer und Parlament vor den Gefahren einer Restauration warnte, während er doch schon insgeheim alle Vorbereitungen dazu getroffen hatte. In diesem Brief, der als merkwürdiger Beitrag zu den Beweisstücken von der großen Verstellungskunst des heuchlerischen Generals dienen kann, warnt Milton vor dem

unklugen Schritt, die vertriebene Königsfamilie wieder auf den Thron zu setzen und ihr somit die „Gewalt der Rache" anzuvertrauen, und theilt ihm darin die Grundzüge einer neuen Verfassung ohne König und Oberhaus mit, die derselbe dem nächsten Parlamente zur Annahme vorlegen sollte. Diese weiter unten näher angegebenen Grundzüge kommen der damals in den Niederlanden bestehenden Verfassung ziemlich nahe, für welche überhaupt Milton stets eine große Verehrung bezeigt.

Als Milton zur Abfassung der Flugschrift schritt, scheint er die Absichten Monk's bereits durchschaut zu haben und der dem Royalismus zugewendete Strom der öffentlichen Meinung konnte ihm als Wahrzeichen der nächsten Zukunft dienen. Um so ehrenvoller war es, daß er von seinen Gesinnungen kein Hehl machte, daß er es verschmähte, sich der neuen Sonne zuzukehren und durch rechtzeitige Sinnesänderung sich für die Zukunft sicher zu stellen. Die Schrift ist ein neuer Beweis von der Charakterfestigkeit und dem ernsten Streben dieser Puritaner. „Wenn man die unwandelbare Absicht hat, uns wieder in Knechtschaft zu führen," sagt er, „so gestatte man uns vor der langen Fastenzeit der Dienstbarkeit noch eine kleine Zeit der Beichte, damit wir uns noch einmal frei aussprechen mögen, ehe wir der Freiheit für immer Lebewohl sagen."

Die Schrift beginnt mit einer Darlegung der frühern politischen Lage, um das Verfahren des Parlaments zu rechtfertigen und seine Verdienste um die kirchliche und politische Freiheit der Nation ins Licht zu setzen. Um diese Freiheit fest und sicher zu begründen, hätte sich das Parlament weder an die bestehenden Staatsgesetze, noch an die kirchlichen Satzungen binden können; es hätte bei der politischen Umgestaltung auf das Naturrecht, „den Anfang und das Ende aller Regierung", und bei der kirchlichen Reform auf das Evangelium zurückgehen müssen. (Man sieht also, daß auch die Puritaner, wie die für den Grundsatz der Freiheit und Gleichheit begeisterten Franzosen der neunziger Jahre, die Welt nach philosophischen Begriffen und Doctrinen zu construiren gesucht.) Das Ziel ihrer Bestrebung sei die Begründung eines freien Staatslebens gewesen, wie es vor Alters unter den

Griechen und Römern bestanden; um dieses hohe Ziel zu erreichen, hätten die Edelsten des Volks Gut und Blut gewagt, sie hätten mit Kraft und Muth die ärgsten Feinde der Menschheit, Tyrannei und Aberglauben, bekämpft, sie hätten die Ketten des Königthums erfolgreich gebrochen. „Und alle diese Errungenschaften sollten nun wieder leichtsinnig hingeworfen werden? Die Feinde, die von Anfang an uns und unsere Thaten als unbedacht, aufrührerisch, heuchlerisch und gottlos verdammt haben, sollten jetzt den Triumph erleben, daß ihre feindseligen Prophezeiungen in Erfüllung gingen? Wird nun Englands Name den andern Völkern zum Gespötte dienen, gleich dem thörichten Bauherrn im Evangelium, der einen Thurm zu bauen begann und ihn nicht zu vollenden vermochte? Wo ist jener herrliche Staatsbau, den die Engländer aufführen wollten und von dem sie rühmten, er würde alle Königreiche überschatten und ein neues Rom im Westen werden? Das Fundament legten sie allerdings großartig, aber dann verfielen sie in eine Verwirrung, nicht der Sprachen, sondern der Parteien, gerade wie jene, die den Thurm von Babel zu bauen unternahmen, und haben kein anderes dauerndes Denkmal ihres Unternehmens hinterlassen als das Hohngelächter von ganz Europa, das um so mehr zu unserer Schande erschallen wird, wenn man unsere Nachbarn die Vereinigten Staaten ansieht, die in allen äußern Vortheilen uns nachstanden und nichtsdestoweniger das schwierige Werk mit Muth, Weisheit und Standhaftigkeit durchgeführt haben, sodaß sie jetzt unter glücklichen Institutionen leben und bis auf diesen Tag einen mächtigen und blühenden Freistaat besitzen." Er beklagt, daß die Früchte so heißer Kämpfe und Anstrengungen nun durch einen Act der Thorheit verloren gehen sollten, daß die republikanische Staatsform, die doch in den Schriften des alten und neuen Testaments als die der Menschheit angemessenste und Gott wohlgefälligste Einrichtung gepriesen werde, einer monarchischen Verfassung weichen müsse, die den Menschen herabwürdige. Man solle nur bedenken, welche nachtheiligen Folgen ein Hof auf die Sittlichkeit, auf das Ehrgefühl, auf den Freiheitssinn eines Volkes übe. Werde nicht durch den Einfluß eines Hofes, an den sich der ehrsüchtige Hof-

färtige und sittenlose Theil der weiblichen und männlichen Bevölkerung anschließe, alle Tugend und Moralität vergiftet, alle Menschenwürde, aller Freiheitsstolz, alles Unabhängigkeitsgefühl, die Quellen so vieler Großthaten, untergraben und in Servilismus und Schmeichelei verkehrt? nicht zu gedenken des Steuerndrucks und der Abgabenlasten, welche durch die Pracht der Hofhaltung, durch den Luxus, die Verschwendung, die Freudenfeste, die königlichen Mahle u. dgl. m. dem Volke aufgebürdet würden. Und um dieser Besitzthümer, die mit jeder Erbmonarchie unzertrennlich verbunden seien, wollten sie die schwer errungenen Güter ihrer Freiheit hingeben; wollten sich von neuem unter das Joch eines von niederträchtigen Schmeichlern, Sykophanten und Ohrenbläsern umgebenen Fürsten schmiegen? Alles Ungemach und Leid, aller Druck und Gewissenszwang, gegen die sie so lange und so muthvoll gestritten, würden in kurzem wiederkehren und neue Kämpfe hervorbringen, aber schwerlich würde ihnen die Vorsehung zum zweiten mal einen so glorreichen Sieg verleihen; das volle Maß der Freiheit, das sie jetzt besäßen, würde ihnen, einmal verscherzt, nie wieder zu Theil werden. Die Trägheit sei ihr böser Feind, sie sollten sich doch zu Herzen nehmen, was Salomo von der Ameise sage: „Gehe hin, du Fauler, siehe ihre Weise an, und lerne. Ob sie wohl keinen Fürsten, noch Hauptmann, noch Herrn hat, bereitet sie doch ihr Brot im Sommer und sammlet ihre Speise in der Ernte"; ob sie denn nicht so viel Geisteskraft und Verstand besäßen als das kleine Insekt? Es sei ein großer Fehler gewesen, daß man nicht gleich nach dem Umsturz der Königsmacht eine feste, auf dauerhafter Grundlage aufgebaute republikanische Staatsordnung begründet habe, die den jungen heranwachsenden Geschlechtern gewohnt und theuer geworden wäre. Daran sei theils die Ungeduld und Abneigung der Volksmasse, theils der Ehrgeiz einiger Führer im Heer Schuld gewesen. Aber es sei immer noch Zeit, das Versäumniß gut zu machen und eine gute und feste Staatsform ohne König und Oberhaus zu begründen. Man solle neue Parlamentswahlen ausschreiben und zwar nicht im Namen des Königs, sondern im Namen der Erhalter unserer Freiheit; würde nun das Volk seine wahre

Wohlfahrt ins Auge fassen, würde es festhalten an dem unschätzbaren Gute der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit, so müßte es seine Wahl auf achtbare, von Freiheitsgefühl und Republikanersinn erfüllte Männer richten und die Einrichtung und Leitung des ganzen Staates vertrauensvoll in ihre Hände legen. Dieses neue Parlament sollte nicht nur eine constituirende Versammlung sein, sondern zugleich der permanente Senat oder Nationalrath, der, als die eigentliche Repräsentation des Volks, die ganze Staatsgewalt in sich trüge und mit sicherer und starker Hand das Steuer zu führen hätte. Parlamente von vorübergehender Dauer hätten den großen Nachtheil, daß sie der Gesetzgebung und dem ganzen Staatswesen den Charakter der Wandelbarkeit, Bewegung und Neuerung aufdrückten und dem Ehrgeiz und der Aenderungssucht der Menschen einen zu großen Spielraum gewährten, und nur den einzigen Vortheil, daß sie die Versammlung vor einem Mißbrauch ihrer Gewalt und vor dem Laster der Trägheit, Schlaffheit und Corruption bewahrten. Diesem könnte man aber dadurch vorbeugen, daß jedes Jahr der dritte Theil der Mitglieder austrete und durch Neuwahlen ersetzt würde. So würde die Versammlung den Charakter der Stetigkeit mit der zu jedem gesunden Leben nothwendigen Bewegung und Veränderung verbinden.

Aber es scheint, daß das Verlangen nach einer festen und dauerhaften Ordnung und die Frucht vor jeder Neuerung so mächtig in der Nation war, daß Milton für nöthig hielt, diesen vernünftigen Vorschlag durch die Bemerkung zu entstellen, daß er einen permanenten Senat, der nur durch den Tod der einzelnen Mitglieder allmählich verjüngt würde, dieser „partiellen Rotation" vorziehe, ohne zu bedenken, daß dadurch dem gerühmten Vorzug der Uebung und Geschäftskunde das freie, rege Leben zum Opfer gebracht und somit der Versammlung der Keim des geistigen Todes eingepflanzt würde. Die der Geschichte von Athen und Rom, Sparta und Venedig entnommenen Beweisgründe für die nachtheiligen Wirkungen öftern Wechsels in den höchsten Rathsversammlungen geben Zeugniß, daß Milton keineswegs ein Bewunderer demokratischer Einrichtungen oder plebejischer Uebermacht gewesen, sondern daß er der Aristokratie der Tugend und Würdigkeit des

Talents und Verdienstes gehuldigt habe. Dies geht auch aus seinen Ansichten über die beste Wahlordnung hervor, wobei er keineswegs einem allgemeinen Wahlrecht das Wort redet, sondern vielmehr ein indirectes durch zwei oder drei Abstufungen durchgeführtes Wahlverfahren nebst einem Census empfiehlt. Daß Milton jedoch mit obiger Behauptung von den nachtheiligen Folgen einer „partiellen Rotation" des Senats nicht sein letztes Wort über diese Einrichtung gesprochen haben will, geht aus der spätern Bemerkung hervor, daß man zunächst nur die gegenwärtige Lage ins Auge fassen und die künftige Gestaltung der reifern Berathung der Nationalversammlung in ruhigern Tagen überlassen solle; jetzt wo periculum in mora sei, könne der Verfassungsbau nicht vollständig aufgeführt werden. Die sicherste Grundlage eines freien Staatslebens aber bleibt ihm stets eine gut geleitete Volksbildung und Erziehung, „worin die Jugend angehalten werde zur Liebe der Religion und aller bürgerlichen Tugenden, als Mäßigkeit, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Sparsamkeit und Gerechtigkeit; worin sie gelehrt werde, nicht auf Reichthum und Ehre allzu hohen Werth zu legen, Umtriebe und Ehrsucht zu hassen und ihre eigene Wohlfahrt und Glückseligkeit nur in Verbindung mit dem Frieden, der Freiheit und der Sicherheit des Staats zu suchen".

Eine solche Einrichtung kommt nach Milton's Ansicht nicht nur dem christlichen Musterstaate am nächsten — denn der wahre König der christlichen Menschheit sei der Heiland und Herr, der einstens wiederkommen und über die Seinen herrschen werde —, sondern sie ist auch leicht ausführbar und macht keine gefährliche und verletzende Güterausgleichung nöthig: „denn sicherlich kann in einem Gemeinwesen, wo die Würde der geistlichen und weltlichen Lords aufgehoben wäre, weder ein Einzelner, noch ein Stand einen solchen Reichthum oder ausgedehnten Besitz erlangen, daß man zur Erhaltung der Freiheit den Zaun eines agrarischen Gesetzes aufrichten müßte (ein Versuch, der nie von Erfolg und stets die Ursache großer Aufstände sei, außer wo man zu rechter Zeit bei der ersten Besitznahme damit begonnen). Eine solche Einrichtung würde uns auch von dem in jüngster Zeit aus den

Köpfen einiger ehrgeizigen Männer entsprungenen Projecte befreien, ein gewähltes Oberhaupt gleich dem Doge von Venedig an die Spitze des Staats zu stellen, ein Vorschlag, hinter dem eine Krone lauert; und es würde uns ferner vor der Gefahr sicher stellen, in der unsere Nachbarrepublik schwebt, daß unsere Freiheit durch Verträge an eine so mächtige Familie, wie das Haus Nassau geknüpft wäre, vor der wir stets auf unserer Hut sein müßten. Wir würden dann als die freieste Nation der Welt dastehen."

„Wie ganz anders wird sich unsere Lage gestalten," sagt Milton weiter, „wenn wir den König zurückrufen. Das Parlament, unter Einwirkung des Hofes gewählt, zum großen Theil aus unbedingten Anhängern des Königs bestehend, muß entweder der Regierung in Allem zu Willen sein, oder die edle Zeit wird mit ewigen Kämpfen um Volksrechte und königliche Prärogative vergeudet, bis eine Auflösung erfolgt. Der Staatsrath wird nicht vom Parlament eingesetzt, sondern vom König aus seinen Schmeichlern und Höflingen; die Abgaben werden bedeutend erhöht werden, denn Bischöfe, Hofleute, Beamte und ein Schwarm von servilen Creaturen werden den Lohn fordern für vergangene Leiden und für bewiesene Treue und Anhänglichkeit. Ein hartes System der Reaction, der Rache und Verfolgung wird schwer auf uns lasten. Die künftigen Könige, eingedenk ihrer frühern Vertreibung, werden sich durch Beschränkung der Rechte und Freiheiten des Landes und durch Ueberwachung aller Regung und Lebensthätigkeit des Volkes gegen die Wiederkehr einer solchen Katastrophe sicherzustellen suchen und es werden die Worte Samuel's an euch erfüllt werden: „Wenn ihr dann schreien werdet zu der Zeit über euern König, den ihr euch erwählet habt, so wird euch der Herr zu derselben Zeit nicht erhören." Nicht blos der König, sondern auch alle seine Anhänger werden frühere Beleidigungen und Kränkungen im Gedächtniß haben und sich dafür rächen; Vergütungen und Entschädigungen werden verlangt werden; Anklagen, Untersuchungen, Processe, Angeberei, Verdächtigungen und wie die Uebel des Denunciantenunfugs in einer verfolgungssüchtigen Zeit alle heißen, werden über euch kommen und Haft,

Geldbuße, Verbannung und Vexationen aller Art gegen Schuldige und Unschuldige im Gefolge haben. Die Royalisten werden triumphiren und im Bewußtsein der königlichen Gunst euch mit Stolz, Uebermuth und Verachtung behandeln. Die teuflischen Libelle, die als Vorläufer erscheinen, die Schmähungen, Drohungen, Insulte der zahlreichen namenlosen Feinde, die jetzt aus ihren Löchern hervorkriechen, das hoffnungsvolle Siegesgeschrei und die triumphirenden Mienen der vornehmen Wüstlinge, der Lasterhaften, der Libertinen können euch als Vorzeichen Dessen dienen, was euch unter der Restauration erwartet." — „Und die „neu royalisirten" Presbyterianer mögen nur nicht glauben, daß der junge Widerruf ihre alten Thaten in Vergessenheit gebracht habe; — ihre frühern Feinde, mit denen sie jetzt gemeinsame Sache gemacht, werden sie nicht der Ehre würdigen, an demselben Joch mit ihnen zu ziehen; sie werden sie niederwerfen und ihren Pflug über ihren Rücken gehen lassen." — „Eine stehende Armee wird nöthig erscheinen; dazu wird man nicht die vorhandene nehmen, sondern aus den Cavalieren und leidenschaftlichsten Royalisten eine neue bilden, die sich als die Schergen der Tyrannei und die Dränger des Volks gebrauchen lassen." — „Dies ist das Loos, das uns unter der Monarchie erwartet, und doch wollt ihr abermals einem König übertragen, was ihr selbst thun könnt? Ist es denn eine so unaussprechliche Freude, dienstbar zu sein, ein so großes Glück, ein Joch zu tragen und durch ein angebliches Unterthänigkeitsgesetz in Fesseln gehalten zu werden?"

Die menschliche Freiheit, sagt Milton gegen den Schluß der Schrift, ist theils geistiger, theils bürgerlicher Art; beide finden nur in einer Republik die rechte Stelle und Pflege. Die echte Gewissensfreiheit, die in der freien Prüfung der heiligen Schrift ohne alle kirchliche Autorität besteht, kann blos in einem Gemeinwesen blühen und gedeihen. „Denn das Königthum, so gewaltig es auch aussieht, ist immer sehr feig, furchtsam, argwöhnisch und vor jedem Schatten erbebend; und wie man vor Alters bemerkt hat, daß es immer auf Solche, die wegen ihrer Tugend und Großmuth in Ansehen standen, den größten Arg-

wohn und Verdacht geworfen, so hat man in neuerer Zeit erfahren, daß es mit dem größten Mißtrauen und Zweifel die frommen und religiösen Leute betrachtet.“ Dann weist er auf die geringe Wahrscheinlichkeit hin, daß unter einem König, der von der Wiege an mit bischöflichen und päpstlichen Vorurtheilen genährt worden wäre und dem sein Vater in dem letzten Vermächtniß feste Anhänglichkeit an die Lehre und Einrichtungen der anglikanischen Kirche zur Pflicht gemacht, Gewissens- und Religionsfreiheit gestattet sein würde. Vor allem aber würde die Kirchenordnung der Presbyterianer und Independenten, worin viel von dem verhaßten Wort Freiheit vorkomme, harte Verfolgung zu erleiden haben.

Die zweite Art der Freiheit besteht nach Milton in der Gleichheit der Rechte und Ansprüche jedes Einzelnen nach seinem Verdienste, eine Gleichheit, die nur in einem Freistaate möglich sei. Das beste und leichteste Mittel, dies zu erlangen, findet er in einem republikanischen Föderativstaat nach Art der in der Folge in den Vereinigten Staaten Nordamerikas getroffenen Organisationen oder der damals in den Niederlanden bestehenden Verfassung mit einigen Verbesserungen. Jede Grafschaft sollte in ein freies Gemeinwesen mit einer oder zwei Hauptstädten verwandelt werden; in diesen Städten sollten die Gutsbesitzer und Landedelleute ihrem Stande entsprechende Häuser bauen und mit den angesehenern Bürgern vereinigt die Provinzial- oder Cantonalobrigkeit und Gerichtsbehörde bilden. Bei der Gerichtsverwaltung, von der jedoch eine Berufung an einen obersten, zugleich als Schiedsgericht der einzelnen Grafschaften fungirenden Gerichtshof gestattet sein sollte, könnte die vorhandene Gesetzgebung, an die das Volk gewöhnt wäre, in Anwendung kommen; neue Gesetze sollten von periodischen Versammlungen, die alle Provinzen beschicken müßten, nach Stimmenmehrheit aufgestellt und ohne Widerspruch befolgt werden. Der Leitung und Aufsicht dieser Provinzialräthe sollten auch die Anstalten zur Volksbildung in allen ihren Verzweigungen und Abstufungen anvertraut sein. Dadurch würde die Cultur bald eine größere Verbreitung erlangen und in die entlegensten Orte und Gegenden dringen; was zur Folge hätte, daß die ganze Nation gebildeter, tugendhafter und hochsinniger würde,

ein Ziel, das nur in republikanischen Staaten angestrebt und erreicht werden könne. „Monarchen werden dies nie gestatten; das Einzige, wornach diese vielleicht streben, ist zu bewirken, daß das Volk wohlhabend werde und in der Wolle sitze, damit sie es scheeren und sich zu ihrer königlichen Pracht und Ueppigkeit die Mittel verschaffen können; im übrigen suchen sie das Volk weichlich, niederträchtig, lasterhaft und servil zu machen, weil es sich so am leichtesten unterdrücken läßt. Es soll nicht blos mit Wolle versehen sein, es soll auch einen schafartigen Geist besitzen. Die monarchische Staatsform knüpft alle Zweige der Rechtspflege an den Thron, um die Gerechtigkeit als eine königliche Gnade erscheinen zu lassen; da doch nichts wesentlicher für die Freiheit eines Volks ist, als die Verwaltung des Gerichtswesens und die Mittel der öffentlichen Cultur in seiner eigenen Wahl und in seinem Bereich zu haben, damit Niemand gezwungen sei, an entfernte Orte zu reisen, um sein Recht oder seine Bildung zu holen." Aus den Provinzialräthen sollten dann die geeignetsten Mitglieder in den Nationalrath gewählt werden.

„Auf diese Weise", fährt Milton fort, „würden wir die Vereinigten Staaten von Holland an innerer Festigkeit und gleichartigem Organismus übertreffen." „Und wenn wir unsere See- und Landmacht, bestehend in einer treuen Armee oder in einer gutorganisirten Miliz, in unsern eigenen Händen haben, die Staatskasse unter unserer eignen Aufsicht steht, Gesetzgebung und Besteuerung von unserer eignen Abstimmung abhängig ist, die heimische Rechtspflege, Amtsführung und Bildungsanstalten unserer eignen Anordnung übergeben sind, aller Unterschied zwischen Edelmann und gemeinem Mann, wodurch das Staatsinteresse getrennt und geschwächt wird, wegfällt, was bleibt dann einem ständigen Rath noch übrig zur Corruption, zur Anmaßung, zu Uebergriffen?"

„Für jetzt habe ich sonst nichts zu sagen", so schließt Milton diese merkwürdige Schrift; „wenige gut überlegte Worte, wenige rechtzeitige Handlungen können uns noch retten. Aber wenn das Volk so entartet ist, daß es Religion und Freiheit preisgibt um des falschen und leeren Wahns willen, daß nichts als das Königthum Handel und Gewerbe

zurückzuführen vermöge; wenn es die Leiden und Plagen, mit denen uns Gott früher heimgesucht und die wir seitdem nicht mehr empfunden, vergißt, wenn es nicht einsieht, daß Handel und Betriebsamkeit nie mehr in Blüthe gewesen als in den republikanischen Gemeinwesen von Italien, Deutschland und den Niederlanden; ja, wenn dieser Handel und diese Gewerbthätigkeit ob der kostspieligen Lebensweise der Gewerbsleute so laut und ungestüm um Abhülfe schreien, daß nichts zu retten vermag, als die luxuriösen Ausgaben für Ueberfluß und Kleinigkeiten, sodaß wenn sich das ganze Volk nun der Mäßigkeit ergebe, es als eine gefährliche Sache erschiene und die Handelsleute über Mangel an Absatz Aufruhr machen würden, daß wir folglich Religion, Freiheit, Ehre, Wohlfahrt und alle menschlichen und göttlichen Dinge preisgeben müssen, um nur Handel und Betriebsamkeit zu erhalten; wenn endlich einst die Israeliten sich wieder nach den Fleischtöpfen Aegyptenlands zurücksehnten, so wir uns wieder unter das königliche Joch beugen, um in größerer Fülle und Glückseligkeit zu leben: — dann ist unser Zustand nicht gesund, sondern faul, sowohl in Religion als in politischem Verstand, und der Weg, den wir wandeln, wird uns bald in das mit dem Luxus unvermeidliche Uebel, fremde und heimische Knechtschaft, führen." — „Ich habe das gefährliche Wagstück unternommen, meine Meinung zur rechten Zeit auszusprechen und meine Mitbürger zu warnen. Es mag viele weise Männer unter uns geben, aber Früchte der Weisheit sind nicht viele zu bemerken und Solcher, die ihren Sinn auf das Große und Ganze richten, sind sehr wenige. Ich weiß wohl, daß die Sprache „der guter alten Sache" nur noch als eine Stimme in der Wüste gilt, daß ich nur zu Bäumen und Steinen spreche und gleich dem Propheten blos die Erde als Zuhörer habe — aber mag auch diese Schrift der letzte Hauch der sterbenden Freiheit sein, vielleicht wird Gott einst aus diesen Steinen und dieser Erde Männer erwecken, welche die Freiheit wiederbeleben und der Rückkehr nach Aegyptenland Einhalt thun."[23])

Anmerkungen.

1) Wenn Schiller in der Maria Stuart die Elisabeth sagen läßt:

— Mein Volk mag wählen,
Ich geb' ihm seine Majestät zurück;

so spricht sie ganz in Miltons Geist.

2) Am 9. Dec. 1608.

3) Alle diese Schriften werden weiter unten ihrem Inhalt und ihrem Zusammenhange nach besprochen.

4) Milton's erste Frau war bald nach der Hochzeit in das älterliche Haus zurückgekehrt und trotz der wiederholten Mahnungen ihres Gatten ein ganzes Jahr dort geblieben. Sie und ihre Familie waren royalistisch gesinnt. Als er schon mit dem Gedanken an eine Scheidung umging, trat eine Sinnesänderung bei ihr ein. Als sich Milton eines Tages mit einem Verwandten in St.-Martins-Lane, den er oft besuchte, unterhielt, wurde auf einmal die Thüre eines anstoßenden Zimmers geöffnet; er sah seine reuevolle Gattin, die sich ihm zu Füßen warf und ihn um Vergebung anflehte. Er vergab ihr und nahm sie wieder auf. Diese Scene hat vermuthlich den Dichter zu jener Schilderung im „Verlorenen Paradies" geführt (Gesang X), wo Eva den Adam um Friede und Vergebung bittet.

5) Die weiter unten angeführte Schrift: „Ueber die Stellung der Könige und Obrigkeiten".

6) Zu den bedeutenden Männern, deren Achtung und Freundschaft sich Milton durch seine Vertheidigungsschrift erworben, gehörte auch der Athener Leonhard Philaras, der sich als Gesandter des Herzogs von Parma am französischen Hof befand. Er schickte dem Dichter sein Bildniß nebst einem verbindlichen Brief, worin er den Wunsch aussprach, mit ihm in freundschaftliche Verhältnisse zu kommen. Milton's Antwort ist so fein und zierlich abgefaßt, daß man an die italienischen Humanisten des 16. Jahrhunderts dabei erinnert wird. Da der Brief auch noch ein anderes als blos formales Interesse hat, so wollen wir einen Theil desselben hier beifügen. Nachdem er ihm für sein werthvolles Geschenk gedankt und ihm die Versicherung gegeben, daß er den Beifall eines durch Geburt, Stellung und Eigenschaften so hervorragenden Mannes vor Allen andern schätze, fährt er fort: „Wenn Alexander der Große mitten unter seinen kriegerischen Unternehmungen gestand, daß er sich allen diesen Beschwerden aussetze, nur um das Lob der Athenienser zu erwerben, so kann ich mich in der That glücklich schätzen und es für die höchste Ehre halten, von einem Manne so gelobt zu werden, in welchem das Genie und die

Tugend der alten Athenienser, nach einem so langen Zwischenraum, wieder aufzuleben und aufs neue zu blühen scheinen. Da Ihre Stadt viele der beredtesten Männer hervorgebracht hat, so gestehe ich es sehr gern, daß ich alle meine Fortschritte in den Wissenschaften hauptsächlich dem langen und unermüdeten Studium ihrer Werke verdanke. Hätte ich von ihnen eine so kraftvolle Beredsamkeit gelernt, die mich in den Stand setzte, unsere Flotten und Armeen zu bewegen, daß sie Griechenland, den ursprünglichen Sitz der Beredsamkeit, von der türkischen Tyrannei befreiten (eine glänzende Unternehmung, für welche Sie beinahe unsere Hülfe anzuflehen schienen), so würde ich gewiß thun, was alsdann der erste Gegenstand meiner Wünsche wäre; denn was sahen die tapfersten und beredtesten Männer des Alterthums für rühmlicher und ihrer selbst würdiger an, als durch hinreißende Beredsamkeit und kühne Thaten die Griechen frei und zu ihren eigenen Gesetzgebern zu machen?" Er schließt seinen Brief mit der richtigen Bemerkung, es sei „zuerst nöthig, in den Gemüthern der neuern Griechen den Geist und die Tugenden ihrer Vorfahren zu erwecken", und setzt auf eine verbindliche Weise hinzu, „wenn dieses durch irgend Jemand geschehen könne, so dürfe man es vorzüglich von dem patriotischen Enthusiasmus und der Erfahrung seines vortrefflichen Freundes in Kriegs- und Staatsangelegenheiten erwarten". Dieser Brief ist vom Brachmonat 1652 datirt. Schon zwei Jahre vorher hatte Milton in dem „Iconoclast" denselben Wunsch ausgesprochen in der pikanten Bemerkung: „das Parlament habe dem König Karl gleich nach seiner Thronbesteigung mehr Geld bewilligt als zur Befreiung Morea's vom Joche der Türken erforderlich gewesen". Milton wurde bald nachher durch einen Besuch dieses edeln Atheniensers erfreut, welcher einen so zärtlichen Antheil an der Blindheit seines Freundes nahm, daß er bei seiner Rückkehr nach Paris über diesen Gegenstand an ihn schrieb. Die folgende Antwort Milton's enthält die besondern Umstände seiner Augenkrankheit und zeigt zugleich, mit wie großem und heiterem Muth er dieselbe ertrug.

An Leonhard Philaras.

„Da ich von meiner Kindheit an (wenn je irgend ein Sterblicher) besondere Achtung und Liebe für den griechischen Namen und vorzüglich für Ihre Vaterstadt Athen empfand, so war ich immer überzeugt, daß mir einst diese Stadt mein Wohlwollen gegen sie auf eine ausgezeichnete Weise vergelten würde; und der alte Genius Ihres edeln Vaterlandes hat nicht unterlassen, meine Ahnung zu erfüllen; er gab mir an Ihnen einen atheniensischen, mir auf das zärtlichste ergebenen Bruder. Obschon ich Ihnen nur aus meinen Schriften bekannt, und obschon Ihr Aufenthalt weit von dem meinigen entfernt war, so schrieben Sie mir doch zuerst in den verbindlichsten Ausdrücken und kamen nachher unerwartet nach London, besuchten einen Fremden, der Sie nicht sehen konnte, und setzten in einer Lage, die mich bei Niemand beliebter, vielleicht bei Vielen verachteter machen kann, Ihre Freundschaft gegen mich fort.

„Da Sie nun wollen, ich solle noch nicht alle Hoffnung, mein Gesicht wiederzuerlangen, aufgeben, indem Sie an dem Arzt Thevenot in Paris einen vertrauten Freund hätten, der in Heilung von Augenkrankheiten vorzüglich geschickt wäre, und den Sie meiner Augen wegen zu Rathe zu ziehen wünschten, wenn ich Ihnen nur einen Bericht ertheilen wollte, der ihn in den Stand setzte, die Quelle und Symptome meiner Krankheit einzusehen, so will ich Ihrer gütigen Aufforderung folgen,

daß es nicht scheine, als wollte ich eine Hülfe, die mir vielleicht von der Vorsehung zugeschickt wurde, von der Hand weisen.

„Es mögen ungefähr zehn Jahre sein, seitdem ich eine Abnahme und Verdunkelung meines Gesichts bemerkte, indem ich zu gleicher Zeit Blähungen und Druck in den Eingeweiden empfand. Selbst des Morgens, wenn ich, wie gewöhnlich, zu lesen anfing, fühlte ich sogleich Schmerzen in den Augen, und es schien, als ob ihnen das Lesen zuwider wäre, nach einer mäßigen Leibesbewegung aber erholten sie sich wieder; wenn ich auf ein Licht hinsah, so erblickte ich eine Art von Regenbogen um dasselbe. Nicht lange nachher entstand auf der linken Seite meines linken Auges (denn dieses fing einige Jahre früher als das andere an dunkel zu werden) eine Verfinsterung, welche mir Alles, was auf dieser Seite war, verbarg; wenn ich zufälligerweise mein rechtes Auge schloß, so kamen mir auch die Gegenstände, welche vor mir lagen, kleiner vor. In den letzten drei Jahren nahm das andere Auge nach und nach ebenfalls ab, und einige Monate, ehe ich das Gesicht völlig verlor, schien mir Alles, was ich sah, bald rechts, bald links herumzuschwimmen, obschon ich mich selbst nicht bewegte. Hartnäckige Dünste scheinen sich um mein Vorderhaupt und meine Schläfe festgesetzt zu haben und belästigen meine Augen, besonders nach dem Essen bis gegen Abend mit einer schläferigen Schwere, sodaß ich mich oft an den Zustand des Wahrsagers Phineus erinnere: „Schwarze Dunkelheit umgibt ihn, und in Todesschlaf versunken scheint die Erde unter seinen Füßen hinwegzurollen.“

„Aber ich darf nicht vergessen zu sagen, daß, ehe ich ganz meines Gesichtes beraubt war, sobald ich zu Bette ging und mich auf die eine oder die andere Seite kehrte, ein starkes Licht aus meinen verschlossenen Augen strahlte. Als hierauf mein Gesicht täglich schwächer wurde, so schienen dunklere Farben mit Heftigkeit und einer Art von innerem Geräusch hervorzubrechen. Jetzt aber, als ob alles Lichtartige ausgelöscht wäre, ergießt sich gewöhnlich eine völlige oder mit Aschgrau gleichsam durchflochtene Schwärze auf meine Augen; doch scheint die Dunkelheit, welche sie beständig umschwebt, sich sowohl bei Tag als bei Nacht immer eher dem Weißen als dem Schwarzen zu nähern und läßt, je nachdem das Auge sich bewegt, wie durch eine Spalte ein Bischen Licht zu.

„Wenn mir auch ebenso von Seite Ihres Arztes ein wenig Hoffnung übrig bleibt, so suche ich doch mein Gemüth als gegen ein unheilbares Uebel gefaßt zu machen und zu beruhigen, indem ich oft bedenke, daß, da der Tage Finsterniß, wie der weise Mann erinnert, viele uns Menschen zugezählt sind, meine Finsterniß bisher durch besondere Gnade Gottes, unter Arbeit und Muße in dem Umgang meiner Freunde weit erträglicher war, als die tödtliche Finsterniß, auf die er zielt. Denn wenn der Mensch, wie geschrieben steht, nicht vom Brot allein lebt, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht, warum soll sich Einer nicht auch mit dem Gedanken beruhigen, daß das Licht der Augen für ihn nicht das einzige sei, sondern daß er durch die Leitung oder Vorsehung Gottes genugsam erleuchtet werde?

„So lange er selbst also für mich in die Zukunft hinaussieht, so lange er selbst für mich sorget, wie er es thut, und mich vor- und rückwärts bei der Hand führt, wie mein ganzes Leben hindurch geschah, soll ich nicht mit Freuden meine Augen Sabbath halten lassen, weil es so sein Wille zu sein scheint? Was aber

immer der Erfolg Ihrer gütigen Bemühung sein mag, mein theurer Philaras, so sage ich Ihnen mit einem ebenso entschlossenen und standhaften Gemüth, als ob ich Lynceus selbst wäre, mein Lebewohl.

Westminster, Sept. 28, 1654."

7) Dieser Gedanke, daß England vorzugsweise vom Schicksale auserſehen sei, bei allen Reformen den übrigen Nationen als Muster und Vorbild voranzugehen, kommt in Milton's Schriften häufig vor.

8) Von Milton's erhabenen Ansichten über die Liebe geben viele Stellen im „Verlorenen Paradies" Zeugniß. Vgl. unten bei der Schrift über Ehescheidung.

9) Wir werden später noch Gelegenheit haben, durch andere ähnliche Angaben zu beweisen, daß das Lange Parlament ebenso unter dem Drange und Einflusse der Volksmasse stand, wie manche constituirende Versammlung in Deutschland während der Jahre 1848 und 1849. Die Worte lauten: — »in so much that the meanest artisans and labourers, at other times also women, and often the younger sort of servants assembling with their complaints, and that sometimes in a less humble guise than for petitioners, have gone with confidence, that neither their meanness would be rejected, nor their simplicity contemned; nor yet their urgency distasted either by the dignity, wisdom, or moderation of that supreme senate; nor did they depart unsatisfied.«

10) Aehnliche Ansichten und Gefühle finden sich häufig im „Verlorenen Paradies", z. B. im viertem Gesange:

———— Heil dir, o Liebe,
Der Ehe Liebe, treu, geheimnißvoll,
Des Menschenstammes Quelle, du allein
Dem Paradies geziemend, du vor Allem!
Durch dich ward schmachvoll, sündhaft wilde Lust
Von Menschen zu der Thiere Schwarm getrieben,
Durch dich, die auf Vernunft begründet, stets
Gerecht und rein, ward jeglich theuer Band,
Der Väter, Söhne, Schwestern, Brüder Liebe
Zuerst erkannt. Fern sei von mir die Lust,
Daß ich als Sünde dich und Tadel kündend,
Dich für unwürdig jenes Ortes halte,
Dich ew'gen Quell der häuslich süßen Lust,
Deß Bett als rein und unbefleckt gegolten
Für jede Zeit, das in Vergangenheit
Die Heil'gen, Patriarchen einst benutzt;
Dorthin nur sendet Liebe gold'ne Pfeile;
Hier glüht nur dauernd ihrer Lampe Schein,
Hier regt sie ihrer Purpurflügel Paar,
Hier herrscht sie voll Entzücken, nicht im Lächeln,
Das lieblos von der Buhlerin man kauft,
Als freudenlos und aller Süße baar,
Zufällige Genüsse nur entbietend;
Noch auch in Liebe, wie sie Höfe bieten,
Gemischter Tanz und üpp'ge Maskerade
Und mitternächt'ger Ball und Serenaden,
Die schmachtend ein Verliebter seiner stolzen
Und schnöden Schönen singt, als besten Lohn
Verachtung erntend.

(Im achten Gesang.)

Die Liebe
Verfeinert die Gedanken und erweitert
Des Menschen Herz; sie weilt in der Vernunft
Und ist die Leiter, die zur Himmelsliebe
Dich aufwärts führt, wodurch du nicht versinkst
In Fleischeslust; d'rum ward Genossenschaft
Für dich dort unter Thieren nicht gesucht.

— — — — — — — — — — — —

(Im neunten Gesang.)

Nichts ertheilt dem Weibe größ're Zier,
Als wenn sie mit Verstand den Haushalt leitet
Und ihres Gatten gute Werke fördert.
Doch hat der Herr uns Arbeit nicht so streng
Befohlen, daß wir uns Erfrischung auch
Versagten, ob an Nahrung oder Rede,
Der Seele Nahrung, oder an Verkehr
Des süßen Lächelns und beglückter Blicke.
Es ist das Lächeln aus Vernunft entsprungen,
Den Thieren all' versagt, und beut die Nahrung
Der Liebe dar, die Liebe selbst gehört
Nicht zu des Menschenlebens niedern Zwecken,
Denn zum Entzücken hat er uns geschaffen,
Nicht zu der mühevollen Arbeit Frohn,
Und hat Vernunft vereint mit dem Entzücken.

11) 1. Kor. 7, 12. 13. 14. 15. Den andern aber sage Ich, nicht der Herr: So ein Bruder ein ungläubig Weib hat, und dieselbe läßt es sich gefallen, bei ihm zu wohnen, der scheide sich nicht von ihr. Und so ein Weib einen ungläubigen Mann hat, und Er läßt es sich gefallen, bei ihr zu wohnen, die scheide sich nicht von ihm. Denn der ungläubige Mann ist geheiligt durch das Weib, und das ungläubige Weib wird geheiligt durch den Mann. Sonst wären eure Kinder unrein; nun aber sind sie heilig. So aber der Ungläubige sich scheidet, so laß ihn sich scheiden. Es ist der Bruder oder die Schwester nicht gefangen in solchen Fällen. Im Frieden aber hat uns Gott berufen.

12) Als das Manuscript bereits im Druck war, kam uns die mittlerweile erschienene Uebersetzung der »Areopagitica« von Dr. Richard Roepell (Berlin 1851) zu Gesichte. Wir freuen uns dieser gleichzeitigen Begegnung, wenn wir auch keinen Gebrauch mehr von der Arbeit machen konnten.

13) Selbst der freisinnige Milton war also so sehr in der puritanischen Strenge befangen, daß er an den ländlichen Gesängen und Tänzen um den Maibaum Anstoß nahm!

14) Die Anhänger des Königs schienen über dieses ungeschickte Machwerk selbst beschämt gewesen zu sein, daher in den folgenden Auflagen das Gebet wegblieb.

15) Auf die Expedition von Cadiz wurde folgendes Spottgedicht verbreitet:

There was a crow sat on a stone,
He flew away — and there was none!
There was a man that ran a race,
When he ran fast — he ran apace!

There was a maid that ate an apple,
When she ate two — she ate a couple!
There was an ape sat on a tree,
When he fell down — then down fell he!
There was a fleet that went to Spain,
When it returned — it came again.

16) Auch Friedrich II. von Preußen war der Ansicht, der König sei der erste Diener seines Volkes. Er schrieb: „Es gibt kein Wohl als das allgemeine des Staats, mit dem der Fürst unauflöslich verbunden ist. Er muß sich unaufhörlich zurufen: daß er Mensch wie der geringste seiner Unterthanen und daß er der erste Diener des Staats ist.“ In der vortrefflichen Instruction an Karl Eugen von Würtemberg sagt er: „Wenn elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen können, so ist es nur durch die Wohlthaten, die sie über Menschen verbreiten, nicht durch Gewaltthätigkeiten. Glauben Sie nicht, daß das würtemberger Land Ihretwegen geschaffen ist, sondern daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk glücklich zu machen.“

17) Unter Andern jener Athener Philaras, dessen Verhältniß zu Milton wir oben angegeben.

18) Er schildert sich als einen Mann von mittlerer Statur, nicht gar zu mager und mit hinlänglicher Stärke und Herzhaftigkeit ausgerüstet, sodaß es ihm in seinen gesundern Tagen weder an Geschicklichkeit noch an Muth gefehlt habe, das Schwert, welches er beständig bei sich getragen, zu gebrauchen; da er sich mit Fleiß im Fechten geübt hätte, so glaube er jedem Gegner stehen zu können, wenn er ihn gleich an körperlicher Stärke überträfe; seine Gesichtsfarbe sei so wenig blaß (was ihm der Gegner vorgeworfen), daß man ihn in seinem vierzigsten Jahr gemeiniglich für zehn Jahre jünger gehalten; selbst seine Augen, obwohl gänzlich des Lichts beraubt, verriethen ihren Mangel nicht, sondern schienen im Gegentheil so fleckenlos und hell, als ob seine Sehkraft vorzüglich scharf gewesen wäre. „In diesem Stücke allein“, setzt er hinzu, „bin ich, und zwar sehr wider meinen Willen, ein Heuchler.“

19) Die Benennung „der große Salmasius“ erregt zum letzten mal seine Galle gegen den „Grammatiker und Kritiker“. „Nur der verdient diese Benennung,“ sagt Milton dabei, „der entweder große Thaten vollbringt, oder lehrt, wie man sie vollbringen könne, oder der sie, wenn sie vollbracht sind, mit angemessener Würde beschreibt; aber nur jene Thaten sind wirklich groß, welche das Leben glücklicher zu machen bezwecken, welche die unschuldigen Genüsse und Freuden des Daseins vermehren, oder welche den Weg bahnen zu einem künftigen Zustand von dauerhafterem und reinerem Glück. Hat aber Salmasius je etwas gethan, das dem gleich sieht?“

20) Dem Vorwurf, daß die Independenten sich an den Kirchengütern vergriffen, begegnet er durch die Hinweisung auf die Vorgänge in andern Ländern zur Zeit der Reformation und zieht dabei gegen die Selbstsucht und den Eigennutz der presbyterianischen Geistlichen los. „Sie erwarteten und wünschten, daß das ganze Kirchenvermögen, das den Bischöfen entrissen wurde, unter die Parochialgeistlichkeit würde vertheilt werden; denn es ist leichter, den tiefsten Abgrund auszufüllen, als die Habgier des Klerus zu sättigen; — sie sollten eher Schafe als Hirten genannt werden, denn sie werden mehr selbst gefüttert, als sie Andere füttern“ — und an einer andern Stelle: „Einige von jenen Geistlichen, die noch vor kurzem mit solcher Heftigkeit gegen Pluralisten und Nonresidenten geeifert, wurden, nachdem die Einen

drei, die Andern vier Pfründen von den geschmähten Episcopalen an sich gebracht, nun selbst Nonresidenten, machten sich derselben Sünde schuldig, gegen welche sie so heftig losgezogen, und wurden somit die Opfer ihrer eigenen blitz- und donnerschnaubenden Wuth. Sie haben keinen Funken mehr von Scham und sind jetzt eifrige Verfechter des göttlichen Rechts der Zehnten geworden."

21) Milton preist ihn, daß er den Königstitel ausgeschlagen. „Denn wenn du durch einen Namen gelockt worden wärest, über den du als Privatmann so vollständig triumphirt und den du in den Staub getreten hast, so hättest du ebenso gehandelt, wie wenn du, nach der Unterwerfung irgend eines abgöttischen Volks unter dem Beistande des wahren Gottes, dann auf die Knie gefallen wärest und die Götter, so du besiegt, angebetet hättest."

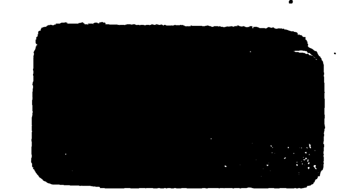
22) Diesen Gedanken hatte er in einem frühern Gedicht schon ausgesprochen, wo es heißt:

> That bawl for freedom in their senseless mood
> And still revolt when truth would sed them free.
> License they mean, when they cry liberty,
> For who loves that, must first be wise and good.

23) Kurz nach der Abfassung der obigen Schrift, als der Royalismus sein Haupt kühner emportrug, hielt der ehemalige Kaplan des verstorbenen Königs, Dr. Matth. Griffith, eine Predigt über Sprüche Sal. 24, 21: „Mein Kind, fürchte den Herrn und den König, und menge dich nicht unter die Aufrührerischen." Diese Predigt, die auch im Druck erschien, scheint nicht ohne Eindruck geblieben zu sein, weshalb Milton, vieleicht in denselben Tagen, als schon Anstalten zu Karl's II. Rückkehr getroffen wurden, sie einer scharfen Prüfung und Widerlegung unterwarf. Die Kritik gibt, wie die obige Schrift, Zeugniß von der ungebrochenen Kraft, Klarheit und Ueberzeugungstreue Milton's und wir tragen kein Bedenken, sie den gelungensten Streitschriften desselben beizuzählen. Er widerlegt die Rede Schritt vor Schritt, deckt die falschen Auslegungen der Schriftstellen auf und verficht die republikanische Staatsform ohne allen Rückhalt und Ausflüchte. „Freie Staatsformen", sagt er, „haben immer als die geeignetsten und glücklichsten gegolten für gebildete, tugendhafte und thatkräftige Nationen, bei denen verständige und der Regierung würdige Männer vorhanden waren, die Monarchie dagegen als die geeignetste, ein entartetes, verderbtes, träges, hochmüthiges und luxuriöses Volk in Unterwürfigkeit zu halten. Wenn wir wünschen, den ersteren beigezählt zu werden, so ist nichts besser und nichts edler für uns, als ein freies Gemeinwesen; wenn wir uns aber selbst zu den letztern verdammen, an unserer eigenen Tugend, Thatkraft und Fähigkeit verzweifelnd, so mögen wir uns dann, im Bewußtsein unserer eigenen Unwürdigkeit einer bessern Regierungsweise, trauernd und kleinmüthig der für uns geeigneten Botmäßigkeit fügen." Da die Gründe, die er vorbringt, in den früheren Staatsschriften bereits angegeben sind, so ist es nicht nöthig, auf die kurze Kritik näher einzugehen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.






89097239750
b89097239750a
Digitized by Google